R
Ger. Lit.
D

A

Deutsche Rundschau

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band CLXXIX

(April — Mai — Juni 1919)

164 H15
29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Caftor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, A. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.179

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunundsiebzigsten Bande (April — Juni 1919).

Seite

Rudolf Pechel. Zum Geleit 1
Heinrich Friedjung. Kaiser Franz Josef. Eine Charakteristik . . 4
Karl Holl. Das Verhältnis von Staat und Kirche im Licht der Geschichte 24
Fritz Schumacher. Unser künstlerisches Verhältnis zum Auslande 42
Freiherr von Freytag-Loringhoven. Heeresverfassung und Volksmoral 63
Wilhelm Schäfer. Das Buch der Kaiser. (Aus der Geschichte der deutschen Seele) 74
Harry Maync. Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk. (Fortsetzung) II 105
J. von Uexküll. Biologische Briefe an eine Dame. (Fortsetzung) II 132
Franz Fromme. Niederdeutsche Neuerscheinungen. V. Timm Kröger 149
Literarische Neuigkeiten 160
L. Raschdau. Aus der Werkstatt des ersten deutschen Kanzlers. Neue Schriftstücke aus der amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck. I 161
Friedrich Meinecke. Die geschichtlichen Ursachen der deutschen Revolution 177
Josef Friedrich Perkonig. Ein wunderliches Geigenspiel des Wolfgang Amadé. Novelle 195
Woldemar von Seidlitz. Leonardo da Vinci. Zu seinem vierhundertsten Todestage 210
Paul von Sokolowski. Ex Oriente Lux 228
Hermann von Rosen. Wilsonismus und Bolschewismus . . 244
Karl Engelmann. Aus Bodenstedts Leben. Mit unveröffentlichten Briefen an seine Braut aus den Jahren 1847 bis 1847 260
J. von Uexküll. Biologische Briefe an eine Dame. (Fortsetzung) III 276

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Harry Mayne. Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk. (Fortsetzung) III 293
Carl Krebs. Aus dem Berliner Musikleben 306
Richard Hetz. Zum Verfassungsrecht des Deutschen Reiches 316
Literarische Neuigkeiten 319
L. Raschdau. Aus der Werkstatt des ersten deutschen Kanzlers. Neue Schriftstücke aus der amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck. II (Fortsetzung) 321
Peter Mont. Deutschösterreichs Südgrenze 339
Marie von Bunsen. Auf mecklenburgisch-märkischen Gewässern. Schwerin bis Potsdam. I 344
Kurt P. Sachs. Das Brennstoffproblem — eine Lebensfrage 368
Theophile von Bodisco. Der Vagabund. Novelle 390
Hanns Wolfgang Rath. Eduard Mörike und der grüne Esel. Ein unbekanntes Kapitel zur Geschichte der schwäbischen Dichterschule. I 402
Wilhelm Bölsche. Der Brehm 416
Harry Mayne. Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk. (Schluß) IV 437
J. von Uexküll. Biologische Briefe an eine Dame. (Schluß) IV 451
Otto Freiherr von Taube. Zwischen Morgen- und Abendland 469
Albert Dresdner. Handwerk und Kleinstadt 472
Literarische Notizen 475
Literarische Neuigkeiten 478

Zum Geleit.

Als im Jahre 1874 Julius Rodenberg die „Deutsche Rundschau" begründete, ergaben sich aus der Selbstverständlichkeit jener Zeit, die wohl von einer Fülle der Probleme bewegt, aber doch in erster Linie von dem Glücks- und Sicherheitsgefühl der erkämpften Reichseinheit gesättigt war, ohne den Zwang eines ausgesprochenen Für oder Wider die klaren Richtlinien für eine Monatsschrift, die eine umfassende Schau über alle Provinzen von Kunst, Kultur, Wissenschaft und Leben geben wollte. Alles, was im aufblühenden Deutschen Reich an bedeutender Geistigkeit vorhanden war, fand sich hier zusammen. Die Namen der Mitarbeiter aus den ersten Jahren wie v. Sybel, Verdy du Vernois, Lasker, Auerbach, Anastasius Grün, Storm, Geibel, Keller, C. F. Meyer, Heyse, um nur einige zu nennen, sprechen für sich. Es erübrigt sich, zumal an dieser Stelle, von Julius Rodenbergs und seiner Zeitschrift Bedeutung, die besonders in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine schlechthin überragende war, zu reden. Was er geleistet, gehört der Geschichte des deutschen Geisteslebens an.

Als dann mit seinem Leben das Steuer der „Deutschen Rundschau" im Juli 1914 seiner müde gewordenen Hand entglitt, trat Bruno Hake die Nachfolgerschaft an, voll festen Willens und reinsten Strebens, getreu der großen Vergangenheit das Werk fortzusetzen und im Sinne einer neuen Generation auszubauen. Ihm hat der Krieg und sein Soldatentod in Flandern verwehrt, sein Ziel zu erreichen, ja — tragisch genug — seine Lebensaufgabe in ernster Arbeit nur erst in Angriff zu nehmen.

Als verpflichtendes und schmerzlich-teures Vermächtnis ist nun mir das Amt des dritten Herausgebers der „Deutschen Rundschau" übertragen worden. In Rücksicht auf die außergewöhnlichen Zeitumstände, die gebieterisch eine entschiedene Stellungnahme und reinliche Scheidung fordern, sei es mir vergönnt, entgegen dem bewährten Brauch, daß der Herausgeber nur seine Zeitschrift für sich zeugen lasse, in kurzen Strichen ein Programm zu entwickeln.

Geschult durch Julius Rodenberg selbst, der meine ersten Schritte im Beruf des tätigen Schriftstellers lenkte, und dessen hohe Auffassung seiner Pflichten ich auch im näheren persönlichen Verkehr kennen lernen durfte, in engster Freundschaft Bruno Hake verbunden, erachte ich es als meine vornehmste Pflicht, bei der Fortführung ihrer Arbeit die Anpassung der Zeitschrift an die ernsten Forderungen der über uns gekommenen Zeit in Treue gegen ihr Andenken unter voller Wahrung der alten Tradition der „Deutschen Rundschau" anzustreben.

Unbeirrt durch Tageslosungen und Zeitphrasen, über dem Kampf der politischen Parteien stehend, der den Gesichtswinkel verengt, wird die „Deutsche Rundschau" ihren Weg in ruhiger Stetigkeit verfolgen. In dem fürchterlichen Zusammenbruch und tiefsten Schmerz über den Verlust von Unwiederbringlichem, das vielen den wertvollsten Teil ihrer geistigen Existenz bedeutete, bekennt die „Deutsche Rundschau" stärker denn je ihren Glauben an die unzerstörbaren Kräfte ihres Volkes, die sie durch die positiven Zeugnisse von deutschem Geist und deutscher Kunst aufzurichten, zu stärken und zu mehren bemüht sein wird, als treue Hüterin unseres Schatzes an geistigen und kulturellen Werten, die unseres Volkes unverlierbarer, jetzt einziger Besitz sind. In dieser Zeit der nationalen Schmach und Entwürdigung wird sie mit schmerzlichem Stolz den stärksten Nachdruck darauf legen, daß sie nicht aus Zufallswahl den Namen „Deutsche Rundschau" trägt, und wird bestrebt sein, frei von aller jetzt mehr denn je unerträglichen Überheblichkeit und Unduldsamkeit, durch die Tat zu erweisen, daß der deutsche Geist ein Nationalgefühl, wie es völkisch geschlossenere Länder lange schon besitzen, zu schaffen fähig ist — aus der innersten Überzeugung heraus, daß ein in dem Glauben an die tragende Kraft dieser Idee verankertes Deutschland trotz Elend und Besudelung durch fremde und eigne Hand nicht zugrunde gehen kann, weil ohne ein solches Deutschtum die ganze Kulturwelt ärmer und dunkler sein würde. Aus der durch den Schmerz vertieften und geläuterten Liebe zu ihrem zertretenen Volk, dessen Vorzüge sie auch in seinen Fehlern zu finden weiß, wird ihr jede Hemmung zum Ansporn letzter Kraft, jedes Schmähen zur Stärkung des stolz-bescheidenen Bewußtseins eigenen Wertes werden. Aus dem geistigen Großdeutschland, für das es trennende Grenzen nie gegeben hat, wird sie Helfer und Zeugen werben — an denen es nirgends fehlt, wo die Quelle deutschen Geistes rein und kräftig fließt — in besonderer Anteilnahme an den Stammesverwandten in Österreich und den baltischen Landen.

Gegenüber dem unheilvollen Einfluß, den ein Literatentum ohne Verantwortlichkeitsgefühl, krasser Dilettantismus und bare Unbildung ohne inneren Halt und Gesinnung überall gewonnen haben, wird die „Deutsche Rundschau" in scharf betontem Gegensatz den geistigen Führern zum Wort verhelfen, die allein zum Urteil berufen sind, dank einer überkommenen historischen Bildung und der Sittlichkeit, die aus der Kenntnis der Zusammenhänge und dem Gefühl, der Menschheit Rechenschaft zu schulden, fließt. Gestützt auf den Goetheschen Spruch:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Die „Deutsche Rundschau" verschließt sich der Erkenntnis nicht, daß gegenüber dem Neuen, das durch die Umwälzung, deren Richtung und Ziel zurzeit noch niemand zu übersehen vermag, hereingebrochen ist, die alten Gedankengänge und

geistigen Waffen nicht immer ausreichen werden. Darum wird sie sich ohne Bedenken in unerschüttertem Glauben an die Kraft des Geistes jedem Neuen öffnen, das als lebenschaffend und wegweisend sich darstellt, auch wenn es notgedrungen anfänglich noch das Kleid des Irrtums trägt — sofern nur der Bringer neuer Erkenntnis fähig ist, seine Gedanken in den großen Zusammenhang jeden Geschehens einzuordnen und einem höheren Gesetz als dem der Konjunktur folgt. Die Neuordnung der Grundlagen allen menschlichen Getriebes wird sie vom Standpunkt der Unbefangenheit und geistigen Freiheit des kulturellen Menschen betrachten, der ohne Beklemmung auch die Fahrt zu neuen Ufern antritt.

Insonderheit wird die „Deutsche Rundschau" bemüht sein, in der erzählenden Kunst unserer Tage alles, was stark und lebensfähig ist, pflegsam zu beachten und zu fördern, und sich nicht scheuen, auch den Jungen und Jüngsten eine Stätte zu bereiten, wenn sie würdige Nachfahren der großen Ritter vom Geist sind.

So will die „Deutsche Rundschau" auch künftig, von hoher Warte aus, ein umfassendes und überzeugendes Abbild geben von deutscher Art und Kunst durch vollgewichtige Beiträge aus allen Zweigen des Wissens, getragen von dem festen Willen zur Sache, der allein innere Sicherheit und Stete verbürgt — allen Schwierigkeiten der Zeit zum Trotz.

Rudolf Pechel.

Kaiser Franz Josef.

Eine Charakteristik.

Von

Heinrich Friedjung.

Nicht bloß die Außenstehenden, auch viele von den Männern, die dem Kaiser Franz Josef in hohen Stellungen gedient haben, vermißten bei ihm die ausgesprochene, sich fest einprägende Physiognomie. Daher die in Österreich und anderwärts oft gehörte Klage, man kenne den Kaiser eigentlich nicht, er sei eine verhüllte Gestalt. Erzählten Personen, die zeitweise zu seiner Umgebung gehörten, von ihm, so glaubte man eines der flachgehaltenen Reliefbildnisse zu sehen, denen wohl die Umrisse zu entnehmen sind, innerhalb derer jedoch die Züge verschwimmen. Auch auf ihn könnten die Worte Machars angewendet werden:

Ein Schatten wandelt durch die Weltgeschichte,
Doch der ihn warf, ist nicht zu sehen.

Daher ist sein geistiges Bild schwer nachzuzeichnen. Es bedurfte eingehender Studien und sorgfältiger Umfragen, um in seine Eigenart einzudringen. Ein hoher Würdenträger, der kraft seines Amtes durch zwei Jahrzehnte fast täglich mit ihm verkehrte, bezeugte: „Der Kaiser war so zurückhaltend, daß er erst nach etwa fünf Jahren beständigen Umgangs volles Vertrauen zu mir faßte; erst dann fiel die Hülle und seine Persönlichkeit erschloß sich mir".

I.

Das Unpersönliche seines Wesens hatte, so seltsam es klingen mag, für das Regieren über so viele Länder und Völker einen gewissen Wert. Seine Natur störte nicht durch Schroffen und Ecken, er stellte sich nicht mit seinen Neigungen, Liebhabereien oder Temperamentsausbrüchen dem Gange der Dinge in den Weg. Als Erbe eines alten Geschlechtes erfüllt von dem sicheren Bewußtsein seiner überragenden Stellung, versuchte er nicht zu glänzen und sprach auch nie wie von der Schaubühne herab; Selbstbespiegelung oder gar Ruhmredigkeit war ihm fremd. Da er nur hervortrat und sprach, wenn es die Pflichten seines Amtes heischten, so war er durch sein Wort auch nicht

gebunden und bloßgestellt, so oft er umkehren und einen neuen Weg einschlagen mußte. Er hielt die Menschen in gemessenem Abstande von sich und thronte gewissermaßen in den Wolken. Der Mangel an Persönlichkeit war seine Schwäche, für sein Regiment jedoch wieder von Vorteil. Herrscher in Verfassungsstaaten tun überhaupt gut daran, mit ihrer Ansicht zurückzuhalten; diese Enthaltsamkeit mußte sich Franz Josef nicht erst abnötigen, sie lag ihm im Blute.

Nur in einem Betracht zahlte der Kaiser mit seinem Ich in vollhaltiger Münze. In seinem äußeren Gehaben war er immer der Kaiser und König, der nicht erst die Krone tragen und nicht mit dem Ornat bekleidet sein mußte, um als solcher zu erscheinen. Prunkvolle Abzeichen wären bei seiner vollen Natürlichkeit dem Eindruck eher abträglich gewesen. Ohne sich majestätisch zu geben, wirkte er durch seine tadellos vornehme Haltung, was besonders in einem Lande wichtig war, in welchem Hoch und Niedrig auf gesittete und gewinnende Lebensformen Wert legt; ein leiser Anflug von ihm anhaftender Schüchternheit flößte den Besuchern das Gefühl der Sicherheit ein. Ohne also durch sein Machtbewußtsein auf die sich ihm Nahenden zu drücken, war er einfach der Kaiser, wie sich der Österreicher einen Habsburger vorstellte. Dabei verstand er es, jedermann zuzuhören, was das eigentliche Merkzeichen genossener guter Erziehung ist, die letzte Ursache der Volkstümlichkeit nicht bloß eines Herrschers, sondern jedes Mächtigen. Dazu die Ritterlichkeit im Verkehr mit Frauen, die ihm bis ins höchste Alter eigen war. Seine Haltung war ungezwungen aber würdevoll, wohlwollend aber nicht vertraulich, er behandelte jeden seiner Untertanen mit gewinnender Höflichkeit, ohne irgendwie durch Herablassung zu beschämen. Er ging mit seiner Persönlichkeit völlig in dem höchsten Amt auf, und das war der ihm eigene Wesenszug.

Nun aber die Kehrseite: die geistigen Gaben des Kaisers reichten nicht an die Höhe der Mitgift äußerer Hoheit und Würde heran, die ihm von der Natur in die Wiege gelegt war.

Nur in der Aufnahmsfähigkeit für das an ihn Herantretende stand er über dem Durchschnitt. Sein Gedächtnis hielt ebenso treu die Gesichter und Namen von Personen fest wie die unendlich reichen Erlebnisse seiner Jugend und seines Alters. So gelangte er zu einer erstaunlichen Personenkenntnis, die sich auch über Österreich-Ungarn hinaus erstreckte. In den beiden Staaten der Monarchie war ihm kaum jemand vollständig fremd, der sich irgendwie hervorgetan hatte; er sprach mit den Diplomaten, Offizieren und Politikern wie jemand, der über ihre Leistungen ausreichend unterrichtet war. Für eine gute Grundlage seiner Bildung hatten seine kluge Mutter Sofie, die Tochter König Max I. von Bayern, sowie tüchtige Lehrer gesorgt. Liest man die Denkschriften, die dem bei der Thronbesteigung erst achtzehnjährigen Herrscher unmittelbar darauf von den Staatsmännern vorgelegt wurden, um ihn für bestimmte Maßregeln zu gewinnen, so sieht man, daß sie die staatlichen

Grundlagen bei ihm als bekannt voraussetzten, auch den Ton der Beweisführung hoch spannen durften.

Nicht so stand es bei ihm um die geistige Selbsttätigkeit. Aufzufassen und festzuhalten, war ihm leicht, selbständig sich zu geschlossenen Gedankengängen zu erheben, war ihm nicht gegeben. Er konnte zwar den ihm entwickelten Ideen ohne Mühe folgen, nicht aber die von ihm zu fassenden Entschlüsse aus eigener Kraft bis zu den letzten Konsequenzen durchdenken. Nicht daß ihm die logischen Operationen schwer geworden wären: er verfügte vielmehr über Klarheit in der Beweisführung. Es waren aber doch nur überkommene Vorstellungen, in denen er zu Hause war und mit welchen er dann selbst in langen politischen Gesprächen ohne Mühe hantierte. Aber auch bei ihm zeigte es sich, daß, um auf dem schwanken Boden der Politik selbständig zu entscheidenden Schlüssen zu gelangen, der nüchterne Verstand nicht ausreicht, daß dazu Schwung und Mut unerläßlich sind. Er hielt sich gewöhnlich an das Besondere und Einzelne, während die Gabe der Abstraktion, wie einer seiner Minister bemerkte, bei ihm nur schwach entwickelt war. Er verstand zwar alles Besondere des Regierungsgeschäftes so gut wie irgend einer seiner fürstlichen Zeitgenossen: selbst aber zu allgemeinen Begriffen aufzusteigen und sich dann auf der Höhe des einmal gefaßten Entschlusses zu erhalten, lag außerhalb der Grenzen seines Könnens.

Noch mehr fehlte es ihm an Phantasie, die unentbehrlich ist, um sich die künftigen Gestaltungen auch des staatlichen Lebens mit voller Deutlichkeit vorzustellen. Der künstlerische Zug der österreichischen Volksart war ihm versagt. Er war eine nüchterne Natur, so daß zwar die Phrase über ihn glücklicherweise keine Gewalt hatte, wogegen er sich wieder nicht zu weiten Ausblicken erheben konnte. Einem Herrscher werden sonst häufig geistreiche oder doch treffende Worte in den Mund gelegt; es ist aber bezeichnend, daß von ihm fast gar keine Aussprüche dieser Art im Umlauf waren, eher noch Worte mit leisem humoristischen Anklang. Die oft spaltenlangen Berichte der Zeitungen über seine Empfänge von Abgeordneten und Vertretern verschiedener Berufe brachten fast nur gewöhnliche Redensarten; man las viel Plattes darin, dafür aber auch nie etwas Unverständiges oder Gemachtes oder Übereiltes. Es wäre sündhaft, den gesunden Hausverstand zu unterschätzen, der sich in all dem bekundet, und damit ist er während seiner achtundsechzigjährigen Regentenlaufbahn so gut durchgekommen, daß er sich unter den Herrschern seiner Zeit in Ehren behauptete.

Sieht man von den Gaben ab, durch welche begnadete Geister sich über die Menge erheben, und prüft man die Fähigkeiten des Kaisers bloß darauf hin, wie er sich in den Staatsgeschäften zurecht fand, so wird das Urteil günstig lauten. Schon in seiner Jugend zeigte er in der Behandlung von Menschen und Dingen Gewandtheit und Sicherheit, so daß er auch ernste Beobachter für sich einnahm, was schon bei den von ihm geleiteten Ver-

handlungen des Fürstentages von Frankfurt 1863 der Fall war. Von dem früh zur Herrschaft Berufenen hatte man nicht die Sachkenntnis und Umsicht erwartet.

II.

Es ist eine Hauptschwäche seiner Regierung, daß er es nicht verstand, sich mit den an Talent und Charakter höchststehenden Männern seines Reiches zu umgeben. Den überragenden Köpfen, so in Österreich dem Handels- und Finanzminister Bruck oder dem Admiral Tegetthoff, in Ungarn dem älteren Grafen Julius Andrassy, stand er, wenn er auch eine Zeitlang ihren Ratschlägen folgte, eher mit Mißbehagen, selbst mit einer gewissen Eifersucht gegenüber, wie dies seiner der Begeisterung unfähigen Natur entsprach. Aufrechte Charaktere konnten sich nur schwer in seinem Rate behaupten; an dem Grafen Andrassy störten ihn die stolze Offenheit der Sprache, die machtvolle Stellung in seinem Vaterland, an Männern wie Tegetthoff, Schmerling und Ernst v. Plener die Unbiegsamkeit einer festen Überzeugung. Dagegen wußte er die große Zahl mehr oder minder tüchtiger Geschäftsmänner, die ihm im Laufe der Jahre zur Seite standen, gut zu verwenden, und sie rühmten seinen praktischen Blick. Es war leicht, mit ihm zu arbeiten, zumal seitdem sich die oft hervorbrechende Ungeduld des jungen Herrschers mit den Jahren gelegt hatte. In der zweiten Hälfte seiner Regierung war seine Umgebung voll Lob über die ruhige Klarheit seines Urteils wie über die Kaltblütigkeit, mit der er Überraschungen und Widerwärtigkeiten hinnahm.

Eine lange Regententätigkeit schärfte durch vermehrte Erfahrung diese Fähigkeiten, und er zeigte sich vielen auch hervorragenden Männern ebenbürtig in der Klugheit, wie er seine Zeit abzuwarten und das Kommen einer günstigen Zeitlage vorzubereiten wußte. Wie verstand er es doch, ein ihm unbequemes Ministerium sich abnutzen zu lassen! Das ihm unsympathische Bürgerministerium (1868—1870) überließ er, als es durch Zwistigkeiten in seinem Innern zerklüftet war, seinem Schicksal und entledigte sich seiner dann in guter Form. Im Beiseiteschieben dieses liberalen Kabinetts war es, soviel bekannt, das einzige Mal, daß er mit der römischen Kurie in geheime Verbindungen gegen seine verantwortlichen Ratgeber trat: das geht aus den Papieren des Grafen Langrand-Dumonceau hervor, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente. Solche Künste hatte er in Österreich, wo seine Macht größer war, nicht so notwendig wie in Ungarn. Hier aber bietet den besten Beleg für sein Verfahren das Schicksal des Koalitionsministeriums, in dem fast alle Parteiführer Ungarns, Wekerle als Präsident, neben ihm Kossuth, Andrassy und Apponyi saßen (1906—1910). Er ließ sie scheinbar gewähren, hemmte sie aber in allen ihren Anschlägen zur Lockerung der die zwei Staaten der Monarchie umschlingenden Bande; so kamen sie mit der ihnen ursprünglich ergebenen Parlamentsmehrheit in Widerspruch und rieben sich in kleinen Mißhelligkeiten

auf, bis für die Männer der Wahl Franz Josefs, Khuen-Hedervary und Stefan Tisza, die Bahn frei wurde.

Überhaupt war die Art bezeichnend, wie er seine Minister entließ. In Ungarn hielt er sich an die parlamentarischen Bräuche; in Österreich dagegen betrachtete er es für ungehörig, daß einer seiner Minister wegen einer Meinungsverschiedenheit seine Entlassung einreichte: sie hatten als treue Diener auszuharren, bis der Kaiser selbst fand, ihre Uhr sei abgelaufen. Bei einem solchen Anlasse sagte er dem Grafen Rechberg 1863 unwillig: „Ich lasse mir nicht den Strohsack vor die Tür setzen!" Aus gleichem Grunde zog sich Schäffle 1871 seine Ungnade zu. Er entließ seine Minister nicht aus Laune, sondern in der Regel dann, wenn die sich ihnen entgegentürmenden Schwierigkeiten so groß schienen, daß es nicht dafür stand, die Reibungen in der Staatsmaschine länger zu ertragen. Er persönlich scheute Auseinandersetzungen mit ihnen, es war ihm unbequem, ihnen Aug in Auge zu sagen, daß er ihrer überdrüssig sei, und er verlangte, sie sollten selbst fühlen, sie seien ihm eine Verlegenheit geworden. In jüngeren Jahren entzog er sich der Aussprache über die notwendige Trennung von einem Minister oft so lange, daß der zum Rücktritt Verurteilte völlig überrascht war. „Unmöglich!" so rief einer von ihnen beim Empfange des Abschiedsbriefes aus, „ich komme doch eben von Seiner Majestät, ohne von ihm einen Wink erhalten zu haben!" Furchtbar traf den Finanzminister Bruck der Streich, da er ungerechterweise von seinen Feinden beschuldigt war, sich auf Kosten des Staates bereichert zu haben: plötzlich vom Kaiser fallen gelassen, sah er sich den häßlichsten Gerüchten preisgegeben und gab sich in der Nacht nach dem Eintreffen des kaiserlichen Handschreibens selbst den Tod (1860). Der traurige Ausgang diente zur Warnung; von da ab erhielt der Betroffene den höflichen Besuch des Kabinettsdirektors, der ihn zum Einreichen des Entlassungsgesuches einlud. Demjenigen, der dem Kaiser in solchen Fällen die Trennung leicht machte, sich selbst anklagte, den Schwierigkeiten nicht mehr gewachsen zu sein, rechnete er dies hoch an. Immer aber wußte er die Männer, deren Dienste er benötigte, klug zu behandeln und für sich einzunehmen; zumal dem greisen Herrscher zu widerstehen, wenn er seine Liebenswürdigkeit entfaltete, war dem ihm ergebenen Ratgeber schwer möglich.

Mit den entlassenen Ministern, dies machte er sich zur Regel, sprach er nicht von Politik. Dasselbe galt von den Fachministern, die nur über die ihnen gezogenen Aufgaben zu berichten hatten. Die Ausnahmen galten für eine Auszeichnung. Sie alle hatten, wenn sie sich auch eine Zeitlang in der kaiserlichen Gunst sonnten, das Gefühl, er betrachte sie nicht als Berater, sondern als für ihre bestimmte Pflicht aufgenommene Diener. Dies gab er dem deutschgesinnten Ministerium Auersperg-Lasser 1871 gleich in der ersten Sitzung zu erkennen; hatte er es doch, nachdem das tschechenfreundliche Kabinett gegen des Kaisers Willen entlassen werden mußte, nur ungern ein-

gesetzt. Er riet den Herren, sich mit ihrer oft widerspenstigen Partei möglichst gut zu stellen, er persönlich werde ihnen keine Schwierigkeiten machen, denn, so sagte er nach dem Berichte Josef Ungers wörtlich: „Ich wechsle nicht gerne."

Für die schwachen Seiten der politischen Männer seines Reiches hatte Kaiser Franz Josef einen scharfen Blick. Dem guten Mittelschlag gab er den Vorzug vor genialen Naturen, aber er täuschte sich nicht über das unzureichende Können solcher Persönlichkeiten. Wiederholt kam er lächelnd darauf zu sprechen, wie die einander ablösenden Minister ihre Vorgänger herabsetzten, dagegen ihre eigenen Freunde und Anhänger über Gebühr priesen. Das Hasten und Jagen nach seiner Gunst erregte ihm Geringschätzung, und mehr als einmal beklagte er sich bitter über den Byzantinismus, der seine oft nur als Fragen hingeworfenen Bemerkungen als Wünsche oder Befehle auffaßte, so daß ohne sein Verschulden Unsachliches angeordnet wurde. Seine Menschenkenntnis reichte aber nur in der Negative aus; denn in der Regel wählte er zu seinen Vertrauensmännern doch nicht die geeignetsten, sondern die ihm bequemsten Persönlichkeiten. Beispiele hierfür sind außer Taaffe der von ihm mit Vorliebe verwendete Freiherr von Gautsch, besonders aber sein langjähriger Generalstabschef Beck, endlich der einflußreiche Kabinettsdirektor Adolf Braun.

Von der Schärfe seiner Kritik gab er einen merkwürdigen Beweis, als er sich wenige Monate vor seinem Tode zu Freiherrn von Plener über die während des Krieges begangenen militärischen und politischen Fehler ausließ. Es war erstaunlich, wie klar er sah und urteilte, aber noch überraschander, daß er sich ganz außerhalb des Geschehenen stellte und sich so gar nicht bewußt schien, es wäre doch *seine* Sache gewesen, die Mißgriffe zu verhindern. In der Kritik war er immer stärker als im eigenen Schaffen und Gestalten.

In den mittleren Bereichen der Politik, solange es sich nicht um beherrschende Ideen und weitreichende Entschlüsse handelte, war er ein kluger oder besser gesagt ein geschickter Regent. So mancher, der nicht selbst ein ungestümes Roß zuzureiten imstande wäre, hält sich für gewöhnlich doch gut im Sattel; er kommt solange mit seinem Pferde zurecht, bis es an einem Hindernis scheut und sich gegen die Zügel aufbäumt: dann erst zeigt sich die Kunst des guten Reiters.

III.

Aus dem allein wäre das große persönliche Ansehen Kaiser Franz Josefs außerhalb seines Reiches nicht zu erklären gewesen, noch weniger seine in den letzten Jahrzehnten ganz ungewöhnliche Volkstümlichkeit in Österreich und in Ungarn. Die Ursachen lagen in seinen trefflichen *Charaktereigenschaften*. Vor allem war er ein guter Hausvater und darin ein Muster für die Bürger seines Reiches. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig, schrieb

ihr fast täglich, wenn sie sich auf ihren zahlreichen weiten Reisen befand, und sah in der ihn an Bildung wie geistiger Feinheit überragenden Frau fast ein höheres Wesen; gegen die wundersamen Eigenheiten und Launen dieser phantasievollen, ruhelosen, sich jedem Zwange entziehenden Natur war er von nie ermattender Nachsicht. Die sich häufenden Unglücksfälle in seiner Familie rührten das Herz jedes Fühlenden: sein Bruder Kaiser Max von Mexiko wurde 1867 hingerichtet, sein einziger Sohn gab sich 1889 selbst den Tod, seine Gemahlin erlag 1898 dem Dolche eines Anarchisten; „mir bleibt doch nichts erspart!" rief er bei der Nachricht von ihrem Tode aus. Seitdem standen ihm seine zwei Töchter und deren Kinder noch näher; bei zunehmendem Alter war das Weilen in deren Kreisen seine liebste Erholung, während er sich von den zahlreichen anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie fern hielt. Diese waren ihm fast fremd; von dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand trennten ihn weniger die Jahre als die tiefe Verschiedenheit der Naturen und der politischen Ansichten. So war er in den zwei letzten Jahren seines Lebens eigentlich vereinsamt.

Zu seinen bürgerlichen Tugenden gehörte auch Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Er unterordnete sein Urteil in allen Dingen, die nicht mit den Regierungsgeschäften zusammenhingen, den Fachleuten, denen er nie seine Ansicht aufdrängte. Seine persönlichen Bedürfnisse waren gering, seine Freigebigkeit dagegen wie die Nachsicht mit den ihn ausbeutenden Hofbeamten und Bediensteten so groß, daß sein Haushalt darob in Unordnung zu geraten drohte, bis er die Obhut seines Vermögens einem strengen und sparsamen Verwalter anvertraute, der der Verschwendung ein Ziel setzte.

All dies, so ehrenvoll auch für ihn als Menschen, übte aber doch auf die Staatsangelegenheiten nicht die gute Wirkung wie sein strenges Pflichtgefühl. Er widmete sich den Arbeiten seines Amtes mit unermüdlichem Fleiß; die Jagd war das einzige Vergnügen, das er sich gönnte. Im Sommer erhob er sich um vier Uhr von seinem Lager, im Winter eine Stunde später; von da an war er sofort für seine Regentenaufgaben tätig. Durch sorgfältiges Ausnützen der Zeit brachte er es zu Wege, alle ihm obliegenden wichtigen politischen, militärischen, volkswirtschaftlichen Geschäfte zu erledigen. Jedem seiner Beamten war er in der Hingebung an seine Amtspflichten ein Vorbild.

Ebenso ist seine Wahrheitsliebe zu schätzen, wobei zwischen dem zu unterscheiden ist, was er ausdrücklich sagte und was er zu verschweigen für gut hielt, wozu ihm das Recht zustand. Man konnte seinem Worte vertrauen, was besonders im zwischenstaatlichen Verkehr von Wert war. Wenn sich fremde Regierungen auch in seinen jungen Jahren mitunter über den jähen Wechsel seiner Entschlüsse beklagten — besonders zur Zeit des Krimkrieges — so ist ihm von den Königen und Ministern des Auslandes doch nie Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit vorgehalten worden. In den inneren

Angelegenheiten schwankte er oft zwischen Entscheidungen, die sich dann, besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung, unheilvoll ablösten. Die Änderungen waren jedoch auf einen Wandel seiner Ansichten zurückzuführen; und sprach auch mitunter der Doppelsinn alles politischen Geschehens gegen ihn, so läßt sich doch nicht sagen, daß er von vornherein je auf Täuschung ausgegangen sei. Wußten doch die liberalen Minister in Österreich oder sie hätten doch wissen können, wie er innerlich zu ihnen stand.

Diese auf den Thronen seltene Redlichkeit ist aber nicht auf Tiefe und Reichtum der Empfindung zurückzuführen. Er war korrekt, der richtige Edelmann aus altem Hause, aber sein Gemütsleben bewegte sich wie seine Denktätigkeit in den Bahnen des Alltags. Dies zeigte sich in seinen Beziehungen zu den Menschen. Er war menschenfreundlich, aber tiefere Teilnahme empfand er nur für den engsten Kreis seiner Familie. Freunde, denen er durchs ganze Leben sein Vertrauen geschenkt hatte, besaß er in seinem Reiche wohl nicht; man hat als solchen nur den König Albert von Sachsen, seinen Waffengefährten im Kriege von 1866, gekannt. Der Generaladjutant Graf Grünne stand 1848 bis 1860 hoch in seiner Gunst; dann trat er als Oberstallmeister in die zweite Reihe und war zwar noch angesehen genug, um im Verein mit der Mutter des Kaisers dessen junge Gemahlin seine Macht unangenehm fühlen zu lassen: das aber gestattete er sich nur infolge der Schwäche des Kaisers, nicht auf Grund von dessen bereits erkaltetem Vertrauen. Ebenso ließ Franz Josef den ihm anscheinend besonders werten Grafen Taaffe, seinen Jugendgespielen, fallen. Sowie Taaffe nach vierzehn Jahren der Ministerpräsidentschaft 1893 von der Staatsleitung zurückgetreten war, behandelte er ihn zwar äußerlich ebenso liebenswürdig, aber auch ebenso kalt wie sonst die lange Reihe seiner entlassenen Ratgeber. Als Taaffe, seit kurzem außer Dienst und nach überstandener schwerer Krankheit, zum erstenmal wieder vom Kaiser empfangen wurde, erkundigte sich dieser zwar angelegentlich nach dessen Befinden, sprach aber mit ihm nicht von Politik: der ehemalige Ministerpräsident, der die Hoffnung auf Wiederkehr ins Amt nicht aufgegeben hatte, verließ niedergeschmettert das Audienzgemach. Das geschah nicht bloß, weil Franz Josef den an sich richtigen Grundsatz befolgte, sich nicht hinter dem Rücken des jeweiligen Ministerpräsidenten mit dessen Vorgänger einzulassen; maßgebender war für ihn, daß Taaffe ihm zwar wichtige Dienste geleistet hatte, aber mehr nicht leisten konnte; es hatte also mit ihm ein Ende. So verhielt sich der Kaiser auch gegen andere ihm anscheinend nahestehende Männer. Von manchem verabschiedete er sich herzlich vor dessen Tod, aber er schätzte in jedem von ihnen mehr den treuen Diener als den Menschen oder den Freund.

Nur einer Frau war es beschieden, durch lange Jahrzehnte und bis an den Tod des Kaisers seine Freundschaft zu bewahren. An Frau Katharina Schratt zogen ihn die Frische und Natürlichkeit des Wesens, der nie versiegende

Humor, die Abwesenheit alles Gemachten, kurz die Eigenschaften an, welche die Töchter des österreichischen Landes als liebenswürdige Mitgift ins Leben bekommen, auch wenn Geist und Bildung in ihnen nur mäßig entwickelt sind. Der Kaiser suchte bei ihr Erholung, nicht ein gesteigertes Dasein; sie war eine stets frohgemute Kameradin, nicht die Gefährtin seiner Sorgen.

Aus der Kühle, mit der er im ganzen den Menschen gegenüberstand, erklärt sich auch sein Verhalten in den schweren Unglücksfällen seines Lebens. Nach dem Tode seines einzigen Sohnes wie seiner Gattin hielt er seine Tageseinteilung im großen wie im kleinen so ein wie gewöhnlich. Trafen ihn diese Unglücksfälle auch hart, so flossen die Eindrücke doch offenbar an ihm ab und hinterließen auf sein seelisches und körperliches Empfinden nicht die von seiner Umgebung erwarteten und gefürchteten Wirkungen. Bald nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth wurde Alexander von Peez als Mitglied des Herrenhauses zur Hoftafel gezogen; er äußerte zum Generaladjutanten des Kaisers Grafen Paar, wie erfreulich doch die feste Haltung des schwergeprüften Herrschers sei, und erhielt zur Antwort: „Das Glück des Kaisers ist seine Beschäftigung mit den kleinen Dingen" — denn die Unterzeichnung der Aktenstücke wie die üblichen Empfänge der Minister und Generäle gingen ohne Unterbrechung von statten. Wer ihm tiefe Ergriffenheit bei den großen Wendungen seines Schicksals zumutete, wird über sein Testament erstaunt gewesen sein, in dem zwar für die ihm Nahestehenden, besonders für seine Töchter und Enkel, gesorgt war, ohne daß der Kaiser irgend welche gemeinnützige Anstalten bedacht hätte. In seinen zwei letzten Regierungsjahren bluteten und starben Millionen von Kriegern für ihn und für den Staat; er aber fühlte sich nicht bemüßigt, ihnen oder ihren Hinterbliebenen durch eine Spende aus seinem großen Vermögen seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Er war allerdings bei seinem Hinscheiden schon 86 Jahre alt und sein Testament wohl schon lange früher entworfen; aber offenbar hatte der Gedanke, er habe für die Liebe seiner Völker in seinem Vermächtnisse durch die Tat zu danken, in seinem Gemüt nicht Wurzel gefaßt.

IV.

Da nun das Leben des Kaisers sich in Einzelheiten und Widersprüche zu zerbröckeln schien, ist oft ungeduldig gefragt worden, ob es denn nicht doch einen Kristallkern gegeben hätte, um den sich seine Taten zur Einheit gruppierten. Es ist eben ein Bedürfnis des menschlichen Geistes, in der Fülle des Einzelnen den Zusammenhang zu finden. Darauf ist zu sagen, daß die Ereignisse seiner Regierung sich am besten um sein *Verhältnis zur deutschen Nation* gruppieren lassen, über welche zwanzig seiner Vorfahren als Kaiser gewaltet hatten. Nicht etwa, daß ihn nationales Gefühl beseelt hätte, was ihm vielmehr immer fremd geblieben ist; aber die

Geschicke des Hauses Habsburg und sein eigener Lebensgang brachten es mit sich, daß die Epochen seines Regentendaseins durch jene Klammer zusammengehalten wurden.

Österreich und Habsburg standen ihm von Jugend auf zuhöchst, aber die Erbschaft seines Hauses umfaßte auch den Vorrang in Deutschland; und Ehrgefühl trieb den jungen Monarchen dazu an, die überkommene Stellung im Frieden wie im Kriege zu verteidigen. Mit diesen Gedanken zog er 1863 nach Frankfurt zum Fürstentag, sagte zur Abordnung der in Wien tagenden Juristenversammlung „Ich bin ein deutscher Fürst" und rüstete sich zur Waffenprobe, die bei Königgrätz unglücklich ausfiel. Die alten Erinnerungen blieben aber bis zum Ende seiner Tage so lebhaft in ihm, daß, als sich die Magyaren gegen die schwarzgelben Fahnen der Armee auflehnten, der Kaiser 1905 zu einem seiner Adjutanten sagte: „Ich bleibe bei meinen deutschen Farben!" Dieser Ausspruch befremdete den jungen Offizier anfangs, bis er sich erinnerte, schwarzgelb seien ursprünglich die Farben der deutschen Kaiser wie ihrer Heere gewesen und von den Habsburgern erst übernommen worden, nachdem sie schon unter den Hohenstaufen gleichen Zwecken gedient hatten. Kam doch auch das alte deutsche Kaiserwappen, der schwarze Doppeladler im goldenen Felde, auf demselben Wege an das österreichische Kaiserhaus.

Der unglückliche Krieg von 1866 wurde anfangs in der Hofburg nicht als endgiltige Entscheidung hingenommen.

Unmöglich, so meinte der Kaiser anfangs, konnte dieser Schlag endgiltig über die Herrschaft in Deutschland entscheiden, unmöglich der eine Waffengang alle Hoffnungen zertrümmert haben. Beust wurde berufen, um die Mittelstaaten zu gewinnen, um wenigstens Süddeutschland noch im habsburgischen Machtkreise festzuhalten. Darauf zielten auch die Reformen im Innern des Reiches. Deshalb schloß Franz Josef eilends, übereilig den Ausgleich mit Ungarn, in der Absicht, die Magyaren zur Teilnahme an den weiteren Kämpfen mit Preußen heranzuziehen; daher auch die Verleihung der liberalen österreichischen Verfassung von 1867, und im gleichen Sinne wurden die Polen in Galizien zu Herren gemacht. Wie östlich der Leitha die Magyaren, sollten westlich die stärksten Völker, die Deutschen und die Polen, für das vom Kaiser gesetzte Ziel der äußeren Politik eingespannt werden. Manche Teile dieses Planes sind noch nicht enthüllt, aber der Grundgedanke leuchtet aus allen Regierungshandlungen jener Zeit hervor.

Dieser ganze Kreis von Entwürfen versank in das Meer der Geschichte, in den Staub der Archive, als das Deutsche Reich nach den Schlachten von Wörth, Metz und Sedan in seiner Größe erstand. Das war einer der stärksten Eindrücke, die je auf die Hofburg eingestürmt sind; er wirkte nachhaltiger als die Niederlage von Königgrätz, die der Kaiser doch so weit verwand, um sehr bald mit Preußen in freundschaftliche Verbindung zu treten.

Der Krieg von 1870 übte auch die Wirkung auf die Hofburg, daß fortan ihre innere und ihre äußere Politik getrennte Wege gingen. Auf der einen Seite gebot die Staatsklugheit, sich mit der stärksten Militärmacht Europas in ein gutes Verhältnis zu setzen, schon um sich gegen die russische Gefahr zu sichern, was zu dem österreichisch-deutschen Bündnis vom 7. Oktober 1879 führte. Andrerseits aber änderte sich durch den Austritt Österreichs aus Deutschland das Verhältnis des Kaisers zu den Deutschen seines Reiches von Grund aus. Dieser Volksstamm war nicht mehr, was er durch Jahrhunderte gewesen, die Säule des Rechtsanspruches der Habsburger auf die erste Stelle in Deutschland, nicht mehr ihre Leibwache unter den vielen Nationalitäten der Monarchie. In der Hofburg tauchte vielmehr die Furcht auf, das neubegründete Reich im Norden könnte fortan zum Magnetberg werden, um das Eisen aus der habsburgischen Monarchie zu ziehen. Daher im Monate nach der Erhebung König Wilhelms zum Kaiser die Berufung Hohenwarts zum österreichischen Ministerpräsidenten, daher im September 1871 das kaiserliche Reskript an den Prager Landtag, durch das die Bildung eines böhmischen Staates und die böhmische Königskrönung zugesagt wurden. Von 1879 ab bis kurz vor dem Weltkrieg war der Widerspruch zwischen der innern und der äußern Politik des Kaisers die Regel, was nur möglich war unter einem Herrscher, dem systematisches Denken, folgerichtiges Festhalten allgemeiner Ideen fern lagen. Es begannen die Jahre des tragischen Mißverständnisses zwischen dem wohlmeinenden Herrscher und dem ihm trotz alledem ergebenen deutsch-österreichischen Volke. Indessen wäre es vorschnell, dem Kaiser alle Schuld an der Entzweiung zuzuschieben. Denn er besaß viele Gründe, die deutsche Verfassungspartei, zu der er von 1871 bis 1879 zurückkehrte, störrisch zu nennen, besonders wegen ihres Verhaltens in der Wehrfrage und bei der Erwerbung Bosniens; deshalb berief er 1879 Taaffe als ihren Bändiger zur Regierung. Aber freilich, schon 1871 hatte er mit Hohenwart dasselbe Spiel versucht. Die Verantwortlichkeit kann weder dem Kaiser noch den Deutschen allein zugemessen werden; der tiefste Grund der Entfremdung lag in einem weltgeschichtlichen Vorgang, in dem Ausschlusse Österreichs aus dem staatlichen Verband der deutschen Stämme, in der Entwurzelung des Habsburgischen Herrscherhauses aus dem Erdreiche, dem es entsprossen war.

Und wie wenn die Weltgeschichte dafür sorgen wollte, den Kreis der Geschehnisse zu schließen, so fanden sich Habsburg und Deutschösterreich doch wieder zusammen, als mit dem Weltkrieg über beide die ungeheure Gefahr heraufzog. Nach stand das Gewitter fern am Horizont, da erkannten Kapitän und Schiffsmannschaft, was ihnen drohte, wenn Mitteleuropa den von Rußland geplanten Schlägen erlag: das Haus Habsburg war dann verloren, die geistige und wirtschaftliche Blüte Deutschösterreichs geknickt. In dem großen Kampfe für die Selbstbehauptung der deutschen Nation und für den Be-

stand der Donaumonarchie kehrte Kaiser Franz Josef wieder zu seinen Anfängen zurück: tatsächlich führte er die Blüte auch der magyarischen und slawischen Jugend mit in den Kampf, den er an der Seite Deutschlands gegen die übrige Welt zu bestehen hatte.

V.

Bei den schier unermeßlichen Schwierigkeiten des Herrschens über so viele Länder hätte auch ein stärkerer Wille nicht durchzugreifen vermocht. Lange schwankte der Kaiser zwischen den sich ihm aufdrängenden Systemen. Es sind im allgemeinen vier Perioden seiner inneren Regierung zu unterscheiden: wer sie nicht auseinanderhält, den werden die Widersprüche verwirren.

1848 bis 1860. In diesen zwölf Jahren stand der junge Herrscher unter dem Einflusse seiner Mutter, des Fürsten Felix Schwarzenberg und des Kardinals Rauscher, so zwar, daß, entgegen seiner zum Vermitteln und Ausgleichen zuneigenden Natur, die unumschränkte Gewalt der Krone und die unbelehrbare Starrheit des Zentralismus auf den Völkern lastete. Seine Ratgeber hatten ihm von Anfang an eingeprägt, daß eine feste Hand, selbst rauhes Dreinfahren beim Regieren unbedingt notwendig wären.

1860 bis 1879. Der Kaiser lenkt ein, beginnt seine Zeit zu verstehen, schwankt aber unglücklicherweise zwischen den verschiedenen Systemen. Zuerst sagt ihm am besten der verfassungsmäßige Einheitsstaat zu, dann der Dualismus, zwischendurch aber wieder die föderalistische Gliederung des Reiches. Diese seine Unzulänglichkeit vergrößert das ohne seine Schuld durch den Nationalitätenkampf hervorgerufene Wirrsal.

1879 bis 1900. Inzwischen entscheidet er sich 1867 in Ungarn für die Magyaren als das stärkste Element und folgt hier den Ratschlägen Deaks und Andrassys. In den Ländern der Stefanskrone läßt er die Zügel am Boden schleifen, doch lebt sich die neue Ordnung dank der politischen Klugheit der Führer der Magyaren und dadurch ein, daß er treu dem 1867 abgelegten Krönungseide streng verfassungsmäßig regierte. In Österreich dagegen fühlte er sich mächtig genug, um die Mitherrschaft der von Eduard Herbst nicht gut geführten Deutschen abzuschütteln. Das mißlingt noch unter dem Kabinett Hohenwart, wird aber 1879 durch die Geschicklichkeit des Grafen Taaffe bewerkstelligt. Dieser versteht es, Deutsche und Slawen durcheinander im Schach zu halten; nur den Polen wird, da sie allen militärischen Vorlagen und der äußeren Politik des Kaisers klugerweise zustimmen, eine Vorzugsstellung eingeräumt. Das war die Franz Josef willkommenste Regierungsmethode, Taaffe ganz sein Mann. Die Magyaren imponierten dem Kaiser, und er ließ sich von ihnen einschüchtern; den Slawen sah er, wie ein Vater seinen in die Flegeljahre kommenden Söhnen, vieles nach; von den Deutschen

verlangte er, weil er sich doch zu ihnen zählte, Vertrauen und Gehorsam; er ließ sie, wenn sie sich aufbäumten, härter als die anderen seine Unzufriedenheit fühlen. Für das abwechselnde Ausspielen der Deutschen und der Slawen prägte Taaffe in seiner frivolen Art den Grundsatz: „Man muß alle Nationalitäten in gleichmäßiger wohltemperierter Unzufriedenheit erhalten." Durch das Festhalten an diesem Verfahren fiel der Krone allerdings zunächst, zwischen 1879 und 1897, die ausschlaggebende Macht zu, was den Sozialistenführer Pernerstorfer zu dem Ausruf veranlaßte, im Grunde sei Österreich der am leichtesten zu regierende Staat.

1900 bis 1916. In dieser letzten Periode der Regierungszeit Franz Josefs kam das Unheil zu Jahren. Wind war gesäet, der Sturm fuhr aus der Erde. Zuerst erwehrten sich die Deutschen 1897 durch eine wilde Obstruktion im Reichsrate der Sprachenverordnungen des Ministeriums Badeni; nach deren Aufhebung griffen die Tschechen zu derselben Waffe. Infolge dieser Streitigkeiten sank das Ansehen Österreichs so tief, daß in Ungarn die Partei der Losreißung vom Reiche bei den Wahlen von 1906 die Mehrheit im Parlament gewann. Der tiefere Grund der Zersetzung lag in der Unverträglichkeit und Herrschsucht der Nationalitäten; auch ein starker Herrscher würde die aus der Zusammensetzung des Reiches sich ergebenden Übel nicht völlig haben heilen können. Mit etwas größerer Umsicht jedoch wäre vieles Ungemach zu vermeiden gewesen. Die Regierung hatte aber in der Taaffeschen Zeit die Glut noch angefacht. Jetzt hätte der Kaiser den Brand gern gelöscht — es war aber zu spät, und Österreich-Ungarn trat in tiefer Zerklüftung in den Weltkrieg ein.

Bei Kaiser Franz Josef war es nicht Herzenshärte, die ihn zu dem unseligen Schaukelsystem vermochte, dessen Opfer bald die Deutschen, bald die Tschechen waren. Wohl teilte er den gemeinsamen Wunsch aller Regierungshäupter, von der Macht so wenig abzugeben wie möglich. Es war 1879 doch zu verlockend, die Slawen zur Staatsleitung heranzuziehen, da die deutsche Verfassungspartei den in den Augen des Kaisers unverzeihlichen Anspruch erhob, in Österreich die Herrschaft ähnlich an sich zu ziehen, wie es in Ungarn den Magyaren gelang. Es war aber nicht ein wohlausgedachtes System, für das er sich hierauf entschied, denn derartige Folgerichtigkeit lag nicht in seiner Art; es war eher die Verlegenheit des Augenblicks, die ihn auf die schiefe Bahn drängte. Denn er bewegte sich zeitlebens in der Richtung der jeweilig stärksten Anstöße, also im Zuge der Resultierenden inmitten der mit einander wetteifernden Kräfte, oder, wie man sich auch ausgedrückt hat, auf der Linie des geringsten Widerstands. Stieß er auf ein Hindernis, so kehrte er unbedenklich um. Er war nicht wankelmütig, wie aus seinem treuen Festhalten an dem deutschen Bündnisse hervorgeht; sobald aber seine Minister auf Schwierigkeiten stießen, aber nur in diesem Falle, sah er sich nach einem Ersatz um. Das geschah besonders dann, wenn die parlamen-

tarischen Geschäfte stockten, die Bewilligung von Steuern und Rekruten zweifelhaft wurde, überhaupt, wenn er in seinem Ordnungssinn gestört war. Hier lag auch die Grenze, bis zu der seine Minister auf ihn zählen konnten. Er war ihnen, wenn sie ihm nicht geradezu aufgedrängt waren, eine Stütze, aber freilich nur bis zu dem Punkte, wo sie seiner am meisten bedurften. Sie beklagten sich dann über seine Unzuverlässigkeit; er aber sah seine Aufgabe nicht darin, einer schwach gewordenen Regierung die Lebensdauer zu verlängern.

Kaiser Franz Josef der Erste war seinem innersten Wesen nach Opportunist, so daß Grundsätze ihn ebenso selten beirrten wie Vorurteile. Von Gründen ließ er sich weniger belehren als von Tatsachen, und eben der Tatsachensinn war bei ihm so ausgebildet, daß etwaige Regierungsmaximen darob in den Hintergrund treten mußten. Nur daß er, wie auch sonst schwache Naturen, über die nächste Gefahr die dahinter aufsteigende größere außer Acht ließ.

Die Wesensart des Kaisers ist deshalb so schwer auf eine einfache Formel zu bringen, weil zu ihr eine erstaunliche Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit gehörte. Von den verschiedenen Epochen seiner Regierung lassen sich verhältnismäßig leicht Bilder entwerfen, von ihm selbst nur schwer ein Bild. Das Anpassen an die Verhältnisse erleichterte ihm die Regierung, ließ jedoch den ordnenden Willen vermissen. Zum strengen absolutistischen Herrscher erzogen, lebte er sich in das Verfassungsleben so ein, daß er nur mit großer Scheu sich zu einem Eingriff entschloß. Er besaß ein richtiges Gefühl für den Wandel der Zeiten, für die aufsteigende Klassenbewegung, dank welcher zuerst das Bürgertum, dann der vierte Stand sein Recht an der Staatsleitung beanspruchte. Richtig erkannte er, daß die Krone über diesem Kampfe zu stehen hatte, nie darin Partei sein dürfe. Es war ebenso sehr Einsicht wie Willensschwäche, die ihn zu dieser Zurückhaltung bestimmten. Einmal aber erhob er sich durch einen kräftigen Entschluß zum Schutzherrn einer wichtigen Reform, und das war bei der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Er hatte die richtige Empfindung, daß diese Reform nur den bevorrechteten Klassen, nicht aber der Krone zum Nachteil gereichen werde. Der Finanzminister im Taaffeschen Kabinett, Emil Steinbach, hatte diese Vorstellungen schon bei dem mißglückten Wahlreformversuch von 1893 in seine Seele gesenkt; sie erhielten aber erst Leben durch den ihm vom ungarischen Adel geleisteten Widerstand. Er berief 1905 den General Freiherrn von Fejervary zur Verteidigung seiner militärischen Majestätsrechte, und dessen Minister des Innern Josef von Kristoffy überzeugte ihn von der Notwendigkeit der Reform. In Ungarn scheiterte sie an dem Widerstand der herrschenden Parteien, mit denen sich der König 1906 wieder ausglich. Indessen betrachtete Franz Josef das allgemeine Wahlrecht nicht bloß als taktischen Behelf, der wieder in die Ecke geschoben werden konnte, nachdem er

seinen Dienst geleistet hatte. Er entschied sich dafür, den Grundsatz in der westlichen Reichshälfte, wo ihm größere Macht zur Verfügung stand, zur Geltung zu bringen. So blieb in Ungarn das gleiche und allgemeine Wahlrecht das über der widerspenstigen Parlamentsmehrheit hängende Damoklesschwert; in Österreich aber befestigte der Kaiser durch die Reform seine schon früher große Volkstümlichkeit.

VI.

Auf keinem Gebiete ist die ihm eigentümliche Kreuzung verschiedener Eigenschaften so erkennbar wie bei der Behandlung der böhmischen Frage. Er hätte gewünscht, daß sich die zwei Volksstämme miteinander vertrügen, jedoch nicht auf Kosten seiner Herrscherstellung. Deshalb waren seine wiederholten Versuche, sie zu versöhnen, zwar aufrichtig gemeint, aber schwächlich; dagegen war es ihm ernst mit dem jeweiligen Ausgleich der einzelnen Völker mit der Krone. Daß dies zwei grundverschiedene Dinge sind, liegt auf der Hand. Man täte ihm Unrecht, würde man seine Politik in dieselbe Linie stellen wie die des Großteils des böhmischen Hochadels, dem eine aufrichtige Versöhnung der zwei Volksstämme unwillkommen war, da es dann mit seinen Vorrechten sofort zu Ende gewesen wäre. Als einer der hervorragendsten Männer Deutschböhmens einmal zum Grafen Thun, ehemaligem Statthalter und Ministerpräsidenten, bemerkte, der böhmische Ausgleich sei des höchsten Preises wert, erwiderte dieser: „Ich weiß nicht, ob er ein Glück für Österreich wäre!“ So wie die Grafen Taaffe und Thun dachte der Mann nicht, der, auf den Thron gerufen, ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl hegte. Seine Grundempfindung war aber die, daß zwar alle Klugheit aufzubieten wäre, um den Bürgerkrieg in Böhmen und das Entstehen einer den Staat gefährdenden Unzufriedenheit zu verhindern; ebenso bedenklich jedoch war nach seinem Gefühl die Ausschaltung der Krone durch die sich verständigenden Nationalitäten. Er war auch nach so viel mißglückten Versuchen skeptisch und es müde geworden, zwischen Deutschen und Tschechen zu vermitteln; es werde doch nichts dabei herauskommen, war die verdrossene Äußerung, die mehrmals von ihm zu hören war. Das trat bei den zuletzt gescheiterten Ausgleichsverhandlungen von 1910 zu Tage, während deren der Kaiser eine vielen unverständliche Zurückhaltung bewahrte. Vergebens rieten ihm wohlmeinende Männer zum Eingreifen, er aber schwieg. Er hatte nicht Lust, zwischen den streitenden Parteien, so drückte sich Uehrenthal damals aus, sich die Finger einklemmen zu lassen. Wer sich Franz Josef als den erhaben selbstlosen, zu jedem Verzicht bereiten Förderer des nationalen Friedens vorstellt, verkennt den jedem Machthaber innewohnenden Drang, sich inmitten des Kampfes der Parteien zu behaupten, der mißversteht die ganze unglückliche Geschichte Österreichs unter seiner Regierung.

Allerdings, wenn sich die zwei Volksstämme Böhmens miteinander verständigt und eine feste Ordnung vereinbart hätten: in diesem Falle würde sich der Kaiser gleichfalls der Notwendigkeit gebeugt haben, wie er auch nach 1867 die von ihm beschworene ungarische Verfassung in Ehren hielt. Er hätte sich auch diesem Schiffe, dieser Strömung anvertraut. Das Ärgste an Feindseligkeit wollte er verhüten, weil er den Wunsch hegte: „Ich will in jedem meiner Länder reisen können!" Nur faßte er nicht etwa einen zusammenhängenden Plan, irgend ein System ins Auge, sondern behalf sich von einer Verlegenheit zur anderen. Deshalb pflegte er durch einlenkende Maßregeln immer wieder diejenige Partei zu begütigen, die sich gerade am heftigsten und lautesten beschwerte. Das Herrscherhaus sollte im Völkerstreite nicht einseitig, nicht parteiisch erscheinen. Dabei leitete ihn nicht etwa Sucht nach Volkstümlichkeit, was seiner vornehmen Natur fern lag, sondern der geradezu religiöse Glaube, das Donaureich könne nur bestehen unter der starken Gewalt der habsburgischen Dynastie.

VII.

Mit noch größerem Rechte als sein Großvater Kaiser Franz durfte Franz Josef von sich sagen, an ihm sei ein guter Hofrat verloren gegangen. Er hielt auf strenge Ordnung und setzte seine Minister oft dadurch in Erstaunen, daß er auf kleine Verstöße in den ihm vorgelegten Akten oder auf vorausgegangene, selbst um Jahrzehnte zurückliegende Fälle aufmerksam machte. Als ihm einer seiner Finanzminister einmal den Staatsvoranschlag unterbreitete, sagte er nach der Rückkehr aus dem Audienzsaal, er habe das Gefühl gehabt wie seinerzeit, da er als Student ein Kollequium ablegen mußte. Er hielt streng darauf, daß ihm alle notwendigen Verfügungen abgerundet und reinlich zur Unterschrift vorgelegt wurden, und verlangte, daß ihm die Qual des Entschlusses tunlichst erspart wurde. Es war ihm unangenehm, daß Ministerpräsident Fürst Windisch-Grätz (1893 bis 1895) statt dessen in seiner Unzulänglichkeit die Regentenweisheit des Kaisers zur Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten aufrief. Was ihm vorgelegt wurde, auch umfangreiche Denkschriften und ausführliche Motivenberichte wichtiger Gesetze, arbeitete er fleißig durch und erledigte alles sauber. War das Staatsgeschäft dann, wenn auch nur formell, abgetan, so erhielt es in seinem starken Gedächtnisse eine Nummer, eine Zahl und blieb hier gut registriert. Das war dann sein geistiges Eigentum, das ihm gegenwärtig blieb, so oft er es benötigte. Im Erledigen leistete er, was nur zu verlangen war; aber er griff nicht richtunggebend ein, um einen Mißstand zu verfolgen und abzustellen. Wie häuften sich doch Nachlässigkeit, Säumnis, selbst moralische Fäulnis in manchen Verwaltungszweigen! Was sich jedoch nicht in einem mit seiner Unterschrift zu versehenden Akt regeln ließ, beschäftigte ihn nur vorübergehend,

erweckte ihm Mißbehagen und Verdruß, ohne ihn zum Handeln an- und aufzuregen. Ihm fehlten dazu Temperament, Weitblick, kurz die Voraussetzungen zu organisatorischer Fähigkeit. Es sind auch keine wichtigeren Anstöße von ihm ausgegangen, wogegen er auch im Widerstreit der Ansichten mit seinem gesunden Menschenverstand nicht selten das Richtige traf. Bei solchen Gesinnungen empfand er die konstitutionelle Regierungsform als eine Erleichterung seiner schweren Bürde. Er erkannte verständigerweise, daß die parlamentarische Verantwortlichkeit der Minister den Herrscher vieler Vorwürfe und sonstiger Mühsale enthob, daß sie die Reibungen zwischen der Krone und der öffentlichen Meinung verringerte. Mit den Jahren wurde er der korrekte konstitutionelle Herrscher, der nur in Notfällen zum Einsatze der monarchischen Autorität bereit war. Dafür hätte er besonders in Ungarn besseren Dank verdient.

Nichts verargte er mehr, als wenn seine Minister ihn nicht genau unterrichteten oder ganz umgingen. Nach dem Tode Ludwig Kossuths 1894 kaufte das Ministerium Wekerle dessen schriftlichen Nachlaß der Familie für ein schönes Stück Geld ab, um die Papiere im ungarischen Nationalmuseum niederzulegen. Da es Vorschrift war, daß der Kaiser und König zu jeder einen bestimmten Betrag übersteigenden Ausgabe vorher die Erlaubnis geben mußte, Wekerle sich jedoch scheute, dem Monarchen grade diese Angelegenheit zu unterbreiten, verteilte die ungarische Regierung die Summe in kleineren Beträgen auf mehrere Jahresrechnungen und ersparte sich so die Anrufung des Kaisers. Als Franz Josef von der Sache erfuhr, eröffnete er seinen Ministern, daß er sich der Ausbezahlung der Summe nicht widersetzt hätte, über das eingeschlagene Verfahren jedoch höchst ungehalten sei. Tatsächlich geschah sonst in den unglaublich verwickelten Geschäften seiner zwei Staaten nichts Wichtiges ohne sein Wissen, wenn auch das Wenigste von ihm selbst ausging. Er war der Mittelpunkt aller Geschäfte; auch die Führer aller Nationalitäten rechneten bei ihren Aktionen mit dem Eindruck, den sie damit auf den Kaiser hervorrufen würden.

VIII.

Unter den ihm überkommenen Stützen der Regierung, Kirche und Adel, Armee und Beamtentum, stellt er wie billig die Armee am höchsten und widmete ihr große Sorgfalt. Als er am fünfundzwanzigsten Jahrestage seiner Thronbesteigung die Generale empfing und seinen Sohn ihrer Treue empfahl, entströmten Tränen seinen Augen. Nur unter dem liberalen Bürgerministerium (1868 bis 1870) sah man ihn mitunter im bürgerlichen, später nie anders als im militärischen Kleide. Indessen bemerkte einer seiner Generale, er sei doch vor allem Beamter, dann erst Soldat. Das zeigte sich in der Bureaukratisierung der Armee, vor allem des Generalstabs, im welchem Kenntnisse und

klaglose Erledigung nach Vorakten dem Aufsteigen förderlicher waren als der Mut persönlicher Verantwortung und soldatische Schneid. Das war der Geist, in dem sich der Kaiser mit dem Manne seines Vertrauens, der 1881 bis 1906 an der Spitze des österreichisch-ungarischen Generalstabs stand, mit Friedrich Freiherrn von Beck, späterem Grafen Beck, aufs beste verstand. Die geschmeidige Mittelmäßigkeit fand unter diesem Regiment die Türen offen, die dem aufrechten Charakter gewöhnlich verschlossen blieben. Trotzdem war das Offizierskorps, als es 1914 in den letzten Kampf zog, noch ein imponierender Organismus, besonders darin, daß es imstande war, die vielsprachigen Truppen zu einer schlagkräftigen Einheit zusammenzufassen. Das war auch das Verdienst des Kaisers, der unter den größten Schwierigkeiten die Überlieferungen aus besseren Zeiten pflegte und den nationalen Zwist von der Armee nach Kräften fernhielt. Ihm ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß das einigende Band der deutschen Kommandosprache die gemeinsame Armee bis zum Schlusse zusammenhielt.

Der Adel Ungarns und Böhmens machte dem Kaiser zu große Schwierigkeiten, als daß er politisch sich zu ihm hätte hingezogen fühlen sollen, wenn er auch nach der Überlieferung seines Hauses dessen Mitglieder bei der Verleihung von Stellen begünstigte. Näher stand seinem Herzen die katholische Kirche; indessen war er, wenn auch gut katholisch, doch nicht klerikal. Nur als junger Herrscher ließ er sich durch seine Mutter und seinen früheren Lehrer Kardinal Rauscher dazu bestimmen, im Konkordat von 1855 auf staatliche Hoheitsrechte zu verzichten. Später unterschied er bestimmt zwischen seinen religiösen Pflichten und den politischen Ansprüchen der Papstkirche. Daß ihm die Erreichung großer staatlicher Ziele wichtiger war als die Rücksicht auf den Papst, zeigte sich 1870, als er durch Beust den Vergeltungskrieg gegen Preußen und zu diesem Behufe den Bund mit Frankreich und Italien betreiben ließ. Um Österreich nicht wieder wie 1866 auch an der Südfront einem Angriff auszusetzen, wünschte er, selbst wenn Rom zu diesem Behufe dem König Viktor Emanuel überlassen werden müßte, die Gewinnung Italiens. So wenig galt dem Kaiser die weltliche Herrschaft des Papstes. Vornehmlich der Umstand, daß Napoleon der Dritte mit Rücksicht auf die französischen Bischöfe Rom nicht preisgeben wollte, verhinderte das Zustandekommen des Dreibunds gegen Preußen. Erst nach dem Falle Napoleons konnten die Italiener in Rom einrücken; sein Vetter Prinz Jerome Napoleon machte ihm später schwere Vorwürfe, daß er durch die unzeitgemäße Rücksicht auf die Kurie Frankreich in die Vereinsamung gedrängt hatte. Kaum aber war Rom für den Papst verloren, gab Franz Josef sich wieder als der treue Sohn der Kirche, der dem Papste zu Liebe die ewige Stadt nicht betreten wollte. Es war doch viel Äußerliches in der Ehrfurcht vor dem Heiligen Vater, die wohl nicht vorgeschützt wurde, aber bei den europäischen Krisen weltlichen Erwägungen weichen mußte. Sonst hielt Franz Josef immer dar-

auf, daß dem Papst und den Bischöfen die gewohnten Ehren erwiesen wurden; schützend hielt er in Österreich wie in Ungarn die Hand über dem Kirchengut. Aber selbst dies hätte seine Grenze gehabt, wenn es auf eine starke Probe angekommen wäre. Im Jahre 1905 riet ihm der ungarische Minister des Innern Josef von Kristoffy, nicht bloß das allgemeine Wahlrecht einzuführen, sondern auch die Kirchengüter zur Hebung des Bauernstandes heranzuziehen: auf diese Weise würde er die Kronrechte am besten gegen den Grund- und den Geldadel sichern. Als man Kristoffy fragte, ob er denn hoffe, bei dem gut katholischen Herrscher das Aufteilen des Kirchenvermögens durchzusetzen, erwiderte der Minister mit Hinweis auf die notwendige Verstärkung der Armee lachend: „Für ein Husarenregiment gibt der Kaiser seine Zustimmung!" Dieser Ausspruch stellte, wenn auch absichtlich übertreibend, die Reihenfolge fest, in welcher sich der Sinn des Kaisers mit weltlichen und kirchlichen Dingen beschäftigte. — In diese Gedankengänge gehörte auch die vom Kaiser getroffene Auswahl der zu ernennenden Bischöfe, Hofburgpfarrer und Bischöfe. Immer gab er gemäßigten, friedliebenden Männern den Vorzug; am wenigsten mochte er sich vom Stuhle des Wiener Erzbischofs herab durch einen kirchlichen Eiferer belästigen lassen. Auch in der liberalen Epoche hielt er möglichst die mittlere Linie ein und sprach sich zum Unterrichtsminister Stremayr (1871 bis 1880) über den Jesuitenorden folgendermaßen aus: er mißbillige die von der liberalen Parlamentsmehrheit gegen ihn beabsichtigten Maßregeln, würde aber persönlich einen Jesuiten nicht zum Beichtvater nehmen. Offenbar stand der jederzeit korrekte Herrscher mit seinem Herrgott im Himmel auch so gut wie hienieden mit den eigenen Untertanen: weshalb sollte dieses freundliche Verhältnis durch einen geschäftigen Gewissensrat irgendwelche Trübung erfahren?

IX.

Das Ergebnis aus der langen Regierung Kaiser Franz Josefs war der mehrjährige zähe Widerstand des Donaureichs im Weltkriege und dessen schließliches Auseinanderbrechen. Als der greise Herrscher, der schon drei Menschenalter gesehen hatte, seine Völker zu den Waffen rief, folgten sie ihm alle, kleine Splitter abgerechnet, opferwillig in den Kampf, denn wie ein Patriarch weilte er unter den Seinigen. Disraeli sagte einmal, im Staatsleben wirke nichts so sehr als hohes Alter: Franz Josef der Erste war für den ganzen Erdenrund eine überragende Gestalt geworden. Er trat in den Krieg mit schwerem Herzen ein; zu Frau Schratt sagte er bald darauf: „Ich werde froh sein, wenn wir mit einem blauen Auge davonkommen." Der ganze Verlauf, sowohl die lange Dauer der Gegenwehr wie die Größe der Katastrophe, kam unerwartet. Wohl war Österreich-Ungarn 1914 bereits schwer krank, aber sein Körperbau doch noch so weit fest, um durch vier Jahre

Stoß um Stoß auszuhalten. Es wehrte sich fast so lange wie das Deutsche Reich, allerdings nur mit dessen Unterstützung. Bis zu dem Augenblick, wo der Feind von außen eindrang, hielt der Organismus der inneren Zersetzung stand, so weit diese auch auf nationalem Gebiete und in der Verwaltung, nicht zum geringsten durch die Selbstsucht Ungarns, fortgeschritten war. Die staatliche Absonderung Ungarns war die Hauptursache der Aushungerung der westlichen Länder; die letzteren waren zuletzt, während der ungarische Landwirt den Ertrag des Bodens gegen Wucherpreise absetzte, so geschwächt, daß beide Staaten darob zusammenbrachen. Es bleibt aber wahr, daß das Donaureich ohne den Weltkrieg und seinen militärisch unheilvollen Ausgang nicht zerfallen wäre, jedenfalls nicht in der gegenwärtigen Generation. Geschwächt durch die Entbehrungen des Volkes und der Armee hielt der Organismus den vom Balkan her geführten Schlag auf den Kopf nicht aus und stürzte zusammen. So arg auch die Mißstände im Innern waren, so ist doch die Wucht des feindlichen Angriffs als Grundtatsache im Geschehen anzusehen; erst als der Widerstand dagegen unmöglich schien, rissen sich die einzelnen Volksstämme vom Reichsverband los. Weder die Magyaren noch auch die Slawen würden den Gehorsam aufgesagt haben, hätte sich Mitteleuropa gegen seine äußeren Feinde behauptet. Auch Staaten mit innerer Lebenskraft sind im Verlaufe der Geschichte durch Gewaltstöße von Außen erschüttert worden: Beispiele hierfür sind Karthago und die unabhängigen Völker Galliens, später die Reiche der Ost- und der Westgoten, endlich die von den Türken unterworfenen Bulgaren und Serben. Sie alle hätten weiter leben können, wäre nicht das Unheil von außen hereingebrochen. Von Österreich-Ungarn ist, wenn die Adern seines Organismus auch schon in Verkalkung begriffen waren, dasselbe zu sagen. Der Grad seiner verhältnismäßigen Schwäche und Stärke erhellt nicht bloß aus seinem Untergang, sondern auch aus den achtungswerten, zum Teile heroischen Versuchen der Selbstbehauptung. Dieser Maßstab ist nicht bloß an das Reich, sondern auch an die Wirksamkeit des Herrschers anzulegen, unter dem es in den letzten Kampf auszog. Franz Josef der Erste ist vor dessen Ende in die Gruft seiner Väter hinabgestiegen; auch er hätte das Unheil nicht wenden können; aber Ruhm wie Unzulänglichkeit des Widerstandes stehen in gleicher Weise auf der Rechnung seines Lebens.

Das Verhältnis von Staat und Kirche im Licht der Geschichte.

Von

Karl Holl.

In dem Augenblick, wo es mit der Trennung von Staat und Kirche Ernst werden soll, meldet sich auch bei denen, die sie als Befreiung empfinden, ein leises Unbehagen. Man ahnt dunkel, daß es sich nicht nur um die Lösung eines rechtlichen Bandes, sondern um die Zerschneidung eines in der Geschichte festgewachsenen Lebenszusammenhanges handelt, dessen Aufhebung nicht ohne Kraftverlust und Schmerzen vor sich gehen kann. Wären die Aufgaben von Staat und Kirche reinlich gegeneinander abzugrenzen — etwa nach der alten Formel, daß der Staat für das leibliche Wohlsein, die Kirche für das Seelenheil zu sorgen habe —, dann ließe sich die Scheidung einfach vollziehen. Jedoch zwischen den Endpunkten, die jene Formel allein ins Auge faßt, breitet sich, von beiden Seiten her beansprucht, das weite Gebiet aus, das wir mit dem vieldeutigen Namen der „Kultur" zu umschreiben pflegen. Hier stoßen Staat und Kirche zusammen und am schärfsten, zugleich aber mit der fruchtbarsten Wirkung, in der Kernfrage aller Kultur, der Frage nach dem Sinn und Inhalt des Sittlichen. Denn sittliche Ziele steckt sich auch der Staat, sobald er sich über eine bloße Gewaltherrschaft erhebt; er fordert für sie das Höchste, was der Mensch hergeben kann, das Leben, und alle Kulturarbeit, die er in seinem Innern anregt und schützt, bemißt sich für ihn zuletzt nur darnach, wieweit sie die Hingabe an das Ganze und den Zusammenhalt der Glieder untereinander fördert. Aber hat der Staat ein Recht, sich als ein schlechthin Unbedingtes zu setzen? Ist er imstande, die sittlichen Kräfte, deren er bedarf, im vollen Umfang selbst hervorzubringen? Was heißt überhaupt „sittlich"? Wo ist der sichere Maßstab dafür zu finden, und wer spricht im Fall des Streites hierüber das entscheidende Wort? Die Kirche oder der Staat oder ein über sie beide Hinausliegendes? An dieser Gewissenszweiung haben sich die Beziehungen zwischen Staat und Kirche von Anfang an gebildet. Die Geschichte ihres gegenseitigen Verhältnisses ist, in ihrem letzten Sinn erfaßt, die der Entwicklung des Gewissens in der europäischen Menschheit.

Man muß bis in die Zeit der Völkerwanderung zurückgehen, um unsere heutige Lage zu begreifen. Damals befand sich die Kirche dem Staat gegen-

über in weitem Vorsprung. Die Staatsauffassung der jungen germanischen Völker beschränkte sich noch auf die Pflicht, nach außen hin die Unabhängigkeit zu wahren und im Innern das Recht nach Herkommen und Billigkeit zu finden. Demgegenüber vertrat die im Papsttum zusammengefaßte katholische Kirche den Menschheitsgedanken. Ihre Verfassung und ihr Recht schritten über die Volks- und Landesgrenzen hinweg, und die Päpste vermochten es, ihre Anschauung von einer „allgemeinen" Kirche gegen den Widerstand der zunächst unabhängigen Landeskirchen durchzusetzen. Dieser Übergriff fand seine innere Rechtfertigung darin, daß in der Kirche im Vergleich mit dem Staat ein höheres Gefühl für das Menschtum und seinen Gehalt vorhanden war. Die Kirche war nicht nur eine geistliche Macht, sondern zugleich die Alleinbesitzerin der Kultur. Sie hatte aus der Bildung des Altertums alles herübergenommen, was ihren Zwecken diente, und es so fest mit sich in Beziehung gesetzt, daß sie ein sachliches Vorrecht auf diese Güter zu haben schien. Philosophie, Geschichtschreibung, Philologie, die sogenannten sieben freien Künste werden zunächst nicht nur ausschließlich von Vertretern der Kirche gepflegt, auch ihr Wert wird nur darnach eingeschätzt, wie weit sie der Theologie und damit der Kirche zugute kommen.

Das Entscheidende aber war, daß die Kirche sich dem Staat gegenüber auch als die sittlich unbedingt überlegene Macht fühlte. Augustin hat ihr in de civitate dei dafür die lehrhafte Grundlage geliefert. Im Anschluß an Cicero erkannte er dem Staat die hohe Aufgabe zu, Friede und Gerechtigkeit in der Welt zu schaffen; aber nur, um dann noch viel kräftiger zu betonen, daß wahrer Friede und wahre Gerechtigkeit nicht im Staat, sondern erst im Gottesreich ihre Verwirklichung fänden. Augustin hat noch gezögert, Gottesreich und katholische Kirche miteinander zu vereinerleien. Er faßte die Religion zu innerlich und er stand dem selbstherrlichen Walten Gottes in zu ehrfurchtsvoller Scheu gegenüber, als daß er beides in einer irdischen Einrichtung ganz hätte wiedererkennen mögen. Die Päpste, die an ihn anknüpften, schon Gregor der Erste und Nikolaus der Erste, empfanden anders. Die katholische Kirche war doch die Trägerin der Offenbarung Gottes, wie sollte Gott ein anderes Werkzeug seines Willens in der Welt haben? Aber indem sie nun die Gleichung zwischen Gottesreich und katholischer Kirche vollzogen, gewannen Augustins philosophische Gedanken eine Tragweite ins Rechtliche hinein. Die Kirche, diese bestimmte greifbare Größe, galt jetzt als die Verwalterin der alleinwahren Maßstäbe für Recht und Sittlichkeit im ganzen Umkreis des Weltlebens. Dann war es nur in der Ordnung, wenn der Staat sich ihren Weisungen fügte. Es war die Pflicht des Fürsten, sich zu unterwerfen, sobald ihm seine höchste Aufgabe, für Friede und Gerechtigkeit zu wirken, in Erinnerung gerufen wurde. Von diesem Standpunkt aus haben die großen Päpste des Mittelalters in die Streitigkeiten der Völker eingegriffen, Fürsten abgesetzt und mit Kronen belohnt, ja auch wie Gregor

der Siebente und Innocenz der Dritte davon geträumt, ein Weltreich zu errichten, in dem der Papst als Stellvertreter Christi die ordnungschaffende Macht, die Fürsten nur seine Lehensträger darstellten. Und das Gewissen der Völker hat, wenn auch häufig widerstrebend, diese Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche als in der Natur der Sache begründet anerkannt.

Aber eben durch die Tätigkeit der Kirche erwächst im Lauf der Zeit eine von ihr unabhängige Bildung. Sie hebt an mit dem Einfachsten, damit, daß die wundersame Kunst des Lesens und Schreibens sich auch in Laienkreisen verbreitet, erreicht ihren ersten Höhepunkt im karolingischen Zeitalter und steigt dann, der wirtschaftlichen Entwicklung folgend, allmählich weiter auf in der Kultur der Fürstenhöfe und der Städte, um zuletzt in der sogenannten Renaissance zu ihrer höchsten Blüte zu gelangen. Innerhalb dieser weltlichen Bildung arbeitete sich aber ein Begriff heraus und gewann innere Festigkeit, der für das Verhältnis von Staat und Kirche eine neue Grundlage abgab. Aus der stoischen Philosophie hatte die Kirche schon in ihrer Frühzeit den Begriff eines natürlichen, dem Menschen angeborenen sittlichen Gesetzes übernommen. Sie verwendete ihn zunächst nur als Hilfsbegriff, als Anknüpfungspunkt für die Werbepredigt, später seit dem vierten Jahrhundert auch als Stütze für ihre Sittenlehre. Aber der Begriff hatte auch eine andere Seite, und sie trat jetzt im Mittelalter hervor. Abälard war es, der sie zuerst entdeckte. In seiner keckſten Schrift, dem dialogus inter philosophum, Judaeum et Christianum, läßt er den Philosophen die Anschauung vertreten, daß ihm das natürliche Gesetz ebenso wie die natürliche Vernunft vollkommen fürs Leben genüge. Jedenfalls sei nicht die Offenbarung das Höhere, sondern die Vernunft. Denn die Vernunft müsse doch unter allen Umständen entscheiden, welche von den verschiedenen Offenbarungsreligionen die richtige sei. Die mit Bedacht gewählte Gesprächsform wirft einen Schleier darüber, ob der Philosoph Abälard eigene Herzensmeinung ausspricht. Aber wie es auch mit seinen letzten Gedanken bestellt gewesen sein mag, hier war eine Frage aufgeworfen, die von da an das Mittelalter nicht mehr losließ. Es hatte einer die Behauptung gewagt, daß es eine Sittlichkeit gebe, die unabhängig von Kirche und Offenbarung in sich selbst feststehe, und die Möglichkeit war gezeigt worden, daß sich das geltende Verhältnis von Vernunft und Offenbarung auch umdrehen lasse. Die politische und wirtschaftliche Höherentwicklung der nächsten Jahrhunderte hat im Verein mit dem wissenschaftlichen Fortschritt dem Begriff des natürlichen Gesetzes reicheren Inhalt und bestimmtere Fassung gegeben. Aus Aristoteles lernt man das Staatsrecht mit ihm in Beziehung setzen: Der Staat erwächst nicht von oben her, aus Kirche und Offenbarung, sondern von unten, aus der natürlichen geselligen Anlage des Menschen und dem selbstherrlichen Willen des Volkes. Er ist sich darum selbst genug und braucht keinen Eingriff von irgend welcher Seite innerhalb seines Bereiches zu dulden. Auch die Aufnahme des römischen Rechts wirkte, weil es sich

hier doch um eine rein weltliche Schöpfung handelte, in gleicher Richtung. Noch mehr bedeutete aber das erstarkende Selbstgefühl der Fürsten und Völker. Der Reihe nach erwehren sich Frankreich unter Philipp dem Vierten, Deutschland unter Ludwig dem Bayern, England in den Kämpfen des vierzehnten Jahrhunderts der päpstlichen Übermacht. Das Ergebnis war die Anerkennung eines Eigenrechts des Staates, das sich auf seine besonderen Zwecke und Einrichtungen gründete und dem kirchlichen Einfluß eine Grenze zog.

Von diesem festen Boden aus haben Arnold von Brescia, Friedrich der Zweite, Marsilius von Padua und Wiclif die Kirche noch weiter zurückzudrängen versucht. Sie sollte sich, so meinte Marsilius von Padua, auf das rein Geistliche beschränken, unter Verzicht auf jede Zwangsgewalt nur das Evangelium predigen und die Sakramente spenden.

Allein die Kirche verstand es, solche Angriffe abzuschlagen. Auch sie hat in der Hochscholastik des dreizehnten Jahrhunderts mit Aristoteles ihren Bund geschlossen. Sie bestätigte ihrerseits, daß es eine natürliche, vom rein Menschlichen ausgehende Sittlichkeit gebe. Es fiel ihr nicht schwer, das natürliche sittliche Gesetz mit der Schöpfungsanlage des Menschen in Verbindung zu bringen und ihm so als einem „göttlichen Gesetz" sogar noch eine höhere Weihe zu geben. Die Scholastiker haben deshalb seit Alexander von Hales und Thomas und erst recht seit Duns Scotus in ihrer Lehre vom Gewissen den Begriff des natürlichen Gesetzes mit einer Art von Liebe weiter ausgebaut. Aber sie haben ihm zugleich auch die für die Kirche gefährliche Spitze abgebrochen.

Schon längst, schon seit dem zweiten Jahrhundert, war die katholische Kirche dazu übergegangen, die christliche Sittlichkeit als eine Stufenordnung darzustellen. Sie unterschied in ihr zwischen dem „Gesetz", das von jedem Gläubigen zu erfüllen war, und dem „Rat", dessen Befolgung nur dem Höherstrebenden ans Herz gelegt wurde. Das eine war in Wirklichkeit ein auf den Durchschnitt berechnetes, bescheiden veranschlagtes Mindestmaß von christlicher Strenge, das andere die tatsächliche Forderung Jesu. Man brauchte nur den hier zugrunde liegenden Gedanken noch um einen Schritt weiter zu führen, um der neuen Lage gerecht zu werden. Die Kirche setzte jetzt die natürliche Sittlichkeit als unterste, als Vorstufe für die christliche Sittlichkeit an. Was der allgemeinen menschlichen Vernunft entsprach, galt nun als „moralisch gut" oder als „neutral"; war jedenfalls nicht Sünde, — aber auch nicht „verdienstlich". „Verdienste", die den Eingang zum ewigen Leben eröffneten, erwarb man erst, indem man den höheren Geboten des Christentums genugtat. Und diese Leistung sollte nur erschwingbar sein vermöge der übernatürlichen Kräfte, die die Kirche in ihren Sakramenten darbot.

So war der drohende Gegensatz von natürlicher und christlicher Sittlichkeit höchst geschickt in einen Einklang aufgelöst. Der natürlichen Vernunft war ihr Recht gegeben und doch zugleich die Möglichkeit abgeschnitten, daß

sie sich wider die christliche Sittlichkeitsanschauung empörte. Denn es blieb doch dabei, daß erst die christliche Sittlichkeit die wahre Sittlichkeit sei und die häufig genug irrende natürliche Vernunft von ihr Zurechtweisungen entgegennehmen müsse.

Von diesem Standpunkt aus vermochte die Kirche den in Politik, Wirtschaft und Recht sich regenden Selbständigkeitsbestrebungen einen ziemlich weiten Spielraum zu gewähren, ohne dabei auf ihre maßgebende Stellung zu verzichten. Sie ließ es zu, daß in den Städten sich eigenkräftige Anschauungen über Berufsehre und Berufspflicht entwickelten, daß bei den Fürsten der Vorteil des Staates der beherrschende Grundsatz für die Politik wurde, daß Handel und Verkehr ihrem natürlichen Bestreben nach Gewinnsteigerung folgten; aber sie wahrte sich immer eine Oberaufsicht über alle diese Gebiete des Weltlebens. Namentlich in ihren Beichtspiegeln ging sie den neu sich herausbildenden Lebensverhältnissen bis ins einzelne nach und suchte in ihrer Weise die christlichen Grundsätze zur Geltung zu bringen. Auch dem Staat gegenüber behauptet sie trotz der Angriffe im vierzehnten Jahrhundert, wenigstens der Lehre nach, ihr Vorrecht. Das Verhältnis ist nur ein verwickelteres, mehr mittelbares geworden, aber in den Grundzügen bestehen geblieben. Es ist bezeichnend, daß noch am Vorabend der Reformation das fünfte Laterankonzil die klassische Urkunde der hochmittelalterlichen Anschauung, die Bulle Unam sanctam Bonifatius des Achten, wieder hervorholte und aufs neue bestätigte.

Mit dem eben Gesagten ist schon angedeutet, daß die Renaissance an dieser das europäische Denken beherrschenden Anschauung im Grundsätzlichen nichts geändert hat. Gewiß, für die tatsächlichen Zustände hat es sehr viel ausgemacht, daß jetzt die Fürsten — einschließlich des Papstes selbst! — eine rücksichtslose Machtpolitik betrieben, daß Wissenschaft und Kunst sich ihre eigenen Leitsterne suchen, daß das Großkapital das kirchliche Zinsverbot zu umgehen wußte und die Landesherren wie auch die Stadtobrigkeiten ihr Schutzrecht gegenüber der Kirche zu einem Aufsichts- und Reformrecht ausgestalteten — die Vorstufe für das landesherrliche Kirchenregiment in den evangelischen Gebieten. Aber im Gewissen bleibt doch bei alledem die Bindung bestehen. Es sind nur ganz wenige, die wie Cesare Borgia und Macchiavelli auch an dieser Stelle den Bruch zu vollziehen wagen. Auch sie nur um den Preis, daß sie das Gewissen überhaupt wegwerfen. Sonst regt sich auch bei den verwegensten Draufgängern der Zeit hintendrein immer die Reue oder wenigstens das Aussöhnungsbedürfnis mit der Kirche. Der Glaube, daß das Urteil der katholischen Kirche das Urteil Gottes ist und daß alles menschliche Handeln sich eigentlich nach ihren Vorschriften richten müßte, behält auch über sie seine Macht.

*

Erst Luther hat das Verhältnis von Staat und Kirche auf einen neuen Boden gestellt. Er geht gerade von dem Punkt aus, an dem die bisherige Ordnung ihre Schwäche zeigte, von dem persönlichen Verantwortungsgefühl. Unter dem Druck einer Gottesangst war dieses Bewußtsein bei ihm selbst erwacht, und in dem Sinne sucht er es auch bei seinen Zeitgenossen aufzurütteln. Sterben muß jeder doch zuletzt allein und allein vor Gottes Richterstuhl treten. Niemand, auch kein Priester und keine Kirche, kann ihm die Rechenschaft abnehmen, die dann von ihm gefordert wird. Aber aus demselben Gottesgefühl entsprang bei Luther noch eine weitere Klarheit, die Überzeugung von der Eindeutigkeit und Unverrückbarkeit des sittlichen Maßstabes. Gott kann doch nur eines von dem Menschen fordern, so gewiß als er einer ist, und zwar muß es das Höchste, das Reinste sein, was er verlangt, wenn anders er ein heiliger Gott ist. Mit diesem Hammer zerschlägt Luther die Abstufungen, die die katholische Kirche innerhalb der christlichen Sittlichkeit gemacht hatte. Was dort als bloßer „Rat", als nur wünschenswerte Vollkommenheit, hingestellt wurde (eine Gottesliebe, die alle anderen Rücksichten dagegen zurücktreten läßt; Herzensreinheit, der schon der flüchtige Gedanke als Sünde gilt; Nächstenliebe, die zum äußersten Opfer bereit ist), das predigt er wieder als einfache unbedingte Pflicht. Und mit besonderem Grimm wendet er sich gegen die Behauptung einer „neutralen" Sittlichkeit und die damit zusammenhängende, nur die Bequemlichkeit unterstützende Kasuistik. Daß er den beliebtesten Beichtspiegel des ausgehenden Mittelalters, die Angelica, im Jahre 1520 mit ins Feuer warf, sollte dieser Stimmung noch einen besonders kräftigen Ausdruck geben.

Seine Sicherung fand das von Luther Gewonnene jedoch erst in einer noch tiefer greifenden religiösen Entdeckung. Die Spannung, die die Erhöhung der sittlichen Aufgabe in seinem Gottesverhältnis hervorrief — wer vermochte einer derartigen Forderung Gottes wirklich zu genügen? —, löste sich ihm in der neu begriffenen paulinischen Rechtfertigungslehre. Sie vermittelte ihm noch eine letzte Erkenntnis, mit der er die mittelalterlich-katholische Anschauung durchbrach. Das Evangelium ist kein dunkles Geheimnis, das nur der Priester zu deuten vermöchte. So gewiß seine Sünde klar und deutlich vor dem Bewußtsein des Einzelnen steht, so gut ist auch der Gottestrost des Evangeliums jedermann verständlich. Wer ihn gefaßt hat — oder richtiger nach Luther: wer von ihm gefaßt ist —, der ist damit auch geistlich mündig und urteilsfähig.

Diese Grundsätze, die das Schlagwort des allgemeinen Priestertums nur höchst unvollkommen zusammenfaßt, bedeuteten nichts weniger als eine Umgestaltung des Gewissens innerhalb der abendländischen Menschheit. Sowohl der Inhalt als die Form waren neu bestimmt. Luther kennt keine andere Sittlichkeit als die christliche, und sie nur in ihrer strengsten Ausprägung. Was sonst an sittlichen Maßstäben gehandhabt wird, ist unterwertig, ja als

Nachgiebigkeit gegen die menschliche Schwäche für die wahre Sittlichkeit nur ein Hindernis. Für die Verwirklichung des Gotteswillens innerhalb des eigenen Lebens trägt aber jeder die persönliche Verantwortung. Selbstentscheidung, Selbstfinden des sachlich Notwendigen ist darum in jedem einzelnen Fall sowohl Recht wie Pflicht. Und nur dann ist das sittliche Handeln auf der Höhe, wenn der Entschluß aus freiem, freudigem Herzen, unbeeinflußt durch äußeren Zwang oder durch niedere selbstsüchtige Beweggründe, erfolgt.

Das wurde bei Luther der Eckstein für einen Neubau von Kirche und Staat. Bei der Kirche ergab sich ihm zuvörderst eine Unterscheidung, die an Augustin anknüpft, aber dessen Gedanken selbständig weiterführt. Wenn der Name Kirche Christi nicht eine bloße Redensart sein sollte, so durften als ihre Glieder nur diejenigen gelten, die wirklich zu Christus gehörten und von ihm innerlich regiert wurden. Diese Gemeinschaft konnte nicht zusammenfallen mit einer hierarchischen Ordnung, überhaupt nicht mit einer bestimmten Rechtsverfassung. Die wahre Kirche war notwendig eine „unsichtbare". Aber Luther stellte sie doch nicht völlig jenseits aller Erfahrung. Er glaubte an die unwiderstehliche Macht des Gottesworts. Wo dieses nur verkündigt wurde, da mußten sich auch Menschen finden, die es ergriff, und „sollten's gleich eitel Kind in der Wiege sein". Dadurch gewann Luther die Möglichkeit, seine Gedanken von der unsichtbaren Kirche und vom allgemeinen Priestertum als Richtlinien für die Ordnung der sichtbaren Kirche zu verwerten. Denn daß es eine sichtbare Kirche geben müsse und eine Ordnung in ihr nötig sei, hat Luther nie bezweifelt. Wie sollte denn das Wort unter die Leute kommen, wenn es nicht ständig verkündigt wurde? Ein Predigtamt war also unentbehrlich. Aber das allgemeine Priestertum duldete keinerlei hierarchischen Vorzug an diesem Amt. Der Verwalter des Worts war nur derjenige christliche Bruder, dem die Gemeinde (der „Haufe", wie Luther sagt) auf Grund seiner besonderen Gabe das Recht zum öffentlichen Auftreten zuerkannte. Sein Ansehen stützte sich allein auf die Kraft, mit der er das allen gemeinsame Wort zum Ausdruck brachte, und er sollte — Luther meint das ernsthaft — den Platz räumen, wenn der Haufe oder dessen Mehrheit seine Lehre als mit dem Evangelium nicht übereinstimmend erkannte. — Ebenso folgte für Luther aus dem Wesen des Evangeliums, daß jeder Zwang von der Kirche ferngehalten werden müßte. Das Wort allein muß es ausrichten; Zwang schafft überall nur Heuchler. Gott will keinen gedrungenen Dienst; nur wer sich aus freiem Herzen ihm zuwendet, ist ihm angenehm. Streng durchgedacht hätte das auf eine Freiwilligkeitskirche hingeführt. Aber Luther hing doch daneben mit ganzem Herzen an einer Volkskirche, die ihre Glieder auf dem Boden der natürlichen Gemeinschaft durch Kindertaufe und christliche Erziehung gewinnt. Diese Rücksicht wurde tatsächlich bei ihm die stärkere. Erst die Einführung der Konfirmation brachte den Freiwilligkeitsgedanken innerhalb der Volkskirche zu einem deutlicheren Ausdruck.

Zum Staat kam Luther erst auf einem gewissen Umweg. Die hohen Ansprüche, die er im Namen des Evangeliums an das sittliche Wollen erhob, drängten ihn unausweichlich vor die Frage, wie sich dazu die tatsächliche Neigung des Alltagsmenschen verhielte. Luther hat sich darüber niemals Täuschungen hingegeben. „Die Mehrheit ist und bleibt immer Unchristen.' Die Auskunft, die die katholische Kirche getroffen hatte, im Hinblick darauf der Strenge der christlichen Forderung ein Stück abzubrechen, war ihm verschlossen. Sie wäre ihm als ein Verrat am Evangelium erschienen. Aber ebenso war ihm klar, daß das Evangelium, ernsthaft befolgt, die Christen in der Welt dem Untergang ausliefert. Sie dürfen sich nicht wehren, sie müssen nach dem Mantel auch noch den Rock hergeben, während die Gewalttätigen hemmungslos sich austoben. Und da jene in der Überhand sind, so wird das Ende die Vernichtung der Christen sein. An dieser Stelle trat Luther die göttliche Bestimmung des Staates entgegen. Eben um solchen Ausgang zu verhüten, hat Gott eingesetzt „ein hart weltlich Regiment, damit er die Gottlosen im Zaum halte und den Christen Ruhe verschaffe". Für den Staat ist der Zwang wesentlich. Denn man kann die Welt, die stumpfen, rohen Gemüter, nicht mit dem Evangelium regieren. Der Gewalt muß die Gewalt entgegengesetzt werden. Damit ist auch sofort die Grenze seiner Macht angegeben. Der Staat muß sich darauf beschränken, „äußere" Gerechtigkeit herzustellen und die leibliche Wohlfahrt der Untertanen zu fördern. Gesinnungen kann er nicht hervorbringen. Dazu sind seine Mittel zu grob. Und am wenigsten darf ein Fürst es unternehmen, auf das Gewissen und Glauben seiner Untertanen einen Druck auszuüben. In diesem Fall hört für den Christen die Gehorsamspflicht — wenigstens die Pflicht, dem Befehl nachzukommen — auf. — Aber innerhalb des damit abgesteckten Bereichs ist die Obrigkeit auch völlig selbständig, nur ihrem eigenen Gewissen und Gott verantwortlich. Die Kirche darf ihr nicht gebieterisch dreinreden. Sie mag wohl in gewissen Fällen einen Rat erteilen; die Befolgung erzwingen zu wollen, steht ihr nicht zu. Selbst dann, wenn der Fürst persönlich ein ernsthafter Christ ist — was nach Luther selten genug vorkommt —, ist er an die Weisung der Theologen nicht gebunden. Denn vermöge des allgemeinen Priestertums ist er imstande, auch die geistlichen Gesichtspunkte selbständig zu beurteilen. Aber für gewöhnlich können diese überhaupt nicht im Vordergrund stehen. Vielmehr, wo es sich darum handelt, eine aus Christen und Nichtchristen gemischte Masse mit Rücksicht auf ihr äußeres Wohl zu regieren, sind Vernunft und Billigkeit die in der Natur der Sache liegenden Maßstäbe.

Darnach bestimmte sich die Beziehung, in die Luther Staat und Kirche zueinander setzte. Denn auch er will die beiden Größen, die er begrifflich so scharf trennt, nicht außer aller Verbindung lassen. Er sieht sie in Einheit, sofern sie umfaßt sind von einem Höheren, dem Reiche Gottes. Aber dieses

Reich Gottes ist nicht die katholische Kirche, auch nicht die evangelische; es ist ein Jenseitiges: eben jene unsichtbare Kirche, in der Gottes Absicht sich erfüllt. Auf dieses Ziel hin sind Staat und Kirche als Mittel von Gott geordnet. Die Kirche steht jenem höchsten Zweck näher, sofern sie Seelen für das Reich Gottes wirbt. Aber auch der Staat ist unentbehrlich. Denn ohne ihn wäre kein Bleiben der Christen — und damit auch des Evangeliums — in dieser Welt möglich.

Aus der Einstellung auf den gemeinsamen über ihnen liegenden Zweck ergibt sich, daß Staat und Kirche darauf angewiesen sind, einander in die Hände zu arbeiten. Wenn die Kirche dem Staat die Aufrechterhaltung des Friedens verdankt, so vergilt sie ihm ihrerseits, indem sie durch ihre Predigt ihm gehorsame und pflichtgetreue Untertanen erzieht. Aber das Zusammenarbeiten darf nie zu einer Vermischung der beiden Gebiete führen. Der Staat soll seinen Zwang niemals in das Geistliche hineintragen, niemals über die Gewissen herrschen wollen. Ebensowenig aber soll die Kirche dem Staate ihr Urteil mit Gewalt aufdrängen und ihn in der Ausübung der Pflicht gegen seine Untertanen stören.

Bei der Übertragung dieser Grundsätze in die Wirklichkeit offenbarten sich innerhalb der Reformationskirchen beträchtliche Unterschiede. Auf lutherischem Boden erwuchs aus der Hilfe, die der Staat der Kirche bei der Visitation Kursachsens im Jahre 1527/28 geleistet hatte, das sogenannte landesherrliche Kirchenregiment. Man rechtfertigte es durch eine Lehre, die nicht von Luther, sondern von Melanchthon herrührte. Die christliche Obrigkeit sei, so drückte man es damals aus, nicht nur zur Hut der zweiten Tafel des Gesetzes (der Pflichten gegen den Nächsten), sondern auch zu der der ersten (der Aufrichtung des rechten Gottesdienstes im Lande) bestellt. Im Unterschied von Luther ist hier die Pflege des Religiösen unmittelbar in den Staatszweck aufgenommen. Das war ein gewisser Fortschritt, sofern dadurch der Staatsgedanke in der Richtung auf die Kulturarbeit hin vertieft wurde. Aber gleichzeitig war, zumal seit der Einführung der Konsistorien, eine viel engere, für die Kirche viel drückendere Verbindung von Staat und Kirche begründet, als Luther sie gewollt hatte. Der Staat bekam das Übergewicht, und eine Vermischung der beiden Gebiete war trotz der festgehaltenen Absicht der Scheidung schwer zu vermeiden. Der Landesherr übernahm nun kraft seines Amtes die Herstellung der „äußeren" Ordnung der Kirche: er verbürgte den Bekenntnisstand des Landes, er sorgte für die Aufrechterhaltung des Gottesdienstes, für die Veranstaltung von Visitationen, für die Anstellung und Beaufsichtigung der Geistlichen; während die Kirche auf ihre „inneren" Angelegenheiten, auf Wort- und Sakramentsverwaltung, beschränkt blieb. Sie gewann dadurch wohl den geordneten und gesicherten Einfluß auf das gesamte Volksleben; ihre Vertreter sprachen im Rat des Fürsten ein gewichtiges Wort mit, wo nur immer die Grenze von Politik

und Sittlichkeit berührt wurde; aber sie verlernte es nicht nur völlig, über die Grenzen des eigenen Ländchens hinauszublicken, es verkümmern in ihr auch alle Ansätze zur Selbstverwaltung, und das allgemeine Priestertum verliert seine wirkliche Bedeutung. Der Vorwurf, daß die evangelische Kirche seitdem Staats- und Pastorenkirche geworden sei, ist wohl begründet. — Immerhin ist bei dieser Neuordnung Luthers Gedanke bezüglich der Grenzen der Staatsgewalt, wenngleich verkürzt, zur Geltung gekommen. Das Ketzerrecht erfährt eine wesentliche Änderung. Bei jener grundlegenden Visitation hat der Kurfürst diejenigen seiner Untertanen, denen ihr Gewissen etwa den Anschluß an die Reformation verbiete, eingeladen, das Land zu verlassen. So hart diese Maßnahme vom späteren Standpunkt aus immer noch erscheint, gegenüber dem mittelalterlich-katholischen Ketzerrecht war sie ein unermeßlicher Fortschritt. Dort galt als strafbarer Ketzer schon derjenige, der einen beliebigen Artikel des Glaubens leugnete; der Protestantismus schränkte das Verfahren auf diejenigen ein, die gegen einen von der gesamten Christenheit anerkannten Grundartikel (das heißt Trinitätslehre und Gottheit Christi) öffentlich predigen. Die öffentliche Bestreitung dieser Lehren betrachtete er als Gotteslästerung, das heißt als Landfriedensbruch. Die Ausgewiesenen, in erster Linie also die Katholiken, fallen nicht unter jenen Tatbestand. Sie werden nicht gestraft, sondern dürfen ungekränkt abziehen. Wenn sie im Land nicht geduldet werden, so nur deshalb, weil ein Gebiet mit zwei Bekenntnissen als unregierbar angesehen wurde. Aber indem der Kurfürst selbst ihnen die Tür öffnet, sucht er den Standpunkt aufrecht zu erhalten, daß der Staat die Gewissen nicht drücken und der Anschluß an die Kirche ein freiwilliger sein soll. Es ist dem Protestantismus gelungen, seine Anschauung im Augsburger Religionsfrieden zur Anerkennung zu bringen und damit auch für die katholischen Länder Deutschlands eine Milderung des Ketzerrechts durchzusetzen.

Der lutherischen Ordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat steht diejenige Zwinglis sehr nahe. Ja, er hat die Staatskirche fast in noch schrofferer Form als die Lutheraner. Denn bei ihm ist der Unterschied zwischen politischer und kirchlicher Gemeinde noch stärker verwischt und deshalb auch das Recht der Obrigkeit, in kirchlichen Dingen zu verfügen, noch weiter ausgedehnt als im Luthertum. — Vollends die anglikanische Kirche bekannte sich schon in dem auf den Herrscher übertragenen Titel supreme head (governor) of the church of England offen als Staatskirche. Sie besaß zwar in dem aus der katholischen Vergangenheit beibehaltenen Bischofsamt eine Einrichtung, die später einmal ein Schutz für die Unabhängigkeit der Kirche werden sollte. Aber im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat das aufkommende Hochkirchentum sich ganz in den Dienst des Staates gestellt.

Dagegen ist Calvin darauf bedacht gewesen, den Strich zwischen Staat und Kirche deutlich zu ziehen. Er gab der Kirche in den vier Ämtern der

Geistlichen, Ältesten, Lehrer, Diakonen und den daraus gebildeten Körperschaften, vornehmlich dem consistoire, eine aus ihren eigentümlichen Aufgaben abgeleitete Verfassung und stärkte das Selbstgefühl und den Freiwilligkeitsgedanken innerhalb der Gemeinde durch die von ihm zu hoher Bedeutung erhobene Handlung der Konfirmation. So in sich gefestigt konnte die calvinische Kirche die Welt erobern — in ihr und in ihr allein lebt innerhalb des Protestantismus tatsächlich ökumenisches Bewußtsein —; sie konnte auch, wenn es not tat, wie in Frankreich und Holland, den Kampf mit dem Staat aufnehmen. Aber Calvins Wunsch war es nicht, die beiden Ordnungen unter sich in Zwiespalt zu bringen oder auch nur sie voneinander zu trennen. Denn wie Luther strebt auch er darnach, das Volksganze für die Kirche zu gewinnen. Mit Rücksicht darauf hat er der bürgerlichen Obrigkeit in Genf weitgehende Befugnisse, namentlich bei der Besetzung kirchlicher Ämter, eingeräumt. Es zeugt deshalb nur von mangelnder Kenntnis des Tatsächlichen, wenn man das von Calvin festgesetzte Verhältnis von Kirche und Staat als Theokratie bezeichnet. Wenn in Genf die Kirche gegenüber dem Staat in der Vorderhand war, so beruhte das ausschließlich auf dem persönlichen Ansehen des Reformators. Aber nie hat Calvin den Versuch gemacht, eine von ihm für richtig gehaltene Maßregel etwa durch Exkommunikation des Rates zu erzwingen, und oft genug ist es ihm begegnet, daß er, sei es in Verhandlungen mit dem Rat oder mit den von dorther beeinflußten kirchlichen Behörden, bei der Stimmabgabe unterlag.

*

Die ganze von der Reformation geschaffene Ordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat ruhte auf der bei Luther hervorgehobenen Voraussetzung, daß nur im Wirkungskreis der geschichtlichen Religion, nur innerhalb der Kirche wahre Sittlichkeit erwachsen könnte. Bloß dann konnte der Staat die Kirche so nahe an sich heranziehen, wenn er in ihr die Vermittlerin für alle gemeinschaftbildenden, den Menschen innerlich veredelnden Kräfte erkannte. Luther hat zwar, wie an dieser Stelle in Erinnerung gerufen sein mag, das natürliche Gewissen im Menschen selbstverständlich nicht geleugnet. Wie hätte er es bestreiten sollen, wo doch seine ganze Lehre zuletzt auf der Gewissensregung sich aufbaute? Aber er mißtraute sowohl seinem Inhalt wie seiner Stärke. Und nicht nur aus kirchlicher Verbohrtheit. Wenn, wie er meinte, das Wesen des Sittlichen in der Reinheit des Wollens bestand, dann ließ sich in der Tat Triftiges dafür sagen, daß diese Höhe vom Boden des natürlichen Gewissens aus nicht zu erreichen sei. Luther glaubte, die Erfahrung jedes aufrichtigen Menschen zum Zeugnis aufrufen zu dürfen, daß der nicht durch die Religion Befreite auch bei redlichstem Streben immer im Bann der natürlichen, das heißt selbstsüchtigen Beweggründe bliebe.

Jedoch diese Grundvoraussetzung der Reformationszeit kommt im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts allenthalben ins Wanken. Schon die einfache Tatsache, daß zwei Kirchen nebeneinander standen, die sich gegenseitig das echte Christentum abstritten, lähmte auf die Dauer ihre Überzeugungskraft. Die Kriege, in denen die innere Spannung sich entlud, der dreißigjährige in Deutschland und die große Revolution in England, schufen in weiten Kreisen eine ausgesprochene Abneigung gegen die kirchliche Form von Religion und Sittlichkeit[1]). Dafür regten sich jetzt die in den beiden Kirchen zurückgedrängten Gedanken von einem allgemein menschlichen Bewußtsein über diese Dinge mit erneuter Macht. In ihnen fand man nicht nur die Grundlage für eine Verständigung der Bekenntnisse (Georg Calixt, Herbert von Cherbury), sondern auch den Ausgangspunkt für eine reinere Sittlichkeit, als sie die Kirchen zu vertreten schienen. Die sieghaft vordringende Wissenschaft der Aufklärung lieferte dafür Anschauungsstoff und Hilfsmittel, wie sie keine frühere Zeit besessen hatte. Welch neuen Klang gewann das Wort Menschheit, seitdem man von Chinesen und Indern einerseits, von den Zulukaffern andererseits Genaueres wußte oder wenigstens zu wissen meinte! Welche Fragen taten sich auf, wenn man dieses Wissen verwertete, um den gemeinsamen Inhalt des menschlichen Gewissens bei den verschiedenen Völkern festzustellen!

Bei der Behandlung dieser Fragen offenbarte sich indes, daß die neue Wissenschaft in ihrer Stellung gegenüber dem Sittlichen (wie gegenüber dem Religiösen) von vornherein einen Zwiespalt in sich trug. Sie konnte dazu führen, den Gedanken des Sittlichen überhaupt aufzuheben. Nicht erst dann, wenn sie bei materialistischen Folgerungen anlangte, sondern schon vermöge des von ihr eingeschlagenen Verfahrens. Wie es ihrer Herkunft aus den Naturwissenschaften entsprach, sah sie ihre Aufgabe in der Erfassung und Zergliederung von Tatsachen und hielt das hierbei sich Ergebende zugleich auch für das Gültige und Verpflichtende. In diesem Sinne haben Hobbes und Spinoza das menschliche Innenleben aufzuhellen versucht. Sie fanden, ganz in Übereinstimmung mit Luther, als Letztes und Stärkstes im Menschen den Selbsterhaltungstrieb. Nur daß Luther in ihm den Gegensatz zur wahren Sittlichkeit gesehen hatte, während sie dieses Letzte und Unaufhebbare eben darum auch für das Berechtigte erklärten. Und die Zeitgenossen waren um so mehr geneigt, ihnen zuzustimmen, weil doch Glückseligkeit — natürlich zuvörderst die eigene — jetzt nach gemeinem Dafürhalten das Ziel alles menschlichen Handelns bilden sollte. Dann war es nur folgerichtig und ehrlich, wenn Mandeville in seiner Bienenfabel den spöttischen Nachweis lieferte, daß gerade auf den „schlechten" Eigenschaften der Menschen aller Kulturfortschritt beruhe.

[1]) Näheres darüber habe ich in meinem Büchlein „Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus", Tübingen 1917, mitgeteilt.

Aber daneben wirkt in der Aufklärung doch noch ein tieferer Drang. Wenn alle Wissenschaft darnach strebt, Gemeingut der Menschen zu werden, so setzt sie auch bei ihnen ein allgemeingültiges Denken voraus. Diese von vornherein gegebene Vernunftanlage macht den Menschen zum Menschen, sie verbindet die Einzelnen untereinander, und aus ihr entspringt das Sittliche als Aufgabe. Denn darin liegt auch die Pflicht, durch bewußte Pflege des Vernünftigen in sich selbst die eigene Persönlichkeit zu vervollkommnen und das Zusammenleben der Menschen nach den Weisungen der Vernunft zu regeln. Von dieser Seite her hat Leibniz die Frage ergriffen und damit einen Standpunkt begründet, der das Sittliche vor und über dem bloß Tatsächlichen in dem schöpferischen Vermögen der Vernunft suchte. Die Vernunft wurde die oberste Richterin, vor der auch die aus christlicher Überlieferung stammenden Sittlichkeitsanschauungen erst ihre Gültigkeit zu erweisen hatten. An der Klärung und Vertiefung dieser Gedanken hat Deutschland den vornehmsten Anteil gehabt. Unser ganzes klassisches Schrifttum hat darin seine Größe und seine Schranke, daß es seinen Schöpfern von Lessing bis zu Goethe und den Romantikern zuletzt nicht um eine künstlerische, sondern um eine sittliche Aufgabe, um die Gestaltung des Gedankens des reinen Menschtums, zu tun war. Sie kommen auf die Höhe, indem sie ebenso das gemeine Glückseligkeitsstreben wie die beengenden kirchlichen Begriffe abstoßen. Das Menschtum wird ihnen ein Selbstwert, für den man sich begeistern muß, ohne nach dem Nutzen zu fragen. Am schärfsten hat Kant diese Empfindung zum Ausdruck gebracht. Er scheidet reinlich zwischen dem Gebiete des Wissens und dem des Sittlichen. Das Sittliche beruht nicht auf einer Tatsache der Erfahrung, sondern auf einem Sollen, auf dem Innewerden eines unbedingten Gesetzes, auf einer nicht weiter abzuleitenden Forderung, der sich der Mensch in Freiheit unterwirft. Dadurch wird er Persönlichkeit. Aber die gleiche „Würde", die er durch den Gehorsam gegen das unbedingte Gesetz vor sich selbst erlangt, muß er auch in jedem seiner Mitmenschen achten. So meint Kant schließlich, wie schon vor ihm Leibniz, auch den christlichen Gedanken des Reiches Gottes unmittelbar aus der Vernunft gewinnen zu können. Ja, er ist überzeugt, wenigstens die kirchliche Form der Sittlichkeit noch zu überbieten. Sie ist minderwertig. Denn sie verwandelt das unbedingte, frei vom Menschen zu ergreifende Gesetz in eine auf Auktorität hin angenommene Vorschrift und trübt die Reinheit des sittlichen Gedankens, indem sie fremde, niedrigere Beweggründe einmischt.

Hinter diesem hohen Schwung ist die Entwicklung in den anderen Ländern stark zurückgeblieben. In England haben zwar Locke, Shaftesbury und Hume aus der natürlichen Selbstsucht auch Gefühle des Wohlwollens herzuleiten und diesen teils in vernünftigen Überlegungen, teils in ästhetischen Empfindungen (Harmonie!) eine eigene Stütze zu geben sich bemüht. Aber soweit das Wohlwollen gegenüber dem Nebenmenschen sich zu einem umfassenden

Menschheitsziel ausdehnt, ist es doch nur die „Wohlfahrt", das Glück im alltäglichen Sinn, was dabei erstrebt wird. Und hinter dem Menschenfreund erblickt man immer den klugen Rechner und Geschäftsmann, der bei der Förderung des allgemeinen Besten den eigenen Vorteil nicht vergißt. — Tiefer hat der Menschheitsgedanke in Frankreich die Gemüter erfaßt. Dort findet die Einseitigkeit, die der deutschen Auffassung anhaftete, eine wertvolle Ergänzung. Denn während man in Deutschland bei dem echten Menschtum vornehmlich an die Vervollkommnung der Einzelpersönlichkeit dachte, stand in Frankreich die Frage nach dem vernünftigen Aufbau der Gesellschaft im Vordergrund.

Wieder war damit das sittliche Bewußtsein der abendländischen Menschheit an einem Wendepunkt angelangt, wo eine Neugestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche erforderlich schien. Das sittliche Streben hat sich gegenüber der Religion verselbständigt und in dem Menschheitsgedanken einen großen Inhalt gewonnen. Wozu braucht dann der Staat noch die Kirche? Wozu braucht man überhaupt noch eine Kirche?

Die Antwort auf diese Fragen hing zunächst davon ab, wie diese Richtung sich gegenüber dem Staat und wie der Staat sich ihr gegenüber fühlte. In Wirklichkeit hat sie sich mit dem Staat zuletzt abzufinden vermocht, obwohl das nicht ohne starke Reibungen abging. Der Gegensatz zwischen einem allumfassenden Menschheitsziel und dem notwendig nach außen hin selbstsüchtigen, nach innen die Freiheit des Einzelnen beengenden Machtstreben des Staates trat in dem diplomatischen Ränkespiel der Regierungen und in der Handhabung der Zensur zu fühlbar in die Erscheinung, als daß man leicht über ihn hätte hinwegkommen können. Aber auf der anderen Seite hatte der Staat, nachdem er im siebzehnten Jahrhundert sich rein auf den Machtgedanken gestellt hatte, in steigendem Maße sich auch Kulturaufgaben zugewendet. In dem fortgeschrittensten Land, in Frankreich, begriff man die innere Notwendigkeit dieser Entwicklung. Dort hat schon Voltaire in seinem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten den Zusammenhang zwischen staatlicher Macht und Höhe der Kultur aufgedeckt. So konnte man hier für den Staat als Träger und Förderer der Kultur sich begeistern und durch den Mittelbegriff der Kultur die Brücke vom völkischen Stolz zur Teilnahme am Fortschritt der Menschheit hinüberschlagen. Auch in Deutschland hat Hegel in einer für den Unterschied der Völker bezeichnenden Abwandlung des Gedankens den Staat als die Verkörperung der Sittlichkeit erfaßt und ihn damit als unentbehrliche Größe in die Menschheitsentwicklung eingereiht. — Doch der Staat seinerseits behält immer ein Mißtrauen gegen die neue Geistesrichtung. Er wittert das Umstürzlerische, das in ihr enthalten war, und will deshalb auf Schutzmaßregeln wie die Zensur nicht verzichten.

Dagegen für die Kirche schien nun tatsächlich nichts mehr übrig zu bleiben. Der mündig und selbstherrlich gewordene Staat verschmähte es

längst, von den Theologen Rat in seinen Angelegenheiten entgegenzunehmen. Aber auch ihr Wert für die Volkserziehung wurde zweifelhaft. Was seinerzeit auf dem Gebiet des Schul- und Armenwesens für die Kultur von ihr geleistet worden war, hatte in der Zwischenzeit der Staat an sich gezogen. Und das nach der Auffassung des Zeitalters beste Stück an ihr, die Predigt der uneingeschränkten Menschenliebe, galt nunmehr als fester Bestandteil der allgemeinen Bildung, für den es einer Begründung und Nachhilfe aus besonderen religiösen Vorstellungen nicht mehr bedurfte. Man urteilte freundlich über die Kirche, wenn man sie noch als eine wohltätige Einrichtung für die Zurückgebliebenen und Rohen gelten ließ. In dem Sinn gestand auch Voltaire zu, daß die Vergeltungslehre, wie sie die Kirche vortrug, für die Gesellschaft ihren Nutzen habe. Und ähnlich dachten die Regierungen, die die im übrigen tief von ihnen verachtete Kirche gegen Angriffe von außen in Schutz nahmen und sogar über der Reinheit ihrer Lehre wachten. Aber das steigerte wieder bei den Gebildeten die Abneigung gegen eine Anstalt, deren bevorzugte Stellung so wie so schon wegen ihrer „unvernünftigen" Dogmen und ihres „Fanatismus" als ein Druck auf die allgemeine Gewissens- und Denkfreiheit empfunden wurde. Wenn man sie vorerst nicht beseitigen konnte, so mußte man sie mindestens unschädlich machen.

Aus solcher Stimmung heraus ist in den Vereinigten Staaten durch die Gesetze von 1787 und 1791 die Trennung von Staat und Kirche vollzogen worden. Immerhin ist beachtenswert, daß in Amerika der Wunsch nach Auflösung des Bandes auch von ernsthaft religiöser Seite her unterstützt wurde. Die französische Revolution ist diesem Beispiel nachgefolgt, und seitdem erscheint die Trennung von Staat und Kirche als eine Losung, die mit dem Freiheits- und Fortschrittsgedanken notwendig zusammengehört.

*

Der Rückschlag gegen die französische Revolution hat in Europa das alte Verhältnis in weitem Umfang wiederhergestellt. Napoleon gab hierfür das Zeichen, als er das Konkordat von 1801/2 abschloß und in ihm die katholische Kirche für die Religion der großen Mehrheit der Franzosen — nur vorübergehend wird unter der Restaurationsregierung anstatt dessen der Ausdruck Staatsreligion eingesetzt — erklärte. — In Deutschland kam man dem Freiheitsbedürfnis soweit entgegen, daß man nach dem Vorbild Preußens (Wöllnersches Religionsedikt, Preußisches Landrecht) allgemein von der bloßen Toleranz zur Parität überging. Aber die Parität erstreckte sich nur auf die drei im Westfälischen Frieden genannten „Religionsparteien" (Lutheraner, Reformierte, Katholiken). Wieweit daneben noch „Sekten" wenigstens geduldet werden sollten, unterlag dem Belieben des einzelnen Staates. Tatsächlich hat nur das „reaktionäre" Preußen darin vor 1848 größere Weitherzigkeit bewiesen. Selbst das landesherrliche Kirchenregiment über die evan-

gelische Kirche wurde beibehalten und sogar in einzelnen Staaten, wie Bayern, neu eingeführt; so ungeheuerlich es auch war, daß der Staat, der drei Kirchen (Lutheraner, Reformierte, Katholiken) auf gleichem Fuße behandeln wollte, doch zu einer von ihnen in ein besonderes Verhältnis trat. Es bedurfte einer höchst künstlichen Rechtsbildung — das landesherrliche Kirchenregiment nicht ein Bestandteil, sondern ein untrennbarer Annex der Staatsgewalt —, um diesen Widerspruch einigermaßen zu verdecken. — In England hat erst der Kampf der irischen Katholiken im Jahr 1829 die Emanzipationsbill und damit wenigstens die Aufhebung der Testakte und den Zutritt von Nichtanglikanern zu den Staatsämtern erzwungen. — Nur Belgien hat in Wiederaufnahme der Grundsätze der französischen Revolution im Jahr 1831 die Trennung von Staat und Kirche vollzogen; ohne daß freilich die Zustände, die sich daraufhin in dem Lande entwickelten, zur Nachfolge besonders eingeladen hätten.

Die Staatsmänner, die den alten Bund zwischen Staat und Kirche aufs neue bekräftigten, meinten immer noch, die Kirche in erster Linie für sich, als eine Macht der Ordnung gebrauchen zu dürfen. Die Kirche sollte dazu mithelfen, um die Wiederkehr der Revolution zu verhüten. Thron und Altar, so hieß jetzt das Schlagwort, gehören als die erhaltenden Mächte unter sich zusammen. In dem festgehaltenen Vorzug der drei Religionsparteien drückte sich der noch bestimmtere Wunsch aus, daß es gelingen müßte, die Völker zum Kirchenglauben zurückzuführen, und die Regierungen unterließen es nicht, diesem Wunsch auf dem Weg der Verwaltung Nachdruck zu verleihen. Das war eine starke Verkennung der Lage. Wohl entstand in allen Kirchen eine aus dem Drang der Zeit entsprungene, in ihrer Richtung durch die Romantik beeinflußte Strömung, die der geschichtlichen Form des Christentums und seinen tieferen sittlichen Forderungen ein neues Verständnis entgegenbrachte. Man durchschaute in diesen Kreisen die Täuschung, der die Aufklärung unterlegen war, wenn sie die Sittlichkeit von der Religion hatte loslösen wollen, und man gewahrte den riesenhaften Abstand, der zwischen den großen Worten von der allgemeinen Menschenliebe und dem wirklichen Tun der Menschen klaffte. Aber nirgends gelang es doch, wenigstens auf der evangelischen Seite, die Volksmassen und namentlich die Gebildeten wieder für die Kirche zu gewinnen. Zum guten Teil eben dank der Vorrechte, die der Staat der Kirche eingeräumt hatte. Durch sie wurde insbesondere die dem Landesherrn unterstehende evangelische Kirche in den Augen des Volkes zu einem Hort der Reaktion, zu einer Handlangerin des Polizeistaats gestempelt. Die Spannung zwischen Kirche und Zeitgeist wird noch schärfer als im achtzehnten Jahrhundert. Sie machte sich sofort wieder bei der Revolution des Jahres 1848 Luft. Die Grundrechte verkündigten aufs neue die Trennung von Kirche und Staat. Der Erfolg war auch diesmal nur, daß den „Sekten" eine etwas weiter reichende Duldung gewährt und der evangelischen Kirche

seit den sechziger Jahren ein bescheidenes Maß von Selbstverwaltung gegönnt wurde. Bestehen blieb die Bevorzugung der drei Kirchen. Bestehen blieb auch für die evangelische Kirche das landesherrliche Kirchenregiment, obwohl die preußische Verfassung vom Jahre 1850 in Artikel 15 sagte: „Die evangelische und die römisch katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Es fand sich ein Minister in Preußen, der dies so zu drehen wußte, als ob die Selbständigkeit der evangelischen Kirche eben im landesherrlichen Kirchenregiment verwirklicht wäre.

Inzwischen ist nun aber in der evangelischen Kirche selbst die Stimmung für eine Trennung von Staat und Kirche stark gewachsen. Ein großer Teil der Freikirchen, die auf calvinischem Boden im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entstanden, hat sich eben um des ihr unerträglichen Drucks willen vom Staat losgesagt. Aber auch im Luthertum gewann die Anschauung Boden, daß nicht nur das landesherrliche Kirchenregiment, sondern auch die hergebrachte Bindung an den Staat der Kirche nachteilig sei. Das eine hindere sie an der vollen Ausnützung ihrer Kräfte, das andere mache ihr eine unbefangene Stellungnahme zu den politischen und wirtschaftlichen Fragen unmöglich. Dagegen haben sich auf katholischer Seite die Päpste von Gregor dem Sechzehnten an — Encyclica mirari vos von 1832 — bis zu Pius dem Zehnten außerordentlich scharf gegen die Trennung ausgesprochen. Trotzdem sind es überwiegend gerade katholische Länder gewesen, die sie seit dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts durchgeführt haben: Mexiko 1873, Brasilien 1890, Ecuador 1902, dann namentlich Frankreich durch Gesetz vom 9. Dezember 1905, dem Genf 1907, Basel-Stadt 1910, Portugal 1911 nachgefolgt sind.

Das Wichtigste aber ist jetzt, und nicht nur für Deutschland, die Haltung der Sozialdemokratie gegenüber unserer Frage. Die Sozialdemokratie hat die alte Forderung des Liberalismus aufgenommen und ihr einen Schwung gegeben, über den der Liberalismus schon im Jahre 1848 nicht mehr verfügte. Das Erfurter Programm läßt allerdings nur das Verneinende erkennen. Es verlangt unter Punkt 6: „Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen." Aber hinter der Verneinung des Verhältnisses von Kirche und Staat steht bei der Sozialdemokratie eine bestimmte Bejahung. Im Weltkrieg hat sie diese Seite besonders kräftig herausgekehrt. Sie betrachtet ihr Endziel zugleich als die Verwirklichung des höchsten sittlichen Gedankens. Der Gemeinschaftsgedanke, wie er ihr als Letztes vorschwebt, — Aufhebung der Klassenunterschiede innerhalb des Volks, so daß die Menschenwürde in jedem zu ihrem Rechte kommt, und Zusammenfassung

der Völker in einen großen Bund, der dem Krieg und dem Kampf des Kapitals ein Ende macht —, gilt ihr als ein Wunschziel, das seine Geltung und sein Recht in sich selbst trägt. Es verpflichtet jeden, der überhaupt menschlich zu fühlen vermag. Das ist nichts anderes als die Erneuerung des Menschheitstraums der Aufklärung, nur daß jetzt die Knechtschaft, die gebrochen werden soll, im Wirtschaftlichen gefunden wird. Eben aus diesem Grund ist aber auch die Stellung zur Religion noch wesentlich kühler. Mag sein, daß das sozialdemokratische Endziel dem Christentum einiges verdankt; aber jetzt ist dieser Gedanke in sich selbständig geworden. Er bedarf keiner Begründung in einem religiösen Glauben mehr. Die Kirchen jedenfalls sind nicht fähig, ihn zu unterstützen. Sie haben sich in den Dienst einer bestimmten Klasse gestellt und können sich nicht mehr davon lösen.

Damit tritt der Punkt, um den es sich bei dem Verhältnis von Kirche und Staat stets gehandelt hat und auch jetzt wieder handelt, noch einmal mit voller Deutlichkeit heraus. Es soll hier nicht darüber gestritten werden, wie sich Christentum und Endziel der Sozialdemokratie geschichtlich und sachlich zueinander verhalten. Die Frage, die uns im gegenwärtigen Zusammenhang angeht, ist: ob das Endziel der Sozialdemokratie, als sittlicher Gemeinschaftsgedanke verstanden, wirklich mit solcher Macht die Gemüter zu ergreifen und zu bändigen vermag, daß alle entgegenstehenden menschlichen Neigungen der Selbstsucht, der Hartherzigkeit, der Überhebung, der Gewinngier, der Unbeständigkeit, der Schlaffheit vor ihm verschwänden? Oder anders ausgedrückt: ob etwa ein sozialistischer Staat aus sich selbst heraus den Gemeinschaftsgeist, die Brudergesinnung, zu erzeugen vermag, ohne die er noch weniger als ein anderer Staat bestehen kann? Die Anhänger der Kirchen werden auf Grund geschichtlicher und unmittelbarer Erfahrung dies verneinen. Wirkliche Brudergesinnung ist — als Massengesinnung — niemals anders als durch einen religiösen Glauben erweckt worden. Denn nur das Gefühl, in Gott verbunden und durch ihn zum höchsten Opfer verpflichtet zu sein, bricht den Eigennutz und bringt die Menschen einander innerlich nahe. Ein noch so erhabener sittlicher Gedanke schafft vielleicht Begeisterung und Achtung vor dem andern, der ihn teilt; aber Achtung ist noch längst keine Liebe. Und vollends das Gefühl, unter den gleichen Bedingungen mit jedem andern zu stehen, wie das im sozialistischen Staat der Fall sein müßte, entfesselt nur den rücksichtslosen Kampf des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren.

Daraus soll nun nicht etwa gefolgert werden, daß auch ein sozialistischer Staat das bisherige Verhältnis von Staat und Kirche bestehen lassen müßte. Denn diese Verbindung ist heutzutage den Kirchen selbst zur Last. Aber die Lösung kann in verschiedenem Geist vollzogen werden. Würde sie bei uns im Sinn der Kirchenfeindschaft oder der Kirchenverachtung erfolgen, so wäre das nicht nur für unser Volk, sondern zuletzt auch für einen etwaigen sozialistischen Staat das schwerste Unglück.

Unser künstlerisches Verhältnis zum Auslande.

Von

Fritz Schumacher.

In Fragen, die sich auf ausländische Erscheinungen beziehen, haben wir seit 1914 die Naivität verloren. Je nach Temperament und Erziehung steht auf der einen Seite ein leidenschaftlicher Widerwille, der alles Fremde unerträglich findet, auf der anderen der bedächtige Gerechtigkeitstrieb, nicht an falscher Stelle unduldsam zu werden, — auf der einen das stolz gehegte Selbstbewußtsein, das nur auf sich selber gestellt sein will, und auf der anderen die allgemeine Scheu des Bildungsmenschen, nicht kulturlos zu werden; alles Motive, die je in ihrer Art höchst begreiflich sind, aber die doch außerhalb der eigentlichen Sache liegen.

Die Verhältnisse sind nicht klarer dadurch geworden, daß sich die, natürlich im Vordergrunde stehende, das Fremde ablehnende Bewegung meist unterschiedslos gegen Auslandsfexerei wie gegen Auslandsverständnis wendet. Das kann an sich nicht verwundern, denn sie fließen oft auf schmaler Grenze ineinander über, und die Meinung der breiten Menge wird keine geeignete Richterin sein, um die Grenzlinie richtig zu ziehen, sie wird stets geneigt sein, auch im Verständnis Fexerei zu vermuten. Mit einem Worte, geistige Strömungen, hinter denen ein politischer Wind weht, werden immer gewalttätige Strömungen sein, und es ist nicht gesagt, daß das, was sie im Schwall ihres Anpralles wegreißen, wirklich reif war, zugrunde zu gehen.

Wenn Regungen dieser Art mehr oder weniger deutlich unterscheidbar durch die Kulturerscheinungen einer Epoche gehen, haben wir vielleicht den deutlichsten Gradmesser für ihr Wesen in dem Instrument, das mehr als irgend ein anderes von der inneren Art eines Volkes verrät: in unserer Sprache. Es ist sehr bezeichnend, wie sich in ihrem Reiche das Kulturstreben nach nationaler Sammlung und nationalem Besinnen entlud, zunächst in dem etwas naiven Eifer, mit dem Jagd gemacht wurde nach den Nichtigkeiten von allerhand fremden Etikettierungen, dann in dem bitteren Ernst, mit dem eine Säuberung unserer Umgangssprache von ausländischen Bestandteilen begann, dann in dem, von einflußreichen Stellen unterstützten Fanatismus, mit dem jeder fremdländische Keim in unserem Wortschatz geächtet wurde.

Deutschland fing gerade an, sich an diesen „Purismus" zu gewöhnen und stolz darauf zu werden, da fuhr wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine

Denkschrift von der höchsten Warte unserer geistigen Kultur, der Akademie der Wissenschaften, in dies Bestreben und wandte sich sowohl gegen die negative wie gegen die positive Seite dieses Verfahrens: sie billigte weder die künstliche Verkleinerung unserer Ausdrucksmöglichkeiten noch manche der Ersatzstoffe, die dafür vielfach bereits in Kurs gekommen sind.

Kein Wunder, daß man das Gefühl bekommt, daß es heute schwer ist, auf diesem Gebiete in seinem dunklen Drange sich des richtigen Weges bewußt zu bleiben. Wo liegt die Grenze zwischen der Pflege völkischen Selbstbewußtseins und der Pflege geistiger Bilderstürmerei, — wo liegt die Grenze, an der dieser Kampf gegen bureaukratischen oder gegen halbgebildeten Schlendrian selbst wieder bureaukratisch oder halbgebildet wird? Wer hat in diesen Fragen recht, der Fanatiker oder der Phlegmatiker? — Oder gibt es nur den Standpunkt der Opportunisten, den der eine so, der andere so auslegen kann, wie es ihm gerade bequem und angenehm ist?

Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, inmitten dieser Fragen nach einer Art von innerem Kompaß zu suchen, und selbst wenn man glaubt, dieses Kompasses gar nicht zu bedürfen, weil die persönliche Magnetnadel sich instinktiv im einzelnen Falle einstellt, etwas bewußter darüber zu werden, auf welchen Grundlagen unser Verhältnis zu fremdländischer Kultur auf künstlerischem Gebiet beruht.

Um nicht ins Uferlose zu geraten, möchte ich dabei vor allem den Blick nach Frankreich und nach England wenden, und unwillkürlich werde ich den Umkreis des Gesichtsfeldes noch weiter einengen: wenn auch nicht ausschließlich, so werde ich doch in erster Linie mein Augenmerk auf die Gebiete der Baukunst und der ihr verwandten Nebenreiche einstellen, und ich denke, man wird diese Einseitigkeit meinem Berufe zugute halten.

*

Wenn wir von unserem Verhältnis zu außerdeutschen Erscheinungen sprechen, so müssen wir zunächst unterscheiden zwischen Gesichtspunkten für den künstlerischen Genuß und Gesichtspunkten für das künstlerische Schaffen.

Vielleicht scheint es im ersten Augenblick, daß man sich die Gesichtspunkte für den Genuß kaum noch viel zu überlegen braucht. Hat nicht Shakespeare während des Krieges unser Theater beherrscht, ist nicht Verdis Melodienreichtum nach wie vor erklungen, hat nicht Rollands großer Roman das ganze gebildete Deutschland bewegt, und hat nicht Rodins Tod überall die Dankbarkeit für seine Werke neu wachgerufen? Es ist kein Zweifel, wir haben uns bereits klar und unzweideutig auf den Standpunkt gestellt, daß wir uns den Genuß an Meisterwerken der Kunst nicht rauben lassen, weil die großen Männer, die sie schufen, Nationen angehörten, die heute unsere Feinde sind. Wir empfinden es als etwas Kindliches, diese Feinde etwa dadurch strafen zu wollen, daß wir uns künstlich eines Genusses berauben, der ihnen un-

geschmälert bleibt. Kurz, wir sagen: die große Kunst gehört der Menschheit, keine Feindesmacht kann sie uns rauben.

Das ist ein großer und auch ein natürlicher Standpunkt, dem die deutsche Öffentlichkeit ziemlich mühelos gefolgt ist. Und doch! können wir wirklich meinen, daß er überall eine deutliche Lösung gewährleistet? Ist es wirklich ganz sicher, daß ein Museumsdirektor, der heute einen großen Manet kaufen wollte, auch wenn das Geld nur deutschen Besitzern zugute käme, keinen Schwierigkeiten begegnen würde? — Es ist kaum eine Frage, in den meisten Fällen würde das wohl mit der gleichen Selbstverständlichkeit geschehen, mit der wir bei Werken der Literatur und der Musik einsehen, daß politische Nebengeräusche durch künstlerische Meisterschaft ausgeschaltet werden. Woher kommt das, und wo liegt der Unterschied? Er ist leicht zu erkennen. Er liegt im geldlichen Aufwand. Der Mitgenuß an fremder Literatur und Musik bedingt keine neuen Ausgaben; sobald aber, wie beim Erwerb eines Gemäldes, auf dem Gebiet des künstlerischen Genießens die Frage der fremdländischen Kunst zugleich eine Geldfrage wird, beginnt der hochherzige Standpunkt meist ins Wanken zu geraten. Das ist auch dann der Fall, wenn das Geld nicht etwa dem Auslande zugute kommt, denn das wäre natürlich in seiner Art ein durchaus verständlicher Grund; nein, auch wenn das gar nicht mitspielt, pflegte bereits vor dem Kriege der Gesichtspunkt fremder Kunst gegenüber verschoben zu werden, wenn es galt, Geld aufzuwenden.

Man kann ziemlich allgemein sagen: sobald die Frage des Geldes mit der Frage der Kunst in Berührung kommt, taucht für künstlerische Dinge eine Gefahr auf; sie besteht darin, daß die Sache eine soziale Seite bekommt, und so wichtig soziale Gesichtspunkte sind, dem Künstlerischen stehen sie stets feindlich gegenüber, sobald man sie damit vermischen will. Bewußt oder unbewußt aber gibt es stets Mächte, die nach solcher Vermischung drängen, und sie benutzen, bewußt oder unbewußt, den nationalen Gesichtspunkt als wirkungsvollen Vorspann für dies Bestreben.

Das darf unser Urteil nicht irre machen. Wir können uns im praktischen Leben sozialen Gesichtspunkten auch im Reiche der Kunst gewiß nicht entziehen, aber wir müssen immer genau wissen, wann wir ihnen und wann wir künstlerischen Gesichtspunkten nachgeben, und müssen vor allem das Auge dafür offen halten, ob diese sozialen Ansprüche nicht im Maskengewande nationaler Ideale auftreten.

Mitten während des Krieges haben wir eine Million für den Erwerb des Bildes eines Italieners aufgewandt, und ganz Deutschland ist stolz darauf gewesen, daß wir diese Kulturtat, trotz aller Nöte dieser Zeit, vollbringen konnten. Es handelte sich um ein Gemälde von Tizian. Logisch betrachtet, wäre es genau das Gleiche, wenn wir einen Manet oder einen Van Gogh kauften, sofern wir ihn für ein unentbehrliches Glied im Reigen der Meisterwerke der Kunst halten. Ja, es ist wichtiger, das nationale Ver-

mögen rechtzeitig durch große, die Zeiten überdauernde Kunstwerke zu vergrößern, als zu warten, bis sie eine Million kosten.

Deshalb darf es sich auch künftig beim Kunstgenuß, den unsere Museen vermitteln, auch wenn er Geld kostet, nur um die, meinetwegen scharf umstrittene Frage handeln, ob ein Werk wirklich große Kunst ist, und nicht darum, aus welchem Lande es stammt. Wir berauben uns sonst selbst wertvoller Güter durch wohlgemeinte Schranken, ebenso wie wir uns berauben würden, wenn wir Shakespeare oder Dickens, Verdi oder Balzac die Tore verschlössen, — oder um in ein anderes Reich, profaner, aber doch nicht unedler Genüsse herabzusteigen: wie wir uns berauben würden, wenn wir den Weinen Frankreichs oder den Früchten Italiens den Krieg erklärten.

Aber das würde ja schließlich ins Kapitel des persönlichen Egoismus fallen. Hier bei der Kunst schaltet dieser persönliche Zug ganz aus, und es handelt sich nur noch um eine Frage des völkischen Egoismus. Sie ist mir immer durch ein bemerkenswertes historisches Dokument aus der Geschichte Frankreichs besonders charakteristisch beleuchtet erschienen: durch das Schreiben, das am 7. Mai 1796 das Direktorium des selbstbewußtesten und eifersüchtigsten Volkes an Bonaparte richtete und das hieß: „Wir fordern Euch auf, Bürger-General, einen oder mehrere Künstler auszuwählen, die in ganz Italien die Kunstwerke zu suchen, zu sammeln und nach Paris zu senden haben" — eine der ersten Taten von rücksichtslosestem nationalen Egoismus waren Maßregeln, um Schätze fremder Kunst im eigenen Lande zu häufen.

Man sieht, vom Standpunkt künstlerischen Genusses betrachtet, ist es nicht persönliche Liebhaberei — die würde natürlich nicht stichhaltig sein —, sondern wenn man genauer hinsieht, ein nationales Interesse, das dazu treibt, große künstlerische Kraft ohne Zollgrenze als Allgemeingut der Menschheit zu betrachten.

*

Ganz anders aber scheint die Sache auszusehen, und weit verwickelter werden ihre Gedankengänge, wenn wir sie nicht vom Standpunkt des künstlerisch Genießenden, sondern vom Standpunkt des künstlerisch Schaffenden aus betrachten. Anders ist es, ob man sich in solcher Frage an den Museumsdirektor, an den Kritiker und an den verstehenden Laien, kurz an die Verwalter des Geschaffenen, wendet, oder ob man sie als Künstler an sich selber, das heißt an den Schaffenden, richtet. Der Unterschied, so groß er auch sein mag, ist nicht so einfach zu erläutern, denn jeder Schaffende kann ja zugleich auch außerhalb seiner Schaffensstunden nichts anderes sein als genießendes Publikum, er kann Kunstwerke betrachten und auch bewundern, gleichsam ohne ihrer zu begehren. Davon soll hier nicht die Rede sein, sondern nur von jenem Verhältnis des Schaffenden zum anderen Kunstwerk,

das bis zu den Wurzeln seines eigenen Tuns dringt; von dem Blick des schöpferischen Begehrens, der bewußt oder unbewußt Gemeinschaft will mit dem Objekt seines Schauens. Was im ersten Falle nur genießendes Betrachten bleibt, wird hier genießendes Nehmen. Einmal handelt es sich um vorübergehende Erregung, das andere Mal um ein Gehen und Kommen nicht mehr regulierbaren Einflusses.

Und ist die Frage dieses Einflusses in der Kunst eines Volkes nicht eine sehr ernste, ja entscheidende Frage? Hängt von ihr nicht die Äußerung des tiefsten Wesens und die Reinhaltung der stärksten Kraft seines künstlerischen Ausdrucks ab? Kein Zweifel, mag die Kunst als Ganzes uns ein Menschenreich sein ohne nationale Schranke, der Künstler als Einzelerscheinung fesselt uns nur, wenn wir in seinem Werke einen Hauch seines nationalen Wesens spüren, denn Kunstwerke sind nicht als internationale Wesen *geboren*, sie werden erst international im Kurs des Lebens.

Deshalb mag es im ersten Augenblick ganz logisch erscheinen, wenn während der Kriegszeit eifrige Apostel aufgestanden sind, die versucht haben, den Boden genau zu umstecken, auf dem, wie sie meinen, nationale Früchte mit Sicherheit zu ziehen seien. Besonders auf dem Gebiete der Architektur ist das hervorgetreten: am deutlichsten, ja man kann sagen in symbolischer Greifbarkeit, äußerte es sich in einer Bewegung, die sich bemühte, aus den altgermanischen Bauwerken ferner Jahrhunderte einen Ausdrucksschatz abzuleiten, den man als vollkommen bakterienfreien germanischen Urstoff zur Züchtung einer nun gewiß im tiefsten Urgrund deutschen Kunst lebhaft anpreisen konnte.

Die Nervosität, die in solchem Bemühen hervortritt, scheint nicht ganz unberechtigt zu sein, denn man hat nicht verfehlt, in der Kriegszeit den Versuch zu machen, die gesamte deutsche Kunst mit der Behauptung herabzudrücken, daß sie nichts anderes als eine Kunst zweiter Hand, ein Spiegel fremder Einflüsse sei. Einer der bekanntesten unter Frankreichs jungen Kunsthistorikern, Emile Mâle, hat 1916 ein Buch erscheinen lassen, das mit dem ganzen Aufgebot eines hochgelehrten Apparats nachzuweisen sucht, daß der Deutsche in der Kunst „rien inventé", nichts selbst erfunden hat. Er hat gelebt von den Anregungen seiner Nachbarn, und eine selbständige deutsche Kunst ist eine Fiktion germanischer Eitelkeit[1]).

Es ist auch abseits der Psychologie des Krieges ganz interessant, zu verfolgen, worin Mâle das Material seiner Beweisführung sucht. Er fängt an mit der Kunst, die wir an den Waffen und dem Schmuck der deutschen Stämme aus der Völkerwanderungszeit bewundern, und weist darauf hin, daß ihre Motive auch in punischen und skythischen Arbeiten vorkommen. Dann

[1]) Emile Mâle, „Studien über die deutsche Kunst", übersetzt von Otto Grautoff. Monatshefte für Kunstwissenschaft, neunter Jahrgang, Heft 11 und 12, zehnter Jahrgang, Heft 2 und 3.

weist er nach, daß die Spuren der reichen Ornamentmotive, welche die Langobarden in den sogenannten Cosimatenarbeiten nach Oberitalien brachten und an die Stelle antiken Schmuckgeistes setzten, nicht als germanische Leistung zu betrachten sind, sondern sich bereits in italienischen Vorbildern zeigen. Mâle zieht daraus den Schluß: „Demzufolge verdankt Italien den Barbaren, die es an sich gerissen haben, ebensowenig wie Frankreich. Diese Barbaren verstanden keinerlei künstlerischen Geist, sie verstanden nur, zu zerstören." Und nachdem er so einen festen Grund gelegt hat, schickt er sich weiter an, zu beweisen: „In der Kunst des Mittelalters läßt sich nicht ein einziges deutsches Element feststellen, vielmehr hat Deutschland diese Kunst des Mittelalters, die es sich rühmte, geschaffen zu haben, fix und fertig von Italien und Frankreich übernommen."

Für die romanische Epoche leitet er seinen Beweis daraus her, daß er die einzelnen Motive der romanischen Kirchen vornimmt und Stück für Stück nachweist, daß das betreffende Motiv in Frankreich oder in Italien schon früher da war. Die Anlage der zwei Querschiffe, die den Speyerer Dom vor allen heute vorhandenen Kirchen Frankreichs und Italiens auszeichnet, war in der verschwundenen Kirche von Saint Riquier schon früher da; das Motiv der beiden gegenüberliegenden Apsiden zeigt sich zuerst in der Basilika des Namatius von Clermont; die kleinen Säulengänge, welche die Außenarchitektur schmücken, die Würfelkapitelle und die Lisenenteilungen, das wirkungsvolle Motiv des Wechsels der Stützenstellung im inneren Kirchenschiffe, wo Pfeiler und Säulen miteinander abwechseln — das alles hat Vorgänger in der Lombardei; und die wundervolle Chorentfaltung von St. Maria im Kapitol zu Cöln, von der die Deutschen glauben, daß sie einzig dastehe, ist in St. Lorenzo in Mailand bereits vorgeahnt. Was aber endlich die Kunst des Wölbens anbelangt, die der ganzen Entwicklung ihren inneren Rhythmus verleiht, so findet sich ihr Vorbild in Burgund, nämlich in Cluny. Für Mâle ist die Szene, wo sich der deutsche Kaiser in Canossa vor dem einstigen Cluniazenser Mönch Gregor VII. beugt, ein Symbol für die Unterwerfung des Deutschtums unter den Geist von Cluny. Er kommt zu dem Schluß: „Worin besteht also die romanische Kunst Deutschlands? Aus einer Reihe von Entlehnungen."

Und noch stärker werden die Töne, wenn die Gotik an die Reihe kommt. In den Domen zu Bamberg und zu Limburg sieht er nur die Motive von Laon; der Chor des Cölner Domes ist nichts als eine Kopie von Amiens; Straßburgs Meister, Erwin von Steinbach, wird ins Märchenland verbannt, das Münster zeigt überall Anklänge an St. Denis und an Notre-Dame in Paris; die großen deutschen Hallenkirchen der Spätgotik aber, für die Mâle mit bestem Willen keine Anklänge zu finden vermag, sind ihm ein Zeichen bitterer künstlerischer Verarmung: „das wird aus der Architektur des ‚auserwählten Volkes', wenn es seinem eigenen Genius überlassen bleibt", ruft er aus.

So ergibt sich denn als Lehre dieses großen gelehrten Überblicks: „Der

deutsche Künstler hat nie schaffen können, er hat immer nur nachzuahmen gewußt. Er hat keine der Formen, keinen Schmuck seiner Kirchen erfunden; der Dichter, der Beschauer, der Schöpfer ist nicht der Deutsche, sondern der Franzose; der hat es verstanden, seinen Werken die religiöse Schönheit der Welt zu geben. Wenn man Deutschland ‚seine Rechte' auf die gotische Kunst geltend machen hört, glaubt man einen Numidier, der sich einen Tempel und eine Säulenhalle in einer afrikanischen Stadt erbaut hat, sich als Schöpfer der griechischen Kunst brüsten zu hören."

Da stehen wir also blank und bloß. Die ganze herrliche mittelalterliche Bauwelt, die wir für die Heimat der deutschen Seele hielten, zeigt sich als französische Attrappe. Der Geist der Nachahmung alles Fremdländischen hat unsere Schaffenden umgarnt und hat sie um Seele und Seligkeit gebracht. Man sieht, es gibt keinen schlimmeren Teufel im Reiche der Kunst, als diesen Teufel des fremdländischen Einflusses; man muß ihn austreiben und ausräuchern.

Ich brauche kaum zu sagen, daß die deutsche Wissenschaft diesen giftigen französischen Angriffen die Antwort nicht schuldig geblieben ist[1]). Manche der sachlichen Angaben, insbesondere die altgermanischen Kunstregungen betreffend, sind durchaus bestreitbar, anderes erhält erst seine richtige Beleuchtung durch das, was fortgelassen ist: es ist bezeichnend, daß beispielsweise beim Bild der Gotik vom Zentralbau der Liebfrauenkirche in Trier, dem Turm des Freiburger Münsters, dem Langhaus mit Kapellenanlage in Oppenheim, alles Erscheinungen, die man in Frankreichs Kunst vergebens sucht, keine Rede ist.

Aber lassen wir ganz solche kunstgeschichtlichen Apologien beiseite — die meisten der historischen Zusammenhänge, mit denen Mâle sein Zerrbild zusammenbaut, sind gerade durch den Fleiß der deutschen Gelehrten selber aufgedeckt, so daß es eine bewußte und doppelt gemeine Fälschung ist, wenn Mâle seine Darstellung so zuspitzt, als ob er Punkt für Punkt einer verblendeten chauvinistischen deutschen Forschung die Maske vom Gesichte reißt. Weit gefährlicher jedoch als solche Advokatenkniffe ist es, durch ihre Diskussion unvermerkt in die ganze Art der Problemstellung einzubiegen, die Mâle verfolgt; eben das wäre grundfalsch und irreführend. Denn blickt man tiefer, dann handelt es sich gar nicht um die Frage, ob diese historischen Zusammenhänge Tatsachen oder Irrtümer sind.

Das Werk, das uns Mâle beschert hat, ist die üble Frucht der ganz übertriebenen Wertschätzung, die man der Prioritätenschnüffelei in den Akten der Kunstgeschichte beizumessen leider noch so vielfach geneigt ist. Es gibt noch immer viele Menschen, die es bei der Beschäftigung mit Kunsterscheinungen für die Hauptsache halten, nachzuforschen, ob einzelne Züge, Motive, Formen oder Gedanken auch anderwärts schon früher vorkommen, und haben sie solch

[1]) Siehe Monatshefte für Kunstwissenschaft, zehnter Jahrgang, Heft 4.

eine Ähnlichkeit aufgedeckt, das Werk gleichsam nach einem militärischen Rangsystem, dessen Grad das Datum festlegt, einzuordnen. So wird die Kunstgeschichte zur systematischen Darstellung einer Kette vermeintlicher Nachahmungen, und der Begriff der Nachahmung wird zum wichtigen Wertmesser.

Das muß zu einer sehr schiefen Stellung zum eigentlichen Wesen des Künstlerischen führen. Wir müssen uns klar sein darüber, welche Bedeutung der Begriff der „Nachahmung" denn überhaupt für die wirklich künstlerische Leistung besitzt. Der oberflächliche Betrachter ist geneigt, ihn beträchtlich zu überschätzen.

Ich erinnere mich noch deutlich, welchen Schrecken es mir in jungen Jahren einflößte, als ich plötzlich beim ersten Anhören von Glucks „Alceste" das Motiv des „Steinernen Gastes" aus dem Don Juan ertönen hörte, oder als ich zum ersten Male sah, daß Rafael die wundervolle Komposition seiner „Kreuztragung" einem Stiche Dürers entnommen, und entdeckte, daß Dürer seinen gewaltigen Reitersmann im Blatte von „Ritter, Tod und Teufel" dem bronzenen Colleoni in Venedig nachgebildet hat. So stand es also um die Künstler, die mir als Born quellendsten Eigenlebens erschienen waren. Mozart entlehnte bei Gluck, Rafael bei Dürer und Dürer bei Verrocchio. Und sie eigneten sich nicht nur eine kleine Nebensächlichkeit an, sondern im Gegenteil eine Hauptsache, das Wertvollste, was sie erraffen konnten: eine geniale Tonfolge, eine geniale Komposition, eine geniale Stilisierungsform; was lag hier vor, wie erklärte sich diese erstaunliche Erscheinung sogar im Reiche des Genies?

Sie erklärt sich eben nur im Reiche des Genies, und sie erklärt sich nur dadurch, daß wir es mit künstlerischen Hauptsachen und nicht mit Nebensachen zu tun haben. Man muß in der Frage künstlerischer Entlehnung einen großen Unterschied machen zwischen dem Anknüpfen an kleine und an große Dinge. Die Nachahmung in kleinen Dingen ist weit eher ein Zeichen von Unselbständigkeit als die von großen. Mit der Abhängigkeit im Detail braucht sich der sprudelnd Schaffende gar nicht erst abzugeben. Begegnet ihm dagegen etwas Bedeutsames, das ihm so restlos alle Erfordernisse zu erfüllen scheint, daß es schier unüberbietbar ist, so kann es ein Zeichen selbstbewußter Kraft sein, wenn er sich nicht scheut, es gleichsam als eine Göttergabe in sein Werk zu übernehmen, in dem stolzen Bewußtsein, daß der Reichtum des eigenen Wesens groß genug bleibt, um solches Zitat vor Mißdeutung zu bewahren.

So sehen wir an jenen Meistern der freien Künste, die wie Mozart, Rafael und Dürer doch wohl über den Verdacht kleinlicher Schwäche erhaben sind, wie selbst die unmittelbare Entlehnung eines bedeutsamen, bestimmt umrissenen künstlerischen Bestandteiles noch nicht ein Zeichen von unselbständiger Abhängigkeit zu sein braucht. In der Architektur aber ist das, was wir entlehnen können, meist etwas weit weniger Greifbares, als diese in deutlicher Fassung vorhandenen Motive, und dadurch wird die Abhängigkeit etwas noch viel Loseres: es ist der Gedanke der doppelten Apsiden, der Gedanke des Kapellenkranzes am Chor oder der Gedanke des Wechsels von Pfeiler und

Säule, kurz, nicht etwas in seiner Form bestimmt Geprägtes, sondern etwas Begriffliches, das man in der verschiedenartigsten Form verkörpern kann. Diese architektonischen Begriffe sind das Rüstzeug, mit dem man nach der Methode Mâle die künstlerische Abhängigkeit und Unselbständigkeit konstruiert. Wir sehen einmal wieder diese eigentümliche Überschätzung des Begriffes, die unser ganzes Geistesleben charakterisiert und die unser Verständnis für die Welt realen Schaffens so außerordentlich erschwert: unsere ganze Erziehung ist darauf aufgebaut, daß der Begriff als das allein Ausschlaggebende erscheint, die Ausführung dagegen, die eigentlich gestaltende Tat, ganz in den Hintergrund tritt. Im Reich des Schaffens aber ist es gerade umgekehrt. Nicht darin liegt die Tat, daß in der romanischen Kirche zwei Apsiden angeordnet werden; das ist ein Gedanke, den auch ein Laie haben könnte, ja, der zweifelsohne aus der Forderung eines Laien hervorgegangen ist — die Tat besteht erst in der Art und Weise, wie im einzelnen Falle aus diesem Gedanken etwas Künstlerisches gemacht ist. Nicht das begriffliche Motiv, also das, was man in Worten ausdrücken kann, ist das Ausschlaggebende, sondern die Art, wie dieses Motiv Form gewonnen hat, wie es bestimmte Proportionen zur Geltung bringt, wie es sich einfügt in die Elemente eines Organismus, und wie es dazu mitwirkt, diesen Organismus einem Stücke Welt einzupassen. Alles das entscheidet erst darüber, ob ein selbständiger Künstler am Werke war oder ein öder architektonischer Bürokrat. Es sind Dinge, die man nicht mit Worten, sondern nur mit Formen auszudrücken vermag.

Vielleicht ist es ganz nützlich, wenn solche großen Übertreibungen, wie sie nur ein Krieg hervorzubringen vermag, gelegentlich auch ins Reich des Geistes greifen. Sie zeigen die Ansätze zu schiefen Blickrichtungen deutlicher, als man sie sonst vielleicht erkennen würde. In der Tat, wie wenig weiß der vom Geheimnis künstlerischen Schaffens, der glaubt, von Wert und Wesen, beispielsweise des Straßburger Münsters, irgend etwas gesagt zu haben, wenn er feststellt, daß sein Meister Nôtre Dame in Paris verständnisvoll bewundert haben muß, der wähnt, ein solches Werk sei auf der Tafel der Werte eines Volkes zu streichen oder auf der Tafel der Werte der Welt in den zweiten Rang zu rücken, wenn es irgendwo ein früheres Werk gibt, das an irgend einer Stelle Ähnlichkeiten aufweist. Armselige Toren des Wissens, die meinen, ein Kunstwerk ließe sich zusammenschieben aus Reminiszenzen, und euer Leben, ihr Dome von Worms und Limburg, von Köln und Bamberg, von Freiburg und von Oppenheim wäre entstanden aus einigen Rezepten, die ein Gehilfe in seinen Retorten zusammenbraut!

Das Schöpferische liegt überall in der Kunst in der Art der Synthese gegebener Elemente; erst durch die Art, wie sie geschieht, beginnt das Leben in die toten Teile zu strömen, und künstlerischer Wille setzt sich um in die Schwingungen sichtbarer Musik. Wer da zweifelt, ob wir Deutschen aus den Elementen der Gotik eine eigene Melodie zu entwickeln gewußt haben,

braucht nur auf die Schöpfungen der nordischen Backsteindome aus gotischer Zeit zu blicken. Kein Volk hat etwas Ähnliches an Wucht, Ernst und schlichter Größe hervorgebracht. Es ist vielleicht kein Zufall, daß Mâle von ihnen schweigt, als ob sie in der Kunst der Welt nicht vorhanden wären; ihr Panzer würde seiner Florettkunststückchen gespottet haben.

*

Es ist überhaupt lehrreich, sich klar zu machen, wie die Methode der Beurteilung fremdländischer Einflüsse, die Mâle verfolgt, in denjenigen Epochen weiter funktionieren würde, vor denen er halt macht. Er verfolgt sie nämlich nur bis zum Mittelalter und sagt dann: „Aber was für das Mittelalter zutrifft, stimmt auch für die neuere Zeit, und der Beweis dafür wird ebenso leicht zu liefern sein." Vielleicht hat ihm das Zeitalter eines Dürer, vor dem er aufhört, doch etwas Kopfzerbrechen gemacht, und so mußte er sich die billigen Trümpfe versagen, die ein Jahrhundert später die Weltherrschaft der Stile, die nach den französischen Ludwigen benannt zu werden pflegen, ihm gegeben haben würde.

Wir aber wissen, daß sich nirgends deutlicher als im Barock erkennen läßt, wie das allgemeine Kriterium eines Stils, das von einem Volk zum anderen hinüberspielt, noch nichts sagt von künstlerischer Abhängigkeit oder künstlerischer Vormachtstellung. Wenn der deutschen Kunst etwas zu eigen gehört, so sind es die stolzen Bauten des Balthasar Neumann und die prickelnden Einfälle des Dresdener Zwingers. Frankreich hat ihnen, trotz ähnlicher Stiletiketten, nichts Ähnliches gegenüberzustellen.

Es ist im übrigen sehr bemerkenswert, daß die Methode des historischen Vergleiches, die darin besteht, dem Ursprung einiger begrifflich faßbaren Stilmotive nachzugehen, wohl nur dem Mittelalter gegenüber einigermaßen erfolgreich in der Baukunst durchführbar ist; hier braucht man eben nur die Entwicklung des Kirchenraumes zu verfolgen, was mit dem Verfolgen einiger weniger, deutlich umrissener Baugedanken geschehen kann, und man hat den Kern der ganzen Baukunst jener Zeit. Je mehr wir uns, von der Renaissance ausgehend, der neueren Zeit nähern, um so mehr versagt diese einfache Blickrichtung. Denn das Problem der Zeit konzentriert sich nicht mehr auf die leicht übersehbare Weiterentwicklung des einräumigen Bauwerkes, nämlich der Kirchenhalle, sondern besteht in der Bewältigung eines Raumkonglomerats, dessen Beziehungen mannigfaltiger und mannigfaltiger werden, je anspruchsvoller die Kultur der Volksmasse wird. Je mehr die Herrschaft solcher aus bestimmten Sonderzwecken und bestimmten Platzbedingungen geborenen Organismen in der Baukunst zunimmt, um so nebensächlicher wird jene äußere Formenwelt, die man mit dem Begriff eines Stils bezeichnet, also das, worin Frankreich während vieler Generationen die führende Rolle behält. Diese

Formensprache, die in einem bestimmten ornamentalen Duktus gipfelt, mag sie nun Louis quatorze, quinze oder seize heißen, wird in ihrer Bedeutung gegenüber dem eigentlichen Wesen der in dieses äußere Kleid gehüllten Bauten ungeheuer überschätzt; sie berührt schon das Gebiet, wo Stil und Mode ineinanderfließen, während die eigentlichen schöpferischen Leistungen der Architektur in jenen organischen Gebilden bestehen, die für eine bestimmte Aufgabe eine lebendig funktionierende Verkörperung finden, und bei denen es von ganz nebensächlichem Interesse ist, welchen formalen Stilcharakter dieser Organismus trägt. Für die Parole eines bestimmten Zeitgeschmacks, den man als „Stil" bezeichnen kann, ist Frankreich immer ein fruchtbarer Boden gewesen. Solch eine Parole ist in den Zeiten, deren Interessen um ein ausgeprägtes Hofleben kreisen, von ausschlaggebender Bedeutung. Heute tritt diese Bedeutung ganz in den Hintergrund, und die einst so wichtige Geschmacksparole, in der man, oberflächlich genug, das Stichwort der Kunst sah, hat sich in das enge Reich des Modeluxus zurückziehen müssen. Über die eigentliche Aufgabe der Zeit, die großen sozialen Lösungen, die für das Zusammenleben eines Bürgervolkes die Fassung finden sollen, hat sie keine Macht mehr, und wird sie nie wieder eine Macht haben. „Stile" im Sinne der hierarchischen und höfischen Zeiten wird und kann es nie wieder geben. Das ist eine große grundsätzliche Neuerung unserer Zeit, und daraus erklärt sich auch die Tatsache, die man sich im ersten Augenblick gar nicht einzugestehen wagt, weil man so gewohnt ist, den früheren Anregungen der französischen Kunst historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Tatsache, daß auf dem Gebiete der Architektur Frankreich im Ringen unserer gegenwärtigen Zeit vollständig versagt und uns gar nichts zu sagen hat.

Damit aber kommen wir nun eigentlich erst zu der Frage, die uns heute Lebenden einzig zu interessieren brauchte. Selbst wenn man uns zu beweisen vermöchte, daß wir an vielen Stellen unserer vergangenen künstlerischen Entwicklung fremdländischen Pfadfindern gefolgt sind, könnten uns diese Dinge der Vergangenheit vom aktuellen Standpunkte aus ziemlich gleichgültig sein. In Wahrheit wichtig ist doch in diesem Zusammenhang nur die Frage: Und wie steht es *heute*? Lebt der Deutsche *heute* in seinen baulichen Künsten im Banne fremder Vorbilder und ausländischen Geschmacks? Schauen wir uns in dieser Richtung noch etwas genauer um.

Das summarische Urteil, das wir bereits über die heutige Baukunst Frankreichs gesprochen haben, ist nicht aus Kriegsgefühlen entsprungen. Schon seit dem Anfang des Jahrhunderts ist es mir wie vielen anderen zur überraschenden Gewißheit geworden. Im Jahre 1900 lud Frankreich bekanntlich die Welt ein, seine Kultur auf der Riesenschau einer Weltausstellung zu bewundern, und bei dieser Gelegenheit unterbreitete es dem Fachmanne in bequemer Übersicht die Akten seines zeitgenössischen Architekturkontos. Das Ergebnis war erstaunlich. Nicht etwa deswegen, weil die Monumental-

architektur in den Ausstellungsbauten völlig versagte, nein, ganz allgemein zeigte der Einblick in das staatliche und in das private Bauwesen, daß man zehrte vom Glanz der früheren höfischen Stile und die Verbindung mit den Forderungen der Gegenwart kaum ernsthaft zu suchen schien.

Man kann diese Forderungen in zwei neuen großen Aufgabenkreisen sehen: der eine geht von neuen Baustoffen und damit von neuen baulichen Ausdrucksmitteln aus: die Erscheinungen von Eisen und Eisenbeton mußten in unsere Architektursprache eingegliedert werden; der andere geht aus von neuen sozialen Verhältnissen: die ungeheure Rolle, die der arbeitende Bürgerstand im Bilde der Großstadt zu spielen begann, bedurfte eines neuen Architekturausdrucks in der Wohnung, in der Schule und in den zahlreichen Bauten demokratischer Wohlfahrtseinrichtungen für die Kultur des Körpers und die Kultur des Geistes.

Von beiden sah man in Frankreich nichts. Die Erscheinungen von Eisen und Eisenbeton stießen in den ausgeführten Bauten unvermittelt auf unzulänglich verhüllende Kulissen im Palastgeschmack der Königsstile, und keinerlei Ansatz für eine bürgerliche Architektursprache war zu entdecken. Die stolze Republik hüllte sich auch hier in die Fetzen der vergangenen Königsherrlichkeiten; einen eigenen Ausdruck für eine demokratische Kultur hat sie nicht gefunden, ja, wie es scheint, gar nicht als Aufgabe angefaßt.

So waren es nur jene Luxusgebiete, die mehr oder minder deutlich ins Reich der Frau hinüberführen, wo Frankreich uns etwas zu sagen hatte. Hier auf dieser letzten Insel überfeinerter Geschmackskultur stehen wir noch unter dem deutlichen Einfluß Frankreichs, und gerade dieser Einfluß ist schimpflich. Mit den eigentlichen ernsten Fragen künstlerischer Abhängigkeit hat er nichts zu tun, und eben darum ist er schimpflich. Kein Volk braucht sich zu schämen, wenn es große bauliche Prinzipien, wie etwa die Kunst des gotischen Wölbens, von einem Volk zum anderen hinübernimmt, — das sind Kunstweisheiten wie physikalische oder chemische Entdeckungen, mit denen auch in internationaler Arbeit weiter gewirtschaftet wird, — aber diese Abhängigkeit in den kleinen Dingen der Mode, in den individuellen Kaprizen persönlichster Auffassung, das ist eine Sklaverei des Geschmacks, die erniedrigt und die durchbrochen werden muß.

Die Gefahr, die ich damit andeute, war in den letzten Jahrzehnten England gegenüber vielleicht noch größer als gegenüber Frankreich. Von England haben wir im Gegensatz zu Frankreich auf dem eigentlichen Gebiet der Entwicklung einer baulichen Frage nie etwas lernen können. Seine aus dem Mittelalterlichen abgeleiteten Kunstströmungen gingen ihre eigenen absonderlichen Wege, seine aus der Antike abgeleiteten Kunstströmungen blieben weit kühler als bei uns, immer wieder drang Palladios feierliche Deklamation durch, — das Barock geriet nie in flüssige Glut, und dadurch zündete es nicht über das Wasser hinüber, — die neuen technischen Probleme der Zeit wurden

ohne Leidenschaft ergriffen. Wohl aber zeigte sich England im neunzehnten Jahrhundert in einem Punkte überlegen: bei der Unberührtheit und Ruhe seiner insularen Lage hatte es die Elemente einer persönlichen Lebenskultur langsam ungestört zusammenhäufen können, und so schien es vieles bereits zu besitzen, was wir uns erst erringen mußten. Das erkannten wir mit jener hemmungslosen Bewunderung, die wir Deutschen fremden Vorzügen entgegenbringen können.

Da es sich hier in der Kultur der Bürger- und Arbeiterhäuser aber nicht um Dinge handelt, die uns innerlich fernliegen, wie der überfeinerte Luxus der Franzosen, sondern die uns innerlich verwandt sind, so war diese Bewunderung nur der Auftakt zur Eigenbetätigung. Als der Krieg ausbrach, hatten wir die Mode der anglisierenden Hauskultur bereits überwunden und besaßen eine schmiegsame eigene Sprache für die Bedürfnisse unserer Bürger- und Arbeiterwelt. Je mehr sich die Aufgabe von der Sphäre des individuellen Bedürfnisses zur Sphäre des allgemeinen Bedürfnisses herüberstreckt, um so deutlicher tritt das hervor. Wir können ohne Zaudern sagen, es gibt heute kein Land, das auf dem Gebiete der demokratischen Kultur, die sich in Volksschulbauten und Krankenhäusern, in Arbeiterkolonien, Badehallen und wissenschaftlichen Anstalten äußert, mit Deutschlands Bauten wetteifern kann.

Aber auch England gegenüber bleibt ein ungetilgter Rest der Abhängigkeit auf dem Gebiet des Luxus, und das ist gefährlich, denn man ist stets geneigt, nach dem oberflächlichen Urteil, das den internationalen Wertmesser abgibt, die Luxuserscheinungen mit dem Begriff der eigentlichen Kunsterscheinungen zu verwechseln und den Führer im Luxus nach alter Gewohnheit aus der Zeit höfischen Geistes für den Führer in der Kunst zu halten, ohne sich klar zu machen, daß unsere Zeit dieses üppige Königreich im Leben der Kunst in gewissem Sinne mediatisiert hat.

Diese Wirkung auf den Markt der Welt haben wir bisher unterschätzt. Wir begnügten uns damit, auf den ernsten, schweren Gebieten des baulichen Bedürfnisses unser Wollen zur Geltung zu bringen, und obgleich unsere Künstler auch für das Gebiet des Luxus längst alles anbieten konnten, was nötig ist, hegten und pflegten wir diese Seite unseres Schaffens nicht mit dem nötigen Selbstbewußtsein, sondern überließen uns wahllos jedem Einfluß, der unseren Sinnen gerade zu schmeicheln schien.

Das haben wir bitter büßen müssen. Dieser Krieg hat uns gezeigt, daß für die Außenwelt die reiche junge Pflanze unserer künstlerischen Kultur nicht vorhanden war, und daß man uns nur sah im Lichte jener Abhängigkeit von den Luxusgebieten unserer Nachbarn: man sah uns als Barbaren, die bewundernd vor dem Schaufenster der wahren Kultur auf ihrer staubigen Straße stehen.

Das könnte uns ja nun ebenso kalt lassen, wie die Verständnislosigkeit gegenüber unserer Philosophie und Poesie, die sich im entscheidenden Augen-

blick auch so unverhüllt gezeigt hat, wenn nicht im Gegensatz zu jenen Gebieten eine wichtige Besonderheit damit verbunden wäre: die Schätzung von Philosophie und Poesie bleibt eine rein geistige Angelegenheit, die Einschätzung des künstlerischen Geschmacks aber eine Angelegenheit von größter wirtschaftlicher Tragweite für ein Volk.

Es ist einer der wichtigsten nationalen Schätze im Wirtschaftsleben unserer gegenwärtigen Feinde, daß die Marke „Paris" oder „London" an sich eine Wertbezeichnung auf dem Weltmarkte bedeutet. Dieser Weltmarkt ist nicht durch Dinge der Kunst, sondern durch Dinge des Geschmacks gewonnen, und wir selber haben redlich unser Teil dazu beigetragen, daß diese Hegemonie des Geschmacks Paris und London als ein selbstverständlicher Tribut gehört. Man sieht, wir kommen zu dem Schluß: wenn wir unter dem Gesichtswinkel dieses Krieges den fremdländischen Einfluß auf unsere Kultur betrachten, so brauchen wir ihn nicht zu fürchten in Dingen der Kunst, wohl aber in Dingen des Geschmacks, und das ist ein großer Unterschied.

Was wir in diesem Sinne den Geschmack eines Volkes zu nennen pflegen, entsteht aus einer eigentümlichen Wechselbeziehung zwischen künstlerischem Gefühl und profanem Bedürfnis. Dadurch wird es etwas zeitlich Gebundenes, mit dem Bedürfnis sich flüchtig Wandelndes. Es liegt auf der Hand, daß solch eine Wechselbeziehung beim eigentlichen Kunstwerk am wenigsten in Betracht kommt. Je höher es seinem Werte nach steht, um so höher steht es deshalb auch über dem, was man Geschmack nennt, ja, scheint in seiner Zeitlosigkeit oftmals dem gerade zu widerstreben, was in einer bestimmten Epoche als „geschmackvoll" gilt. Was etwa von ihm aus in diesen Begriff des Geschmacks unmerklich hinüberströmt, ist ein Fluidum, das gleichsam nur einzelne Teile seines kristallenen Wesens zur Lösung bringt und dadurch aufnehmbar macht in den Kreislauf des Tages. Reicht so der Begriff des Geschmacks durchaus nicht bis an das Ende der künstlerischen Erscheinungen, so reicht er auf der anderen Seite weit darüber hinaus. Das, was wir Geschmack nennen und was in einem Kunstwerk vielleicht nicht zur Erscheinung kommt, kann sich in einer Kassette Briefpapier und in einem Spitzenkragen zeigen. Sein eigentliches Feld ist eben nicht die Kunst, sondern das Kunstgewerbe, jenes Reich, in dem Kunst und individuelles Bedürfnis sich treffen, das Reich, wo im Gegensatz zur hohen Kunst ein Werk nur dann gelungen ist, wenn es nicht nur dem Schöpfer, sondern auch dem zeitgenössischen Verbraucher als gelungen erscheint.

Und darin liegt für den Begriff das eigentlich Entscheidende. Während die Kunst eine Macht ist, die sich nur zu rechtfertigen braucht vor dem Forum des Künstlers und die entscheidende Mitherrschaft des Laienurteils ablehnen kann, — während sie zu ihrer Rechtfertigung nicht an die Mitwelt gebunden ist, sondern getrost ihre Zeit abwarten kann, ist der Geschmack eine Macht, die ihre Rechtfertigung erst durch ein Zusammenwirken von Schöpfer und

Laien erhält und das darstellt, was gerade die Mitwelt als Extrakt zieht aus dem künstlerischen Wesen der zeitgenössischen Erscheinungen.

Diese Wertung aber, in der Künstler und Laie zusammenarbeiten, geschieht fast ausschließlich in den Dingen des Luxus; sie wird gebildet von einem kleinen Kreis bevorzugter Lebenskünstler und übt von diesem Zentrum ihren Einfluß auf die Abschätzung aller Erscheinungen der Zeit aus. Diese Nebenregierung, die ihre ungeschriebenen Gesetze neben die strengen Gesetze der eigentlichen Kunstentwicklung einer Zeitepoche stellt, haben wir Deutsche ganz allgemein zu wenig beachtet. Wenn wir nur den ernsten Problemen ehrlich nachgingen, die uns die Kunst stellte, und ihnen eine möglichst scharf umrissene Lösungsform abzugewinnen suchten, glaubten wir das Unsrige getan zu haben; mit den Zutaten, welche die so gewonnenen Werte nun jenem bevorzugten Publikum oft erst genießbar machten, beschäftigte man sich weniger, man ließ sie bisweilen ganz weg oder lieh sie unbefangen lange Jahre aus fremder Küche, oder aber, wenn man sie selbst gebraut hatte, achtete man sie nicht wert, anderen gegenüber viel Aufhebens davon zu machen. So kamen wir in den Ruf, zwar eine Kunst, aber keinen Geschmack zu besitzen.

Wir werden uns auf dem Gebiete der hohen Kunst hoffentlich immer von dem Ehrgeiz freihalten, die beiden Begriffe in unseren Werken verschmolzen zu sehen; das Volk, das einen Albrecht Dürer und einen Mathias Grünewald hervorgebracht hat, weiß, daß die ausgleichenden, alles Schroffe glättenden Gesichtspunkte des Geschmacks nicht der rechte Kompaß des künstlerischen Kurses sind. Wohl aber müßten wir Wert darauf legen, daß wir in allen Dingen der angewandten Kunst den Ruf gewinnen und rechtfertigen, einen feinen Sinn für das Zusammenklingen künstlerischer Absicht und inneren Bedürfnisses zu haben.

In zahllosen Einzelleistungen haben wir seit einem Jahrzehnt bewiesen, daß wir diesen Sinn besitzen, und mit diesem Bewußtsein haben wir uns begnügt. Das ist ein großer Fehler, denn die Psychologie dieses Gebietes ist eine verwickelte Sache; hier gibt nicht die Einzelleistung den Ausschlag, sondern man muß die Fähigkeit haben, aus den Einzelleistungen gewisse Konventionen zu entwickeln, die sich einprägsam geltend machen; aus diesen Konventionen des Geschmacks muß sich ein Werturteil bilden, das allgemein angenommen wird. Das ist aber ein Vorgang, der sich nicht von selber vollzieht, sondern den man sorgfältig vorbereiten und pflegen muß. Und dies kann man vorzugsweise an den Dingen des Luxus, denn von ihnen allein und von dem Kreis ihrer Verbraucher geht jene Suggestion aus, die sich umsetzt in ein allgemein anerkanntes Werturteil, das nicht mehr auf der Kontrolle des Einzelfalles beruht, die praktisch völlig versagen würde, sondern summarisch auf „Kredit akzeptiert" wird.

Wir haben alles getan, um diesen für ein Volk unschätzbaren, wertvollen Kredit nicht aufkommen zu lassen; denn wo immer wir im internationalen

Leben auftraten, suchten wir geradezu unseren Stolz darin, die Zeugen unseres eigenen Geschmacks nicht hervortreten zu lassen und statt dessen unsere Kenntnis der Geschmackskonventionen anderer Völker zu zeigen. Das mag auf den Gebieten des volkstümlichen überseeischen Handelsverkehrs klug und nützlich gewesen sein — wir wissen alle, daß der deutsche Exporteur in fernen Landen seine Geschäfte machte durch den anschmiegsamen Sinn, mit dem er sich den Instinkten fremder Rassen anpaßte — aber es ist verhängnisvoll, wenn neben diesen Sondergebieten das große Gebiet vernachlässigt wird, in dem es eine allgemeine, den führenden Kreisen aller Kulturvölker gemeinsame europäische Geschmackswelt gibt. In ihr muß jedes Volk, das auf sich hält, mit der ihm eigenen Kraft festen Fuß zu fassen suchen.

Das stärkste Werkzeug, das uns dafür gegeben ist, sind wohl unsere Schiffe. Dieser bewegliche Teil unseres Heimatbodens ist das eigentliche Mittel, durch das wir dem Wesen unserer Kultur auf dem Weltmarkt Geltung zu schaffen vermöchten. Es ist auf diesem Gebiete des äußeren Kultureinflusses genau so wie auf jedem Gebiet des geistigen Einflusses: es nützt nichts, wenn man auch das Beste zu sagen vermag und nicht Gelegenheit hat, sich Gehör zu verschaffen. Diese Gelegenheit ist gar nicht so leicht zu finden. Wir Deutschen haben im Jahrzehnt, das diesem Kriege voranging, in Deutschland Ausstellungen geschaffen, wie sie kein anderes Volk auch nur annähernd hinzustellen vermochte; wenn man am geistigen Auge vorüberziehen läßt, was allein in München, Dresden, Darmstadt, Düsseldorf, Breslau und Leipzig und zuletzt noch in der Werkbundausstellung in Köln geboten wurde, und wie es geboten wurde, so blickt man mit einem gewissen Staunen auf die gewaltige Leistung zurück. Aber die Eindrücke von Deutschlands kultureller Kraft, die man hier bequem und glänzend vor Augen geführt bekam, sind vom Auslande kaum beachtet worden. Wir haben uns auch gar nicht viel darum gekümmert, wie wir an das Ausland herankommen konnten, wir begnügten uns damit, die Sache so trefflich, wie wir es vermochten, in die Welt zu setzen, und damit gut. Die Sache mußte durch sich selber wirken. Es blieb meist kulturelle Kammermusik, die nur in kleinem Kreise genossen wurde.

Weit wichtiger für dieses Ziel internationalen Einflusses als irgendeine jener mit riesiger Kraftanstrengung künstlich aus dem Boden gestampften Ausstellungen kann jeder unserer Überseedampfer werden, wenn man ihn richtig als das erkennt und behandelt, was er uns zu bedeuten vermag: als kleine, in sich geschlossene Ausstellung unserer technischen und künstlerischen Kultur. Diese Ausstellung reist von selber in fremde Lande, und vor allem hat sie von selber ein Publikum, das aus wichtigen Beurteilern der verschiedensten Himmelsstriche gemischt zu sein pflegt, und das durch die natürlichen Umstände gezwungen ist, das in sich aufzunehmen, was man ihm sagen will. Es muß zuhören, weil die Saaltüren geschlossen sind.

Ein gutes Schiff aber ist ein Objekt, an dem man etwas von lebendiger Kultur zu zeigen vermag, wie es kaum zum zweiten Male wieder vorkommt, nicht nur weil hier Technisches und Künstlerisches ungezwungen und eindrucksvoll ineinandergeht, sondern auch weil dies Künstlerische in den verschiedensten Schattierungen nebeneinander auftreten kann. Die Art, wie die einfachen Räume eines Schiffes, anknüpfend an die ungewöhnlichen gegebenen Erscheinungen seines konstruktiven Skeletts, charaktervoll ausgebildet werden können, ist für den Künstler vielleicht das Interessanteste aller Einzelprobleme, die auftauchen. Daneben aber entwickelt sich auch das ganze Gebiet des verfeinerten Lebensbedürfnisses mit allen seinen Ansprüchen, und das ist für den Geschmacksstrategen das besonders wichtige Feld. Hier kommt unser Schaffen in unmittelbare Berührung mit den maßgebenden Gebieten jener internationalen Kulturwelt, auf denen wir unser eigenes Gesicht selbstbewußt zu zeigen das größte wirtschaftliche und völkische Interesse haben. Wir haben es nicht nötig, die fashionablen Hotels von London und Paris zum Vorbild zu nehmen, um das Wesen eines vornehmen Speisesaales zu zeigen; wir haben nicht nötig, auf alte englische Schlösser zurückzugreifen, um den behaglich herrschaftlichen Ton des Herrenzimmers zu finden, — wir können mit unseren Stoffen, Metallarbeiten, Keramiken und, bei taktvoller Auswahl, nicht minder mit den Werken unserer bildenden Kunst ein Ganzes schaffen, das sich ohne Willkür oder aufdringliche Besonderheiten den Bedürfnissen der verwöhntesten Gesellschaft anzupassen vermag. Es gilt nur die Augen offen zu halten und die richtigen Künstler zu wählen, sie sind da und warten schon lange voller Sehnsucht.

Und mag auch in Zukunft das Feld, das dem Luxus im Schiffsbau eingeräumt werden kann, erheblich eingeschränkt sein gegenüber der Zeit vor dem Kriege, das fällt gar nicht ins Gewicht. Kein Künstler sehnt sich nach dem Übermaß von Prunk, der sich vor 1914 immer mehr breit zu machen begann; er kann den Geist wirklich vornehmen Geschmacks auch mit kleinerem Orchester erreichen.

So ist der Blick in die Zukunft unseres künstlerischen Verhältnisses zum Auslande in höchst eindringlicher Weise in unsere Hansestädte gerichtet, und der Schiffbau ist nicht der einzige Punkt, in dem das geschieht. Wenn wir Umschau halten, wo unsere künstlerische Kultur mit dem Auslande in entscheidende, ständig wiederkehrende Berührung kommt, so ergibt sich nicht nur der Fall, wo wir, wie mit unseren Schiffen, selber regelmäßig in die Ferne ziehen, sondern in beschränkterem Umfang auch der Fall, wo man aus der Ferne regelmäßig zu uns zu ziehen pflegt. Ich denke dabei an unsere Mustermärkte, die in der Leipziger Messe ihren Mittelpunkt haben und eine wichtige Ergänzung in den Exportmusterlagern finden, die bekanntlich eine große Rolle in Hamburgs Wirtschaftsleben spielen.

Die Leipziger Mustermesse ist sogar während des Krieges von einer großen Schar neutraler Ausländer besucht worden. Bei der Herbstmesse des

Jahres 1918 wurden Ausfuhrbewilligungen für erteilte Bestellungen im Betrag von über 212816882 Mark beantragt. Wer sich einmal in die Eindrücke solcher Besucher hineinversetzt und sich vorstellt, daß diese Messe als Querschnitt durch unsere künstlerische Kultur bewertet wird, den muß ein Grauen erfassen, denn das Meiste dessen, was hier in ungeheueren Massen aus Deutschlands Kunstindustrie zusammenströmt, ist ganz bewußt auf die Instinkte der Menge berechnet, und die üblen Erscheinungen, die aus jener sozialen Krankheit hervorgehen, die man als „Demokratisierung des Luxus" bezeichnen könnte, machen sich demgemäß ganz besonders breit. Das wäre vielleicht keine so ernste Gefahr für uns, wenn daneben die Erscheinungen des wirklichen Luxus auch ihren gebührenden Platz fänden; aber da diese Erscheinungen meist keine Massenartikel sind, spielen sie bei diesem Messeüberblick nur eine verschwindende Rolle, und so müssen fremde Augen ein Bild von den deutschen künstlerischen Bedürfnissen mit sich nehmen, das uns wohl als erfindungsreiche Verfertiger auf allen möglichen Gebieten billigen Daseinsschmuckes und kultureller Nichtigkeiten zeigt, aber bei den Dingen verfeinerten Lebensgenusses nirgends an uns erinnert.

Und so ist es geworden: der Deutsche kommt auf dem Markt der Welt nicht in Betracht für die Erzeugnisse der höheren künstlerischen Lebensbedürfnisse; diese bleiben ein Monopol für England und Frankreich.

Man hat neuerdings begonnen, dieser großen Gefahr in Leipzig entgegenzuarbeiten. Der deutsche Werkbund beginnt sich hier zu regen, und es ist im hohen Maße erwünscht, daß gleiche Regungen auch in Hamburg auf dem Gebiet der Exportmusterlager einsetzen.

Damit ist nicht etwa gemeint, daß die jetzigen Musterlager sich grundsätzlich umgestalten sollten. Die Überlegenheit der deutschen Exportfirmen beruht bekanntlich darin, daß sie ihre Erzeugnisse den jeweiligen lokalen Geschmacksbedürfnissen der verschiedenen fremdländischen, mehr oder minder exotischen Völker mit besonderem Geschick anzupassen vermögen. Dies Anpassen wirkt natürlich meist entgegengesetzt von dem, was wir unter Pflege guten Geschmacks verstehen, aber es wäre töricht, etwa das ehrgeizige Ziel zu verfolgen, diese wirtschaftlich wichtige Anpassungsfähigkeit durch die ideale Forderung nach einer Geschmacksreform jener fremden Völker ersetzen zu wollen. Darauf kommt es nicht an, sondern auf eine Erkenntnis ganz anderer Art. Wir mochten in diesen Exportlagern trefflich gerüstet sein auf die Bedürfnisse der Einwohner in Ostasien, Samoa, Westindien, oder was immer für ferne Länder in Betracht kommen; darüber sollten wir nicht vergessen, daß es durch die ganze Welt zerstreut ein Volk von Kulturmenschen gibt, das durch verwandte Bedürfnisse zu einer gewissen Einheit zusammengeschlossen wird, und das ausschlaggebend ist für die Wertung dessen, was, von allen lokalen Eigentümlichkeiten abgesehen, als hohe Schule des Geschmacks in unserer Zeit betrachtet wird. Wir müssen unseren Ehrgeiz darein-

setzen, auch das Absatzgebiet dieses internationalen Kulturkreises langsam neu für uns zu erobern, und uns nicht mit jenen anderen Gebieten zufriedengeben. Dazu fehlt es uns nicht an Kraft, wohl aber an den unbedingt nötigen Vorbedingungen der Ausrüstung. Ein nicht unwichtiges Glied solcher Ausrüstung würde ein Musterlager sein, das in der Kette der bisherigen Einrichtungen dieser Art zugeschnitten ist auf den Markt bester europäischer Qualitätsarbeit. Das bedeutet genauer ausgedrückt: es müßte in Hamburg eine Stelle geschaffen werden, wo der fremde Käufer, der sich über den deutschen Markt orientieren will, das Beste in bequemer und reizvoller Übersicht beisammen findet, was wir auf den verfeinerten Gebieten der Kleinkunst und des künstlerischen Handwerks zu schaffen vermögen. Durch eine solche Einrichtung würden wir uns die erste notwendige Waffe geschaffen haben im Kampfe um die Emanzipation vom französisch-englischen Geschmacksmonopol. Wir müssen uns nicht nur selber in unseren Bedürfnissen von diesem Monopol mit allen Mitteln frei machen, sondern auch eine aktive Politik einzuschlagen versuchen, die unsere Leistungen in die gebührende vordere Reihe bringt.

*

So sehen wir also rückschauend in der Frage des Verhältnisses zum Auslande ganz verschiedenartige Gesichtspunkte hervortreten, je nachdem, ob es sich um Fragen der Kunst oder um Fragen des Geschmackes handelt. Nicht die einzelnen schöpferischen Leistungen, die auf fremdem Boden entsprungen sind, bedeuten etwas, was uns Gefahr bringt, wenn wir sie bei uns aufnehmen. Wir können wissenschaftliche Berichte, die uns beweisen, daß wir von der Kunst unserer Nachbarn jeweilig gelernt haben, mit voller Gemütsruhe aus der Hand legen und dürfen auf jene Vorschläge, die mancherorts laut werden, uns vor der Gefahr fremden Einflusses in die von allem Außerdeutschen desinfizierten Gebiete des reinen Germanismus zu flüchten, mit einem gewissen Lächeln blicken. Auf dem Gebiete der Kunst ist ein kultureller Schutzzoll immer von erschlaffender Wirkung gewesen, mag er nun, wie bei vielen unserer Nachbarn, unbewußt, aus Unwissenheit, oder mag er bewußt, aus vermeintlicher nationaler Vorsicht durchgeführt sein. Der wirklich zum Schaffen Bestimmte bedarf dieser Vorsicht nicht. Es ist ein wohltätiges Gesetz der Natur, daß er nur das in sich aufnimmt, was er für die Kräftigung dieses Schaffens braucht, und alles andere von selber abstößt. Deshalb hat das Reich künstlerischen Schaffens keine außerkünstlerische Verbarrikadierung nötig, und die einzige Sorge, auf die man sein Augenmerk zu richten hat, kann man vielleicht die nennen: die Luft dieses Reiches so natürlich wie möglich zu erhalten.

Was aber von der unmittelbaren Wirkung der Kunstwerke aufeinander und untereinander gilt, das gilt nicht von jenem Extrakte aus den künstlerischen

Tagesanschauungen eines Volkes, den man seinen jeweiligen Geschmack nennt. Dies Präparat, das aus den eigentlichen Schöpfungen mit Hilfe des Konsumenten gewonnen wird und in allen Dingen, die zum Kunstgewerbe hinüberspielen, seinen hauptsächlichen Ausdruck findet, wirkt nicht mehr wie die Berührung mit einer unmittelbaren Naturkraft, bei der die Begriffe von Import und Export wegfallen. Wenn man dies Präparat auf dem Gebiete des Imports bezieht, macht man sich abhängig von einem anderen Volke und erschlafft in dieser Abhängigkeit.

Wir sind im Durchschnittsbetriebe des Tages geneigt, es gerade umgekehrt zu halten. Es gibt weite Kreise, die glauben, beispielsweise die französische Kunst sehr wohl in unseren Museen entbehren zu können, die aber in ihrem Salon und in ihrer Kleidung dem französischen Geschmack noch heimliche Opfer bringen. Sie verkennen die eigentliche Forderung einer gesunden Kulturpolitik. In den kleinen Dingen des Lebens, die jeder Einzelne wirklich in seiner Gewalt hat, vermag auch der Einzelne dem Willen zur Förderung der nationalen Kraft Ausdruck zu geben. Der großen Wellenbewegung der Kunst dagegen wohlüberlegte Dämme bauen zu wollen, ist ein nutzloses Unterfangen. Ihre Gesetze bewegen sich nach einem ewigen Rhythmus, dem selbst das Volkstum keine Grenzen setzt. Erst innerhalb dieser allgemeinen großen Wellenbewegung, deren treibende Kräfte auf der abwechselnden Vorherrschaft des sinnlichen und des geistigen Momentes in der Auffassung des künstlerischen Schaffens beruht, spielt sich der Gegensatz verschieden gearteten Volkstums ab, ein Gegensatz, der, ganz allgemein bezeichnet, darauf beruht, daß, auch wenn der Wellenverlauf der Kunstgeschichte, unter dem wir stehen, die aufs Sinnliche eingestellte Kunst in den Vordergrund hebt, ihm in Deutschland ein starker und abschwächender Zusatz geistig eingestellten Künstlertums beigemischt wird.

So kommt es, daß auch die sinnlichsten Strömungen der künstlerischen Wellenbewegungen in Deutschlands Kunstäußerungen stets einen geistigen Einschlag bekommen, und daß die geistig gerichteten Kunstströmungen bei uns noch stärker nach dieser geistigen Seite unterstrichen werden. Allein schon diese Eigentümlichkeit bringt es mit sich, daß jeder von außen kommende Einfluß bei uns umgestaltet und umgeknetet wird, ob wir wollen oder nicht.

Gerade in neuester Zeit sehen wir in den Strömungen unserer Kunst einen Zug hervortreten, in dem man, trotz vielerlei Merkwürdigkeiten und Verzerrungen, die sich in den Begleiterscheinungen breit machen, deutlich den geistigen Grundzug erkennen kann, der so stürmisch sein Recht verlangt, daß er glaubt, alle aus sinnlichen Wurzeln entwickelten Werte zunächst zertrümmern zu müssen. Es ist ziemlich gleichgültig, ob in diese Strömung des Expressionismus, der die Welt des Impressionismus entthronen will, ursprünglich auch ausländische Einflüsse hineingespielt haben, denn schon jetzt können wir erkennen: der Geist eines Grünewald taucht neu auf in unseren

freien Künsten, und ein Hauch aus den strengen Zeiten der Backsteingotik geht durch unsere Architektur. Deutscheren Geist aber, als er sich in diesen beiden Kunstbegriffen äußert, gibt es nicht. Es hat keiner absichtlich betonten Heimatkunst bedurft, um das zu erreichen; sie würde uns letzten Endes auch nichts nützen, wenn unser inneres Wesen nicht stark genug wäre, um die Ingredienzien der Zeit, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu einem eigenen Ausdruck zu verarbeiten.

Wir brauchen uns nicht darum zu grämen, wenn die eigentümliche Versonnenheit unseres deutschen Wesens, die kein bequemer Zug für den äußeren Verlauf künstlerischer Entwicklung ist, uns mehr zum Vertiefen des inneren Ausdruckes als zum Entwickeln der äußeren Form treibt und dadurch unserer Kunst einen Charakter gibt, der nicht in die Augen sticht und der auf dem Markt der Welt vielen unverständlich bleibt. Und wenn uns Schwerblütige die leichtflüssigere und glänzendere Welt des Kunstgeistes, vor allem der romanischen Völker, immer aufs neue anzieht, so können wir das mit voller Ruhe betrachten, weil derjenige, der sich mit einem Übergewicht an innerer Ausdruckskraft trägt, sich wohl an der größeren Bewegungsfülle der äußeren Form, die er bei anderen sieht, ergänzen kann, während das Umgekehrte nicht möglich ist: an der Kraft des inneren Ausdrucks, die uns eigen ist, vermag sich ein Fremder nicht zu ergänzen. Was er auf diesem Gebiete nicht selber hat, wird er niemals erwerben, ja er wird es gar nicht erkennen und verstehen. Überall, wo diese Kraft des inneren Ausdrucks in Betracht kommen kann, also wo wir es mit den großen, ernsten Äußerungen der Kunst zu tun haben, wird sie das fremde Metall, das ihr in den Weg rollt, vermöge dieser Kraft umschmelzen und neu münzen, es wird also keine Gefahr verderblicher Einflüsse vorhanden sein. Überall aber, wo dieses tiefe Reich des inneren Ausdrucks nicht in Betracht kommt, sondern wo wir es zu tun haben mit den leichten künstlerischen Äußerungen des Tages, wird auch diese Kraft, die umzuschmelzen vermag, fehlen: das ausländische Edelmetall wird seine eigene Prägung behalten und sich als ein fremdes Element in unseren Lebenskreis einschieben. Das und *nur* das gilt es mit aller Entschiedenheit zu verhindern. Diese fremde Münze können wir nicht gebrauchen, so bequem gerade sie durch unsere Hände rollt.

Diese Unterscheidung in der Frage des ausländischen Einflusses festzulegen, war der eigentliche Zweck dieser Betrachtungen. Diese Unterscheidung erst führt uns zu einer wahren Freiheit den vom Auslande kommenden Erscheinungen gegenüber, zur rechten Vereinigung der künstlerischen Freiheit des gebildeten Menschen mit der künstlerischen Freiheit des selbstbewußten Stammeswesens.

Die Verzerrungen, die wir heutzutage auf diesem Gebiete in den Reihen unserer Feinde sich breit machen sehen, zeigen uns deutlich genug, wie wichtig diese Freiheit für einen reinlich empfindenden Menschen ist.

Heeresverfassung und Volksmoral.

Von

Freiherrn von Freytag-Loringhoven,

General der Infanterie z. D. Dr. h. c.

Der Einfluß des Krieges auf die Volksmoral hat sich im höchsten Maße nachteilig erwiesen. Es wäre Torheit, wollte man sich dem verschließen. Feldheer und Heimat hatten daran gleichen Anteil, und die Nachwirkungen werden sich noch lange fühlbar machen. Die beklagenswerten Erscheinungen hier im einzelnen aufzuführen erübrigt sich, sie liegen für jedermann klar zutage. Die Erkenntnis des Übels soll uns ein Ansporn zu seiner Bekämpfung sein; mit weichlichem Wehegeschrei über sein Vorhandensein ist es nicht getan. Schon Spinoza sagt: „Man muß die menschlichen Dinge nicht beweinen und nicht belachen; man muß sie zu verstehen trachten." Wir haben keinen Grund, an der Menschheit zu verzweifeln, weil sie gelegentlich großer Erschütterungen Auswüchse zeitigt. Diese erschrecken uns vor allem deshalb so sehr, weil ein jahrzehntelanger Friede mit der Sicherheit, die er dem einzelnen gewährte, und der dadurch gewonnenen erhöhten Wertschätzung der bestehenden Lebensbedingungen uns an andere Begriffe gewöhnt hatte. Sie konnten durch den allgemeinen Aufschwung der Gemüter, den uns der Anfang des Krieges brachte, zunächst nicht beeinträchtigt werden. Erst die lange Dauer des Krieges und seine Folgen lenkten unseren Blick vornehmlich auf seine betrübenden Begleiterscheinungen.

Auch früher war es nicht anders. So schreibt Camille Rousset (Histoire de Louvois, II): „Die edlen und erhebenden Gefühle, die der Krieg hervorruft, bleiben nur rein und einheitlich, wenn er nicht zu lange dauert. Erstreckt er sich über einen langen Zeitraum unter wechselnden Aussichten für beide Parteien, so beginnen die schlechten Leidenschaften nach und nach die Oberhand über die edlen zu gewinnen. Die Kriegsmüdigkeit erdrückt die Begeisterung; Beunruhigung kommt auf, Interessen leiden und werden geweckt; man hört auf, seinen Gegner zu achten, legt keinen Wert mehr darauf, ihm gegenüber gerecht und loyal zu erscheinen, ist vielmehr nur bestrebt, ihm auf jede Weise Schaden zuzufügen. Die Regierungen teilen die Erbitterung der Völker; selbst die Diplomatie vergißt gelegentlich ihre Traditionen, die sie auf Ruhe, Anstand und Maßhalten hinweisen, auch sie läßt sich zeitweise von der Leidenschaft hinreißen." Wer wollte die Gültigkeit dieser mit Bezug auf

die Kriege Ludwigs des Vierzehnten geschriebenen Sätze auch für unsere Zeit bestreiten, zumal sie in ihrem zweiten Teil Wort für Wort auf das Verhalten der Franzosen während der Waffenstillstandsverhandlungen passen. Jedenfalls aber liefern sie den Beweis, daß die gleichen Regungen, wie sie neuerdings die Menschheit beherrschen, und die gleichen Folgen langer Kriege schon vor Jahrhunderten bestanden.

In unserem Bildungsdünkel haben wir freilich nicht daran glauben wollen. Wir wähnten uns doch gegen jene Zeiten recht fortgeschritten, bis der Weltkrieg uns wieder die Wahrheit des Treitschkeschen Wortes (Politik I, Einleitung) zeigte: „Man muß sich vor dem Fehlschluß hüten, daß mit der Kultur Moral und Gesittung der Menschen im Laufe der Geschichte immer mehr fortschreiten. Dieser Fortschritt ist nur ein bedingter. Wohl kann man ihn erkennen in der expansiven Zivilisation; der einzelne Mensch aber wird mit den Fortschritten der Kultur nicht sittlicher, die Bestie regt sich ebensogut im Kulturmenschen wie im Barbaren." Darum ist auch das uns so geläufige Herabsehen auf die sogenannte finstere Zeit des Mittelalters durchaus unbegründet. Kein anderer als der Bahnbrecher des deutschen Sozialismus, Lassalle, hat das bereits als ein großes Unrecht bezeichnet (Die Wissenschaft und die Arbeiter, Verteidigungsrede vor dem Berliner Kriminalgericht am 16. Januar 1863).

Das Mittelalter war jedenfalls der Ausbildung kraftvoller Persönlichkeiten besonders günstig, da jeder für sich selbst einzustehen hatte. Erst zu Ausgang des Mittelalters kam das Söldnerwesen auf, das sowohl die kriegerische Lehnspflicht des Adels als die Wehrpflicht des Städters zurücktreten ließ. Man gewöhnte sich mehr und mehr daran, den Krieg durch bezahlte Söldner führen zu lassen. Diese zogen in ganzen Banden vielfach von Land zu Land überall dorthin, wo Fürsten gegeneinander oder gegen Städte, sowie diese gegeneinander in Fehde lagen. Diese Söldner bildeten einen Stand für sich; ihr Handwerk vererbte sich meist von Vater auf Sohn. Sie kannten keine Schonung gegenüber dem Bürger und Bauer. Solche Werbeheere bildeten eine furchtbare Landplage, die im Dreißigjährigen Kriege einen gewaltigen Umfang annahm. Nur zeitweise erscheint in diesem die Roheit der Soldateska unter Gustav Adolf gemildert. Nach seinem Tode zerfiel die Kriegszucht auch im schwedischen Heere völlig. Unter Wallenstein war sie nur in rein militärischer Hinsicht gut; im übrigen sah der kaiserliche Generalissimus seinen Soldaten jede Bedrückung der Landeseinwohner nach. Durch den langen Krieg riß eine furchtbare Verwilderung ein, die sich auf die Bevölkerung Deutschlands übertrug und unser Vaterland in der Kultur um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen hat. Dem Volkscharakter wurden dadurch Wunden geschlagen, von denen er sich niemals ganz wieder erholen sollte. Die von der raubenden Soldateska häufig bis auf das letzte ausgeplünderten Bauern verließen die Dörfer, flüchteten in die Wälder und taten sich gleich

ihren Bedrängern zu marodierenden Banden zusammen. Der ungeheuere Troß, der den Heeren mitsamt den Weibern und Kindern folgte, überwog die Zahl der Kämpfer meist um ein Vielfaches. So kam es, daß die vom Kriege betroffenen Landschaften in einer Weise verwüstet wurden, die zu der an sich geringen Stärke der Heere jener Zeit in keinem Verhältnis stand. Wohl ist nicht ganz Deutschland in gleichem Maße von diesen Leiden heimgesucht worden, auch ist die Arbeitsfreudigkeit damals unserm Volke nicht ganz verloren gegangen; aber seine Moral war tief gesunken, die nationale Gesinnung hatte schwer gelitten, dem Eindringen fremder Sitte waren alle Wege geöffnet. Die Schwäche unseres Nationalcharakters fremden Einflüssen gegenüber ist zum großen Teil auf die Zeit des großen Krieges zurückzuführen.

Die Greuel der dreißig Jahre hatten zur Folge, daß nunmehr der Krieg in ein bestimmtes System gebracht wurde. Die stehenden Heere, die jetzt unter der absoluten Fürstenmacht aufkamen, wurden auf Magazinverpflegung angewiesen, die Kriegsschauplätze selbst geschont, wenn auch Raub und Plünderung nicht ganz verschwanden, auch die Gewohnheiten des Dreißigjährigen Krieges noch lange nachwirkten. Vor allem erhielten sie sich bei den Franzosen. Die Raubkriege Ludwigs des Vierzehnten mit der zweimaligen Verwüstung der Pfalz und der wiederholten Brandschatzung Süddeutschlands zeigen ein Barbarentum, das andere Armeen zu jener Zeit von sich fernzuhalten bemüht waren. Immerhin galt fürderhin nicht mehr das Wort, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse. Die Schwierigkeit, die angeworbenen Heere zu ergänzen und sie aus Magazinen zu verpflegen, führte nun aber dahin, daß die Kriegführung in konventionelle Formen versank, aus der sie nur zeitweise bedeutende Feldherren, wie Prinz Eugen von Savoyen und vor allem Friedrich der Große, herausrissen. Zu vernichtenden Schlägen und ausgiebigen Verfolgungen kam es infolgedessen nur selten. „So wurde der Krieg", schreibt Clausewitz, „seinem Wesen nach ein wirkliches Spiel, wobei Zeit und Zufall die Karten mischten; seiner Bedeutung nach war er aber nur eine etwas verstärkte Diplomatie, eine kräftigere Art, zu unterhandeln, in welcher Schlachten und Belagerungen die Stelle der diplomatischen Noten vertraten. Sich in einen mäßigen Vorteil setzen, um beim Friedensschluß davon Gebrauch zu machen, war das Ziel auch des Ehrgeizigsten."

Das Kriegführen selbst galt lediglich als eine Sache der Fürsten; die Bevölkerung nahm daran keinerlei Anteil. Nur dadurch, daß sie möglichst vom Kriege ferngehalten und von seinen schwersten Schädigungen bewahrt blieb, ist sie in Deutschland allmählich wieder zu mäßigem Wohlstand gelangt, sind Zucht und Sitte wieder eingekehrt. Solche, soweit das Kriegshandwerk es zuließ, auch in der Armee zu erhalten, war man vor allem in Preußen bestrebt, wobei die nur dort bestehende Mischung der angeworbenen Ausländer mit den einheimischen Kantonisten in den Truppenteilen sich als besonders förderlich erwies. Friedrich Wilhelm der Erste hat hierin grund-

legend gewirkt, und sein großer Sohn ist darin fortgefahren. Die preußische Kriegszucht duldete keine Ausschreitungen. Sie hat freilich durch den ganzen Siebenjährigen Krieg nicht vorgehalten; namentlich die Freibataillone König Friedrichs, die sich aus Gesindel aller Länder zusammensetzten, standen nach dieser Richtung den leichten Truppen der Österreicher und Russen nicht nach. Der König war nach dem Kriege mit Erfolg bemüht, die alte strenge Zucht wieder einzuführen, und das gleiche Bestreben herrschte in Österreich. Die preußischen Lande sind während des Siebenjährigen Krieges zum größten Teil arg heimgesucht worden, die Bevölkerung aber ist doch nicht entfernt so betroffen worden wie hundert Jahre zuvor. Im ganzen betrachtet, war die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts human. Dem Feinde gegenüber war sie es sogar schon früher, selbst in den wildesten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, gewesen. Da es üblich war, die Partei öfter zu wechseln, bestand eine Art Korpsgeist, der auch den Feind umfaßte. Infolgedessen war die Behandlung der Gefangenen für jene Zeit durchaus milde. In der Folge bildete sich dann bei der zahmeren Kriegführung immer mehr eine Art ritterlichen Verhaltens dem Feinde gegenüber aus. Man wußte voneinander, ehrte und schätzte sich gegenseitig. Das ausgesprochen berufsmäßige damalige Soldatentum mit seinem ungeschriebenen Ehrenkodex kam dem zu Hilfe.

Eine abermalige Wandlung vollzog sich in den Kriegsgebräuchen durch die französische Revolution. In den Armeen der Republik und des ersten Kaiserreichs bildete die Disziplin den wundesten Punkt. Die Soldaten der Republik waren, da ihre Regierung sie in jeder Hinsicht darben ließ, geradezu auf den Raub angewiesen; sie plünderten daher überall und unaufhörlich, wie denn die Republik selbst in ihrer trostlosen Finanzlage sich nur mit Hilfe der in den besetzten Nachbarländern erpreßten Gelder über Wasser zu halten vermochte. Das erste Auftreten der Armee Jourdans auf dem rechten Rheinufer 1795 und 1796 gemahnt durchaus an die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. Zerstörte Kirchen, verwüstete Dörfer und Städte bezeichneten ihren Weg. Bei der Armee Moreaus in Süddeutschland stand es nicht besser. Über das Verhalten der französischen Heere schreibt Sybel (Geschichte der Revolutionszeit, Bd. VII, 4. Kap.): „Was sich wegschleppen ließ, wurde geplündert, was niet- und nagelfest war, zerstört. Die Einwohner wurden in jeder Weise mißhandelt und auf Anzeigung verborgenen Geldes gequält; Mädchen und Frauen erlagen den scheußlichsten Ausbrüchen tierischer Sinnenlust. Wollten die Offiziere einschreiten, so brach der Haufe in wilde Meuterei aus, und mehr als einmal sahen solche mutige Männer das eigene Leben durch ihre berauschte Mannschaft bedroht. Oft genug aber beteiligten sich die Vorgesetzten selbst an den Freveln der Soldateska; Offiziere, Generale, Kommissare und Lieferanten wetteiferten, Kontributionen und Requisitionen auf eigene Hand und zu eigenem Gewinn auf die verheerten Ortschaften zu legen ... Ich tue das mögliche, schreibt Moreau, den Plünderungen zu

steuern; aber die Truppe hat seit zwei Monaten keinen Sold, und die Proviantkolonnen können unserem raschen Marsche nicht folgen. Die Bauern flüchten, die Soldaten verwüsten die leeren Häuser. Sehnsucht nach unserer Ankunft als Befreier von fürstlicher Herrschaft hat hier kein Mensch gehabt; jetzt haben sich die Einwohner mehrerer Bezirke gegen uns bewaffnet ... Die Entblößung der Truppen hat manche ehrenhafte Generale gezwungen, bei den Plünderungen ein Auge zuzudrücken; andere, weniger feinfühlende haben selbst geplündert ... Jourdan schreibt: „Die Soldaten mißhandeln das Land auf das äußerste; ich erröte, eine Armee zu führen, die sich in so unwürdiger Weise beträgt." Man sieht, daß die Aufführung der Franzosen von damals derjenigen der bolschewistischen Horden Rußlands nur wenig nachgibt, und des weiteren, was unser Vaterland von dieser Nation immer wieder erduldet hat, die sich jetzt erkühnt zu behaupten, sie müßte unbedingt Sicherheit haben vor neuen deutschen Einfällen.

Württemberg erkaufte sich 1796 einen Waffenstillstand durch Zahlung von 4 Millionen, Baden durch eine solche von 2 Millionen, der ganze schwäbische Bund für 19 Millionen Franken und Lieferung von 10000 Pferden, 5000 Ochsen und großen Getreidemengen. „Die Hoffnung, durch solche amtliche Kontributionen", führt Sybel fort, „dem Elend der Erpressungen und Räubereien ein Ende zu machen, schlug freilich vollkommen fehl; die französischen Soldaten plünderten und mißhandelten Freund und Feind ohne Unterschied." Die Folge davon war, daß sich das Landvolk erhob und beim mainabwärts erfolgenden Rückzuge der Armee Jourdans dieser übel mitspielte.

Napoleon hat versucht, der Zuchtlosigkeit im Heere zu steuern, nachhaltigen Erfolg darin aber nicht gehabt. Gab er doch selbst an oberster Stelle ein schlechtes Beispiel im größten Stil. Die Gewohnheit des Marodierens blieb unausrottbar. Die lange Dauer des Krieges und die Entfremdung von ihren Familien ließ die Soldaten zu reinen Landsknechten werden und weckte in ihnen die niederen Triebe. Die Verwaltung aber versagte unter Napoleon nicht anders wie unter dem Direktorium. So nahm denn jeder weiter, was er fand. Je mehr die Armeen in den späteren Kriegen des Kaiserreichs anwuchsen, um so lockerer wurde die Kriegszucht, zur großen Bekümmernis aller ehrenwerten Führer. Die gewaltige Kriegsmacht, die 1812 nach Rußland aufbrach, ist recht eigentlich an ihrer Indisziplin zugrunde gegangen. Sie trug den Keim des Unterganges bereits in sich, als sie noch für unüberwindlich galt. Ihre zahllosen Nachzügler bildeten ganze geschlossene Banden. Sie verschanzten sich hinter der Front in Dörfern und Städten, von wo aus sie ihre Raubzüge zum Schaden der bei der Fahne verbliebenen Mannschaften unternahmen. Auch hier das gleiche Bild wie im Dreißigjährigen Kriege.

Zu verwundern war es nicht. Heißt es doch bereits von der Armee des Lagers von Boulogne, der besten, die Napoleon je geführt hat, daß der

erste Biwakstag zugleich der erste gewesen sei, an dem geplündert wurde. (Fézensac, souvenirs militaires.) Am 16. Oktober vor Ulm bleibt keine Feldwache, kein Posten auf dem Platze; bei dem unaufhörlich strömenden Regen suchen die Mannschaften auch gegen den Befehl ein Obdach, das sie nicht unbedingt wieder verlassen, da es sich als Marodeur hinter der Front weit besser lebt. Wenn es so bei dieser Armee stand, läßt sich denken, daß die locker gefügten Truppen, die in Gestalt provisorischer Regimenter 1807 zuerst in Spanien einrückten, erst recht der Zucht entbehrten. Das Plündern der Städte, auch wenn kein eigentlicher Widerstand der Einwohner stattgefunden hatte, wurde hier zur Regel erhoben. Der Haß der ohnehin über die fremden Eindringlinge empörten Bevölkerung stieg dadurch immer mehr und machte sich in einem erbitterten Guerillakriege Luft, der alsbald die ganze Halbinsel überzog. Ihn niederzuhalten, sahen sich dann wiederum die französischen Truppen genötigt, zu den schärfsten Repressalien zu schreiten. Vorübergehend stellte die starke Macht, die Napoleon persönlich 1808 nach Spanien führte, die Ruhe wieder her, aber die Ruhe der spanischen Provinzen war trügerisch. Jede Verminderung der französischen Streitkräfte ließ die Volkserhebung erneut aufleben. Das Land fesselte dauernd 200 000 Mann, die sich in dem ermüdenden Guerillakriege erschöpften. Gaben die spanischen Freischaren in der Front dem Drucke der französischen Waffen nach, so führten sie einen um so nachhaltigeren Kampf im Rücken des Feindes. Ohne starke Bedeckung kam kein Kurier, kein Transport durch. Die gebirgige Natur der Halbinsel, ihre damals äußerst geringe Wegsamkeit machten sie für diese Art Krieg besonders geeignet, der von der leicht erregbaren, von ihren Priestern fanatisierten Bevölkerung in der grausamsten Weise geführt wurde.

Auch im Tiroler Aufstand von 1809 hat die Geistlichkeit anfeuernd gewirkt; auch hier haben ihre Mitglieder wie in Spanien am Kampfe teilgenommen. Das religiöse Gefühl sprach bei den Bauern des Gebirgslandes stark mit, es bildete im Verein mit dynastischer Treue einen Hauptantrieb für sie. Durchaus lautere vaterländische Gefühle sind es gewesen, von denen sie sich leiten ließen; ihre Erhebung ist völlig frei von häßlichen Nebenerscheinungen, wie sie die von Rachsucht beherrschte spanische zeitigte. Die aufständischen Tiroler haben sich daher auch hohe Achtung bei Freund und Feind erworben. Ihr schließliches Unterliegen, nachdem ihr angestammter Kaiser sie preisgegeben hatte, ist mit dem Kranze reinen kriegerischen Märtyrertums geschmückt.

Das mit Hilfe der Konskription ergänzte Heer Napoleons stützte sich auf die Volkskraft, und diese ist vom Kaiser in stets wachsendem Maße in Anspruch genommen worden. Die Aushebung traf jedoch nicht unterschiedslos jeden, die Loskaufmöglichkeit blieb bestehen. Sonach war das Heer nicht eigentlich das Volk in Waffen. Die Abneigung der Franzosen gegen die kriegerische Politik Napoleons trat denn auch sehr deutlich in dem wenig be-

geisterten Empfange hervor, den die Bevölkerung beim Durchzuge der „Großen Armee" von Deutschland nach Spanien 1808 den Truppen bereitete. Der Geist des kaiserlichen Heeres kam vorwiegend zum Ausdruck bei den alt gedienten Soldaten und war dementsprechend echter Prätorianergeist. Diese Veteranen gaben den Rekrutenbataillonen der späteren napoleonischen Kriege den erforderlichen Halt und teilten ihnen von ihrem Geist mit, in gutem wie in schlechtem Sinne.

Aus der Enge, in der sich die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts bewegte, hat sie Napoleon wieder hinausgeführt. Seitdem kennt die neuere Zeit erst wieder den „wahrhaftigen Krieg" nach Fichtes Wort. Die kraftvolle und schnelle Führung des Krieges aber hatte auch eine Kehrseite: die erneute Schädigung der Heeres- und Volksmoral.

In Preußen fehlte 1806 noch völlig der Zusammenhang zwischen Volk und Armee, da diese ihr friderizianisches Gepräge im ganzen durchaus bewahrt hatte. Einen engeren Zusammenschluß hat erst die Reform Scharnhorsts nach dem Tilsiter Frieden angebahnt und seine Organisation von 1813 vollendet. Hier ist zuerst der Gedanke des Volkes in Waffen verwirklicht worden. Es ist wesentlich Boyens Verdienst, daß an ihm und seinem idealen Gehalt auch nach den Befreiungskriegen im Frieden festgehalten wurde. Die Großtat der preußischen Heeresreformer bestand vor allem darin, daß sie Neues schufen, ohne darum das Gute der alten Zeit zu vernichten. So ist die wahre friderizianische Tradition in den Kämpfen der Jahre 1813 bis 1815 neu belebt worden. Auch die straffe altpreußische Zucht blieb erhalten. Sitten, wie sie im napoleonischen Heere herrschten und ihm stets das Gepräge einer Soldateska gaben, waren in einer Armee, die sich auf die allgemeine Wehrpflicht gründete, überhaupt nicht möglich. Es gibt denn auch keinen größeren Gegensatz als zwischen den Gepflogenheiten mancher französischen Generale des ersten Kaiserreichs und der strengen Rechtlichkeit, deren sich unter anderen General von Yorck 1814 in Frankreich befleißigte. Bei den Offizieren seines Armeekorps war es Ehrensache, sich nichts vom Eigentum der Bewohner des feindlichen Landes anzueignen. Er selbst bezahlte alles bar und bestand darauf, daß man auch in Schlössern es annahm (Droysen, Yorcks Leben III). Unerbittlich trat er Eigenmächtigkeiten der Truppen entgegen. Er war sich der Pflicht bewußt, die Schrecken, die der Krieg über das Land brachte, durch feste Disziplin zu mildern, soweit es irgend in seinen Kräften stand. Kennzeichnend ist nach dieser Richtung ein Schreiben, das er am 14. Februar 1814 an Blücher richtete, in dem er Klage über den Mangel führte, den sein Korps zu leiden hatte. Hier heißt es: „Daß unter solchen Umständen, wo der Soldat auf das Nehmen angewiesen ist und zulangen muß, wenn er nicht umkommen will, Gewalttätigkeiten und Verwüstungen nicht immer zu vermeiden sind, wird keinen erfahrenen Militär befremden .... Es gereicht aber dem preußischen Soldaten zu unverwelklichem Ruhme, daß

er die Beschwerden dieses mühseligen Winterfeldzuges, diese Entbehrungen aller Art mit stets gleichem Gehorsam gegen die Offiziere und einem hohen, auf Gott vertrauenden Mute ertragen hat."

Die schlichte Herbheit Yorckscher Auffassung ist im preußischen Heere nicht überall vertreten gewesen, und zweifellos hat der Krieg bei einzelnen, selbst bei ganzen Truppenteilen gelegentlich Verstöße gegen das Sittengesetz gezeitigt. Im ganzen aber spiegeln die hier angeführten Worte Yorcks doch getreu den Geist wieder, der die preußische Armee der Befreiungskriege beherrschte. Sie ist getragen gewesen von einem hohen seelischen Schwunge, und die Feldzüge haben in ihr keinen moralischen Tiefstand hinterlassen.

Gleichwohl wäre es falsch, wenn wir zu jener Generation nur bewundernd aufsehen wollten, statt vor allem danach zu trachten, sie zu verstehen. Die Befreiungskriege haben hauptsächlich wegen ihrer kurzen Dauer keine ausgesprochen üblen Nachwirkungen auf die Volksmoral ausgeübt. Auch in unserer Zeit wären solche nicht hervorgetreten, wenn wir durch einen kurzen Krieg hindurch den Aufschwung des Jahres 1914 in den Frieden hätten hineinretten können. Vor hundert Jahren fiel ferner die ungleich große Anspruchslosigkeit der Menschen in vielfacher Hinsicht ins Gewicht. Eine soziale Fürsorge gab es nicht. Jeder fand sich mit dem ab, was ihm das Leben bot. Die Begehrlichkeit der Massen war nicht so entwickelt wie heute.

Die allgemeine Wehrpflicht hat ihre erzieherische und sittigende Kraft dann in langen Friedensjahren weiter auf unser Volk wirken lassen. Diese Kraft hat sich 1866 und auch 1870 71 in vollem Maße entfaltet. Ausschreitungen sind im deutsch-französischen Kriege auf deutscher Seite bei der Zahl der in Frage stehenden Truppen und der Dauer des Krieges im Vergleich zu der Armee Napoleons so überaus selten, daß sie kaum ernstlich in Betracht kommen. Das reiche Frankreich hat diesen Krieg ohne schwere Schädigung ertragen. Wohl sah der zweite Teil des Feldzuges die Volkswut entfesselt, aber ihre Ausbrüche blieben doch örtlich und zeitlich mehr begrenzt. Der Franktireurkrieg wurde den deutschen Truppen lästig, eine irgendwie entscheidende Bedeutung erlangte er jedoch nicht. Vom Franktireurkrieg in Belgien 1914 unterschied er sich schon dadurch, daß er erst zum Ausbruch kam, als die deutschen Armeen tief in Frankreich vorgedrungen waren, und er in deren Rücken geführt wurde. Der Franktireurkrieg in Belgien 1914 flammte dagegen sofort nach dem Einmarsch unserer Truppen an der Front auf. Er ist leichtfertig mit Unterstützung und Billigung der Behörden entfesselt worden und hat dahin geführt, daß der Grundsatz, daß der Krieg sich nur gegen die bewaffnete Macht des feindlichen Staates, nicht gegen dessen Bewohner zu richten habe, nicht von unseren Truppen aufrechterhalten werden konnte. In ihren Vergeltungsmaßregeln ist sicherlich infolge der Leidenschaft, die jeder Volkskrieg dieser Art erregt, gelegentlich der Grad des Gebotenen überschritten worden. Diese Maßregeln zu ergreifen aber

waren sie aus Gründen des Selbstschutzes gezwungen. Es war nicht ihre Schuld, daß der Krieg dadurch von Anfang an eine Roheit annahm, die dem gesitteten deutschen Soldaten sonst fernliegt.

Ranke hat einst den Ausspruch getan (Geschichte der germanischen und romanischen Völker; Einleitung): „Wenn der Krieg zu jedem Ausbruch der Leidenschaft, der Roheit und der tierischen Natur reizt, so ist das Rittertum erdacht, den wahren Menschen zu retten, die Gewalt durch Sitte und Frauen zu mäßigen, die Kraft durch die Richtung auf Gott zu verklären." Diese Einwirkung des Rittertums ist niemals völlig verschwunden. Bestand sie im Dreißigjährigen Krieg fast nur noch in der Achtung, die der feindlichen Armee und ihren Angehörigen von der Gegenpartei erwiesen wurde, so trat doch, wie wir sahen, in natürlicher Reaktion gegen die völlige Entfesselung der Kriegsfurie später nach und nach eine allgemeine Milderung der Kriegsgebräuche ein. Trotz zeitweisen abermaligen Rückfalls in barbarische Gewohnheiten bei den französischen Heeren der Revolution und des ersten Kaiserreichs erhielt sich der ungeschriebene Ehrenkodex in den Armeen bis in die neueste Zeit. Ein Gewohnheitsrecht regelte den Verkehr zwischen den feindlichen Heeren während des Krieges und die Behandlung der Gefangenen auch ohne eingehende völkerrechtliche Abmachungen. Die Genfer Konvention von 1864 traf genauere bindende Festsetzungen, vor allem hinsichtlich des wechselseitigen Austausches des Sanitätspersonals, und brachte einige weitere Milderungen. Ungeachtet fortgesetzter Erweiterung der zwischenstaatlichen Abmachungen zwecks Einschränkung allgemeinschädlicher Wirkungen des Krieges, wie sie namentlich durch die Bestimmungen der beiden Haager Konferenzen von 1899 und 1907 gegeben waren, hat die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei allen Großmächten des europäischen Kontingents und ihre Annahme in England und Amerika noch während des Krieges dessen Wildheit aufs neue gesteigert. Eine nach der anderen brachen die zu ihrer Einschränkung getroffenen Vereinbarungen zusammen.

Dankte Preußen-Deutschland seinen Aufstieg der allgemeinen Wehrpflicht, so konnte es nicht ausbleiben, daß mit dem Augenblick, wo sie bei allen Großmächten in Wirksamkeit trat, die Gewaltsamkeit des Krieges wieder zunahm. Neben den Lichtseiten der allgemeinen Wehrpflicht machten sich auch ihre Schattenseiten geltend, indem die kriegerische Leidenschaft nunmehr ganze Völker ergriff. Damit fielen so manche Schranken, mit denen bisher das berufsmäßige Soldatentum die Auswüchse des Krieges, schon aus einem gewissen Selbsterhaltungstriebe einzudämmen versucht hatte; vollends aber versagten die vom Völkerrecht errichteten Schranken. Wohl rang bereits im zweiten Teil des Krieges 1870/71 Volk wider Volk, aber die eilig zusammengerafften Massen, aus denen die Aufgebote der französischen Republik bestanden, haben gegenüber der an Zahl weit schwächeren, um so mehr jedoch an Kampfkraft überlegenen deutschen Truppen das Feld nicht zu behaupten vermocht.

Deutschland aber war damals zu Beginn des Krieges Frankreich ziffermäßig bedeutend überlegen gewesen, obwohl die Anspannung seiner Volkskraft nicht entfernt so weit ging wie im Weltkriege.

In diesem wurden ferner die ganzen Länder in bisher ungekannter Weise vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen. Wirkungen und Folgen des Krieges übertrugen sich, wenn auch in anderer Art, auf die Bevölkerung in einem Maße, wie es bisher nur in Deutschland im Dreißigjährigen Kriege der Fall gewesen war. Neben einem Streiteraufgebot, das einer Erneuerung des alten Heerbanns gleichkam, war unsere Zeit zugleich Zeugin gewaltiger Fortschritte der Technik, die dem Kriege zu Lande, zu Wasser und in der Luft eine bisher ungeahnte Furchtbarkeit und Zerstörungskraft verliehen und sich zum Teil ihre eigenen Gesetze schufen. Treitschke hat das vorausgesehen, indem er (Politik, II, § 23) sagte: „Das Schauspiel des Zusammenstoßes zweier wirklich durchgebildeter Volksheere, das uns noch bevorsteht, wird ohne Zweifel gigantisch werden. Riesige Verluste und riesige Erfolge wird dann die Welt schauen. Nehmen wir hinzu die Menge neuer technischer Machtmittel, die unsere Zeit bietet, so ist deutlich, daß künftige Kriege uns noch viel erstaunlichere Dinge zeigen müssen als der letzte zwischen Deutschland und Frankreich."

Es blieb im Weltkriege nicht bei der Anwendung neuzeitlicher Waffenwirkung. Ein noch schärferes Kampfmittel bildeten die wirtschaftlichen Maßnahmen der kriegführenden Staaten gegeneinander. Hierbei war die weltwirtschaftliche Lage ausschließlich zugunsten der Feinde Deutschlands, das von der Absperrung auf das schwerste betroffen wurde. Die andauernde Unterernährung unseres Volkes hat schließlich seine Nerven versagen lassen und den Zusammenbruch beschleunigt. Und noch über eine weitere Waffe verfügten unsere Gegner, die sie bereits vor dem Kriege in Tätigkeit gesetzt haben, denn die Offensive des Worts ging dem Kampf der Waffen voraus. Die suggestive Einwirkung der Presse ist von ihnen vor dem Kriege und in diesem in fortgesetzter Steigerung meisterhaft ausgenutzt worden. Wir blieben hier völlig in der Verteidigung und dazu in einer unzureichenden. Durch die feindliche Hetzpresse mit ihrer Lügenpropaganda ist eine Atmosphäre des Hasses gegen alles Deutsche heraufbeschworen, die jedes ruhige, gesunde Urteil ertötete und in zunehmender Kriegspsychose die schlimmsten Auswüchse gezeitigt hat. Nur so erklärt sich das Schwinden jener überkommenen Ehrbegriffe, deren Reinerhaltung der Stolz der alten Armeen gewesen war, die Niedertracht, die unseren Gefangenen widerfuhr, Auswüchse, wie sie 1870 noch nicht zu verzeichnen waren. Die Saat des Hasses wucherte noch nach gefallener Entscheidung üppig empor. Gab sich doch ein Marschall von Frankreich als Höchstkommandierender der verbündeten Streitkräfte dazu her, Waffenstillstandsbedingungen, die von jeher nur militärische Abmachungen, wenn auch auf politischem Hintergrunde, gewesen sind, mit erpresserischen wirtschaftlichen Forderungen Deutschland gegenüber zu verquicken. Der Lügenfeldzug unserer

Feinde hat das Gewissen ihrer Völker in einer Weise abgestumpft, daß sie schwerlich wieder ganz gesunden werden.

In anderer Weise hat die Volksmoral bei uns gelitten. Im vierjährigen Heldentum unseres Volkes und seinem im Herbst 1918 eintretenden Versagen treten die Gegensätze scharf hervor, die sich in der menschlichen Natur vereinigen. Es erübrigt sich, hier auf die Ursachen des Zusammenbruchs näher einzugehen; nur seine Folgen haben wir ins Auge zu fassen.

Die Rückwirkung des Krieges auf die Heimat konnte, da diese in ihrer Gesamtheit in Mitleidenschaft gezogen war, nicht ausbleiben. Die unliebsamen Begleiterscheinungen des Krieges, die unser Volkstum vergiftet haben, sind allbekannt. Erst die Wiederkehr geordneter Verhältnisse vermag hier allmählich Wandel zu schaffen. Wir dürfen darum in die Zukunft unseres Volkes noch nicht allzu trübe sehen. Unser Militarismus kann und wird in der bisherigen Form nicht wieder auferstehen; aber als Geist der Unter- und Einordnung bedürfen wir seiner in einem künftigen Volksheer und im Werte schaffenden Volk nach wie vor, wenn wir nicht zugrunde gehen wollen. Vor allem aber gilt es, die ethischen Werte hochzuhalten, die uns die jüngste Vergangenheit bietet. Dazu gehört die Wiederbelebung der Erinnerung an den Krieg als eine Zeit unvergänglicher Größe des deutschen Volkes. Diese Erinnerung brauchen wir. Auch wer der Hoffnung lebt, daß uns der Völkerbund vor künftigen Kriegen bewahren wird, muß zugeben, daß solches vorerst doch nur eine Hoffnung ist. Die tatsächliche Lage berechtigt augenblicklich noch nicht, mit ihrer Erfüllung zu rechnen. Es wäre verderblich, wollten wir die Kriegstüchtigkeit des deutschen Volkes vernachlässigen, weil der Weltkrieg erschreckliche Nebenerscheinungen und Nachwirkungen gezeitigt hat. Mit Kriegstreiberei hat das nichts zu tun. Diese Erinnerung an vier Jahre nationalen Heldentums möge uns in ihrer Reinheit stets vorschweben. Sie wird den deutschen Menschen stärken und erheben, wird dazu beitragen, in ihm einen Nationalcharakter auszubilden, der ihm bisher nur allzusehr gefehlt hat, wird ihn am sichersten vor Schwächen nach Art derjenigen bewahren, in die unser Volk nach dem Dreißigjährigen Kriege verfiel.

Das Buch der Kaiser.[1]

(Aus der Geschichte der deutschen Seele.)

Von

Wilhelm Schäfer.

Kaiser und Kirche.

Mancherlei Völker wohnten im Abendland und Könige herrschten nach ihrer Stärke; aber die Kirche kannte nicht Grenzen der Sprache noch Grenzen des Schwertes, sie ging auf den Wegen der eigenen Macht, sie hatte sich selber den Kaiser gesetzt.

Über den Königen thronte der Kaiser; die Königsgewalt galt in den Grenzen der Völker, den Kaiser hatte die Christenheit selber zum Schirmherrn gesalbt.

Die Christenheit war die römisch-katholische Kirche, sie war die Gemeinschaft der gläubigen Seelen, sie war das Reich Gottes auf Erden: Statthalter Christi hießen die Priester den Papst.

Sie war die römische Weltmacht in neuer Gestalt, aber sie war es von Gott; der im Namen Cäsars ihr Herr war, galt ihr nun Diener.

Wohl war auch der Kaiser von Gottes Gnaden, aber er war es durch ihre Gunst; er war der Arm, der Kirche das irdische Schwert zu halten, sie war das Haupt der göttlichen Weisung.

[1]) „Das Buch der Kaiser" ist das vierte in meiner „Geschichte der deutschen Seele". Das erste, „Das Schuldbuch der Götter", stand im Maiheft 1918; das zweite, „Das Buch der Könige", im Januarheft 1919; das dritte, „Das Buch der Kirche", war in den meisten Stücken meines Beitrags „Wie Jesus von Nazareth der deutsche Heiland wurde" im Oktoberheft 1917 enthalten. Als fünftes Buch wird folgen „Das Buch der Bürger". Diese Feststellung erscheint mir für den Leser nötig, weil die Bücher sich nicht streng zeitlich aneinander schließen, sondern mit mancherlei Stücken ineinander übergreifen. Dadurch wird namentlich in diesem „Buch der Kaiser" vielleicht einiges sachlich vermißt, was an anderer Stelle erscheint. Es mußte mir bei der Gruppierung darauf ankommen, den Zusammenhang im Schicksal zu zeigen; der war in diesem Buch durch den „Streit der Stärke" zwischen Kirche und Kaiser gegeben, während das religiöse Leben im „Buch der Kirche" und das bürgerliche Dasein als Träger der mittelalterlichen Kultur im „Buch der Bürger" erscheint. Wenn diese fünf Bücher als erster Band meines Werkes erscheinen, bedarf es dieser Erklärung natürlich nicht. Wilhelm Schäfer.

Sie war das Haupt und er war die Tat — aber die Rechnung war falsch: das Reich war aus dem Geist in den Tag des Kaisers getreten, es wollte Wirklichkeit werden im Reich der Leiber und brauchte das Schwert der weltlichen Macht.

Die weltliche Macht war der König, und als die Kirche den König der Franken als Kaiser ausrief, rief sie sich selber den Herren.

Sie war das Weib und er war der Mann, sie konnten einander in Freiheit gehören und in der christlichen Liebe einander untertan sein: aber die erste Stunde des Streites schrie nach der Stärke.

Der Streit der Stärke begann, als Karl seinen Sohn im Dom zu Aachen sich selber die Krone nehmen und aufsetzen hieß; der Streit der Stärke hob sich gewaltig in Hildebrands Zorn; er schien für die Kirche gewonnen, als Innocenz die Kronen Europas verschenkte.

Aber der Streit ging um die Stärke, nicht um den Bettel der Tage, er ging im Namen des Reiches, das nicht von dieser Welt war.

Der Streit hob das Banner der Kirche über den römischen Zank und über die Eifersucht von Byzanz, er hielt der Statthalterschaft Christi das Siegel der ewigen Gleichung bewahrt unter den sterblichen Händen seiner Verweser.

Der Streit gab dem Starken von Norden das Panzerhemd einer höheren Sendung, als Mehrer der Hausmacht zu werden; er hielt dem Reichsschwert die uralte Herkunft lebendig, unter den irdischen Waffen das Kriegsschwert Zius zu sein.

Ein Bogen war über den abendländischen Himmel gespannt vom Kaisersaal nach Sankt Peter, ein Bogen des Schicksals, glühend in anderen Farben, als die Erde sie blühte.

Der Bogen stand grell im geballten Gewölk, von Blitzen zuckten die Berge, Brandsäulen stiegen steilauf, die Ernte lag vom Hagel zerschlagen: der Bogen stand als ein himmlisches Tor, der bangen Erde den ewigen Eingang zu leuchten.

Mancherlei Völker wohnten im Abendland und Könige herrschten nach ihrer Stärke: der König der Deutschen war Kaiser, der Turm des Reiches stand über den Dächern der Staaten, und über den Fahnen der Völker wehte die Kaiserstandarte.

Das Lügenfeld.

König der Franken war Karl, Kaiser der Kirche, Schwertherr im Abendland; der Mantel seiner gewaltigen Macht sank auf den Sohn, aber die Schultern Ludwig des Frommen waren zu schwach, ihn zu tragen.

Eine Kugel galt Karl dem Großen die Welt, die untere Wölbung war sein im Zorn und Zank irdischer Taten; hoch aber darüber gewölbt stand der Himmel der römischen Kirche, dem er in Demut mit deutschem Schwert Schutzherr und Schirmvogt war.

Aber der Himmel sank in den Tag, als Ludwig der Fromme das Schwert aus der Hand gab; von Priesterhänden geführt, im Zank seiner Söhne verflucht und verleitet, trug er die goldenen Säume der Kirche mühsam ins Alter.

Im dritten Jahr der Regierung schreckte ihn Unheil, das Reich zu vererben; unmündigen Knaben gab er das Zepter: Lothar die Macht und die Krone, Ludwig die bayrischen Länder, Pipin die spanische Mark.

Aber sein Leben löschte nicht aus, und Judith, die Frau seines Alters, hielt Karl ihrem Knaben den Docht seiner Liebe lebendig: Alamannien schenkte er ihm, das Herz seiner Länder, aber er nahm es den andern.

Die Söhne kamen zuhauf, und Bruderstreit stand um den Thron im Aufruhr der Grafen, die Kirche mischte die Machtgier der geistlichen Großen hinein, statt zu schlichten: da hing dem karolischen Reich der Mantel in Fetzen, die goldenen Säume der Kirche schleiften im Blut, ein gehetzter Hirsch war der Kaiser.

Das Lügenfeld hießen die Leute im Elsaß den Plan, wo sie ihn alle verließen, die Schwerter der Grafen samt den Schwüren der geistlichen Großen, wo die Söhne dem Vater das Königskleid nahmen, wo die Kirche dem Kaiser das Büßerhemd brachte.

Da wurde der Schirmherr der Kirche ein Schächer der Schuld, Ludwig der Fromme kniete als weinender Greis im Staub seiner Sünden.

So tief verstrickte den Sohn karolischer Macht die menschliche Schwäche, so gierig brach aus dem Streit der Enkel die lahme Gewalt, so ungetreu waren die Großen und Grafen, so kläglich mißlang der erste Streit um die Stärke.

Aber die Söhne Ludwig des Frommen wurden des Lügenfriedens nicht froh, über der Schmach und über dem Sarg ihres Vaters brannte der Bruderhaß weiter.

Bis der Tag von Fontenay den Mantel karolischer Reichsmacht für immer zerriß: der Tag der blutigen Rechnung für Lothar den Kaiser, der Tag der Trennung für deutsche und gallische Franken.

In Verdun beschworen die Söhne den Frieden der lahmen Gewalt: Lothar der Kaiser behielt die Länder der Mitte, ein dürftig geschnittenes Band, indessen drüben Frankreich und hüben Deutschland entstand.

Die goldenen Säume der Kirche hingen verloren am dürftig geschnittenen Band, der Schirmherr der Christenheit wurde der eigenen Nöte nicht Herr, Lothar der Kaiser vermochte der Kirche das Schwert nicht zu halten.

Stellinga.

Wo das ebene Land den Bergen die neblichten Wälder abnahm, wo das braune Gewässer in Sand und Moor den mühsamen Altersweg suchte,

wo der Meerwind unendliche Weiten mit grauer Wolkenlast füllte: wohnte die uralte Bauernschaft sächsischer Völker.

Die da landeigen saßen auf einsamen Höfen, hatten keinen Herren gekannt als sich selber, sie hatten der freien Gemeinde die Treue gehalten, dem Weistum und Recht der eigenen Herkunft.

Sie hatten die Freiheit der Väter verloren und sahen die fränkischen Grafen im Land den fremden Königsdienst tun, sie brachten der Kirche den Zehnten mit Murren und stellten dem König den Heerbann mit Seufzen.

Sie fühlten die Herkunft verraten von ihren eigenen Großen, die um Gold und fränkische Ehren ins feindliche Heerlager gingen: sie sahen sie schalten als Grafen des fränkischen Königs und warfen den Haß auf sie, wie Steine den Hunden.

Aus Grafen des Königs waren Grundherren geworden, aus Äbten der Klöster Pachthalter, denen die Freien von gestern als Hörige dienten; aber die Gaugemeinschaft der Freien hob trotzig das Recht aus böser Vergessenheit auf.

Als Ludwig, der fränkische König, das sächsische Schwert im Bruderkampf brauchte, als die Edelinge ausritten mit Knechten und Knaben, dem fränkischen Zank ihr Blut in die Fremde zu bringen: fing in den einsamen Höfen der Haß an zu knistern, bis rundum im sächsischen Land die Herdfeuer brannten.

Durch Sand und Moor brachten die nächtlichen Boten den Bann, von den Hartbergen hinunter zur roten Erde zuckte der Blinkfeuerschein die Stunde der Rache ins Land: die Stellinga kam, die Gaugemeinschaft der sächsischen Herkunft aus fränkischer Lehnschaft zu retten.

Aber es war nur ein Brand in den Ställen: Ludwig, der Deutsche genannt, dämpfte ihn schwer, mit seinen fränkischen Reitern und Knechten ritten die sächsischen Grafen das Fußvolk der Stellinga nieder.

Da lernten die sächsischen Bauern, den trotzigen Nacken zu beugen, das Herdfeuer erlosch in den einsamen Höfen; nur in den innersten Nächten, wenn Saxnot die Seinen als Flüchtling heimsuchte, glühte ihr heimliches Feuer.

Heinrich der Finkler.

Der fränkische König war Herr, aber die Herzöge hielten das Schwert in der Hand: Sachsen, Schwaben und Bayern hoben den eigenen Herzog gegen die rheinischen Franken, das deutsche Königtum blieb das Schwertspiel ihrer Gewalt.

Und wurde ein Spielball der Kleinen, als Ludwig das Kind König der Deutschen genannt war, indessen Hatto, Bischof von Mainz, mit Härte und List gegen die Großen und Grafen das Schwert der Königsgewalt führte.

Als die Herzöge Konrad den fränkischen Grafen als König ausriefen, war Konrad ein tapferer Kriegsmann, aber sein Königtum blieb eine Fahne ohne Gefolgschaft.

Von seinem Sterbebett hieß er die Krone dem Mächtigsten bringen, Heinrich dem Herzog in Sachsen, der ihm und den Franken der zäheste Feind und unter den Großen der unbotmäßigste Trotz war.

So fiel die Krone aus fränkischer Ohnmacht der sächsischen Übermacht zu, aber sie kam an die Kraft und den ständigsten Stamm der Germanen.

Die Sage hat Heinrich den Finkler genannt, weil er beim Vogelfang war, als ihm die fränkischen Reiter die Reichskleinodien brachten; ein Finkler blieb er Zeit seines Lebens: klug und bedächtig die Schlinge zu legen, rüstig im Wald seiner Heimat und wenig geneigt, nach fernen Händeln zu reiten.

Als der Bischof von Mainz ihn zu salben kam, wehrte er ab und verbarg den Spott in der Demut, solcher Ehre nicht würdig zu sein; aber als ihm die Großen in Bayern und Schwaben die Krone mißgönnten, holte sein Schwert sich selber die Ehre.

Sein Schwert war scharf wie sein Spott, aber er hielt es klug in der Scheide, bis er die Blöße des Feindes erspähte: neun Jahre lang zahlte er still den Ungarn Tribut, wartend des Tages, da er gerüstet sein würde, mit anderer Münze zu zahlen.

Wie nach dem Winter der Tauwind, so kam ihre Raubluft in jedem Sommer geritten, die Ernte in Deutschland zu holen: noch immer die hunnischen Scharen auf kleinen behenden Pferden, mit Bogen und Pfeil der Schwerter und Streitäxte spottend.

Neun Jahre lang baute Heinrich im Sachsenland burgfeste Plätze, mit kluger Berechnung verteilt, daß sie die Ernte der Landschaft zu bergen vermochten; und jeder neunte Mann in der Landschaft mußte hinein als Besatzung.

Er hob den streitbaren Mann in den Sattel, die Liste und Künste der Ungarn zu lernen: wie sie mit einzelnen Scharen einschwenkten, das Fußvolk zu fassen, wie sie mit hurtiger Wendung dem Feind die Flanken einritten.

Als sie zum zehntenmal kamen, Tribut und Treugeld zu holen, war Heinrich gerüstet: einen toten Hund hieß er zum Hohn den hunnischen Erben hinwerfen.

Und als die schwarzen Scharen den Rachezug ritten, ließ er sie listig ins Land hinein und hatte die Fallen so fein gestellt, daß sie ihm blindlings einliefen.

So blutig traf er die Räuber aus Ungarland da, daß er dem Rest ihrer Scharen eine schmähliche Flucht ritt, daß die Gestäupten fortan und für immer das Sachsenland mieden.

Heinrich der Finkler heißt ihn die Sage, der ein anderer König der Deutschen war als die Könige vor ihm: das Abenteuer lockte ihn nicht, er suchte kein Glück auf der Straße, er hielt sein Land und sein Volk, wie ein Hausherr den Alltag und Sonntag der Seinen mit kluger Besonnenheit leitet.

Otto, der Jüngling.

Ihm war eine reiche Wiege bereitet: Kraft und Ehre standen dem Sohn Heinrich des Finklers zu Häupten, Zucht und Liebe lagen dem Knaben Mathildens zu Füßen, der edelsten Fürstin in Sachsen.

Als sie ihn krönten zu Aachen, war Otto ein Jüngling, aber die Sterne der Macht standen ihm zu:

Die Herzöge kamen, das Erzamt der Krönung zu üben, die Kirche brachte das Öl, ihn zu salben, die Schwerter der Grafen hielten die Ehrenwacht, das drängende Volk sah den Glücklichen sitzen im Prunkmantel karolischer Herrschaft.

Aber das böse Jahrhundert karolingischer Händel hatte der großen Gewalt die kleine Gewalt geboren: die ihm die Erzämter dienten, mußten erst seinen Willen erfahren, nicht nur im prunkvollen Fest König der Deutschen zu heißen, sonst aber Herzog in Sachsen zu sein.

Denn noch waren die Deutschen kein Volk; aus dem Streit der Stämme waren die Händel der Großen geworden, aus dem Neid der Sippen der Stegreif machtlüsterner Grafen: die Ohnmacht des Reiches stak in der Vielheit lahmer Gewalt.

Kühn, wie ein Seefahrer die Schiffe verbrennt, gab Otto sein Herzogtum fort an den tapferen Billung; und ob ihm die Kränkung der Großen und der Trotz ihrer Grafen die Wege verstellte, er fand die Tore und zwang sich hinein, als König und Herr der deutschen Länder zu schalten.

Aber das eigene Blut warf ihm den sächsischen Trotz vor die Füße: Heinrich der Bruder ging seinen Gegnern ins Garn, als Otto ihn aus der Gefangenschaft löste, war ihm der Bruder aus Eifersucht gram und ein bitterer Gegner geworden.

Drei Jahre lang klangen die Schwerter am Rhein und in Schwaben, in Sachsen und Bayern, und einmal hatte die Mutter Mathilde vergebens Versöhnung gestiftet, bis er den Trotz seines Bruders und mit ihm den Aufruhr der Großen bezwang.

Am Weihnachtstag sahen die Brüder einander im Münster zu Frankfurt nach harmvollen Jahren: Otto der König im Kreis seines starken Gefolges, Heinrich der trotzige Jüngling weinend zu seinen Füßen; aber der König küßte den Bruder, er brach seinen Groll mit zärtlicher Liebe und gewann sich den treuesten Freund.

Otto, der König.

Im vierzigsten Jahr seines reisigen Lebens ritt Otto hinaus aus dem Tor seiner Väter; der im Ruhm seiner Stärke der mächtigste Fürst war, zog über die Alpen, Adelheid die lombardische Erbin zu freien und selber die Mitgift zu holen.

Er brachte Adelheid heim und grüßte den Papst aus der Ferne, er ließ die Mitgift zurück und war schon zum Winter wieder in Sachsen, weil ihm der Nordwind bedenkliche Botschaft zuwehte.

Wohl stand der Ruhm seiner Stärke eine Mauer um seine Macht, aber der Groll gedemütigter Großen lag in Trümmern davor; während Otto der König das Glück seiner Tage genoß, scharrten eifrige Hände sein Unheil.

Slawen und Ungarn, die Erbfeinde, kamen, gerufen von seinen Feinden, die Grenzmarken brannten, im Reich hob der Aufruhr der lahmen Gewalt die hitzigen Schwerter: Ludolf der Sohn und Konrad der Eidam standen im Feld mit den Fürsten, den Hochmut des Königs zu dämpfen.

Aber der König hob keine Furcht in den Sattel, sicher und rascher als ihre bösen Bedenken ritt er den Aufruhr der Fürsten zu Schanden, den Räubern wies er noch einmal die Grenze: das böseste Jahr seiner Gefahr gab ihm den günstigsten Sieg.

So kam der Tag, da endlich die Reichsfahne wehte, da auf dem Lechfeld Sachsen und Franken, Schwaben und Bayern vereint den Erbfeind bestanden.

Da half den hunnischen Räubern nicht mehr die Masse der Scharen, nicht mehr die hurtige List und nicht mehr die Kunst ihrer Waffen: die Deutschen besiegten den Schrecken und wollten die ewige Plage des Reiches einmal beenden.

Sie trieben das schwarze Rattengezücht in die Enge, sie schlugen es tot und brannten die Nester aus, wo sich die Reste versteckten; und waren so schnell und scharf, sie zu verfolgen, daß ihrer kaum einer entrann.

Als die Sieger vom Lechfeld heimritten, die Großen und Grafen im Jubel der Völker, trug ein bärtiger König die Krone: in Aachen belehnt mit der Ehre, im Ruhm seiner Taten bewimpelt, im Glanz seines Glückes bewährt, war Otto König der Deutschen und Herrscher des Landes.

Otto, der Kaiser.

Was in Aachen nur Festglanz gewesen war und prunkender Schein, war auf dem Lechfeld Wahrheit geworden: Otto war König und hielt seinen Hof auf den Pfalzen des Landes, er sprach Gericht über die Großen und Grafen, und alle Schwerter des Reiches mußten ihm Heerfolge leisten.

Aber der König dachte zurück an die Zeit der Verschwörung, da ihn die Großen und Grafen verrieten, auch die seines Blutes waren; und er sah, daß die Hausmacht der Fürsten dem Königtum feind und ihre Selbstherrlichkeit wider die Landesgewalt wäre.

Der ihm am treuesten half und am sichersten beistand in den vergangenen Nöten, war Bruno der jüngste der Brüder und Bischof in Köln: so wuchs seinen Sorgen und Plänen ein anderes Königtum zu als seinem Vater, gebaut mit den Balken der Kirche:

Der Bischof verdankte sein Lehen der Königsgewalt, er war nicht geboren als Herr und brauchte den Schutz eines Schwertes gegen die Großen und Grafen: Kirche und Krone konnten einander den ewigen Bund schwören, Kirche und Krone vereint konnten die Fürstengewalt brechen, Kirche und Krone konnten die Wurzeln der Macht in die Völker versenken!

So dachte Otto der König, der selber durch seine Mutter Mathilde den Lehren von Cluny zugetan war; so grub das sächsische Schwert den Brunnen der neuen Königsgewalt.

Aber die Kirchengewalt, die er brauchte, stand in Sankt Peter verankert, da wurde von neuem der Gottesstaat wach und der alte Kaisergedanke.

Da zog der König der Deutschen zum andernmal über die Alpen; er ließ seiner Mutter Mathilde den Sohn — als Knabe in Aachen gekrönt — er nahm in Pavia die eiserne Krone als eigenes Lehen, er ließ sich in Rom als Kaiser der Christenheit salben.

Und wie Carolus Augustus der Franke hieß Otto der Sachse das deutsche Schwert Weltrichter sein; er trat in das freche Gezücht der Markgräfinnenbrunst und hing die Brut an den Galgen; er setzte den Lasterpapst ab und zwang dem römischen Hochmut sein deutsches Kaiserrecht auf, der Kirche den Papst zu ernennen.

Da ging der Gottesstaat ein in die Wirklichkeit, aber der Kaiser hieß Herr, nicht der Papst: er war das Schwert und der Richter; der Papst war die Weihe und brachte das Öl, den Kaiser zu salben, der allein Herrscher der Christenheit war.

Die Ottonen.

Wie eine gewaltige Burg standen die Berge der Hart im sächsischen Land; Heinrich der Finkler hatte Mauern und Tore gebaut, nun wuchsen Dächer und Zinnen über den Sälen ottonischer Macht.

Frauen kamen, die Säle zu schmücken: Mathilde, die sächsische Mutter Otto des Großen, Adelheid, die lombardische Gattin, Theophano, die griechische Sohnesfrau.

Heilig und mild war Mathilde, sie hielt in das lärmende Leben der Söhne die Mahnung der sächsischen Herkunft: Mutter war sie den Armen

und Schwester den Schwachen, bis sie vom Schicksal gesegnet, schlohweiß und beweint von den Sachsen, die letzte Lagerstatt fand.

Sie baute Klöster rund um die Burg, sie schenkte der Kirche die Fülle, sie legte den Teppich der Heiligen aus und trug das Kreuz in die Hütten: sie gab der kirchlichen Sendung in Sachsen die Einfalt und Stärke.

Höher hob Adelheid ihre stolze Stirn in die Welt, sie liebte den Glanz und den glühenden Tag, sie trug die Krone ihr Leben lang und hielt die Zügel der Herrschaft gern in den Händen, Sohn und Enkel brannten im Licht ihrer stolzen Erscheinung.

Sie schmückte die sächsische Burg und hing die Fahnen der Kaisermacht aus, sie baute den Gärten die Lauben und ließ die Springbrunnen quellen der höfischen Feste, sie ritt auf dem Zelter dem König zur Seite und hielt den Sachsen das lockende Bild fürstlicher Herrlichkeit vor.

Theophano aber die Griechin trat in den sächsischen Tag, wie der Morgenstern still und beständig die Nacht überdauert, Klugheit und Schönheit standen ihr bei als zarte Vasallen der Bildung.

Sie las in den Schriften der Weisen und liebte das Frauengemach, sie sang dem König zur Laute und saß auf dem Söller, die Sterne zu deuten, sie hob den Schleier vergangener Dinge und wies den staunenden Sachsen die Schatten versunkener Größe.

So wurden die Säle der sächsischen Burg von Frauenhänden geschmückt, aber im inneren Hof stand die Kapelle und hielt dem Altar das schirmende Dach: im Herzen der Burg war dem Priester warme Wohnung bereitet.

Frauen und Priester warfen einander den Faden, aber nun waren es nicht mehr lateinische Mönche:

Wie Bruno draußen im Reich, Ottos hilfreicher Bruder, wie Willigis, eines Wagners Sohn und gewaltiger Bischof von Mainz, so standen Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim mit ganzem Gemüt im sächsischen Herkommen.

Das Schwert stand ihnen nicht schlechter zur Hand als der Psalter: aber sie liebten den Frieden und wußten ihn zu gebrauchen; sie hörten den Spott der rheinischen Franken über die sächsische Einfalt und rührten Hände und Herzen, dem Spott zu begegnen.

Sie hießen die Mönche, Schule zu halten; sie pflegten die Künste und waren Schatzhalter der Bildung; sie mehrten den Reichtum der Kirche, aber sie stellten ihn auf in schönen Gebilden; sie kannten die Schönheit der alten Welt und waren tapfer und treu in ihrer sächsischen Einfalt, sie neu zu gestalten.

Ob der Sohn und der Enkel Otto des Großen als Jünglinge starben, verzärtelte Schwarmgeister der neuen Zeit: Frauen und Priester hielten das Reich behutsam in Händen; sie zehrten von seiner gewaltigen Macht, aber sie zehrten mit Anmut und Würde, und bauten der sächsischen Burg einen Garten.

So webte die Zeit der Ottonen am neuen Wunder der Welt, so fing im sächsischen Land, von Frauen und Priestern geholt und gehütet, die nordische Bildung ein neues Zeitalter an.

Der Weltuntergangskaiser.

Als Otto der Große starb, war Otto der Zweite, sein Sohn, noch ein Jüngling; aber als sie den Sohn in den römischen Marmorsarg legten, war Otto der Dritte ein unmündiges Kind.

Sie krönten das Kind, die Herzöge dienten ihm bei der Tafel und wehrten Heinrich dem Zänker, sich selber die Krone zu nehmen; Priester und Frauen hielten das Knäblein in zärtlicher Hut, bis es in eigenen Schuhen zu gehen vermochte.

Aber die Schuhe waren von feinerem Leder, als es die sächsischen Gerber zu walken verstanden, sie waren mit goldenen Fäden gestickt und paßten nicht auf die Straße.

Als Otto der Dritte das Reichsschwert aufhob, sah er die bunten Steine am Griff mehr als die Schärfe, er war dem Sachsentum fremd und sehnte sich nach der südlichen Sonne der Mutter.

Sie hießen ihn früh das Wunderkind, und glühender war keine Seele ins Wunder gestellt, als da sich Theophanos Sohn als Kaiser der Christenheit krönen ließ: die göttliche Vollmacht kam in die zärtlichsten Hände, die Würde des Abendlands war in die fiebrigen Wünsche des Knaben gelegt.

Alexander dem herrlichen gleich sollte die Bahn seines Lebens anschwellen zum Ruhm, und höher als irdischer Ruhm sollte der Sinn seiner Sendung Himmel und Erde erfüllen.

Denn Otto der Knabe war Kaiser geworden, als das Jahrtausend der Wiederkunft Christi erfüllt war; mit heiserer Stimme und weinenden Augen rief sich die Welt den kommenden Untergang zu: das Wunder stand vor der Tür, und Otto der Knabe hielt dem König des Himmels das Schwert seiner Herrschaft bereit.

Buße und brünstige Hoffnung brach aus den Brunnen der Tiefe, Wirklichkeit war nur noch ein wächserner Schein vor dem Licht der nahen Erlösung, das Leben warf seine Schatten der Ewigkeit hin, und hinter den Tagen dröhnte das Weltgericht die Posaune.

Das Irrlicht der Tage riß den hitzigen Knaben hin zu hohen Gebärden und warf ihn zurück in den Taumel lüsterner Taten: im Münster zu Aachen stieg er mit Fackeln hinein in die Karlsgruft und stand mit flackernden Händen vor der Leiche des Kaisers.

Aber die Uhr schlug ihre Stunde wie sonst, die Sterne standen in spöttischer Ewigkeit über der Stadt und über den zitternden Herzen: das tausendste Jahr fing seinen Stundenweg an gleich seinen Brüdern, das Wunder blieb aus, der Mantel der Größe stand leer um den fröstelnden Knaben.

Der sich als Herrscher der Christenheit fühlte wie keiner, starb auf der Flucht vor dem Aufruhr der Römer, sein Leichnam wurde mühsam geborgen, daß er im Münster zu Aachen die prunkvolle Lagerstatt fand.

Frauen und Priester hatten sein flackerndes Dasein bereitet, die Priester blieben allein, und im Reich der Ottonen ging fröhlich die Kirchensaat auf.

Heinrich der Heilige kam auf den Thron, durch Williges wacker geleitet: er brachte das sächsische Schwert bescheiden zurück in die irdische Geltung, über den Ruhm seiner kirchlichen Taten spannte der Bamberger Dom das kühne Gewölbe.

Der siebente Heerschild.

Als Heinrich der Heilige tot war, kamen die Deutschen zur Königswahl: bei Oppenheim lagen sie hüben und drüben am Rhein, und die Heerschilde teilten die Plätze nach ihrer Geltung:

Der Heerschild des Königs mit seinem Banner, der Heerschild der geistlichen Großen, der Heerschild der Herzöge, der Heerschild der Grafen, der Heerschild der Bannerherren, der Heerschild der Ritter.

Sechs Heerschilde hielten dem kommenden König die Macht und gaben dem Reich ihren Willen; das Fußvolk stand kläglich daneben.

Denn das Ritterschwert war die unterste Geltung im Stand der Vasallen; nur, wer dem König Heerfolge tat, galt noch im Reich der Großen und Grafen.

Aber schon grüßten die Dächer von Mainz und Worms ins Wahlfeld herüber; um die Burgen der Großen und um den geschützten Gewinn ihrer Märkte wuchsen die Städte, wie Rom und Ravenna mit Mauern und Toren, und Bürger wurden genannt, die darin wohnten.

Wo eine Stadt war, wurden die Wege rundum lebendig von Wagen; Schiffe kamen zu Tal, und fleißige Schaffner füllten die Keller und Speicher: was der Bauer mühsam dem Boden abrang, floß über im Wohlstand der Städte und wurde Macht in den Händen der Großen, die den Markt hielten.

Denn noch saß die Bischofsgewalt auf der Burg als Herr der Märkte und Münzen, ihr Zollbaum am Tor strich den gefüllten Wagen den Überfluß ab: aber schon bauten Gilden und Zünfte das Zeughaus der Bürgergemeinschaft.

Schon sahen die Vögte des Kaisers mit wachsamer Sorge den steigenden Glanz, sie sahen die Wagen und Schiffe, und sahen die Einkünfte schwellen.

Konrad der salische Franke, den sie bei Oppenheim wählten, weil er ein Urenkel Konrad des Roten, Eidam Otto des Großen war, ging nicht im ottonischen Purpur der Priester und Frauen; er kam als irdischer Kriegsmann und wollte dem Reich ein starker Haushalter werden.

Er sah die fleißige Arbeit der Kleinen im Reichtum der Großen und stellte das Königsschwert in den Tag der Pfalzen und Märkte, die fleißige Arbeit zu schützen.

Er gab den kleinen Vasallen das Erbrecht der Lehen, die Macht der Großen zu brechen: er gab den Bürgern der Städte den siebenten Heerschild, das Glück der geistlichen Höfe zu nützen.

Da war in den Glanz der Großen und Grafen ein schmaler Schatten gestellt; noch schien die Gunst der Sonne ihnen breit ins Gesicht, aber der Mittag kam, dem siebenten Heerschild den Schatten zu stärken.

Heinrich der Dritte.

Sie hießen ihn Heinrich den Schwarzen, weil er dunkel von Angesicht war, Konrads hitzigen Sohn, der über die Päpste regierte und Ritter der Christenheit wurde wie keiner.

Als Knabe gekrönt, Herzog von Bayern und Schwaben, dazu burgundischer König, trat er als Jüngling die Erbschaft Konrad des harten Haushalters an und war keine schwächere Hand, den Großen und Grafen die Zügel zu halten.

Er war keine schwächere Hand, Böhmen und Ungarn spürten die Stärke, und Otto der Große hatte der Kirche sein Schwert nicht strenger gezeigt als Heinrich der salische Franke, als er dem römischen Hochmut die deutschen Päpste einsetzte.

Aber ihn plagte das Kirchengewissen; der über die Könige herrschte und hinter dem päpstlichen Stuhl stand als Lehnsherr und Richter, strafte sich selbst mit der Geißel.

Denn immer noch brannte die Buße von Cluny im Abendland, immer noch sahen die Augen mit Furcht und brünstiger Hoffnung das Weltgericht kommen, wie es die Kirche am Ende der Tage verhieß.

Immer noch hielt der Kaiser dem König des Himmels das irdische Schwert; aber nun ging kein Schwärmer und Schwelger wie Otto, Theophanos Sohn, im Abendland um, nun ritt ein Mann in den Tag, mit Tod und Teufel zu streiten.

Heinrich den Schwarzen hießen sie ihn, der dunkel von Angesicht war, dunkel außen und innen; nur seine Tat sprang hell in den Tag, als er dem römischen Lindwurm das Lästerhaupt abschlug, als er den frommen Freund und Grafen von Egisheim auf den Stuhl von Sankt Peter setzte.

Und staunend standen die Völker, als auf der Kanzel zu Konstanz der Kaiser sich selber als sündig bekannte, als er mit ehrlichem Wort seinen Feinden den Königsbann löste, als er die Großen und Grafen im Namen Christi verwarnte, von ihren Händeln zu lassen.

Zum erstenmal trat auf die Streitmauer der Macht die Stimme des

strengen Gewissens, Kaiser und Kirche sprachen aus einem Mund, das Kriegsschwert lag in christlicher Demut auf dem Priesteraltar.

Es war kein Rausch der Stunde, daß solches geschah; Heinrich der Schwarze hielt seinen Schwur im Blutrauch flammender Kriege: er wollte das Reich und wollte es mit Gewalt und war den Großen und Grafen ein gewaltiger Richter, aber er nahm seinen Willen hart ins Gewissen, weil er das Gottesreich glaubte.

Und als ihm der Tod kam, zu früh für das Reich solcher Prägung, war ihm das Sterbebett noch einmal die Kanzel, das eigene Dasein zu richten; die letzte Hand seines starken Lebens gab er vor Gott seinen Feinden.

Er starb in Bodfeld, der sächsischen Pfalz, und wurde begraben in Speyer; Victor der Papst stand ihm bei und gab der Leiche den Segen: da war der Bogen einmal gespannt, da stand die Ehe in Frieden, Wort und Tat hielten einander die Hände, das Weltreich der Kirche war Wahrheit geworden im Hause des Kaisers.

Aber die Rechnung war falsch; Victor der Papst war gesonnen, die Herrschaft zu erben, und Hildebrand war sein Berater: der Streit um die Stärke stand vor der Tür.

Kaiserswerth.

Als Heinrich, der Kaiser und Ritter der Christenheit, starb, war Heinrich der Knabe schon König der Deutschen; Agnes die Mutter führte die Herrschaft für ihn, und Victor der Papst gab ihr selber das erste Geleite.

Zum andernmal hielten Frauen und Priester das Reich in den Händen, nur war es nicht mehr Mathilde, heilig und mild, nicht mehr Meinwerk der Frohe und Bernward der Feine: die Welt war düster geworden im Schatten von Cluny.

Die Kaiserin war eine fromme Frau, doch fremd im feindseligen Land der Sachsen, sie ließ sich unbedacht leiten von Launen und Leuten; der Knabe war klug und wild, und die der Mutter im Ohr lagen, schmeichelten seinen Gelüsten.

Anno der zänkische Bischof von Köln sah den Bischof von Augsburg allein am Königshof gelten, er sah die Ehren und Güter verschwinden und wollte den Knaben als Pfand der eigenen Herrschaft besitzen.

Sie saßen zu Kaiserswerth und hielten am Rhein ein heiteres Mahl, Mutter und Sohn mit den Fürsten, da ließ er den Knaben verlocken, sein Schiff zu beschauen; der Knabe kam fröhlich, aber als sie ihn hatten, fuhren die Knechte davon.

So fing sich Anno den kostbaren Vogel und holte ihn heim in den finsteren Käfig der kölnischen Burg: nun stand es ihm zu, Güter und Ehren im Namen des Königs zu spenden, aber der Knabe war klug und wild und trotzte dem scheltenden Zänker.

Auch wurde Anno des Raubes nicht froh, weil ihm die Großen den Knaben bestritten: sie teilten das Unrecht, ihn zu besitzen, und jeder dachte ein Jahr lang die Ernte zu pachten.

Adalbert aber der Bischof von Bremen, der ihn von dem Kölner bekam, wußte das Pfand klüger als Anno zu nützen.

Er gab dem Knaben den Honigseim seiner Herkunft und Zukunft zu schmecken, er ließ ihn den Stolz hochgreifender Pläne erfahren und malte in seine hochmütige Seele die lockenden Bilder zukünftiger Größe.

Der Knabe war klug und wild und trank den Honigseim gern: aus zänkischer Enge in die Verführung lockender Weite gestellt, sah er den Himmel kommender Macht zu seinen Häupten gespannt.

So wurde Heinrich der Vierte König der Deutschen; mit fünfzehn Jahren nahm er den Reichsapfel anders zur Hand, als ihn sein Vater sterbend hinlegte: neun Jahre lang hatten die Großen und Grafen mit dem Reichsapfel Fangball gespielt, nun kam ein Knabe, hochmütig und frech, ihn auf den Gipfel des Ruhmes zu tragen.

Der Sachsenkrieg.

Heinrich der Jüngling hielt seinen Hof zu Goslar in Sachsen; da stand die steinerne Burg seines Vaters, der salischen Herrschaft die Tore zu hüten, da waren die Säle und Kammern ottonischer Pracht, und aus den Gruben im Rammelsberg kam der silberne Reichtum geflossen.

Aber wo Heinrich der Dritte die Bußgeißel schwang, hob Heinrich der Vierte das Trinkhorn der Freude: Jungmännerlärm schrie durch die Säle, in den Kammern hatte die Lust ihr Lager.

Bald ging ein Raunen und Murren im Reich, die Warnung kam an mit sorgender Miene und drohenden Worten; aber der Jüngling kannte die Mienen und wußte die Worte und sandte die Warner höhnisch nach Haus.

Auch war er als König geboren und spann die Pläne früher und weiter, als seine Plager es merkten: noch lachten die sächsischen Herren der Torheit des Knaben, da hatte er schon den Ringwall der Harzburg gebaut; und wie die Treibjagd das Wild umstellt, wuchs rund um die Hart der Kranz fester Burgen.

Er wollte ein anderes Reich als das der Großen und Grafen; der König allein wollte Herr sein, wie Karl im Frankenreich König und Lehensherr war; die sächsische Burg der Ottonen sollte der Sitz seiner Königsmacht werden.

Aber den Sachsen war es die Zwingburg der salischen Herrschaft; sie mußten den Bauvögten Frondienste tun und seine fremde Dienstmannenschaft nähren; sie sahen die Fesseln der sächsischen Freiheit geflochten und haßten den herrischen Jüngling.

Bauern und Ritter schwuren die Blutspur; als Heinrich den polnischen Feldzug ausrief, kam die Empörung der Sachsen gegen die Harzburg gezogen; da war der Übermut aus und der Jungmännerlärm: wie ein Dieb in der Nacht mußte der König sich retten.

Wohl rief er die Großen und Grafen zur Rache: sie hielten ihr Heervolk im Feld, aber sie halfen ihm nicht; die heimlichen Boten kamen und gingen, bis ihn die letzten verließen.

Krank und gemieden und seiner Königsmacht ledig kam Heinrich ins Land seiner salischen Väter zurück; da hatten die Bürger von Worms dem Bischof die eigenen Tore verschlossen: sie boten dem Flüchtling den Schutz ihrer Mauern und gaben dem Jüngling wieder ein Schwert in die Hand.

Der siebente Heerschild trat in den Tag, der Bürger hob seinen Trotz im Namen des Königs; so wurde Heinrich der Vierte aus Not und Bedrängnis ein Volksfürst: König und Bürger fingen im Reich der Großen und Grafen ein anderes Brettspiel an.

Noch hielt der Winter die Wälder im Rauhreif; die Mühlen der Werra standen im Eis: da hatte Heinrich ein Heer, und die Fürsten mußten ihm folgen gegen den sächsischen Feind.

Schneestürme machten die Rosse blind, das Schwert fror fest in der Scheide, der König mußte den Krieg und die Rache mit Handschlag beenden, aber nun war er kein Flüchtling mehr; noch hatte der Tauwind den Frost nicht gebrochen, als Heinrich schon wieder in Goslar den Königshof hielt.

Als ihm der Grimm der sächsischen Bauern die Harzburg zerstörte, als sie die Kirche nicht schonten und die Gebeine der salischen Gräber zerstreuten, da fuhr die sächsische Freiheit zur Hölle; denn nun mußte das Reichsheer der Fürsten ihm folgen, und Gregor der Papst durfte die Frevler nicht schützen.

An der Unstrut traf den sächsischen Aufstand das blutige Gottesgericht, die Ritter konnten sich retten in ihre östlichen Burgen, die Bauern mußten es büßen.

So wurde Heinrich der Vierte der Sachsen Herr und ein anderer König der Deutschen: die geistlichen Großen mußten ihm dienen, weil ihm der siebente Heerschild gehörte, die Grafen versteckten den Trotz, weil ihnen das Königsschwert gedingter Dienstmannenschaft drohte.

Heinrich und Hildebrand.

Ein Königtum war aus dem Reich der Großen und Grafen geworden, und stärker als jemals ein König der Deutschen schien Heinrich der Vierte zu stehen, als er den Zweikampf begann um die Herrschaft der christlichen Welt.

Hildebrand hatte als Gregor der Siebente den Stuhl von Sankt Petrus bestiegen; der seinem büßenden Vater ein finsterer Freund war, wurde sein furchtbarer Feind.

Er sagte dem König die Lehensgewalt auf über die geistlichen Großen und gab ihm drohende Botschaft nach Goslar, der Kirche zu geben, was ihr vor dem Kaiser gehöre!

Stolz seines Sieges und seiner Sache gewiß gab Heinrich der Jüngling dem finsteren Mann in Sankt Peter selbstherrliche Antwort: Heinrich, König nicht durch Anmaßung, sondern durch göttliche Bestimmung, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch!

Der Streit um die Stärke brach an, das Wort wurde Tat und trat die gepanzerten Tore der Wirklichkeit ein.

Noch mußten die deutschen Bischöfe in Worms ein stolzes Gericht über Hildebrand halten, aber Hildebrands Zorn blies ihnen Feuer ins Haus: die Kirche verfluchte den Schirmherrn, der Papst sprach über den Kaiser den Kirchenbann aus.

Da war der Schirmherr der Kirche ein Schwert ohne Hände, da saß er nackt auf dem Thron in der Furcht seiner Völker, da fiel der Eid von ihm ab, der die Treue gelobte.

Da wurde der salische Stolz wie eine Schlange zertreten; zu Tribur taten die Großen und Grafen den Spruch: Wenn er den Bannfluch zu lösen vermöchte, nur dann könne Heinrich König der Deutschen und Herr seiner Dienstmannen bleiben!

Aus dem Traum seiner Herrlichkeit traurig erwacht, war Heinrich zum andernmal Flüchtling, aber nun hielt ihm der Bischof von Worms die Tore verriegelt; er mußte Unmögliches tun, die Krone zu retten, und er tat es mit harter Berechnung.

Nur Berta die Frau, sein Kind und ein Knecht kamen zur Romfahrt mit ihm; wo seine Väter den stolzen Siegeszug ritten, ging Heinrich der Vierte im Winter den bitteren Bußgang.

Er stand vor Canossa im Büßerhemd barfuß im Schnee, aber er löste den Bann und war wieder König im Spruch der Großen und Grafen zu Tribur.

Aber die Großen und Grafen hatten den eigenen Spruch treulos vergessen und Rudolf von Schwaben zum König der Deutschen gewählt.

Ihm zu begegnen, kam Heinrich im Frühjahr anders nach Deutschland zurück, als er im Winter gegangen war: er hatte sein Königsschwert wieder, hinter ihm stand die lombardische Macht und vor ihm die Treue der rheinischen Städte.

Drei Jahre lang lag er im Feld und war Meister im Unglück; in blutigen Schlachten besiegt, wieder im Bann und bei den Frommen verflucht, hielt er den Trotz in der Faust und das Herz in der Hoffnung.

Bis Rudolf von Schwaben, bei Merseburg siegend, die Hand und das Leben verlor — die Hand, die Heinrich Treue gelobte und treulos das Schwert hob — bis der König den tapferen Friedrich von Staufen als Eidam gewann.

Noch standen viel Schwerter im Feld gegen ihn, als er das römische Haupt seiner Widersacher zu treffen gedachte; unholder als vordem im Winter zog Heinrich der Vierte nach Rom und hatte ein Panzerhemd an, den Streit mit Gregor zu schlichten.

Und ob ihn das Unglück zum andernmal hinhielt, drei Jahre in Kämpfen und Nöten, sein Herz war Stahl und sein Mut ein wehendes Feuer, bis er das Tor von Sankt Peter gewann.

Sieben Jahre waren vergangen, seitdem er im Büßerhemd stand, sein Leben war Lärm und die Welt ein Wirrsal gewesen: nun riefen die Römer ihm Heil, weil wieder ein Kaiser der Christenheit war.

Normannen holten Gregor aus Rom in den Schutz ihrer Schwerter; der sizilianische Erbfeind der Kirche bot ihrem geschlagenen Haupt das letzte Exil.

Nie hatte ein härterer Feind gerungen, als Hildebrand war, Heinrich der unstete Jüngling war mannhaft geworden, als Gregor der Greis in Salerno verbittert den Tod empfing.

Der Gottesfrieden.

Als Gregor der Siebente starb, war der Haß nicht gestorben, er ritt auf den Straßen von Sachsen nach Rom, er lauerte auf den Burgen der Großen und Grafen und brannte der Kirche im Dachstuhl.

Es ging um das Reich und es ging um die Stärke: hie Kaiser, hie Kirche! hie Priester, hie Laiengewalt! aber das Schwert trug der Ritter hüben und drüben.

Er schlug die Schlacht, er hetzte den Hirsch, er hielt im Jagdgrund die Meute; und wenn die Jagd der Großen und Grafen aus war, ritt er selber auf Beute.

Was auf den Feldern gesät war, was in den Ställen gedieh, was auf den Wegen und Wässern mit Wagen und Schiffen herein kam, was auf den Speichern und Märkten als Wohlstand des Landes begehrt war, fiel unter sein Schwert.

Und als es im neunten Jahr war, daß Bauern und Bürger im blutigen Krieg den Segen des Tagwerks entbehrten, daß Armut und Kummer den Wohlstand des Landes verschlangen, daß um ein Trugbild der Macht Dörfer und Städte verdarben: geschah es, daß sich die Kirche auf ihren Ursprung besann.

Ein Bischof sandte die Taube, den Ölzweig zu bringen, ein Bischof zu Lüttich im lothringischen Land, den Gottesfrieden hießen sie ihn, und so war die Botschaft:

Von Freitag zu Montag in jeglicher Woche, von Fastenbeginn bis über den Sonntag nach Pfingsten, vom ersten Advent bis über Dreikönigen dürfte nicht Fehde sein; und wer den Gottesfrieden nicht hielt, war verflucht an Leben und Eigen.

Sie kam von Frankreich geflogen, die Taube der Sintflut, wo sie den Boden zu ruhen nicht fand; in Lüttich wurde die Stätte bereitet, und bald war der Kaiser ihr Schutzherr.

Heinrich, der König der Bürger und Bauern, nahm ihren Ölzweig zur Hand, da mußten die Großen und Grafen ihm folgen: so war in der Sintflut der Zeit dem Frieden die erste Freistatt bereitet.

Noch war der Haß nicht gestorben, und Heinrich der Vierte ging seinen Leidensweg weiter bis in sein gramvolles Alter: aber der Taube von Lüttich hielt er die Treue und gab in Zorn und Bedrängnis den Ölzweig nicht aus der Hand.

Der Kaiser des Volkes.

Klug und wild war der Knabe, hochfahrend der Jüngling, unbeugsam und rastlos der Mann, den das Volk als Vater verehrte, da er ein Greis war; aber das Schicksal fuhr seinen Wagen mit lockeren Rädern, und als er im Gleichmut des Alters zu fahren gedachte, scheuten die Rosse.

Er hatte den mächtigen Papst nach Salerno gebracht und hatte die trotzigen Sachsen gedämpft, aber die Burg seines Königtums ging ihm verloren; so zäh seine Hand das Königsschwert hielt, den Traum von Goslar träumte sein Alter nicht mehr: sein Hoflager ging um im Reich der Großen und Grafen, wie es die Herkunft gebot.

Aber ihm fiel eine Burg zu, die nicht aus Steinen gebaut war, Dienstmannentreue hielt ihr das Tor, und die Liebe des Volkes war ihre gewaltige Mauer.

Die Großen und Grafen sahen den Aufruhr beginnen und die Vasallen den Glanz ihrer Tage verblassen, indessen die Bürger und Bauern sich in der Kaisergunst sonnten.

Die Ritter hatten vom Schwert gelebt wie der Bauer vom Pflug, sie waren im Scharlach mit goldenen Sporen geritten und hatten den Wohlstand geerntet: nun siechte der nützliche Krieg hin und der Mangel kroch in die Burgen.

Durch Liebe und Haß fuhr das Alter des Kaisers den schmalen Königsweg hin, als ihm die Feindschaft der Ritter die Rosse wild machte, als ihm der römische Haß die Räder zerbrach.

Zum viertenmal kam der Bannfluch von Rom, als Päschalis Papst war, Gregors gelehriger Schüler; der Donner hatte den Blitz verloren und rollte nur hin, aber den Feinden des Kaisers kam er zur richtigen Stunde.

Sie kannten die Herrschsucht des Sohnes und wie er die Geltung des Vaters mühsam ertrug; sie wußten den Bannfluch klüglich zu leiten, daß er im Treubruch des Sohnes den bösen Spalt fand.

Weihnachten stand vor der Tür, als Heinrich der Sohn das Hoflager heimlich verließ, von Fritzlar nach Bayern zu fliehen, wo ihn die Feinde des Königs fröhlich empfingen — und die Vasallen strömten ihm zu.

Am Regenfluß standen sich Vater und Sohn gegenüber im Schutz ihrer Scharen, aber hüben und drüben stiegen die Ritter vom Roß; wieder gingen und kamen die heimlichen Boten, bis Heinrich der Vater den Verrat der Vasallen erkannte und heimlich entwich.

Ein Hoftag der Großen und Grafen in Mainz sollte den Kaiser absetzen, aber die Bürger der Stadt standen auf für sein Recht, und ein kölnisches Heer zog heran, den Mantel des Kaisers zu schützen: da mußten Frevel und Falschheit dem Sohn helfen.

In Koblenz lag er dem Vater zu Füßen, Abbitte leistend und Treue gelobend; der Kaiser zog arglos mit ihm und ließ sich von Bingen nach Bökelheim locken, aber es war eine Falle, und statt auf dem Hoftag in Mainz mit den Großen und Grafen zu rechten, saß er in einer Waldburg gefangen.

Sie wollten in Mainz ein stolzes Gericht über ihn halten, aber sie wagten es nicht vor den Bürgern; so war es draußen in Ingelheim, wo sie den Greis, höher an Wuchs und Würde als einer der Fürsten, in die Schmach ihrer Anklagen brachten.

Da konnte die Kirche sich rächen an ihrem stolzen Verächter, da fand der Grimm der Vasallen die Grafen und Großen bereit, den König der Bürger und Bauern zu dämpfen, da ließ der Sohn es geschehen, daß rechtlose Richter Heinrich dem Vierten das Königskleid nahmen.

Sie wiesen dem todwunden Geier die karolische Pfalz in Ingelheim an, aber noch einmal hob er die mächtigen Flügel: Heinrich der Vierte entfloh seiner Haft, und als der frevelnde Sohn mit seiner Vasallenmacht kam, ihn zu fangen, wiesen die Bürger von Köln und Lüttich ihm blutig die Tore.

Schon mußte der Sohn sich bequemen, andere Botschaft zu senden, da brachte ihm ein Gesandter den Ring und das Schwert seines Vaters und sein letztes Vermächtnis: wie er geboren war, starb Heinrich der Vierte als König, kein Haß trübte ihm die letzte Verpflichtung.

Otbert der Bischof von Lüttich ließ seinen Leib in der Kirche begraben, das Volk jammerte laut um seinen Vater und Freund; aber der Haß seiner Feinde strafte den Bischof und gönnte der Leiche nicht ihren Frieden.

Als sie den Sarg des Gebannten hinaus auf die Maasinsel brachten,

kamen die Bauern herbei aus den Feldern und warfen das Korn über den Sarg und streuten die Erde des Grabes auf ihre Äcker, daß Korn und Acker geweiht sei.

Daß ihm der Vater nicht draußen läge gleich einem Hund, hieß Heinrich der Sohn die Leiche in einem steinernen Sarg rheinauf nach Speier geleiten, und er gab ihr den Platz im Dom in der Reihe der salischen Kaiser.

Aber noch durfte Heinrich der Vierte nicht versammelt sein bei seinen Vätern; zum andernmal trugen die zornigen Hände der Kirche den Sarg des Gebannten hinaus, daß er die Gruft nicht entweihe.

Der mit dem Frevel in Kaiserswerth zänkisch begann, der in Canossa lichterloh brannte, mit üblen Gerüchen in Ingelheim schwelte: der Haß seiner Feinde ließ seine Asche nicht ruhn und schmähte sein stolzes Gedächtnis.

Das Volk behielt Heinrich den Vater und Freund und sein grausames Schicksal schmerzvoll und treu im Herzen.

Der Sieg der Fürsten.

Die Großen und Grafen hatten Heinrich den Fünften vorzeitig zum König gemacht, und der Papst war ihr Beistand gewesen; der Kampf, den Heinrich der Vierte sein Leben lang kämpfte, war traurig verloren, sein Sarg stand draußen am Dom als gramvolles Sinnbild gestorbenen Volkskönigtums.

Finster und friedlos war Heinrich der Fünfte und seiner Fesseln nicht froh, als ihm die Romfahrt das Tor aufmachen sollte zur alten Reichsherrlichkeit.

Die Großen und Grafen traten ihm bei wie nie seinem Vater, und die Vasallen strömten ihm zu in unermeßlichen Scharen; der Gottesfrieden hatte sie müßig gemacht, nun gab es fröhliche Fahrt.

Nie hatte das lombardische Land mehr Ritter und Lanzen gesehen, als in dem hochmütigen Herbst, da Heinrich der Fünfte die Städtemacht dämpfte; und als er im Winter nach Rom kam, war Paschalis eifrig, die mächtige Hand zu ergreifen.

Immer noch hielt der Streit der Belehnung die Kirche im Zorn; aber dem Papst und dem Kaiser waren die geistlichen Großen des Reiches zu mächtig, und heimlich wurden die Stricke geflochten, die mächtigen Hände zu binden.

Und so war die Lösung, die Kaiser und Papst in Heimlichkeit fanden: der Papst allein sollte Herr der Bischöfe sein und sie in das Amt der Kirche einsetzen; die Bischöfe aber sollten der weltlichen Geltung im Reich des Kaisers entsagen, und all ihr Lehensgut sollte wieder dem Reich und dem Kaiser gehören!

Das war die christliche Scheidung, von Jesu selber gesprochen, sie teilte den Mächten das Reich, gab Gott und dem Kaiser, was Gott und dem Kaiser gehörte.

Als aber der Papst in Sankt Peter die heimliche Gleichung offenbar machte, da sprangen die geistlichen Großen auf im Tumult und zwangen den Papst und den Kaiser, den heimlichen Strick ihrer weltlichen Macht zu zerreißen.

Seitdem stand Heinrich der Fünfte nicht mehr in der Gunst der geistlichen Großen; sie wollten die Fürsten bleiben im Reich und gegen den Kaiser und gegen den Papst die eigenen Herren der weltlichen Machthändel bleiben: wie er den Vater verriet, so war er nun selber verraten.

Wilder als je ging der Streit um die Macht, und die Vasallen saßen im Sattel das ganze Jahr; der Gottesfrieden ging unter im Lärm ihrer Schlachten, denn nun war kein Kaiser des Volkes mehr da, ihn zu halten.

Wohl lenkte Heinrich der Fünfte klüglich zurück in die Bahn seines Vaters, er ließ mit goldenen Lettern am Dom zu Speyer die Bürgerfreiheit ansagen: aber dem Friedlosen war das Herz des Volkes verschlossen.

Er blieb das Schwert in den Händen der Großen und Grafen: hie Kaiser, hie Papst, so hieß es noch immer, aber es waren die Fürsten im Reich, die um den Sieg und die Geltung rangen.

So kam in Würzburg der klägliche Tag für den Kaiser: hie Kaiser, hie Papst stand auf den Fahnen der Heere, aber die Fürsten stiegen vom Roß hüben und drüben, den Streit zu beenden und auf dem Streitfeld die Zelte der eigenen Herrschaft zu bauen.

Da wurde ein anderer Strick geflochten, Kaiser und Papst die Hände zu binden, da schrieben die Räte der Fürsten das Konkordat, das auf dem Reichstag zu Worms den Streit der Stärke bedeckte:

Der Papst belohnte den Bischof mit Ring und Stab als Zeichen der geistlichen Würde, der Kaiser gab ihm das Zepter als Zeichen der weltlichen Fürstengewalt.

Ein halbes Jahrhundert hatte der Streit dem Kaiser den Atem genommen, ein halbes Jahrhundert hatte das Feuer der Völker gebrannt, nun dämpften die Fürsten die glühende Asche: Papst und Kaiser, das Wort und die Tat der Christenheit, mußten sich ihrem Machtspruch beugen.

Heinrich der Fünfte blieb er genannt, König der Deutschen und römischer Kaiser: wie seine Väter die Lehnsherren waren, nahm er nun selber Krone, Reichsapfel und Zepter als Lehen der Fürstengewalt.

Das Reich der Kaiser war tot; als die Bürger und Bauern Deutschland den Mantel des einigen Königtums brachten, riß ihn die Herrschsucht der Fürsten in Fetzen.

Die goldenen Tage der Kirche.

Die salische Herrschaft war aus, und die Heerschilde lagen am Rhein, dem Reich einen König zu küren, hüben die Sachsen und Bayern, drüben die Franken und Schwaben.

Der mächtigste Fürst war Friedrich von Staufen, Herzog von Schwaben und Schwager Heinrich des Fünften; er hatte die salischen Güter geerbt und war seiner Wahl sicher.

Aber die geistlichen Fürsten hatten das Königtum nicht geschwächt, daß Friedrich von Staufen es wieder stärke; sie wußten den Wahlgang listig zu stören und hoben Lothar von Suplinburg auf den Schild, Herzog von Sachsen und Todfeind Heinrich des Fünften.

Sechzig Jahre war Lothar alt, als die geistlichen Großen dem Graukopf die Krone aufsetzten; als Söldner gekrönt, blieb er ihr williges Werkzeug, und als er ein schlohweißer Greis war, krönte der Papst ihn dem heiligen Norbert zuliebe als Kaiser.

Auch ließ er ein Bild malen, wie er dem König gnädig die Krone verlieh; und so war die stolze Legende: „Vor die Tore Roms kommt der König, beschwört die Rechte der Stadt, wird Vasall des Papstes und empfängt von diesem die Krone".

Es waren die goldenen Tage der Kirche in Deutschland, da Lothar der Graukopf die Krone demütig und diensteifrig trug, da der König den heiligen Norbert von Xanten als Bischof nach Magdeburg rief und seinem eifernden Willen gehorchte.

Norbert der Bischof war Mönch, er hatte in Frankreich den Orden der Prämonstratenser gegründet und brannte in düsterer Inbrunst, der Kirche das kostbare Kleid und den Klöstern den weltlichen Wohlstand zu nehmen.

Gebet und Arbeit gab er den Mönchen wieder zurhand, daß sie — wie Cluny es lehrte — Werkstätten des frommen Fleißes und Zunfthäuser der Kirchenzucht würden, statt üppige Pfründen der Weltlust zu sein.

Zum andernmal schlugen die Mönche die Standlager entsagungsvoller Mühsal auf in Wäldern; wo eine Wiese war, wuchsen die weißen Gebäude, Gärten von Mauern gegürtet und Feldergebreite drängten hinein in das wegloſe Dickicht.

Die grauen Cisterzienser wetteiferten treulich und wußten zierlich zu bauen, vom Rhein hinüber weit in den Osten und hoch hinein in den Norden trugen sie Kreuz und Kelle und mehrten das Kirchenland.

Und was die Mönche begannen, brachten die Bauern zu Ende, uraltes Hofrecht wurde lebendig, sich neue Weide zu schaffen, fleißige Rodung raubte den neblichten Wäldern die Sonnenplätze der Dörfer wie niemals zuvor.

Es waren die goldenen Tage der Kirche in Deutschland, als die grauen Mönche die schwarzen ablösten, als sie den himmlischen Gärten die irdischen

Vorwerke bauten, als sie im Eifer nützlicher Arbeit und frommen Gebets den Prunkmantel römischer Herkunft vergaßen.

Der heilige Bernhard.

Als Lothar der greise Dienstmann der Kirche verschied, stand Heinrich der Stolze sein Eidam, Herzog von Bayern und Sachsen, der Krone am nächsten; um Pfingsten sollte die Wahl sein.

Albero aber, der hitzige Bischof von Trier, wollte nicht leiden, daß wieder ein mächtiger Fürst die goldenen Tafeln der Kirche zerbräche; er gab die Krone Konrad von Staufen als Ostergeschenk; da brauchten die Heerschilde zu Pfingsten nicht auf das Wahlfeld zu reiten.

Konrad, der Dritte genannt, war Kriegsmann und nannte geringe Erbschaft in Franken sein eigen, da seinem Bruder Friedrich von Staufen das Herzogtum Schwaben gehörte; er mußte der Kirche willfährig sein gegen die Macht Heinrich des Stolzen.

Aber die Kirche war nicht mehr das römische Reich, der Papst saß bedrängt in Sankt Peter, indessen Bernhard, der Mönch von Clairvaux, die Christenheit lenkte.

Ein neuer Apostel hielt wieder das Kreuz, von Wundersagen umdichtet: in der Macht seiner Rede ein Paulus, und ein Prophet, wie Jesaias war.

Der Stern von Bethlehem stand neu über dem Abendland; wie er den Weisen aus Morgenland schien, so glühten die Mönche im Licht der neuen Verheißung.

Der Tag der Verheißung kam und war kein Weltuntergang mehr, weil nun Maria die Königin hieß; das Reich der Verheißung brach in der Wirklichkeit an, die Mönche hielten ihm seinen Himmel gespannt mit den Schnüren unsterblicher Seelengewalt.

Und weil es das Abendland wollte, sollte das Morgenland wieder die irdische Heimat der christlichen Herrlichkeit werden: Maria hatte den Heerbann befohlen, sie wollte — so war es den Mönchen verheißen — der Christenheit siegreiche Königin sein.

Weihnachten war im Dom zu Speyer, als Bernhard dem König die Kreuzpredigt hielt; wie Moses den Quell zwang sein gewaltiges Wort den Schwur aus den Seelen: das Volk weinte in seliger Lust, als Konrad der Kriegsmann kniend die Fahne der Himmelskönigin nahm.

Nie war die Lust auf den Straßen so selig gegangen, nie hatte die Sehnsucht der Seelen so glühend gebrannt, nie hatte das Kreuz so brünstig geloht wie nun auf den Fahnen, da sich das Abendland aufhob, das Morgenland zu bezwingen.

Vom Abendland aber zum Morgenland ging der Weg weit über Byzanz und über Nicäa hinauf in die Steinwüsten der Türken: gewaltig waren die Ritter gerüstet zur Schlacht, nur der Troß war zu schwach, sie zu nähren.

Als der Durst nicht aufhörte, Roß und Reiter zu plagen, als die Glut der Steine das Leder zu dörren begann, als in den Nächten der Fieberdurst kam, als Seuche und Not den gepanzerten Lindwurm des Abendlands fraßen, da siegte grausam das Morgenland.

Die Wespen der türkischen Reiter fielen in Schwärmen über den schwerfälligen Leib und stachen ihn zornig zu Tode: ein Leichenfeld wurde die Straße von Doryläum zurück nach Nicäa; die Himmelskönigin hatte die Ihren verlassen und wenige nur sahen das Meer wieder.

Ein Klageschrei irrte ins Abendland heim, wie seinen Ohren noch keiner geklungen war: die Ritterblüte der Länder lag in der Wüste verdorrt; das Wunder hatte gelogen.

Das Wahnreich der Mönche sank hin, und aus den Trümmern der himmlischen Wirklichkeit hob sich der grimmige Zweifel der Erde.

Heinrich der Löwe.

Indessen der Kirche in Deutschland die goldenen Tafeln zerbrachen, weil sie den Berg der Verheißung nicht fand, war ihr der zäheste Gegner gewachsen.

Heinrich den Stolzen hießen sie seinen Vater, Herzog in Bayern und Sachsen, der Konrad dem Staufer die kärgliche Geltung bestritt; stolz war auch der Sohn, aber sein Stolz hielt der Stärke die Hand.

Er war noch ein Knabe, als Konrad den König der Tod Heinrich des Stolzen aus schwerer Bedrängnis befreite; aber der Knabe war früh bei der Hand, die reiche Erbschaft zu halten.

Als Heinrich Jasomirgott mit seiner Mutter das Herzogtum Bayern bekam, ging er grollend nach Sachsen, weil er dem Stiefvater nicht die Hand seiner Mutter, aber das Land seiner Väter bestritt.

Da hielt noch einmal ein Knabe und Jüngling den sächsischen Hof, aber nun war es der eigene Herzog, kein landfremder König; stark wie zur Zeit der Ottonen wuchs die sächsische Mauer um ihn.

So stark war die sächsische Mauer, daß Heinrich dem Kreuzzug des heiligen Bernhard ausweichen konnte, statt in das Morgenland gegen die Wenden, die eigenen Feinde im Osten, zu ziehen.

Als Konrad der König wiederkam mit dem kläglichen Rest seiner Macht, war Heinrich im Haushalt des Reiches stark und selbstherrlich geworden, Kirchen- und Königsmacht fanden die sächsische Grenze trotzig behütet.

Noch war Heinrich ein Jüngling, aber schon hieß er der Löwe, und wo er die Tatze hinlegte, hob sich nicht leicht eine Hand, ihn zu stören: die Grafen und geistlichen Großen im Sachsenland mußten sich fügen, wie es der mächtige Landesherr wollte.

Aber er war kein Gewaltherr der Willkür; im sächsischen Weistum

waren die Wurzeln des uralten Rechts sorgsam bewahrt, auf dem heiligen Boden der Herkunft standen Wahrspruch und Richtschwert, und Heinrich der Herzog war Richter und Hüter, wie es die Herkunft gebot.

Er ließ der Kirche das Recht ihrer geistlichen Sendung, aber der Bischofsmacht hielt er den Zügel; und als er Lübeck neu baute, gab er der Stadt einen Bischof, den Glanz ihrer Geltung zu mehren, aber auch einen Rat, im Namen des Herzogs sich selbst zu verwalten.

Er machte die deutsche Herkunft lebendig und zerbrach den Deckel lateinischer Bildung; er war ein deutscher Fürst und ließ der Kirche das Morgenland, dem König die römischen Händel, weil er im eigenen Bienenstock die Waben des Wohlstandes baute.

Als Friedrich, der staufische Vetter und Freund seiner Jugend, dem welfischen Löwen im Alter das Rückgrat zerbrach, blieb der Dank und die Liebe des sächsischen Volkes in Liedern und Sagen lebendig, sein trotziges Standbild mit Efeu und wilden Rosen umrankend.

Friedrich von Schwaben.

Konrad der klägliche Staufer war tot, und Heinrich der Löwe saß im Sattel der sächsischen Stärke, da waren die geistlichen Großen in Not; sie mußten, dem Welfen zu wehren, den Einzigen wählen, der seiner Macht widerstand: Friedrich, den jungen Herzog von Schwaben.

Seine Mutter war Judith, die Schwester Heinrich des Stolzen, gewesen; staufisch- und welfischen Blutes gleichviel, stand er mitten im Streit der Geschlechter; aber er liebte den Lärm mehr als den Krummstab.

Er hielt seinen ersten Hoftag in Sachsen, auch sprach er dem Starken die bayrische Erbschaft zu; denn Gertrud die Mutter des Löwen war tot, und Heinrich stand mit dem Schwert in der Hand gegen Jasomirgott, sein Recht und sein Land einzufordern.

So blieb der Staufer im Schatten des Starken, und niemand im Reich konnte wagen, gegen den Bund der beiden zu trotzen; Rom aber mußte erfahren, daß Friedrich von Schwaben ein fleißiger Schüler des Löwen war.

Konrad der König war nicht zur Romfahrt gekommen; der verhaßten Kaisermacht ledig hatte der Papst den Hochmut der römischen Bürger erfahren: von seinem Stuhl in Sankt Peter vertrieben, von der normännischen Hilfe bedrängt, rief er von neuem den Schirmherrn der Kirche.

Friedrich von Schwaben eilte nicht sehr, dem Bedrängten zu helfen; als er mit Heinrich dem Löwen endlich die Alpenfahrt machte, lockte lombardischer Reichtum mehr als der Segen des Papstes.

Er sah im fruchtbaren Herbst die reichen Felder gebreitet, er sah die blühenden Städte im Kranz ihrer Gärten, er sah die Schiffe und Wagen der Kaufleute fahren und sah sie wohnen im Reichtum.

So wurde nach sechshundert Jahren der Traum Alboins wach, das lombardische Land als Wiege der Macht zu besitzen, statt Wanderkaiser der Romfahrt Italiens Schwertherr zu sein.

Aber die Wiege war wehrhaft geworden, seit Alboin in der Burg Dietrichs von Bern sein lachendes Siegesmahl hielt; trotzig standen die Städte der Lombardei, mauergegürtet, und Mailand die mächtige hielt ihnen zu Schutz und Zwang die gerüstete Hand.

Friedrich der Staufer trat in den Stolz der Geschlechter zu Mailand und nahm in Pavia die eiserne Krone, er dämpfte den Aufruhr der Bürger in Rom mit dem Schwert Heinrich des Löwen und ließ sich von Hadrian krönen: aber die Schar seiner Ritter reichte nicht aus, das Abenteuer zu halten.

Schon stand der Rückweg gefährlich — Otto von Wittelsbach schlug ihm die Tür in der Etschklause auf — und kaum war der letzte Hufschlag verschollen, da schlossen die Städte um Mailand den Bund ihrer Freiheit, und Rom hielt die heimliche Tür den lombardischen Boten geöffnet.

Als aber Friedrich der Rotbart zum andernmal kam, hatte sein Kanzler Rainald von Dassel — der listig gewaltige Mann — das Reichsheer reisig gemacht; aus allen Pässen kam es herab in die roncalischen Felder: das Abenteuer des Staufers war eine Heerfahrt des Kaisers geworden.

Barbarossa.

Wie Karl der fränkische König die Sachsen mit Krieg überzog, brach Friedrich der Rotbart ein ins lombardische Land; und wie sich der Sachsentrotz wehrte bis zur Vernichtung, so ungebeugt hoben die Städte aus Blut und Brand das mailändische Banner.

Einmal war Mailand gestäupt und die Bürger der Stadt mußten im Hemd zum Büßergang kommen, ein bloßes Schwert auf dem Nacken; einmal war Mailand zerstört, wie Jerusalem war, wie Titus die Juden wegführte, so ließ der grausame Rotbart der stolzen Bürgerschaft tun.

Einmal stand Friedrich der Rotbart als Sieger vor Rom, Alexander den Papst zu zwingen, der sich nicht zwingen ließ; einmal fraß ihm das Fieber sein Heer — auch Rainald von Dassel, den listig gewaltigen Kanzler — daß er nur in böser Gefahr den Rückweg nach Deutschland gewann.

Einmal war der Rotbart so grausam geschlagen, daß er den Schild und die Fahne verlor und von den Seinen vermißt war; aber er stand wieder auf und suchte die mächtige Hand Alexanders, den Städtebund um den Sieg zu betrügen.

Sein Rotbart war grau und das lombardische Land eine Wüste geworden, als ihm der Tag von Venedig endlich den Frieden einbrachte: er mußte den Städten vielerlei Freiheit beschwören, aber sie nahmen ihn an als Kaiser und Herrn.

So war er reich und mächtig geworden, der arm und im Schatten des Starken sein Abenteuer begann; als er es im Schatten der Kirche gewann, stand Heinrich der Löwe allein in der Sonne.

Wie Arnold von Brescia als Sühnopfer brannte, weil der Rotbart den kühnen Gegner päpstlicher Anmaßung brauchte und preisgab, als es ihm nützte, so hetzte den welfischen Löwen die Meute, als Friedrich der Staufer den Schatten gewechselt hatte.

In Gelnhausen der staufischen Pfalz wurde die Haut des welfischen Löwen verteilt und die Bischöfe nahmen sich reichlich, der letzte Herzog der Deutschen wurde verbannt, das letzte Stammland zerstückelt.

So machte Friedrich von Staufen das Königtum Heinrich des Vierten wahr, und als er in Mainz das Maifeld hielt im Glanz seines Glücks, hob er allein in der Gunst der geistlichen Großen das weltliche Schwert.

Aber die neue Burg seiner Macht stand jenseits der Alpen, das Reich war verraten; als ihm das letzte Abenteuer gelang, Heinrich den Sohn mit Constanze der sizilianischen Erbin zu vermählen, wurde die Hochzeit des künftigen Kaisers in Mailand gefeiert.

Fünf Kronen trug er auf seinem silbernen Haar, da er nun alt war, und er hieß wieder Kaiser der Christenheit wie Karl der fränkische König: aber ihm hielt keine Aachener Burg das Herz der Heimat gerüstet.

Barbarossa war nun der Rotbart genannt, der Herr des lombardischen Landes; und wie der Jüngling sein Abenteuer auf fremder Erde begann, so ritt es der Greis aus in der Fremde, da er das Kreuz nahm, die Krone Jerusalems zu gewinnen.

Als er auf glücklicher Fahrt im Saleph ertrank — ein Ritter wie keiner im schneeweißen Haar — war die deutsche Herkunft der Staufer gestorben: Heinrich der Sechste, der Sohn seiner Macht, ging nach Palermo.

Der Sohn der Macht.

Herrlicher war nie ein Maifeld gewesen, als da Barbarossa in Mainz seinen Söhnen die Schwertleite hielt; die Lombardei war gewonnen und Heinrich der Löwe lag auf der Strecke: prahlend kamen die geistlichen Herren und Ritter, das Glück ihrer Tage zu feiern.

Die Mauern von Mainz waren zu eng für die festlichen Massen, so war die Zeltstadt gebaut vor den Toren, geschmückt mit dem Maibaum der staufischen Kaisermacht, mit den Wimpeln der Großen und Grafen und der unermeßlichen Farbenpracht ihrer Völker.

Das Abendland staunte der staufischen Macht und sah mit Neid den Himmel der Deutschen gespannt, über dem siegreichen Kaiser und über dem Sohn, der seine Macht und Herrlichkeit erbte.

Der Himmel der Deutschen stand stolz über den Völkern, und als die

Völker zum andernmal kamen, den Glanz der Staufer zu bestaunen, hielt Heinrich der Kaisersohn Hochzeit in Mailand.

Da freite der staufische Jüngling die ältliche Erbin normännischen Goldes, da spannte die Kaisermacht ihren Bogen über den Stuhl von Sankt Peter hinüber, von der kalten Meerküste bis in die südlichen Mittelmeergärten.

Der ihn spannte, der Rotbart war nun ein Greis, aber der Sohn seiner Macht hielt den Bogen hochmütig in Händen, seine Augen maßen den Erdkreis.

Sizilien zu besitzen, den normännischen Seeräubertraum zu beerben, Schwertherr der Mittelmeergärten zu sein: hielt seinen grausamen Willen in Atem.

Ein Nordsturm kam über die sonnigen Küsten, darin Blüte und Frucht erfroren.

Sein Herz war hart und sein Mund kannte die Fröhlichkeit nicht; wo Friedrich der Rotbart mit fröhlicher Grausamkeit ging, kam er mit finsterer Strenge: den Zermalmer hießen sie ihn, aber als er den Hammer ins Morgenland hob, sprang ihm sein gläsernes Herz.

In Palermo stellten sie seinen Marmorsarg in den steinernen Dom; es war im siebenten Jahr, daß Barbarossa sein Vater im Saleph ertrank; auch der Sohn der staufischen Macht versäumte die Heimkehr.

Schirmherr der Kirche zu sein, war die Sendung der Kaiser gewesen, der Streit um die Stärke hatte den Bogen über die Völker gespannt, als er im Rauschglanz staufischer Machtherrlichkeit über Sankt Peter hinausging, zerbrach er.

Der Sizilianer.

Als Heinrich der Sechste gestorben war, fern und fremd wie er lebte, war Friedrich, der Sohn der Constanze, ein Kind; den Staufern die Macht in Deutschland zu halten, nahm Philipp von Schwaben, der Sohn Barbarossas, die Krone; aber der Bischof von Köln krönte den Sohn des welfischen Löwen.

Da standen die Söhne im Haß ihrer Väter und der Papst schürte den Brand: hie Waibling, hie Welf! wurde der Wahlspruch der Großen, hie Welf, hie Waibling der Schlachtruf der Ritter, die über das Reich den neuen Bürgerkrieg brachten.

Da wuchs die Saat der staufischen Weltherrscherträume üppig und geil ins Kraut, da war von der goldenen Ernte allein das Unkraut geblieben, indessen der Papst Innocenz den Weizen der Kirche in vollen Scheuern einbrachte.

Otto dem Welfen lachte das Glück, als Philipp von Schwaben in Bamberg durch Otto von Wittelsbachs Mörderhand fiel; aber der Sohn der

Constanze war mündig geworden und päpstlicher Eifer sandte den Großen und Grafen den sizilianischen Knaben als König.

Den Pfaffenkaiser hießen sie ihn, der als Friedrich der Zweite in Aachen die Krone der Deutschen aufsetzte; aber der Sendling des Papstes wurde die Brut, die zu verderben die Kirche den Zorn des Himmels mit allen Zungen herab schrie.

Innocenz selber war Vormund des Knaben gewesen, der machtherrliche Papst, der die Kronen Europas verschenkte; aber der Schüler wußte die Lehre anders zu lesen: er lernte das Schachspiel der Kirche, dem Schwert mit List zu begegnen, er war ihr eifrigster Lehrling und wurde ihr Meister.

Als es zum andernmal hieß: hie Kaiser, hie Kirche! war der Kaiser die List und der Papst stand im Zorn, dem spöttischen Spieler mit Fluch und Verdammnis das Brett zu verwirren.

Aber der Sizilianer gab lachend die Ewigkeit hin, die Gegenwart zu behalten; und höher als jemals ein Herrscher hob er sein spöttisches Haupt in die Räume, wo der Menschengeist Gott in den Grenzen des irdischen Daseins verleugnet.

Der sich als Fürst in Palermo die sarazenische Leibwache hielt, der mit arabischen Weisen das Rätsel des Lebens befragte und im Prunk des Morgenlandes wohnte, trug die Krone der Christenheit nur um die Macht und den Glanz ihrer Herrscherfülle.

Das Reich der Deutschen aber gab der Sizilianer dem Sohn zu regieren, der in den Ränken der Großen ein törichter Knabe und seinem Vater ein kläglicher Nachahmer war.

Der Kaiser der Christenheit saß in Palermo, er kam nur ins Reich, wie ein Kaufherr nach seinen Schafherden sieht.

Sechs Kronen trug sein spöttisches Haupt, er war dem normännischen Volk ein König, mächtig und klug wie keiner, aber das Reich lag im Schatten: Fremdherrschaft war die staufische Macht dem Volk der Deutschen geworden.

Als er starb, der Sizilianer aus dem Geschlecht der Staufer, das der zornige Papst ein Otterngezücht nannte, da rollten die Kronen hin, da blieb von der Macht der römischen Kaiser ein kläglicher Schatten.

Da rissen die Raben das Reich auseinander, da wurden die Ritter Herren der Straße und ihre Knechte die Plage des Bürgers.

Konradin.

Die letzte Fackel der Staufer sank jäh in die Nacht, als Manfred der Bastard des Sizilianers gegen Karl von Anjou das Reich und das Leben verlor; aber ein Irrlicht hob sich in Deutschland, noch einmal den Weg der Fackel zu flattern.

Konradin hießen sie ihn, den letzten Erben der Staufer, und er war noch ein Knabe, als ihn die Sendlinge riefen, Karl von Anjou dem Franzosen das normännische Reich zu bestreiten.

Ein Knabe hob seine Augen auf zu den Taten der Väter; wo sie mit gewaltigem Kriegsvolk zogen, kam die ärmliche Schar seiner Ritter: tollkühn und töricht war der Plan, abenteuerlich seine Gestaltung.

Aber das gleißende Glück rollte dem Knaben die bunte Kugel vorauf, und mancherlei Volk lief ihm zu im toskanischen Land; als er nach Rom kam, fiel ihm ein flüchtiger Glanz auf die fiebrige Stirn.

Frauen und Männer führten den Knaben aufs Kapitol, blumengeschmückt, und die Straßen prahlten mit Fahnen, als ob er den Sieg und der staufischen Macht die Wiederkunft brächte.

Als dann der Tag kam, da die Haufen sich maßen, hob das staufische Ungetüm den Feind aus dem Sattel; schon stürmten die Ritter dem Fußvolk voraus zur Verfolgung: da war die Flucht eine List, aus dem Hinterhalt brachen die feindlichen Reiter und gewannen leichtlich das Treffen.

Friedrich von Baden, der treue Freund, brachte den Knaben nach Rom und gedachte, ein Schiff für die Flucht zu gewinnen; aber ein Ring, den sie gaben, verriet die staufische Herkunft dem Frangipani, der seinen Fang Karl von Anjou kostbar verkaufte.

Auf dem Markt von Neapel mußten sie beide den schimpflichen Henkertod leiden; da beugte der Knabe den Nacken, und das Volk kam zu weinen, da floß das Blut leer, das der staufischen Träume noch einmal voll war.

So ging das Irrlicht von Schwaben aus im normännischen Land, wo die Fackel längst schon erlosch: das Abenteuer der Staufen fand in der flackernden Fahrt des Knaben sein klägliches Sinnbild.

Der Kyffhäuser.

Als Konradin seine Knabenfahrt machte, stand im Reich schon das Unkraut der staufischen Saat in der Blüte: ein Fremder war König der Deutschen geworden, Richard der Reiche von England hatte die Krone der Deutschen gekauft.

Die sich des Reiches Kurfürsten nannten, die geistlichen Großen und weltlichen Herrn, nahmen das englische Gold und riefen dem Reich einen König aus, der über dem Wasser wohnte und viermal in fünfzehn Jahren mit einem Schiff kam, nach seiner Herrschaft zu schauen.

Sie ließen ihn krönen zu Aachen und fühlten nicht ihre Schande, daß sie im alten Kaisersaal saßen und unten schlief Karl, der seinen Großen und Grafen ein anderer König und Kaiser der Christenheit war.

Aber sie hatten den Herrn, der ihrem Eigennutz paßte, sie waren die

Meute und wollten nicht länger dem Pfiff und der Peitsche gehorchen; wo ein Wild war, fielen sie ein und waren in Wald und Weide frei von der Koppel.

Wald und Weide im deutschen Land, Weinberge und Felder gehörten der Faustmacht des Tages, und was auf den Wegen und Wässern dahin fuhr, war vogelfrei dem, der es raffte: der König war weit und die Burg war nah, dahin sie den Raub brachten.

Da wurde dem Mann der freien Gemeinde sein letztes Recht und die letzte Hufe genommen, da riß die lahme Gewalt die Ohnmacht des Reiches in Stücke.

Als Richard von England dem Reichsschatz zu Aachen die neuen Kleinodien schenkte, waren Mantel und Krone, Reichsschwert und Zepter prunkvoll verziert, aber kein Kaiser war da, sie zu tragen.

Sehnsüchtig sahen die Augen des Volkes nach Süden, ob nicht der Sizilianer zum andernmal käme, über die Gewalt der Großen und Grafen die Stärke und über das Unrecht der Tage das Recht der Herkunft zu bringen.

Noch stand die Kyffhäuser Pfalz, wo er zum letztenmal Hof hielt; er war nicht wieder gekommen, und es hieß, er sei tot: aber — drum krächzten die Raben, die um den Turm seiner Kaisermacht flogen — verborgen im untersten Saal saß er und schlief, das Schwert breit auf den Knien.

Denn um sein Dasein war immer die Sage gewesen: von der Kirche als Ketzer verflucht, von den Großen verraten samt seinem Sohn, kam er wieder aus Süden und war ein Fürst der Stärke wie keiner.

Das Glück und der Reichtum hingen ihm an, und wenn er den Reichstag hielt, wuchs über Nacht die alte Herrlichkeit wieder.

Der Kaiser blieb aus, aber das Wunder blieb in der Hoffnung: verborgen im Kyffhäuser saß er und schlief, indessen die Raben von Rom den Turm seiner Pfalz in ewiger Sorge umflogen, daß seine Stunde zum andernmal käme, daß wieder ein Schwert die Zwietracht zerschlüge, daß wieder ein Kaiser der Kirche den Schirmherrn erwiese.

Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk.

Von

Harry Mayne.

IV. Der Lyriker.

„Vaterlandsliebe ist unser Heiligstes," sagt Liliencron am Anfange der „Dithmarschen", und von Kai Vorbrüggen heißt es in „Leben und Lüge": „Seine Richtschnur waren Kaiser und Reich, das Vaterland. Davon wich er niemals fingerbreit ab." Dieses tiefe Liebesgefühl der Verbundenheit mit Stamm und Volk, mit Land und Staat und die unverbrüchliche Lehnsmannentreue gegenüber seinem Herrscherhause sind Urzellen der Liliencronschen Dichtung wie seiner Lebensanschauung. Sie geben ihm die persönliche Note, gleichermaßen wie Wildenbruch, der ganz ähnlich immer wieder die Losung erklingen läßt: „Liebe zum Vaterland ist Gottesdienst." Das ist bei beiden nichts weniger als ein hohler und billiger Hurrapatriotismus, sondern heiligste Herzenssache des ganzen Menschen. Sie können nicht anders. Wildenbruchs Vaterlandsgefühl ist wohl noch tiefer eingesenkt als das Liliencrons, und es hat ihm nicht nur, wie diesem, Glück und Aufschwung, sondern auch heißen Schmerz und schwere Lebenstragik eingebracht. Bei Liliencron bleibt es ein Ichgefühl, persönliche Angelegenheit; er fragt nicht viel darnach, ob die anderen es teilen, und läßt seine naturalistischen Freunde ruhig auf ihre Fasson selig werden. Bei Wildenbruch erweitert es sich zum Gemeinschaftsgefühl; er fordert es leidenschaftlich von allen Deutschen als völkische Pflicht und erkennt seine Aufgabe darin, die Volksgenossen zum Vaterlande zu erziehen. Damit fließt in seine Dichtung etwas hinein, was von dem, für den sich der Patriotismus nicht immer von selbst versteht, leicht fälschlich als unkünstlerische Tendenz empfunden wird. Nichts davon bei Liliencron, der einfach „sich" dichtet und als Künstler nur sein, nicht wirken will. „Für politische Gedichte fehlt mir jeglicher Sinn," schreibt er einmal an Karl Henckell und versichert im „Mäcen", chauvinistischer Patriotismus sei ihm von jeher widerwärtig gewesen. Aber gerade diese Absichtslosigkeit erhebt Liliencrons vaterländische Dichtung über die Wildenbruchs. Er fragt nie nach einer Resonanz und ist darum auch nicht unglücklich, wenn sie ausbleibt. Mehrmals bemerkt er, daß Kaiser

Wilhelm der Zweite zu seiner Poesie gar kein Verhältnis habe und seiner ganzen Kunstrichtung nach auch gar nicht haben könne. Aber, wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an! Wiederholt hat er auch als Dichter mit freudigem Zuruf den „deutschen Großkronenträger" verehrungsvoll gegrüßt, den weitsichtigen Schöpfer der deutschen Flotte und den Friedenserhalter dankbar gefeiert. Aber viel persönlicher noch steht er dem obersten Kriegs- und Siegsherrn seiner unvergeßlichen Soldatenzeit, seinem „greisen, großen König" Wilhelm dem Ersten gegenüber, dem er auf dem Schlachtfeld ins Auge geschaut und sein begeistertes „Es lebe der Kaiser!" zugejauchzt hat. Von seiner Totenfeier im Berliner Dom kündet ergreifend eines der stimmungsvollsten und herzenswärmsten Gedichte Liliencrons, „In einer Winternacht", erfüllt von gewaltigem, echtem Pathos und in der Tiefe des ganzen Menschen zitterndem Gefühl; „ein roter Sarg, so tränenschwer, ein Troß von Königen hinterher," wankt es im Pechpfannenglanz an ihm vorüber, und schluchzend legt er die Stirn an die purpurne Ruhstatt und fühlt sich zurück in die Schlacht von Gravelotte: „mit ihm, mit ihm hab' ich's durchgelebt!"

Und mit solcher Menschenliebe und Dichterbegeisterung umfaßt Liliencrons Seele alles, was deutsch ist:

Da liegt vor mir das große Deutsche Reich,
Felsquadernfestgemörtelt Stück an Stück.
Und bräche auch einmal der Außendeich,
Wir schlügen schon die wüste See zurück.
Held Michel, träumt er manchmal noch so weich,
Wacht über seines Herdes Glut und Glück.
Ein Deutscher war ich stets mit Herz und Hand,
Und sag' es stolz. Leb wohl, mein Vaterland!

Solche Gefühle und Stimmungen finden sich keineswegs nur in ausgesprochen vaterländischen Gedichten, deren Liliencron übrigens nur wenige geschrieben hat, sie sind der stärkste Unterton seines gesamten Schaffens. Und auch wo sie gar nicht durchklingen, schwingen sie doch geheimnisvoll mit. Seine ganze Dichtung ist so kerndeutsch in jeder Faser wie etwa die Malerei Thomas, den er als deutschen Meister so warm geliebt und so hoch gepriesen hat. Niemals hätte, trotz Undank und Verkennung, Liliencron dem von ihm sehr geschätzten Grafen Platen das einem deutschen Dichter so übel anstehende Wort nachsprechen können: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande."

Die eigentliche, besondere Form, in der sich Liliencrons Vaterlandsgefühl und Staatsempfinden darstellen, ist sein Soldatentum, seine Eigenschaft als deutscher Offizier. Dem Heere angehört zu haben, das hat das höchste und reinste Glück seines sonst so karg begabten Lebens ausgemacht. Wie das Vaterländische, so ist auch das Soldatische, Kriegerische für seine Poesie nicht ein Stoffgebiet wie irgendein anderes, sondern mütterlicher Urgrund,

Lebensbedingung seines ganzen Seins und Schaffens. Anders als Wildenbruch war Liliencron Soldat mit jeder Faser seines Wesens. Nach ernster Selbstprüfung versichert der Leutnant dem Freunde: „Ich fühle es, daß ich wohl zu nichts anderem fähiger gewesen wäre." Und als er des Kaisers Rock ablegen muß, da will er schier verzweifeln: „Ich weiß es, das wird mein Tod. Es frißt geistig und körperlich deswegen ein Polyp an meinem Herzen." Oder in einem anderen Briefe, viele Jahre später: „Daß man immer noch so unsinnig ist, so brüllende, brüllende Sehnsucht hat, wenn die Soldaten vorbeimarschieren." Solchen nie verstummten Empfindungen entsprechen tiefgefühlte Gedichte wie „Der Tod des verbannten Marschalls". Im Jahre 1896 schwört der ergrauende Mann, der durchgedrungene Künstler einem ehemaligen Regimentskameraden: „Ich bin noch heut so gern Soldat, daß ich den ganzen Dichterkram sofort drum hingäbe." Daß er auch im bürgerlichen Leben noch zur Armee gehört und im Kriege eine Kompagnie führen würde, ist ihm das stärkende und beglückende Bewußtsein, das ihn wie nichts anderes über Wasser hält: „Zuweilen, wenn die fürchterlichen Geldgeschichten mir gar zu toll sind, ziehe ich meine Uniform an und halte die Faust um den Degengriff: das hat mir oft wieder Mut gegeben zum Weiterleben." Und im Kriegsfalle, das steht ihm felsenfest, ginge er „unter allen Verhältnissen mit, und wenn ich eine Frau und sechs Dutzend Kinder hätte". Der Säbel stand zeitlebens an seinem Bett, über dem Bilder der Kameraden hingen; von Schlachten fiebernd und unter den befeuernden Klängen der schönsten preußischen Armeemärsche ist er hinübergeschlummert. „Im Himmel", heißt es in der „Schnecke", „müßte ich zuweilen auch einen Krieg, eine Schlacht mitmachen können." —

Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang,
Hoch Kaiser und Heer!

Liliencron war weder ein Stück junkerlichen Raubritters oder Landsknechts, dem das Raufen an sich zum Leben gehört, noch ein Dutzendleutnant, dem die Lust, Soldat zu sein, sich auf die Freude am bunten Rock beschränkt. Er hatte die höchste Auffassung von seinem Beruf, in dem er sich nicht als Angehöriger einer bevorzugten Kaste fühlte, sondern als Staatsbürger im Wehrkleide. Im preußischen Volksheer sah er mit stolzer Freude die vollkommenste Verkörperung preußischen Staatsgefühls und preußischer Staatszucht. Auch er faßte den viel verketzerten deutschen Militarismus so wie ihn Kaiser Wilhelm der Zweite bei seinem dreißigjährigen Regierungsjubiläum umschrieben hat, als den „Geist des Pflichtbewußtseins, der Ordnung, der Treue und des Gehorsams". Er legte als Offizier nicht auf seine Rechte, sondern auf seine Pflichten den Nachdruck. Als er einmal rückblickend der frischen, fröhlichen, schneidigen Leutnantszeit und ihrer Rosentage gedenkt,

vergißt er bezeichnenderweise nicht „das bis ins Schärfste hergenommene Pflichtgefühl" und die „strenge Selbstzucht".

Den Krieg, dessen Grauen er tieferschüttert mit durchlebt hat, verschönert und verherrlicht er nicht, den „scheußlichen" nennt er ihn einmal im „Poggfred"; aber ebenso wenig verlästert und verflucht er ihn. Er ist ihm eine gegebene und natürliche Urform des Lebens selbst. Moltkes Wort von dem notwendigen Übel lehnt er ab, und über Bertha von Suttner zuckt er die Achseln: „Die scheußlichen, zerkauenden Kinnbacken der Kriegsbestie werden niemals ruhen, weil wir — Menschen sind. Und deshalb: Vis pacem, para bellum. Der Krieg wird ewig dauern und immer massenmörderischer werden. Sowie wir ‚abrüsten' würden, fallen wie hungrige Schakale Frankreich und Rußland über uns her." So schrieb er zukunftsbang im Dreikaiserjahr, und darum sein heißes Gebet: „Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre, das Infanteriesignal zum Avancieren!" Mit welchem leidenschaftlichen Feuer hätte er den Weltkrieg begleitet, den triumphierenden Aufstieg und den entsetzlichen Sturz!

Aber den Dichter ergreift der Krieg keineswegs nur unter diesem nationalpolitischen Gesichtspunkt, sondern vor allem als auch in ihrer Furchtbarkeit großartige Naturgewalt, als elementares Geschehen, als unvergleichliche Lebensäußerung einer aufs höchste gesteigerten Lebensbejahung. Und keiner hat packender und unmittelbarer die Poesie des Krieges, die Poesie des Soldatenlebens und des Soldatentodes mit Künstleraugen erschaut und vor uns hingestellt. So viele deutsche Dichter waren deutsche Offiziere und rührten und führten Leier und Schwert: von Ewald von Kleist über seinen großen Nachfahren Heinrich, über Körner und Fouqué, Eichendorff und Immermann, Chamisso und Platen, Lingg und Greif bis hin zu den Wildenbruch, Reder, Ompteda und Unruh. Liliencron als ganze Dichterpersönlichkeit wird unter diesen nur von Heinrich von Kleist übertroffen, und als Dichter des Soldatentums läßt er selbst den Schöpfer des „Prinzen von Homburg" hinter sich, dem Treitschke nachrühmt: „Hier aber redet jener schöne Idealismus des Krieges, der jedem rechten Deutschen unverwüstlich im Blute liegt."

Eigentliche Soldaten- und Kriegslieder wie Gleim, Kleist, Körner oder Arnim hat Liliencron kaum geschrieben und als Soldat so wenig wie als Patriot irgendwelche Zweckdichtung gepflegt; das unterscheidet ihn von Wildenbruch. Er singt von Schlacht und Sieg nicht zur Verherrlichung der Armee und des Herrscherhauses oder zur Befeuerung der Vaterlandsliebe, sondern weil sie ihm nun einmal das Höchste sind, und weil er als Dichter gar nicht anders kann, als das hinauszusingen, davon ihm das Herz übergeht. Gedichte, die ganz auf den soldatisch-kriegerischen Ton gestimmt sind, erscheinen sogar auffallend selten bei ihm; hervorgehoben seien zu packenden Augenblicksbildern verdichtete Schlachtszenen, wie sie in Gedichten gleich „Attacke", „Tod in Ähren" oder „In Erinnerung" schlechthin meisterhaft ins

Überpersönliche verewigt sind; auch ein paar nur mit der Phantasie erschaute Begebnisse aus den Hererokämpfen sind ihm zum Gedicht geworden. Häufiger aber gehen Bilder und Stimmungen aus den eigenen Feldzügen, die meist erst Jahrzehnte nach dem persönlichen Erlebnis aus ungeschwächter Erinnerung auftauchen, in Gedichte allgemeineren, nicht selten ganz anderen Inhalts über, zum Beispiel in den „Heidegänger". Und niemals stellt Liliencron als Historienmaler, wie Camphausen oder A. von Werner, die großen, berühmten Schlachthandlungen und ihre Helden dar, sondern er verweilt, wie Adolf Menzel oder Fontane, lieber beim Genre, bei der Anekdote, der charakteristischen Einzelheit, die er selbst miterlebt hat; hier findet er mehr Reinmenschliches und kann sich auch seinerseits menschlicher geben.

Für Liliencron ist der Krieg wahrlich nicht Selbstzweck; er ist ihm der Vater und Schützer eines gesicherten Friedens. So schließt ein Gedicht, das wildes Schlachtwüten im Gedächtnis erneuert hat, mit mildem Glücksgefühl:

Ich stand an eines Gartens Rand
Und schaute in ein herrlich Land,
Das ausgebreitet vor mir liegt,
Vom Friedensfächer eingewiegt.
Und Arm in Arm, es ist kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum,
Wir lauschen einer Nachtigall,
Und Rosen, Rosen überall.

Das ist die Frucht des Krieges, die den höchsten Einsatz lohnt. Das sichert dem Soldaten auch in Friedenstagen die stolze Achtung und Liebe. Und wie prächtig naiv kommen die zum Ausdruck in des Dichters volkstümlichstem Gedicht „Die Musik kommt", das in Bild und Rhythmus und Aufbau gleich gelungen, mit seinem köstlichen Humor schon Millionen das Herz erfreut und erhoben hat. Es wurde 1881 zuerst in den „Fliegenden Blättern" gedruckt und erregte sofort weithin Aufsehen. Von Selbstüberschätzung weit entfernt, sagte mir der Dichter einst darüber: „Ziemlich dummes Zeug, aber mal gut komponiert." Oskar Straus hat durch seine flotte, zügige Marschmelodie das überaus sanghafte Lied vom Überbrettl herab über ganz Deutschland und weit darüber hinaus verbreiten helfen.

*

Aufs innigste ist der Kernmensch Liliencron mit der Natur, insbesondere mit der seiner engeren Heimat, verwachsen. Aus dem Boden der Scholle strömt ihm allezeit die beste Kraft zu, ergießt sich immer von neuem frische Nahrung und neues Blut in ihn. Auch von ihm selbst gilt, was er seinem über alles geliebten Landsmann Theodor Storm nachrühmte:

Und unser Heimatland, das ernste, treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,

Du kannteſt ſeine Art. Kein andrer wohl
Nahm ſo den Erdgeruch aus Wald und Feld
In ſeine Schrift wie du.

Nur iſt bei Liliencron der Erdgeruch noch ſtärker. Als Landſchafter iſt er Heimatdichter mit der Beſchränkung auf den angeſtammten Bezirk, der gerade dem realiſtiſchen Geſtalter eignet und eignen muß, ſoll ihm nichts Gemachtes und Unechtes mit unterlaufen. Auch ſeine Natur, von der er ſelbſt nur ein Stück iſt, hat Liliencron erlebt und ſich zum eigenſten Eigentum gemacht. „Alpen, Berge ꝛc. ſind mir im höchſten Grade widerwärtig," heißt es in einem ſeiner Briefe, „für ein kleines, magerſtes, erbärmlichſtes Fleckchen Haide (natürlich waſſerleer!) in Holſtein geb' ich alle Alpen ꝛc. der Welt. Nein: Haide (Haide mit ‚a' geſchrieben) und Nordſee (Mordſee): die lieb' ich nur." Und wie hat er in ſeiner ſo urſprünglich ſtammhaften Naturdichtung dieſe Welt mit ihrer herben und oft furchtbaren Eigenart und ihren geheimen Reizen auch uns zu wertvollem Beſitz geſchenkt! Die wilde, graue Nordſee und das ſeichte Wattenmeer mit ſeinen öden Halligen, das fette, flache Marſchenland mit ſeinen Redders und Knicks und die hügelige, ſandige Geeſt, der norddeutſche Buchenwald und über alles die unabſehbare, blühende, duftende Heide — wie lebt das alles bei ihm ſein eigenſtes, vollſtes Leben!

Tiefeinſamkeit, es ſchlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menſchen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du ſtilles Land.

So ſchließen Liliencrons Haidebilder, die an künſtleriſchem Wert hinter denen eines Storm, eines Fontane, einer Droſte nicht zurückbleiben. Der letzteren zumal ſteht ſeine Art ſehr nahe durch die Feinhörigkeit und Scharfäugigkeit, die Darſtellungen von packender Gegenſtändlichkeit erzeugt. „O du mächtiges, lebensſtarkes Frauenzimmer; ſtündeſt du vor mir, fiel' ich auf's Knie und küßte, überſtrömend, dir die Hände und dankte dir für dein großes, gütiges, liebeſchweres, edles, geheimnisvolles Herz." Ein Freiluft- und Freilichtmenſch wie ſie hat er die geliebte Heimatnatur belauſcht und ergründet, mit derſelben Sinnenfeinheit und Sinnenfriſche, die einſt den Offizier zum erfolgreichen und berühmten Patrouillengänger machten. Auch als Reiter, der den Ritt ſo ſehr geliebt und ſo oft künſtleriſch verwertet hat, kam Liliencron in die innigſte Fühlung mit der Natur, vor allem aber als Jäger. „Jeder Dichter müßte Jäger ſein. Shakeſpeare und Turgenjeff waren es," trumpft Liliencron gelegentlich gegen Wildenbruch auf. Die Jagd, die Bismarck „eigentlich für den natürlichen Zuſtand des Menſchen" erklärt, hat ihm die Sinne und die Sinnlichkeit außerordentlich geſchärft und ausgebildet. „Nichts im Leben erfriſcht Herz und Seele ſo ſehr," ſagt Breide Hummelsbüttel, und wie Graf Kai, ſo iſt auch Liliencron der Vogelſprache kund, kennt er das unſcheinbarſte Blümchen, den armſeligſten Käfer bei

Namen. Alles, alles ist ihm vertraut und ans Herz gewachsen, und wie das edle Weidwerk, das er so oft gerühmt und als Künstler verherrlicht, den Dichter bereichert hat, ist kaum abzuschätzen.

An allen seinen Werken hat dieses urkräftige und herzenswarme Naturgefühl mitgeschaffen. Alle Register weiß er da zu ziehen, vom wildesten Wogenprall bis zum stillen, sanften Säuseln. Und immer neu vermag er auch das Gleiche auszudrücken; man nehme etwa nur die Morgendämmerungsstimmungen in den Gedichten „Nach dem Balle", „Für und für" und „Frühling und Schicksal":

Die Nacht versinkt in Sumpf und Moor,
Ein erster roter Streif.
Der Kiebitz schüttelt sich im Rohr
Aus Schopf und Pelz den Reif.
— — — — — — — —
Den Himmel färbt ein kühles Blau,
Der Wind knipst Perlen ab vom Tau.
— — — — — — — —
So schlendr' ich in die kühle Dämmerung.
Schon läßt das Zwielicht einzelnes erkennen:
An jedem Grashalm wuchtet dicker Tau,
Auf Wiesen weilt der Nebel, und im Nebel
Mault mit geklemmtem Schwanz ein feister Schimmel,
Der sich frostmüde nach dem Stalle wünscht.
Nun treten bunte Farben aus dem Grau:
Ein rotes Tulpenbeet in einem Garten,
Das erste zarte, helle Grün der Linden,
Des übervollen Faulbaums weiße Trauben,
Die gelbe Butterblume an den Gräben,
Und stahlblau, eisig sturt ein kleiner Teich.

Und niemals ist diese verblüffend genaue Naturabschilderung naturalistischer Selbstzweck, sondern immer Gefäß eines triebhaft sich ergießenden Lebensgefühls. Ihm genügt nicht die realistische Sachlichkeit eines Leibl, er beseelt die Landschaft mit Thomascher Innigkeit, überflutet sie mit dem Stimmungsgold menschlichen Miterlebens, erhebt sie wie Böcklin ins Symbolische und Mythische. Er sieht in der stummen Natur die Himmelskräfte auf- und niedersteigen, erkennt das Vergängliche als bloßes Gleichnis des Ewigen, als Mysterium, und sucht an den Brüsten der Erde saugend den Sinn des Universums zu erfassen, die Welträtsel zu lösen.

*

Wie im Leben, so spielt auch in der Kunst des Vollblutmenschen Liliencron die Naturkraft der Liebe eine sehr große Rolle. Frauenatem ist für den durch und durch männlichen, also frauenhaften Dichter bis ins hohe Alter notwendige Lebensluft, gerade wie für Goethe, und gleich diesem hat auch er wiederholte Pubertätszeiten durchgemacht. So ist denn in seiner Lyrik die

Liebe nicht bloß herkömmliches Hauptmotiv, sondern ein Urerlebnis, das die künstlerische Gestaltung gebieterisch erheischt.

Wie für Liliencron im Sinne Egmonts der Krieg das wahre Tun des freien Mannes ist, so ist der Dichter auch in seinem fröhlichen Leichtsinn eine Egmontnatur. Wie er an der schönen Gewohnheit des Daseins und Wirkens hängt und das Leben nicht gar zu ernsthaft genommen sehen möchte, so weiß er auch immer ein freundlich Mittel, von seiner Stirne die Runzeln wegzubaden. Er liebt das Leben und lebt der Liebe. „Die Liebe", schreibt er an Arno Holz, „ist es doch einzig, die uns das Leben ertragen läßt." Und mit köstlicher Frische und strotzender Kraft singt der Dichter von dem, was den Menschen beglückt und reich gemacht hat. Welch ein Gegensatz gegen die minnig-sinnige Art seiner Vorgänger und Zeitgenossen! Wie ist das bei ihm alles „blutlebendig, lebenbeglückt" — um eine Wendung seines quellfrischen Gedichtes „Ich war so glücklich" aufzugreifen. Da gibt es kein allgemeines Geschwärme und verstiegenes Gestammel, keine Süßlichkeit und keine abgegriffene blumige Redensart, sondern da wird voll Gefühltes und sicher Geschautes mit der Unmittelbarkeit des jungen Goethe restlos in Dichtung ein- und umgeschmolzen. Gottfried Keller preist die liebliche Dichtergabe, „süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht trägt". Liliencron erfindet nicht und braucht nicht zu erfinden, so wenig wie übrigens Keller selbst seine reizenden Weiber und Mädchen tatsächlich erfunden hat. All das blühende Liebesleben, das sein Dasein durchglüht hat, wächst in seiner ganzen leibhaften Eigenart und Besonderheit mit naiver Selbstverständlichkeit in seine Kunst hinein, die eben nichts ist als ein erhöhter Ausdruck dieser erlebten Wirklichkeiten. Bei den Frauen, die ja für das echt Männliche eine so sichere Witterung haben, hat Liliencron bis zuletzt sehr viel Glück gehabt. Sie rannten ihm oft förmlich das Haus ein, um sich ihm an den Hals zu werfen. Es ist ein Selbstbekenntnis, wenn er in der „Mergelgrube" bemerkt: „Das Leben eines jeden Mannes besitzt ein Stammbuch im Herzen, das allerlei schwarze, braune, blonde Köpfe und Zöpfe enthält." Sie alle sind in die Dichtung dieses — nach Peter Hille — „kornblumäugigen Sultans" eingegangen: die Seffinka oder Heidehanne, die kleine Fiete, die schwarze Katherl von Tegernsee und wie sie alle heißen, von der Prinzessin herab bis zum Zigeunermädchen, von der kleinen Komtesse bis zur Münchener Kellnerin. Und fast durchweg ist es, im Gegensatz etwa zu Heine, die glückliche, die erwiderte Liebe, die Liliencron erlebt und besungen hat. Und wie erlebt er die Liebe!

Liebe heißt: aus Feuergüssen
In verschwiegner Mondesnacht
Unversehrt den Raub gebracht.

So manche „sturmherrliche Liebesnacht" lebt in seiner Dichtung weiter, dargestellt mit jener großartigen Unbefangenheit der Goetheschen Elegien, in der die Nacktheit herrscht, aber keinerlei Schamlosigkeit.

Wollen zwei Panther sich rasend zerreißen?
Feuer und Flammen entlodern der Haft,
Ringen und Raufen und Balgen und Beißen,
Sinkende Wimpern, entstürzende Kraft.

End' ohne Ende. Nach kurzem Ermatten
Fliegen die Pfeile von neuem empor.
Fülle der Jugend und Sehnsucht erstatten,
Was sich verschwendrisch im Spiele verlor.

Mit gleicher adliger Kühnheit wie diese Poggfredstrophen haben Verse des Goetheschen Dramenhelden Prometheus und ein unterdrückter Entwurf zum „Ewigen Juden" vom höchsten Lebensgenuß und Liebeserguß gekündet. Wir finden in Liliencrons Liebesdichtung viel sinnliches Feuer, aber nichts von Frivolität und Lüsternheit. Gleich Goethe, der das frische Blut seiner Christel lobt und viele Jahre später seine andere Christiane, seinen Bettschatz, besingt, gleich Walther von der Vogelweide, dessen seliges Tandaradei Liliencron gern aufnimmt, hat auch dieser in der nideren minne sein reichstes Liebesglück genossen. Das „Verhältnis", mit dem man „geht" — „einen Sommer lang", das „süße Mädel", das von Hand zu Hand wandert, einen nach dem andern beglückend, Liliencron hat ihnen echte Herzensgedichte geweiht, die nicht verächtlich mit dem Namen Kellnerinnenlyrik abzutun sind und künstlerisch wie sittlich unendlich hoch über Heines Pariser Dirnenzyklen und der Boheme-Erotik der Jüngstdeutschen stehen. Mit der Halbwelt hat Liliencron überhaupt nichts gemein. Es sind nicht zuchtlose Mädchen der Gasse, sondern liebe Kinder aus dem Volk, aus dem Landvolk zumal, die Liliencron entzückt haben. Er führt die „wilde Weiberlust", die ihm nicht selten wohl auch zur Pein geworden ist, auf seine Ahnen zurück, insbesondere seine „Vorliebe zu den frischen, hübschen, lütten Buerdeerns" auf seine Großmutter, die Leibeigene. „Meine starke Leidenschaft zum Weibe", schreibt er 1893 an Falke, „habe ich eben ausrasen lassen müssen; und so war's gut. Und da habt ihr mal ein paar tolle, kühne, frische Liebeslieder bekommen, ihr Teutschen, und sollt mir deshalb dankbar sein." Auch bloß physische Reize haben ihn unsäglich beglückt, und manchmal ist der erotische Dichter auch über das Geschlechtliche, Animalische nicht hinausgekommen. Aber so oft er in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften gestillt hat, nie ist er in ihnen untergegangen. Selten ist der Dichter nichts weiter als der „Bruder Liederlich" seines bekannten flotten, übrigens künstlerisch recht wertvollen Gedichtes, nie ein die Frauen kalt und gewissenlos aufopfernder Don Juan. Anderslautende Äußerungen, in denen er sich bewußt brutal gibt („genießen, fortschmeißen. Je m'en fiche!") dürfen nicht wörtlich genommen, solche, in denen er das Weib „ein so unglaublich liebes Genußgeschöpf" nennt, nicht mißverstanden werden. Kann er auch „einmal nicht immer (physisch) treu sein", ohne Leid und Reue ist er von keiner geschieden. Sein Liebesleben ist reich an echten Gefühlswerten, denn stets war

er auch mit dem Herzen dabei. Und wie Goethes Gefühl eine Christiane, so hat das Liliencrons alle die kleinen Waschermadeln durch einen Zug von Höherem verklärt. Was im Leben nur leicht wog oder gar einen Beigeschmack des Gemeinen gehabt haben mag, in der Kunst und durch die Kunst erscheint es beseelt und geadelt. Aus „einer" Liebe des Menschen wird dem Dichter immer „die" Liebe. Richard Dehmel singt: „Aber die Liebe ist das Trübe"; für Liliencron ist sie das Helle, Sonnige, ist froheste Bejahung des Lebens. Immer von neuem scheint es in jedem einzelnen Fall eine urfrische und vollsaftige erste Liebe zu sein, mit der Liliencron liebt. Unendlich dankbar ist er für alles Genossene, und nie läuft das Erlebnis in schalen Überdruß oder Ekel aus. Es ist auch keineswegs immer die Sinnlichkeit, die den Grundton abgibt. In den ersten Leidenschaften des jungen Offiziers, die nicht zu der ersehnten Ehe führten, herrscht die ganze himmelstürmende Schwärmerei und Empfindungsseligkeit des deutschen Jünglings, und sein ganzes Leben hindurch legt Liliencron die ritterlichste und zarteste Verehrung für das Weib, ob hoch oder niedrig gestellt, an den Tag, nicht für das Genußgeschöpf, sondern für den weiblichen Menschen und seine Seelenwerte. Man lese die Briefe an Margarethe Stolterfoth oder die Äußerungen über seine letzte Frau, die Mutter seiner so zärtlich geliebten Kinder; wieder und wieder versichert er den Freunden, daß er sie „wie eine Heilige verehre", daß sie der Segen seines Lebens, daß das Familienglück das höchste und einzige sei. „Heimgang in der Frühe" könnte auch von Mörike, „Liebesnacht" auch von Storm gedichtet sein; so keusch und weihevoll sind die Stimmungen dieser doch vom höchsten Genuß kündenden Gedichte. Und ein Gleiches gilt von einem anderen, das sowohl Richard Strauß wie Max Reger in Musik gesetzt haben:

Wenn sanft du mir im Arme schliefst,
Ich deinen Atem hören konnte,
Im Traum du meinen Namen riefst,
Um deinen Mund ein Lächeln sonnte —
Glückes genug.

Und wenn nach heißem, ernstem Tag
Du mir verscheuchtest schwere Sorgen,
Wenn ich an deinem Herzen lag
Und nicht mehr dachte an ein Morgen —
Glückes genug.

Neben der Liebe in persönlichster Bekenntnisdichtung begegnet die Liebe auch als bloß dichterisches Motiv. Reizende Erzeugnisse einer wahrlich nicht nach der Lampe riechenden Anakreontik sind die zierlich derben Zweizeiler „Grete mit der Harke" oder das anmutige Jagderlebnis des „Waldgangs", in dem des Dichters beide Teckel mit dem schlafenden Amor zusammenstoßen. Sich in die Seele der Geliebten versetzend, versucht sich Liliencron wohl auch einmal — „Sehnsucht durch den Tag" — in Frauenstrophen.

*

So viel Liebeslyrik Liliencron gibt und so oft er sich auch in ihr wiederholt, die Erotik stellt doch nur einen Bruchteil seiner gesamten Dichtung dar. Das hat die ihm mißgünstige Kritik oft nicht sehen wollen. Die Liebe ist ihm viel, sehr viel, aber doch durchaus nicht alles, und manches andere noch lebt neben ihr in seiner Kunst. Genau besehen dichtet er keineswegs nur „sich". In Herz und Geist nimmt er die Welt auf mit ihrer Lust und ihrem Leid, und dadurch erweitert sich auch seine Poesie zum Weltspiegel. Neben der Liebe zur Einzigen hat in ihm auch die Nächstenliebe zur Allgemeinheit Platz. Abermals zeichnet er sich selbst im Helden seines Lebensromans, wenn er von Kai sagt: „An der Lösung der vielen unendlich wichtigen Fragen seiner Zeit, an all den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rätseln, die mehr und mehr in seinen Lebenstagen in den Vordergrund träten, hat er mit seinem starken Herzen, so gut er folgen konnte, teilgenommen." Es bedurfte nicht erst des anregenden Beispiels der Jüngstdeutschen, um ihm und seiner Dichtung eine Richtung auf das Soziale zu geben. Er fühlte sozial von Haus aus, stand sowohl durch seine Blutmischung als durch sein Leben in kleinsten Orten und Verhältnissen innerlich und äußerlich dem Volke mindestens so nahe wie dem Adel. Zu seinem Vorteil ging ihm nur die sozialdemokratische Note und Tendenz seiner literarischen Freunde ab, die mit Vorliebe die Klassen gegeneinander ausspielten, das Hinterhaus gegen das Vorderhaus aufwiegelten und damit so vielfach verhetzend und verbitternd wirkten. Mit dem „Volk" schreibt Liliencron an Friedrichs, meine er „unsere brave, herrliche, meistens handarbeitende Mittelklasse": also nicht das zielbewußte internationale Proletariat. Jenes Volk liebt er, weil es Fleisch ist von seinem Fleisch, weil es mehr ungebrochene Natur ist als die oberen Schichten, und vor allem auch, weil es, wie er selbst, mehr zu leiden hat im Leben als jene. Das echte, tiefe und warme Mit-Leid mit der seelischen und wirtschaftlichen Not ist es in erster Linie, was ihn zum Volke zieht, als Dichter von ihm zeugen läßt. Er erfüllt nicht bloß die sittliche Ehrenpflicht des Gebildeten und Höhergestellten, sich teilnehmend um die unteren Schichten zu kümmern und nach Möglichkeit für sie einzutreten, er umfaßt sie auch in warmer Menschenliebe. Mit der gleichen Herzensteilnahme, mit der der Dichter des Krieges uns tapfere Generale und Obersten menschlich nahe bringt, begleitet er am „Samstag Abend" den Arbeiterschwarm „im schmutzigen, staubigen Ehrenkleid" aus der Fabrik an den häuslichen Herd:

Auch vom Himmel ein Stück:
Offner Frauenarm, Kinderjubel, häusliches Glück.

Ähnlich wie Max Liebermann, nur ohne dessen kühle Sachlichkeit, sondern mit der sanften Seelenwärme eines Fritz von Uhde, eines Jean Paul oder Wilhelm Raabe stellt er im „Stift" die greisen und gebrechlichen Insassen eines Asyls mit ihrem beschaulichen Frieden dar, um den er sie beneidet.

Er folgt dem blassen Blumenmädchen und segnet mild und gerührt die greise Arbeitsfrau, die auf einem Stein am Wege unter ihrer schweren Bürde eingeschlafen ist:

Sie schläft für ewig. Soll ihr Rückenjoch,
So fest gebündelt, in den Himmel noch?
Der Abendpurpur flicht den Kranz der Ruh
Und küßt den Staub ihr ab von Saum und Schuh.

Mit solchen Augen hat der vornehme Edelmann Adelbert von Chamisso seine „Alte Waschfrau" angeschaut. Aber auch schneidende soziale Töne, wie sie ebenfalls bei Chamisso begegnen, fehlen bei Liliencron nicht. „Hochsommer im Walde" erzählt von dem verhungerten Handwerksburschen, der sich am Baum erhenkt und dann ohne Sang und Klang als ein Unbekannter verscharrt wird. Oder es werden der Schlemmer drinnen bei Pfordte am Fensterplatz und der ihn von draußen beobachtende Arme, der seit vier Tagen nichts gegessen hat und drohend die Faust ballt, einander gegenübergestellt. Aber solche Tendenz ist bei Liliencron vereinzelt; er will nur schildern, wie es denn eigentlich ist, und will begreifen, nicht urteilen. Ohne irgendwie zu moralisieren, schildert er köstlich den Besuch der alten Hure in ihrem Heimatsdorf oder die Laufbahn der Falschmünzer —:

Rrrrrutsch, vorbei die Herrlichkeit,
Eigentlich — es tut mir leid.

*

Schon diese soziale Note stempelt Liliencron zum wahren Dichter seiner Zeit. Die Romantiker klagten wehmütig, mit den Maschinen und Eisenbahnen gehe die Poesie verloren. Gleich seinem Liebling Gottfried Keller teilt Liliencron solche Meinung ganz und gar nicht. Er entdeckt vielmehr die eigene neue Poesie der neuen Zeit, die jene nur noch nicht zu finden vermochten. Er unterscheidet nicht ein schlechthin Poetisches und ein schlechthin Unpoetisches; an sich ist nichts weder gut noch böse, der Dichter macht es erst dazu, und dem echten Künstler versagt sich kein Stoff. Darin ist er seinem älteren Zeitgenossen Theodor Fontane verwandt, der wie er zugleich Volks- und Adelsfreund ist. Der läßt es mit verstehendem Lächeln zu, daß beim Kirchenumbau die alten Leichensteine seiner geliebten Bredow und Ribbeck entfernt und zu Schwellen für Stall und Stuterei bestimmt werden. Ganz ähnlich erzählt Liliencron, wie ein Friedhof enteignet und die Leichen — so die eines Offiziers mit Stern und Schärpe — mir nichts dir nichts ausgegraben werden: „es hatte niemand etwas einzuwenden". Oder wie beim Bau der neuen Eisenbahn der ausgegrabene Schädel des Ambassadeurs, der einst den Frieden zwischen Dänemark und Holland vermittelt hat, trotz seinem empörten Einspruch zu einer toten Katze in den Schmutz fliegt. Er führt uns auf einen

Vorstadtbahnhof und lenkt unseren Blick auf das Gewirr von Hochöfen und qualmenden Schloten, zu denen still der Jupiter herniederschaut:

Und wie bezwungen sprach ich vor mich hin
Mit leiser Lippe: Zwanzigstes Jahrhundert.

Wie sich Justinus Kerner einst über den Dampfwagen entrüstete, so bei Liliencron die alte Gräfin-Exzellenz über das geschmacklose, stinkende Automobil, bis ihr Enkelkind sie besänftigt:

. . . . und im Spielgetöse
Neigt sie sich, wie zum Frieden bereit,
Und küßt ihm die Locken: „die neue Zeit".

Oder Liliencron läßt mit packendem Realismus in Wort und Takt den Blitzzug an uns vorüberrasen und zu furchtbarem Unglück mit einem anderen Zuge zusammenprallen, führt uns das moderne Schlachtschiff in Kampf und Untergang vor.

*

Ein Gedicht, in dem der gereifte Dichter Rückschau hält auf die Zeit, da er „von Holdchen zu Holdchen" gaukelte, schließt:

Heut steh ich ernst am Knicktor,
Zusammengerafft,
Klarer, denkender,
Der gefüllten Ähre
Unvergleichliche Wichtigkeit erkennend.

Und ein anderes, „Sommertag", führt aus, wie er zuweilen im Abendschein auf dem Lebensstrom die Ruder einzieht, das Kinn in die Hand stützt und sich Vergangenes durch den Sinn ziehen läßt. In solchen Stimmungen erhebt sich Liliencron über die stofflich gerichtete Einseitigkeit und den begrenzten Gesichtskreis des Naturalismus; da genügt es ihm nicht, einen sinnlichen Eindruck ohne persönliche Zutat impressionistisch auf der Netzhaut festzuhalten, sondern er kostet ihn liebevoll und genießerisch aus und umspinnt ihn mit Gedankenfäden. In solchen Stunden sucht der Dichter des tätigen Lebens und des Manneskampfes die violenblaue Blume Einsamkeit auf und ergibt sich stiller Betrachtung. Da ist er der Heidegänger eines seiner größten und bezeichnendsten Gedichte, der alle, die von der geschäftigen Welt draußen zu ihm kommen, von sich weist, nur den Tod zu sich läßt und in den Armen der teuren Heimatnatur und der schlichten Liebsten aus dem Volke mit einem Segenswunsch für sein herrliches Vaterland von der Erde scheidet. Das ist der Liliencron, der, Cincinnatus preisend, nichts Höheres im Leben kennt, als still fröhlichen Herzens seinen „Jungen im Arm, in der Faust den Pflug" zu halten, und nur, wenn dem Vaterlande Gefahr droht, die Streitart von der Wand zu nehmen und den heiligen Herd zu schützen. In solchen Stimmungen sprießt ihm seine beschauliche Lyrik, die, von Erinnerungen ge-

sättigt, sich gern als halbepische Verserzählung darstellt und einen großen Teil seiner Dichtung ausmacht. Da spricht sich das wärmste Herz, das tiefste Gemüt und — das ihm verhaßte Wort kann ihm hier nicht erspart werden — viel echte deutsche Sinnigkeit in betrachtenden Zustandsschilderungen oder bunten Erinnerungsbildern aus. Da bedient er sich der behaglich plaudernden Epistel, wie sie Mörike, Heyse und Fontane, oder, in strengerem Stil, Goethe, Hölderlin und Geibel gepflegt haben. Auch in der besonders beliebten Versform des sechshebigen Jambus gemahnt er an Mörike. Diese locker gefügten Briefgedichte im Ich-Stil, die zum Teil an mit Namen genannte Freunde wie Bierbaum und Falke gerichtet sind, enthalten gleich verwandten wie „Unter den Linden", „Ich war so glücklich" viel Feines und Liebenswürdiges. Aber sie verlieren sich leicht wohl auch ins Breite und Nebensächliche, häufen allzu redselig Erinnerungsstoff und rein persönliche Betrachtungen und sinken, anders als bei Mörike, zu bloß geverster Prosa, zum gewöhnlichen Gelegenheitsgedicht ohne künstlerische Allgemeingültigkeit herab. Dagegen zeigen Gedichte wie das reizende „Wiegenlied" oder das stimmungsvolle „Auf dem Kirchhof" eine reine Innigkeit von der Art Goethes oder Storms. Ja in solchen beschaulichen Stunden kann der Philisterhasser Liliencron selbst von der Poesie des Philistertums ergriffen werden, aus dem ja nach Wilhelm Raabe stets und überall der deutsche Genius ein Drittel seiner Kraft zieht. Dann stülpt er sich launig über den Schädel:

Das Bequemste auf unsrer Erde:
Die große, behaglich schützende, angstmeiergenähte,
Jottedochlaßtmichzufrieden-Nachtmütze.

*

Seinem Briefgedicht an Bierbaum hat Liliencron als Losung ein Goethe-Zitat vorangestellt, das so recht nach seinem Herzen ist: „Ei, so habt doch endlich einmal die Kourage, euch den Eindrücken hinzugeben . . .; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!" Liliencron ist da, wo er naiv ist und sich selbst gibt, am glücklichsten, und das Verallgemeinern und Objektieren ist nicht sein eigentlichster Bezirk. Indessen hat man doch mit Unrecht Vorwürfe gegen ihn erhoben, als sei seine Dichtung alles gedanklichen Gehaltes bar. Gewiß ist er keine Persönlichkeit von überragender Geistigkeit und Tiefe und gehört demgemäß keineswegs wie die Lyriker Hölderlin und Hebbel zu den großen Weltanschauungsdichtern. So sehr er Nietzsche menschlich verehrt und bewundert hat, von dessen Philosophie ist doch wenig in ihn übergegangen, und an die poetische Behandlung metaphysischer oder ethischer Probleme hat er nie gedacht. Aber wie weder Goethe ein ganz naiver noch Schiller ein ganz sentimentalischer Dichter ist, so ist auch Liliencron keineswegs bloß der triebhafte Naturbursche und Augenblicksmensch, den man in ihm hat sehen

wollen. Das beweist ja schon seine äußerst hohe Einschätzung des so anders gearteten Richard Dehmel. Auch in Liliencrons Brust wohnt neben der erdhaften Seele voll derber Liebeslust eine andere, die aufwärts strebt zu den Gefilden hoher Ahnen und sich gern der Betrachtung strenger Luft ergibt. Auch seine Augen stehen, wie die Kai Vorbrüggens, „halb im Traum, halb im Leben," und neben dem Dionysischen fehlt doch auch das Apollinische nicht. In den „Schmetterlingen", in den zahlreichen anmutigen Sizilianen und wie oft sonst noch erfreut er durch eine feine Besinnlichkeit, und daß er nicht nur äußeres Sein und Geschehen, sondern auch inneres Werden und seelische Rätsel dichterisch zu bewältigen weiß, mag allein das Gedicht „Ein Geheimnis" bezeugen.

„Am vollendetsten", schreibt Storm im Vorwort zu seinem Hausbuch, „erscheint mir . . . der Dichter, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht." So steht es bei Gottfried Keller, so auch vielfach bei Liliencron. Zu seiner eigenen Überraschung entdeckt er zuweilen nachträglich in seinen Gedichten einen tieferen Sinn, dessen er sich von vornherein nicht bewußt war. Ein wertvolles Zeugnis dafür enthält ein Brief an Arno Holz: „‚Der Kranz' hat mir einige Anfragen gebracht: Was ich wohl mit dem Gedicht gemeint habe? Da schlage doch der Satan drein! Darf denn der Künstler nicht freie Phantasie haben? Aber das verstehn die wackern Teutschen nicht. Gleich soll alles mystisch, in alles etwas ‚hineingelegt' sein. Ich sah neulich, als ich über den Ottenser Kirchhof ging, einen flatternden Kranz (die Bänder natürlich) auf einem Kreuze. Daraus entstand rasch das phantastische Gedicht. Mein Gott: so war's ja gemeint, bloß eine leichte lyrische Phantasie. Freilich, ich will es nicht leugnen: später, als ich's fertig hatte, als ich meine Geburtsfreude an der Plastik dieser lustigen Phantasie gehabt hatte, fiel mir ein: es liegt ja eine tiefe Symbolik drin: Der Tod Sieger über Glauben (Kreuz; er steht zuletzt ja hoch oben drauf), Leben (Äffchen) und Ruhm (zerzauster Kranz)." Und ähnlich schreibt Liliencron an Bierbaum über „Krischan Schmeer", es sei in dies Gedicht unbeabsichtigt „eine Symbolik nicht, aber ein tiefes Herzaufleuchten gekommen". Gerade seine Gedichte dieser Art sind uns wert und gelungener als die, in denen er nach dem Muster Dehmels tiefsinnig sein will.

Ist der Dichter Liliencron auch kein bedeutender, selbständiger Denker, so ist er doch wie Gottfried Keller ein gedankenvoller Betrachter, der den Erscheinungen oft eine ganz eigene Seite abgewinnt, und ein phantasievoller Seher. Er hat nicht nur — nach Wilhelm Raabes bekanntem Leitspruch — auf die Gassen acht, sondern blickt auch auf zu den Sternen. Ja, zu ihnen hat er sogar ein seltsam-geheimnisvolles Verhältnis, das er auch auf den Helden von „Leben und Lüge" überträgt. Der rötlich blitzende Aldebaran, der so oft in seiner phantastischen Poesie erscheint, ist sein eigentlicher Lebensstern,

aber auch auf den Sirius, den Mars, den Jupiter entführt er uns zu merkwürdiger Schau oder läßt ihre fremdartigen Bewohner zu uns herniedersteigen. In Gedichten wie „Zwei Welten" ergeht sich Liliencron in trunkenen kosmischen Phantasien, die geradezu Scheerbartisch anmuten. Und nicht selten versteigt er sich zu Phantastereien, die außer Rand und Band und dem Verstande unfaßbar sind. Kurzum, so fest dieser Mensch mit markigen Knochen auf der wohlgegründeten Erde steht, sein reger, suchender und sehnsüchtiger Geist hebt sich doch immer wieder aufwärts zu Höhen, von denen er zugleich auch Vergangenheit und Zukunft überschaut, in die Traum- und Zauberspähre einer idealistischen Weltanschauung, vom Sensualismus zum Spiritualismus. Auch er kann erdvergessen schwelgen im Wunderbaren und Rätselhaften; seine leichtbeflügelte Einbildungskraft ist heimisch auch in dem, was sich nie und nirgends hat begeben. Das ist „das Geheimnisvolle, das Böcklinsche, Klingersche" in ihm, das der Dichter in einem Brief an Timm Kröger sich mit Recht zuschreibt. Aber auch an Maler wie Albrecht Dürer und Albert Welti fühlen wir uns wohl bei ihm erinnert, die so vieles Seltsame in ihre liebevoll umfaßte Erdenwelt hineingeheimnissen, das Alltägliche dem Übernatürlichen und Fabelhaften nah gesellen. So kann auch Liliencron in demselben Gedicht die Wachtparade und einen Amazonenzug vorführen. Wie Dürer steht er vor allem mit dem Tode in einem innigen Gedankenverhältnis. Von jeher hat er seinem Geheimnis fest und fragend ins Auge geschaut, tief durchdrungen von dem media in vita und immerdar der Mahnung bewußt: una ex hisce morieris. Ein vielgestaltiger Totentanz bewegt sich durch seine Dichtung. In immer anderen Gestalten hat er uns den mors imperator nahe gebracht, nicht nur in herkömmlichen Formen als Gerippe, Schnitter und Totengräber, sondern auch als den großen Lord mit dem holländischen Kalkpfeifchen zwischen den Zähnen, als Rittmeister beim Herren-Rennen, als Kavalier im Nachtcafé, als berittenen Zuschauer der Schlacht usw.

In solchen Schöpfungen läßt Liliencron die naturalistischen Genossen, die am Staube kleben, weit, weit hinter sich. Da führt ein großer, bunter, schweifender Fabuliertrieb, der vielleicht auch, ähnlich wie bei Ricarda Huch, auf sein gemischtes Blut zurückgeht, einen freien Dichtergeist durch leichtere Lüfte in ungemessene Weiten. Da erhebt sich ein Phantasiemensch aus der kleinlich bedrückenden Umwelt seines äußeren Daseins in ein vielfarbiges Geisterreich der Träume und Gesichte. Das ist das Romantische an Liliencron, „Phantastik und Realismus durcheinander", wie er selbst einmal feststellt, die ausgesprochen norddeutsche Romantik eines E. T. A. Hoffmann. Manches bleibt im Bloß-Phantastischen stecken, ohne auch geistige Bedeutsamkeit aufzuweisen, aber das Beste darunter ist zugleich von eigenartig reichem Weltanschauungsgehalt, dargetan in Dichtungen, die eine starke künstlerische Gestaltungskraft großartig und erschütternd gefügt hat. Da ist zum

Beispiel, eine Dantesche Vision, das Gedicht von der Sündenburg. In ihr dürfen sich alle geheimen bösen Gedanken und Wünsche der Menschen für kurze Zeit austoben; jede Mitternacht geht sie in Flammen auf, jeder Morgen sieht sie wieder neu und dicht bevölkert; aus der Lohe aber steigt das Kreuz der Vergebung. Auch solchen Symbolismus gebiert der Geist des sogenannten Naturalisten Liliencron. Oder man nehme ein anderes großes Gesicht-Gedicht von ihm, eines seiner allerschönsten und allerergreifendsten, „Golgatha". Da erlebt er die jahrtausendalten Orientwunder des Evangeliums, ähnlich wie Uhde der Maler, mit einer so mächtigen Kraft der Vergegenwärtigung in unsere nordische Alltagsumwelt hinein, daß wir erschauern. Da wird ihm ein Heidehügel in Schleswig-Holstein mit seinen drei Kiefern zum Kalvarienberg mit den drei Kreuzen; da begegnen ein General und ein Bärenführer, ein Bauer, der sein Kalb zu Markte treibt, und die alte Semmelfrau von Jericho, ein Trupp Soldaten, der eben von der Felddienstübung heimgekehrt, und die Purpursänfte einer Edeldame dem blassen zarten Mann mit den bernsteingelben Haaren, der zum Tode für die Menschheit geht, dem mit Gewalt ein großer, rostiger Nagel durch Hand und Fuß gehämmert wird.

*

Unnaturalistisch sind ferner als starke subjektive Beigaben der Liliencronschen Poesie das edle Pathos, das Gedichte wie „Die drei Glaubensschiffe" oder „In Martin Luthers Sprache" beseelt, und der sonnige Humor, der sowohl ganze Gedichte wie „Die Stelle im Thukydides" und manchen lustigen Schwank beherrscht, als auch in Einzellichtern Liliencrons gesamte Dichtung erhellt und erwärmt.

Und vollends scheidet sich der Balladendichter Liliencron von den Naturalisten. Die idealistische Formkunst und Kunstform der Ballade, die der Wirklichkeitsnachbildung und dem Impressionismus wesensfremd und unerreichbar ist, stellt für ihn ein Haupt- und Lieblingsgebiet dar.

Als Balladendichter gesellt sich Liliencron unseren Besten bei. Den großen deutschen Altmeistern Bürger und Goethe schließt er sich geschichtlich nicht unmittelbar an. An Bürger, dessen Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" er einmal nachrühmt, daß „Zug" drin sei, gemahnt höchstens eine Hinneigung zum Knalligen und Humoristisch-Bänkelsängerischen, während die stimmunggebenden reinlyrischen Untertöne, die Goethes „Fischer" oder „Erlkönig" so einzig machen, bei Liliencron fast ganz fehlen. Er feiert im „Poggfred" Uhlands „herrliche Balladen", aber auch dessen romantischer, zum Teil recht weicher Ritterpoesie steht er selbst nicht gerade nah. Die Ahnen und Pathen seiner Balladendichtung sind vielmehr, neben der alten Volksballade, nach Stoff und Stil Strachwitz, die Droste und Fontane. Strachwitzens „Herz von Douglas" nennt er einmal „die herrlichste, unver-

gleichlichste Ballade, die je gedichtet". Platen, befindet er dagegen, habe von der Ballade keine Ahnung gehabt, und auch die Balladen C. F. Meyers, dessen sonstige Gedichte ihm von Schönheit triefen, taugen nach ihm alle nichts: „kein Feuer, kein Blut, keine geschwollene Adern, kein Gerassel in ihnen", nicht das Strachwitzsche „Ruck, Zug, Bumsfallera". Als er im Jahre 1883 einer Freundin eigene Balladen schickt, bemerkt er zu ihnen: „Es ist viel Blut und Schauder darin. Aber eine Ballade, ohne daß uns ein Schauer längs des Rückens läuft, ist keine Ballade." In seiner Familiengeschichte fand Liliencron genug an Raub, Mord und Wahnsinn. Vielleicht schreibt sich seine hervorstechende Neigung zu düstern, grellen und grausigen Stoffen zu einem Teil aus solcher Überlieferung und dem eigenen Blute her; zum anderen aber ist sie auch ausgesprochen norddeutscher Art, wie außer vielen Balladen-Volksliedern Hebbel und die Droste, Kleist und Arnim bezeugen. Viel und gern in alten Chroniken stöbernd, entnimmt Liliencron seine Stoffe überwiegend der Sage und Geschichte seines Stammes oder der stammverwandten nordischen Völker. Derb und markig, klirrend und funkelnd führt er uns mit dramatischer Bewegtheit Schlachtengraus und hitzige Leidenschaften aller Art vor. Blut und Eisen sind vor allem seine Stoffe, und ob er von Königen und Fürsten oder von freien Bauern wie dem Friesen Pidder Lüng berichtet, immer steigert er seine Helden ins Überlebensgroße und Berserkerhafte:

König Niels schlug mit der Faust auf den Tisch,
Im Marmor blieb die Spur.

Von anfänglich oft lockerer Fügung und ausholender Breite gelangt Liliencron in seinen gelungensten Balladenerzeugnissen zu großer Straffheit und Rundung; mehr und mehr verzichtet er nach Möglichkeit auf epische Zwischenglieder und ergeht sich fast ausschließlich in direkter Rede und Gegenrede. Andere Gedichte entbehren indessen dieser dramatischen Geschlossenheit und der zusammenhaltenden eigentümlichen Balladenstimmung in einem Maße, daß sie kaum noch auf den Gattungstitel Anspruch erheben können; sie erzählen nur in einer auch von Fontane beliebten Weise geschichtliche Ereignisse oder Anekdoten in Versen wieder, so Liliencrons Gedicht „Isern Hinnerk. Ein Geschichtsblatt mit Balladenverbrämung".

Neben den heroischen Kampfballaden finden wir auch eine Anzahl solcher, die sich der Legende nähern, so „Das Verschüttete Dorf", „Die abgeschlagne Hand", „Die kleine Kirche Jesublödlein", „Die Legende vom heiligen Nikolaus". Einen ganz modernen Stoff behandelt packend „Das Schlachtschiff Téméraire". Von hanebüchener Derbheit und Lustigkeit sind „Die schwarzen Mönche in Schleswig". Der Parodie und Karikatur nähern sich sogar durch gewaltsame Übertreibung Gedichte wie „Der Hunger und die Liebe (Gänsehautballade im Bänkelsängerton)" oder „Der purpurrote Rockzipfel (Ein Hintertreppenroman mit Schicksalsgloſſen)", während „König Ragnar Lodbrok"

Scheffels grotesken Urzeit-Gedichten nicht fernsteht. In vielen Fällen haben wir es nicht mit eigentlichen Balladen, sondern nur mit balladenhaft gefärbten Liedern oder Verserzählungen zu tun. Börries von Münchhausen, der von Liliencron unabhängig zu sein erklärt, trifft im ganzen wohl reiner den Ton der echten Kunstballade.

*

Sowohl als Persönlichkeitsausdruck wie als Formenkunst liegt die Lyrik den Jüngstdeutschen gerade so fern wie ihren Vorgängern, den Jungdeutschen. Wo aller Nachdruck auf den Stoff und seine möglichst wirklichkeitsgetreue Wiedergabe gelegt wird, und vollends mit tendenziöser Absicht, da ist für das Seelische, ist für Geist und Gefühl, Phantasie und Stimmung kein Raum; da herrscht die nackte und nüchterne Prosa, nicht eine rein künstlerischen Zielen zustrebende Sprach- und Rhythmenkunst. Liliencron aber ist das Urbild eines Lyrikers, und ihm eignet die feine Künstlerhand, ohne die der Naturalist „ein roher Bursche" bleibt. Er ist auch ein tönereicher und ausdrucksfähiger Gestaltungsdichter, dessen Kraft die Anmut zur Seite geht und dem die Form als solche sehr am Herzen liegt. Er hat an sie zeitlebens außerordentlich viel Künstlerernst und Künstlerfleiß gewandt, und er hat sich unabläßig mit stolzem Selbstgefühl als Dichter-Künstler den Schriftsteller-Handwerkern übergeordnet. Als er hörte, Heyse sei der Meinung, er arbeite nie an seinen Gedichten, sondern schreibe sie alle sehr „nonchalant", lachte er ingrimmig ob solcher ihn tief schmerzenden Verkennung. In Wahrheit war er nichts weniger als rasch und obenhin, sondern, seinem Vorbild Platen gleich, die Kunst zu lernen nie zu träge. Es bezeugt gerade seine hohen Ansprüche an sich selbst nach dieser Richtung, wenn der Anfänger im Jahre 1879 dem Prinzen Schoenaich-Carolath klagt, ihm fehle zum rechten Dichter „das Wort, die Sprache". Allerdings bedurfte sein Sprachgefühl der Schulung und Pflege, ehe es zur Meisterschaft gedieh und ihn befähigte, die Poesie als Wortkunst zu betreiben. Als er im Jahre 1883 das Manuskript seiner ersten Gedichtsammlung dem Verleger sandte, bat er diesen, es zunächst einem tüchtigen Volksschullehrer zu übergeben, der es „pedantisch" auf etwa stehengebliebene Sprachfehler hin untersuchen sollte. Und gänzlich sind gelegentliche Schnitzer in seinen Schriften, vor allem in der Prosa und namentlich in den leicht hingeworfenen Briefen, nie verschwunden, so wenig wie bei Brentano, Heine oder Kleist. Aber Liliencron war nicht zu stolz, sein Sprach- und Stilgefühl sogar durch theoretische Belehrung zu schärfen. Schriften von Daniel Sanders und Xanthippus-Sandvoß zog er bei der Arbeit fleißig zu Rate, und die verdienstlichen, aber allzu eigenwillig schulmeisternden „Sprachdummheiten" Wustmanns, denen er sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatte und die er jedermann dringend anempfahl, lagen ständig neben ihm. Auch öffentlich verfocht er im Zeitalter des Naturalismus seine Überzeugung, daß der Dichter nicht „mit Halli und Hallo, ohne

Regel und Raumkenntnis, drauf los harfen, strophen und versen" dürfe, sondern sich zunächst einmal lernend der Technik bemächtigen und „bis an seinen Tod" strenge Studien in einer Poetik machen müsse. Immer wieder predigte er sich und anderen: „Selbstzucht, wie im Leben, auch Selbstzucht in seiner Kunst üben!" Unermüdlich hielt er seinen hochgeschätzten jüngeren Freund und Schüler Gustav Falke an, zu arbeiten und zu feilen; Genie, versichert er ihm, „ist Arbeit, harte, mitleidlose Arbeit". Und ungemein lehrreich sind in seinen Briefen an Friedrichs die zahllosen, oft äußerst fein begründeten Verbesserungsvorschläge zu dessen ihm in der Handschrift zugehenden Gedichten; mit dem Freunde dichtend und denkend, kann er da gar nicht ablassen, aus innerem Zwange zum Besseren zu streben, womöglich die letzte Vollkommenheit der Ausdrucksgestaltung zu erreichen. Selbstverständlich hat er in echter Schöpferlust insbesondere auch den eigenen dichterischen Gebilden solch nimmermüdes Nach- und Durcharbeiten zugute kommen lassen. Keiner, versichert er wiederholt, arbeite langsamer und überlegter als er. Seine ersten Entwürfe immer von neuem mit der Feder durchzubessern und auszufeilen, bis sich auch das letzte Restchen Rand mit seinen großzügig-vornehmen Schriftzügen bedeckte, war ihm ein Hochgenuß, und nicht nur mit der größten Sorgfalt, sondern sogar „mit Entzücken" las er die Druckkorrekturen. Die Früchte sind solcher treuen Pflege denn auch nicht versagt geblieben. „Wie ich in dieser Art ‚arbeite', um die Feinheiten heranzuziehen, wird erst eine spätere Zeit finden", schreibt er selbstbewußt ein paar Jahre vor seinem Tode. Und das ist nicht zu viel gesagt; man verfolge etwa bei Spiero und im Vorwort von Dehmels Ausgabe, welche Wandlungen die kleinen Gedichte „Tod in Ähren", „In Erinnerung", „Auf dem Kirchhof", „O wär' es doch!" durchmachen mußten, ehe sie zu ihrer Vollkommenheit gelangten.

Vor allem ist es ihm aufgegangen, daß Dichten heiße: verdichten. Wenigstens in seinen besten Stunden. Denn oft genug hat er doch in der Hausjoppe gedichtet, in inhaltlicher wie formaler Hinsicht sich gehen lassen und durch ungehemmten Subjektivismus die künstlerischen Grenzen überschritten. Er hat auch dem Belanglosen in seinem Ich, in seinem äußeren und inneren Erleben, den Zugang zum Tempel der Dichtung verstattet, das Gelegentliche, Zufällige, Nur-Persönliche wie Allgemeingültiges und Typisches behandelt und damit das spezifische Gewicht seines Gesamtkunstwerks verringert. Er wiederholt sich zu oft, bringt, wie Theodor Fontane, sehr viel Anekdotisches und Beiläufiges. Manchmal kommandiert er die Poesie, harrt nicht der gebietenden Stunde, sondern schlendert auf die Pirsch und bringt dann auch wohl nur gereimte Prosa heim. Seine Poesie enthält so auch manchen Erdenrest, der nicht in künstlerische Form aufgelöst ist. Es ist kein Zufall, daß ihm Byrons selbstherrliche Art so lieb ist, und nicht selten stoßen wir bei ihm auf jenen adeligen Dilettantismus, der es seinem Standesgenossen Achim von Arnim verwehrt hat, seine große Begabung voll

auszuschöpfen. So wäre bei ihm im ganzen weniger mehr, und eine strengere Sichtung hätte seiner Dichtung nur frommen können. Auch im einzelnen Gedicht vermissen wir häufig genug den weise verschweigenden Meister des Stils.

Aber wo Liliencron die rechte Selbstzucht und Selbstkritik übt, wo er Meister ist, da ist er es gerade durch kraftvolle Gedrungenheit und stimmungssatte Fülle, durch eine Knappheit und Schlagkraft, die an die von ihm so hoch gestellte Kunst Conrad Ferdinand Meyers heranreichen. Doch nicht auf starre Plastik und Monumentalität geht sein künstlerisches Streben. Er ist vielmehr oft Impressionist und will durch genaue Wiedergabe scharf aufgefaßter Einzeleindrücke gerade das Leben in seiner sprühenden Bewegung und schillernden Buntheit versinnlichen. Man nehme das Gedicht

Viererzug.

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.

In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen
So hell, so hell.

Oder eines der bekanntesten und gelungensten aus den „Adjutantenritten", das zugleich mehr bietet als die bloß sinnliche Eindruckswiedergabe:

In Erinnerung.

Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Lärm und Glut.
„Wasser!" Und die Hand zerwühlte
Gras und Staub in Dursteswut.

Morgen. Gräbergraber. Grüfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, witternd, durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug.

Welche Fülle zugleich veranschaulichter und vergeistigter Stofflichkeit, gebunden vor allem durch die kühne Bildung „überschlugen", bergen allein die sieben ersten Worte dieses Gedichtes!

In solchen Augenblicksaufnahmen hat Liliencron oft sehr Eindrucksvolles und Packendes erreicht. Nur zuweilen verliert er sich in einen abgehackten Telegrammstil, der mit Kunstprosa kaum noch etwas gemein hat, und verfällt

der Manier. Eine Poggfred-Strophe allerdings, die man gern gegen ihn ins Feld führt, ist zur Hälfte wenigstens humoristisch gemeint:

Bankier-Palazzo. Herrschaft ist verreist.
Gut. Dienerschaft geht aus. Ein Kätzchen nur:
„Heut Abend. Komm. Um acht. Bin so verwaist."
Ich kam. Das Herrenzimmer. Cour d'Amour.
Das Bismarcksofa. Stürmisch, zärtlich, dreist.
Kuß pflückt den Kuß. „Ach, laß!" „Laß!" Moll und Dur.
Der Morgen. Abschied. Exit Nachtvisite.
Ein langer Weg nach Haus. O ziere Lite!

Anderseits kann er auch sehr bildmäßig wirken, ohne Impressionist zu sein, wie denn Gemäldebeschreibungen bei ihm sehr beliebt sind. Wer denkt nicht an Gottfried Keller bei dem prachtvollen Schluß des legendarischen Gedichts „Das verschüttete Dorf":

Der volle Mond steht wolkenrein,
Die Stiere stapfen rechts und links
Vom Fräulein mit dem Gnadenschein
Durch all die starre Stille rings.

Die Heilige hat zu guter dritt
Der mächtigen Tiere Hals umspannt.
So schreitet sie mit sicherm Schritt
Hinüber ins Legendenland.

Auch breit ausgeführte Schilderungen liebt der Dichter:

Mors Imperator schreitet hinterdrein;
Ein Grinsen fletscht fatal aus seinem Munde.
Die Linke stemmt er in die Hüfte ein,
Sein hohles Auge lauert in die Runde.
Der handbreit gelbe Saum wirft grellen Schein
Von seiner Toga violettem Grunde.
Den Schädel zirkelt eine Lilienkrone,
Durchflochten, närrisch, von der Pferdebohne.

Aber am wirksamsten sind doch wohl die knappen Bilder und Vergleiche, die sich aus der bloßen Anwendung eines an sich vielleicht gar nicht viel besagenden, aber im Zusammenhang sehr treffend erlesenen Wortes ergeben. Hierher gehört auch die Personifizierung des Unlebendigen, die oft nur dadurch geschieht, daß statt einer passiven eine aktive Verbalform gewählt wird. Namentlich in der Naturbeseelung gelingt dem Dichter auf diesem Wege Vortreffliches:

Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände
. . . . . .
Ein milder, sanfter Regen weint sich aus.
. . . . . .
In der Fensterluken schmale Ritzen
Klemmt der Morgen seine Fingerspitzen.
. . . . . .

Ein Dezembertag verkroch sich todstill
In den Sack der Nacht, den großen, dunklen.
. . . . . .
Der dämmerhelle Ton stirbt matt hinüber.
. . . . . .
Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
Weit über stille Felder aus . . .
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Haidewelt.

Wie anschaulich wirkt es, wenn der Dichter die Bauern schläfrig auf den Pferden „hängen", eine schlechte Taverne das Gesindel „aufsaugen", die Schleppe auf blonder Pagen Armen „schlafen", ein Schweigen durch die gedrängten Reihen „frieren" läßt; wenn er von einem alten abgelebten „verdampften" kraßgeschminkten Frauenzimmer spricht oder von seinem „fressigen" Degen, der Viktoria blitzt. Statt zu sagen: der Freund wird treulos, gebraucht er das sinnlich-symbolische Bild: er „steckt sich die Schuftfeder an den Schopf"; und statt zu sagen: es ist behaglich, personifiziert er allerliebst: „Behaglichkeit, das Kätzchen, schnurrt im Zimmer". Er kann das Prosaische, sich anscheinend der poetischen Wiedergabe im hohen Stil schlechthin Entziehende dennoch mit selbstverständlicher Einfachheit wiedergeben:

Bei meinem Freund zum erstenmal
Sah ich das Einglas niederschnippen.

Aber er kann auch das „Poetische" meisterlich seinem charakterisierenden Realistenstil anpassen. Beobachten wir zum Beispiel nur, welche Rolle der Mond, ein Lieblingsmotiv des Idealismus, bei ihm spielt. Auch er kann stimmungsvoll sagen: „Langsam schwimmt der Mondeskahn", und schon erheblich eigenartiger:

Am dünn-dämmrigen Himmel
Verbleicht nüchtern der Morgenmond.

Aber viel häufiger bei ihm und viel kennzeichnender für ihn sind Wendungen wie die folgenden:

Der neue Mond schob wie ein Komma sich
Just zwischen zwei bepackte Güterwagen.
. . . . . .
Nun schielt er, eine dicke Tombackuhr,
Aus ganz zerrissener Wattenwolkenweste.
. . . . . .
Der Mond hing wie 'ne alte Stalllaterne,
Ein wenig hoch im Viehstall angebracht.

So entnimmt Liliencron unendlich oft dem alltäglichen Leben Vergleiche, die im hohen Stil unerträglich wären, dem seinen aber prächtig anstehen, ihn sehr wesentlich mitbedingen. Etwa, wenn er in dem Gedicht „Ich war so glücklich" eine schöne Marschall-Niel-Rose durch das zarte Seidenpapier glänzen läßt wie schmelzende Butter oder sein Mädel auf den Armen hoch

hält wie ein eiliger Kellner die dampfende Terrine. Das heißt nach Otto Ludwigs Anweisung „die Sache selbst und in ihrer eigenen Sauce geben".

Liliencron verfügt mühelos über einen reichen Wortschatz, der es ihm ermöglicht, die Begriffe fein und scharf abzuschatten und abzutönen. Seine sich ständig aus dem Quickborn der Mundart nährende Sprache, die uns auch einige schöne Dialektgedichte geschenkt hat, mutet außerordentlich quellfrisch und unabgestanden an. Wie verblüffend gut gibt er zum Beispiel die anscheinend unübersetzbaren Fremdwörter Operation und Monokel durch Heilschnitt und Einglas wieder! Dazu aber erweist er sich auch als erfolgreichen Sprachschöpfer. Es sei noch einmal auf die Verse „Wilde Rosen überschlugen Tiefer Wunden rotes Blut" mit ihrer gewagten Verbalbildung und Satzkonstruktion oder auf das vielsagende „durstüberquält" eines anderen Gedichts der „Adjutantenritte" verwiesen. Solche neuen Zusammensetzungen von gedrängter Fülle des Inhalts sind weiter „sternenüberscheitelt" oder „feldwamszerknüllt" oder „siegesfett". Wie bündig bezeichnet das Wort „Spundlochkeilklang" der „Händeringenden Mutter Gottes" die Biertisch- und Würfelbuden-Umwelt, wie treffsicher ist es, wenn der Dichter seinen Heimatsort beim Wiederanblick „verzierbaut" findet. Spricht er von skatlederner Dürftigkeit und nüchternen Gewohnheitsunkenseelen oder von bismarckbraunglaceebehandschuhten Händen, so dienen solche Zusammensetzungen humoristischen Wirkungen.

Namentlich verbale Neubildungen sind bei Liliencron sehr häufig. Sie sind kühn und vielfach drastisch, dabei durchaus nicht immer glücklich, sondern auch wohl gewaltsam und befremdlich. Keusch friedet ein Sommermorgen, überall stummt die Sommernacht, unterm Sternenblinken ufert ein Wellenkuß, die Geliebte zärtelt sich eine gelbe Rose ins dunkle Haar, die Flamme giert und geilt sich um den Leichnam, und der Tod würdet storchartig dem Kreuze zu. Dem alten Fritz steint Verachtung und Menschenhaß Antlitz und Gebärde, und die alte Hure im Heimatsdorf läßt ihre Talmipretiosen von den Mitfahrenden in der Eisenbahn neidisch beposen. Das Wohlgefühl tiert unausrottbar in uns allen, und ein süßes Klärchen verleibweht an Gift. Der Dichter stanzelt und Emanuel Reicher hat ihm einen Poggfred-Kantus vorgeseligt. Da finden wir Verben wie ampeln, mühsalen usw. Reizend anschaulich sind die Verse:

Den Rechen über die Schulter quer
Wippwappt zum Heuen die Grete daher.

Dagegen haben die folgenden wohl etwas stark Gezwungenes und Übertriebenes:

Zipfelt hinter jenem Baum
Deines Mitbewerbers Saum,
Höhnisch lach dem sich Verberger,
Daß er stickt vor Wut und Ärger;
Tigert er auf dich hinaus,
Tatz ihn, wie die Katz die Maus.

Oft dienen solche Neubildungen tonmalerischen Zwecken: der Wagen knarzt und knurzt, der Bügel jankt, und durch eine Wiese klungklingklangt eine Quelle. Stumm und stur preßt die kleine Fiete die Finger um den Hals, stur und stark jodeln die Nachtigallen ihr herrisch Brautlied in die Liebeswelt und rark und quark hadern hoch in den Pappeln die Raben. Sowohl durch Vokalassonanz wie durch konsonantische Alliteration, die er besonders liebt und mit weiser Sparsamkeit verwendet, weiß Liliencron solche tonmalerischen Wirkungen zu erzielen. Ein humoristisch-satirisches Virtuosenstückchen ist seine „Ballade in U-dur", aber auch in ernster künstlerischer Absicht und mit bestem Erfolge sind zuweilen ganze Strophen auf einen besonders bezeichnenden Vokal hin ausgebaut und durchgereimt. Mit mehr denn Bürgerscher Kühnheit häuft Liliencron Naturlaute, zum Beispiel im Anfang des „Einmarsches in die Stadt Pfahlburg", um die Nachtwächterhörner vorzuführen:

Tä tätätätä tä
Bä bäbäbäbä bä. —

Wir unterscheiden zwischen Dichtern, die, wie zum Beispiel Eichendorff, vorzugsweise mit dem Ohre aufnehmen und sich dementsprechend auch an das Gehör des Genießenden wenden, und solchen, für die, wie für C. F. Meyer, das Auge das bevorzugte Organ ist. Bei Liliencron hält sich, wie bei Goethe oder Mörike, beides einigermaßen die Wage. So stark bei dem wirklichkeitsfrohen Realisten die Bildlichkeit entwickelt ist, nicht minder bedeutungsvoll ist bei dem selbst musikalisch ausübenden Künstler der Sinn für Klang und Takt ausgebildet. „Glücklich schätze ich mich," erklärt Liliencron in einem Lebensabriß, „von jeher vornehme, gute Musik gewohnt gewesen zu sein. Unsere fünf Liederkönige, Carl Löwe, Franz Schubert, Robert Schumann, Johannes Brahms und Robert Franz blieben mir stete Weggenossen. Wieviel des Dankes bin ich ihnen schuldig!" Umgekehrt hat die Sanghaftigkeit vieler seiner Gedichte die Komponisten angezogen und bereichert. Richard Strauß, Brahms und Weingartner, Reger und Pfitzner, d'Albert, Ansorge und viele andere haben Liliencronsche Gedichte auf Flügeln des Gesanges durch Deutschland getragen.

Indessen bedarf Liliencrons Lyrik gar nicht der Schwesterkunst, um musikalische Wirkungen zu erzielen. Allein mit den Mitteln des gesprochenen Wortes und der dichterischen Rhythmik versteht er zum Beispiel die verschiedensten taktmäßigen Bewegtheiten zu versinnlichen. „Die Musik kommt" hat das stramme Marschtempo schon in sich selbst. Vortrefflich gibt das Gedicht „Im Trabe" den gleichmäßig raschen Ritt, „Festnacht und Frühgang" den wiegenden Walzertakt, „Mit der Pinasse" den jagenden Meeressturm, der „Blitzzug" das eintönige Dahinrasen des Dampfwagens wieder. Und ein Virtuosenstücklein für Rezitatoren nennt der Dichter selbst sein Gedicht „Schnell herannahender, anschwellender und ebenso schnell ersterbender Sturmstoß".

Diesem Bestreben, das Verschiedenste rhythmisch zu bewältigen, entspricht seine reiche Metrik. Er hat so ziemlich jede Strophen- und Versform gepflegt und zum Teil gemeistert, auch Terzine und Ottave, Sonett und Siziliane. Hexameter und Pentameter lassen dagegen zu wünschen übrig. Ebenso macht sich's Liliencron mit den gern und oft gewählten freien Rhythmen nicht selten zu bequem und läßt die innere Notwendigkeit, die organische Struktur vermissen, die derartigen Versen Goethes und Hölderlins, Heines und Mörikes eigen ist. Nicht zu beanstanden ist es dagegen, wenn Liliencron, wo der Inhalt es fordert oder erlaubt, gegebene Versformen mit großer Freiheit behandelt, Sprechverse bildet, die kaum noch skandiert und von Prosa unterschieden werden können, vielmehr mit reichlicher Anwendung schwebender Betonungen gelesen werden müssen; zum Beispiel: „durch die Nacht wiehert ein Pferd" in der Ballade „König Abels Tod".

Gut beherrscht Liliencron auch die musikalischen Stilmittel der Strophengliederung, wie Responsion und Kehrreim, die Bindungsmittel der Wiederholung und arabeskenartigen Verschlingung, des Leitmotivs, der fugenartigen Abwandlung in der Wiederkehr des Gleichen, des zum Anfang zurückkehrenden ringförmigen Schlusses. Gedichte wie „Bruder Liederlich", „Sonntag Nachmittag", „Das Gewitter" können das bezeugen.

Sein Ohr ist von fast pedantischer Empfindlichkeit gegen den Hiatus, den er, wie Fontane, sogar in seiner Prosa eifrig verfolgt hat. Und im Hinblick auf den Reim erklärt er sich als strengen Plateniden. Immer wieder beteuert er, ihm sei ein unreiner Reim wie eine Ohrfeige, und macht den deutschen Lyrikern ihre Unbekümmertheit in dieser Hinsicht zum schweren Vorwurf, so in dem Gedicht „Deutsche Reimreinheit". Er selbst sucht denn an Reimreinheit seines Gleichen und läßt in dieser Beziehung etwa Mörike weit hinter sich. Aber jedes Dichterohr ist nun einmal von der angeborenen oder geläufigen Mundart abhängig; was es nicht als unrein empfindet, ist ihm rein. So hat auch Liliencron ahnungslos bisweilen Reime gebraucht, die andere Ohren verletzen. Er reimt zum Beispiel wie ein Sachse sorgtest auf horchtest, wie ein Schwabe Nasen oder geblasen auf Straßen; er bindet flink und Schmetterling und läßt Schmeer auf Jupiter, Furien auf denn, Statue, Bestie, Fittige auf Schnee reimen. Nicht verschwiegen sei auch, daß er stark unter dem Reimzwang steht, daß ein Reimwort ein anderes zuweilen bei den Haaren herbeizieht und dem Sinn Gewalt antut. Das sind Nachlässigkeiten, die er sich trotz aller grundsätzlichen Strenge doch nur zu leicht zu Schulden kommen läßt.

Wie sein Ichgefühl sich stofflich oft zu wenig Zwang antut, wie er gern bis zur Manieriertheit den auftrumpfenden Naturburschen spielt und, oft nur um den Philistern ein Ärgernis zu geben, echte Dichtung durch unorganische Einschiebsel und ästhetische Flecken entstellt, so gestattet sich auch im einzelnen sein Stil manches, was die Form beeinträchtigt, durchbricht oder

gar sprengt. Wie irgendein Vertreter der romantischen Ironie oder wie Heinrich Heine spielt er in solchen Fällen mit seinem Gedicht selbstherrlich wie die Katze mit der Maus, macht er sich ein Vergnügen daraus, bewußt aus der Rolle und dem Stil zu fallen, die künstlerische Täuschung plötzlich aufzuheben, mitten in Strenge und Ernst Bocksprünge der Willkür und des Witzes aufzuführen. Und gleich Heine fällt es ihm schwer, ablenkenden Augenblickseinfällen den Zugang zur Dichtung zu sperren, einmal im raschen Entwurf Hingeschriebenes nachträglich wieder unter den Tisch fallen zu lassen. Auch was seinem eigenen künstlerischen Gewissen bei besserem Nachdenken nicht mehr behagt, läßt er oft lieber stehen, als daß er den Zusammenhang noch einmal überarbeitet. In dem an Byrons „Don Juan" gemahnenden Stanzengedicht „Verbannt" beginnt zum Beispiel eine Strophe:

Im Osten, weit, noch hinterm Horizonte,
Wenn dies Paradoxon vielleicht erlaubt ist,
Zeigt sich ein Rauch gleich einer Nebelfronte,
(Verzeihung für das Wort, das sehr geschraubt ist!)

Sowohl der Ausdruck „hinterm Horizonte" wie die Zusammensetzung „Nebelfronte", die, wie so oft, dem Reimzwang ihren Ursprung danken, mißfallen ihm selbst; aber er läßt sie aus Bequemlichkeit stehen und deckt sich lieber notdürftig durch entschuldigende Anmerkungen. In dem Gedicht „Nixe", in dem übrigens die Nixe die kleinste Rolle spielt, bezeichnet er als seinen Liebling Byron und fügt dem Namen den Klammersatz bei: „(Ich liebe seinen Don Juan)"; er nennt ein paar Verse später auch Dante und kann sich die weitere abirrende Einschaltbemerkung nicht verkneifen: „(Soll ich mich ganz dem Dichter geben, Will ich kein Kommentar daneben)"; er schildert ebenda einen Sommerabend: „Der alte Reim darauf ist labend", und läßt die Liebespärchen im Dunkeln flüstern: „Natürlich unter düstern Rüstern." Solche „beiläufigen" Bemerkungen allgemeinen oder selbstironisierenden Inhalts lassen wir uns im Plauderstil Fontanescher Romane gefallen, im Versgedicht ernsten Inhalts stören sie uns empfindlich.

Gewiß wäre es falsch, an Liliencrons Lyrik dieselben Maßstäbe zu legen wie an Verse eines Stefan George: solche bis ins letzte getriebene Formverfeinerung, die alles Persönliche verflüchtigt und aufsaugt, widerspricht der Anlage seines Talents; er bietet uns den weiten, blühenden Rosengarten, in dem auch einiges Unkraut nicht fehlt, jener preßt den Duft seiner Blumen in ein Fläschchen köstlichen Öles aus — aber gewisse Grenzen sind nun einmal jeder gebundenen Form durch ihre Natur gesetzt.

(Schluß folgt.)

Biologische Briefe an eine Dame.

Von

J. von Uexküll.

(Fortsetzung.)

Vierter Brief. (Raum.)

Während die Zeitzeichen jede Empfindung begleiten und diese dadurch insgesamt in die Zeitreihe fest eingegliedert werden, sind die Ortsempfindungen die steten Begleiter nur eines Teiles der Inhaltsempfindungen. Nur beim Tasten und Sehen sind wir uns einer genauen Ortsangabe stets bewußt.

Alle anderen Inhaltsempfindungen aber treten für gewöhnlich in Verbindung mit mehr oder minder deutlichen Tastempfindungen in unser Bewußtsein und gewinnen durch die Vermittlung des Tastsinnes gleichfalls eine weitere oder engere Beziehung zu einer Örtlichkeit.

Da zeigt sich nun eine für unsere Gemütsorganisation bedeutsame Tatsache: wir können zu derselben Zeit an den gleichen Ort wohl je eine Empfindung aus jedem Sinneskreis verlegen — niemals aber zwei selbständige Empfindungen aus dem gleichen Sinneskreis. Der gleiche Ort der Außenwelt kann zugleich Blau — Salzig — Hart — Kalt — nach Rosen duftend sein und einen Ton erzeugen. Er kann aber nicht zugleich Blau und Rot — Salzig und Bitter — Hart und Weich — Kalt und Warm — nach Rosen und Heliotrop duften, noch kann er zwei Töne erzeugen. Alle Empfindungen des gleichen Sinneskreises werden, sobald sie an den gleichen Ort verlegt werden und dadurch nicht mehr räumlich getrennt sind, den Gesetzen ihres Kreises unterworfen und müssen zueinander Stellung nehmen. So werden Blau und Rot, wenn sie nicht räumlich getrennt sind, zu Violett und zwei Töne zu einem Klang vereinigt.

Das ist eine so sichere Tatsache, daß man sagen kann, sobald zwei Empfindungen gleichzeitig an demselben Ort auftreten, so gehören sie nicht zum gleichen Verwandtschaftskreis.

Wie gesagt, haben nur der Licht- und der Tastsinn unmittelbare Beziehungen zu den Ortsempfindungen. Bei ihnen werden wir uns nähere Auskunft über die Ortsempfindungen holen müssen.

Die Außenwelt übermittelt uns keine besonderen örtlichen Reize. Es fehlt also auch in diesem Falle der physikalische Faktor. Wir werden daher

bei den Organen für den Licht- und Tastsinn nach dem physiologischen Faktor suchen, der uns die nötigen Reize liefert. Wahrscheinlich sind es die betreffenden Sinnesorgane selbst, die bei der Verwandlung der äußeren Reize in Erregung ihrer Nervenpersonen einen Teil der Erregung in die Nervenpersonen für die Ortsempfindung abzweigen.

Die Gemütsorganisation für alle Ortsempfindungen, mögen sie als „Lokalzeichen" den Tastsinn oder den Lichtsinn begleiten, ist immer die gleiche, nämlich die der doppelten Nachbarschaft. Während die Momentempfindungen oder „Zeitzeichen" nur mit je einem Nachbar durch ein „Vorher" und je einem für ein „Nachher" verknüpft sind, sind die Lokalzeichen mit zwei Paar Nachbarn verbunden, durch ein „Oben und Unten" mit dem einen und durch ein „Links und Rechts" mit dem andern Nachbarpaar.

Im Gegensatz zu den Zeitzeichen, die eine einzige Reihe bilden, bilden die Lokalzeichen eine Fläche. Ihre Verwandtschaftsform ist die „Ausdehnung".

Jede hinaus verlegte Ortsempfindung liefert als Eigenschaft einen Ort. Kein Ort kann allein ohne Nachbarn vorhanden sein, sondern setzt durch sein Verwandtschaftsgesetz die Nachbarn ebenso voraus wie der Moment die seinen. Infolgedessen wird die gesamte Gemütsorganisation der Ortsempfindungen, nämlich die Ausdehnung, ebenso hinausverlegt wie die Zeit als Gemütsorganisation der Momentempfindungen.

Die hinausverlegte Ausdehnung nenne ich „das Ausgedehnte". Durch die eigenartige Verteilung der Tastsinnesorgane über unsere gesamte Haut ergibt sich mit Notwendigkeit, daß das Ausgedehnte sich rings um uns zusammenschließt.

Da die Ausdehnung eine einzige Fläche bildet, entsteht daraus ein Ausgedehntes, das wie die Innenseite einer Hohlkugel uns allseitig umschließt.

Die Gemütsorganisation der Lokalzeichen des Lichtsinnes ist gleichfalls eine Fläche. Hinausverlegt entsteht ebenfalls ein uns ringsum einschließendes Ausgedehntes, da wir in jeder Stellung immer das Ausgedehnte vor uns sehen.

So sind wir nach der gleichlautenden Aussage der Lokalzeichen beider Sinne ringsum von einer Hohlkugel eingeschlossen, die aus lauter Orten zusammengesetzt ist.

Damit daraus der Raum entstehe, ist noch ein weiteres Sinneszeichen nötig, auf das ich bald zu sprechen komme.

Die Ausdehnung als Gemütsorganisation unserer Lokalzeichen ähnelt weder der Gestalt unserer Tast- noch Lichtsinnesorgane, denn sie ergibt nichts anderes, als eine endlose Fläche, in der jeder Ort jederseits zwei Nachbarn hat. Die Haut als Trägerin der Sinnesorgane des Tastsinnes besteht aus einer Zusammenstellung der mannigfaltigsten Flächen, die schließlich ineinander übergehen. Die Netzhaut des Auges als Trägerin des Lichtsinnes ist eine halbkuglige Schale, die einen Rand besitzt, an der die einzelnen Transformatoren

nach einer Seite hin keine Nachbarn mehr haben. Trotzdem besitzen auch die hier ausgelösten Ortsempfindungen stets Nachbarn. Während die Sehfläche ihre Grenzen hat, besitzt die gleichzeitig hinausverlegte Ortsfläche keine Grenzen.

Bei allen anderen Sinneskreisen waren wir gezwungen, wenn wir uns einen Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse verschaffen wollten, nach einem räumlichen Gebilde zu suchen, das ähnliche Beziehungen besaß. So entstand die Tonleiter, der Farbenhexaeder usw. Hier ist das zum erstenmal nicht nötig, die Verwandtschaftsform einer endlosen Fläche ist unmittelbar anschaulich. Aber ebensowenig wie die räumlichen Hilfsgebilde irgend etwas mit den anatomischen Gestalten unserer Sinnesorgane zu tun hatten, ebensowenig hat die endlose Fläche der Ausdehnung irgend etwas mit den Gestalten der Sinnesorgane zu tun, die die Erregungen zu den Nervenpersonen der Lokalzeichen senden.

Wir werden inzwischen so weit geschult sein, zu bemerken, daß ein körperlich vorhandenes Organ, auch wenn seine Form noch so sehr der zur Anschauung gewordenen Form einer Gemütsorganisation entspricht, niemals deren Stelle einnehmen kann. Denn die Empfindungen, selbst die Ortsempfindungen, sitzen als völlig unkörperliche Faktoren nicht in den räumlichen Gebilden drin, wodurch sie räumlich voneinander getrennt würden, sondern sie entstehen erst, wenn ein physiologischer Prozeß ihr Freiwerden ermöglicht. Dann treten sie sofort als Glieder einer vorher unräumlich vorhandenen Organisation zutage. Die einzelnen Empfindungen werden dann zu Eigenschaften, und wenn es Ortsempfindungen sind, zu Orten, deren vorher unräumlich vorhandene Gemütsorganisation sich mit ihnen zugleich räumlich ausdehnt.

Vergleicht man die Inhaltsempfindungen mit Fingern, durch deren Hilfe das Subjekt mit der Außenwelt in Berührung kommt, so verschaffen die Organisationen der Ordnungsempfindungen ihnen die Möglichkeit, sich einzeln und gemeinsam in einem breiten Rahmen zu betätigen. Die Zeit erlaubte ihnen nacheinander, die Ausdehnung erlaubt ihnen nebeneinander zu spielen.

Die Zahl der Lokalzeichen ist wie bei allen Empfindungen an die Zahl der Nervenpersonen gebunden, bei deren Erregung sie in uns anklingen. Daher ist auch die Zahl der Orte, die im Ausgedehnten auftreten, beschränkt und individuellen Schwankungen unterworfen.

Daß die Feinheit der Ortsempfindung in unserer Haut sehr große Unterschiede aufweist, hat schon Weber nachgewiesen. Wenn man sich zwei Zirkelspitzen in einem Zentimeter Entfernung voneinander auf den Nacken aufsetzt und ohne den Abstand zu ändern, die Rückenhaut hinabführt, nähern sie sich für unsere Empfindung immer mehr und verschmelzen schließlich in Eins. Von der Rückenhaut werden viel weniger Nervenpersonen der Ortsempfindung in Erregung versetzt als von den andern Stellen der Körperhaut, namentlich

an den Fingerspitzen und der Zungenspitze. Dabei bleibt aber die Anordnung der Orte im Ausgedehnten unverändert.

Die Feinheit der Ortsempfindung ist in unserer Netzhaut am ausgesprochensten. Sie ist großen individuellen Schwankungen unterworfen, was sich am besten aus dem Vergleich der Gemälde verschiedener Meister erschließen läßt. Die Gemälde der van Eyk und Holbein lassen auf eine Welt mit einem derartigen Reichtum an Orten schließen, daß die Welt der gewöhnlichen Beschauer nicht im mindesten an sie heranreichen kann.

Vermehrt man, wie Karl Ernst von Baer dies für die Momente getan, die Orte in unserer sichtbaren Welt, oder vermindert man sie in erheblicher Weise, so ändert sich gleichfalls das Weltbild. In einer Welt, die zehnmal mehr Orte beherbergt, werden die Bewegungen erheblich beschleunigt, denn sie brauchen die gleiche Zeit, um jetzt hundert Stationen zu durcheilen statt zehn. Um zehnmal mehr Orte am Himmelsgewölbe anzubringen, muß dieses sich entsprechend ausdehnen. Die Sonne, die in der gleichen Zeit diesen riesigen Bogen durcheilt, muß ein erheblich schnelleres Tempo einschlagen.

Ebenso wird sich in einer durch Ausfall an Orten erheblich verkleinerten Welt das Leben in einem viel langsameren Tempo abspielen. Die Sonne wird am kleinen Himmelsbogen sich Muße nehmen können, da sie die gleiche Zeit für die viel geringere Strecke vor sich hat.

Dies läßt sich für alle Bewegungen bis ins einzelne ausmalen.

Die Tatsache, daß es einfache, unteilbare, elementare Ortsempfindungen sind, die wir aus Lokalzeichen in Orte der Außenwelt verwandeln, ist für die gesamte Denkrichtung unserer Physiker und Chemiker von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Sie hat sie dazu veranlaßt, in allen untersuchten Gegenständen nach Atomen zu forschen, das heißt nach räumlichen Elementareinheiten, die unteilbar sind und keine Form besitzen. Das aber sind nur die Orte als Ausdruck der Ortsempfindungen. Erst wenn alle Gegenstände in Atome aufgelöst sind, gelten diese als vollständig erforscht. Wir legen damit, wenn auch unbewußt, die von vornherein in uns vorhandene Gemütsorganisation der Welterkenntnis zugrunde — und dies mit Recht, denn tiefer als die in unserem Gemüte gegebene Gesetzmäßigkeit vermögen wir auf keine Weise vorzudringen.

Wenn wir uns eine Vorstellung davon verschaffen wollen, wie sich ein Ausgedehntes ausnimmt, das lediglich aus isolierten Orten besteht, so brauchen wir nur auf das Prickeln zu achten, das bei „eingeschlafenen" Gliedmaßen auftritt. Dann entsteht vor uns der Eindruck einer Fläche, die aus sehr zahlreichen Orten zusammengesetzt ist. Die Orte sind in ihren nachbarlichen Beziehungen fest geordnet, bleiben aber gänzlich unverbunden. Es fehlen ihnen, um eine kontinuierliche Fläche zu bilden, die „kleinsten Wege", die die Nachbarorte überall miteinander verschmelzen lassen.

Für das nachbarliche Verhältnis von „Oben und Unten" fehlt noch die Ver-

bindung, die nur ein „Auf und Ab" geben kann. Ebenso fehlt für das „Rechts und Links" das hinzugehörige „Hin und Her". Es fehlt also der „kürzeste Schritt", um den „kleinsten Weg" zu überbrücken. Dazu bedarf es einer besonderen Grundempfindung, die aber in den meisten Fällen so selbstverständlich mitklingt, daß man sie vernachlässigt.

Es handelt sich also hier um eine elementare Bewegungsempfindung, die wir aufsuchen müssen, ehe wir das Bild der Außenwelt vervollständigen können. Wir werden nicht bei den bisher behandelten Inhaltsempfindungen suchen dürfen, sondern die bei unseren eigenen Bewegungen antretenden Empfindungen zergliedern müssen.

Dies ist denn auch verhältnismäßig leicht. Wir vermögen bei allen willkürlichen Bewegungen unserer Gliedmaßen die Bewegungsempfindung von den zugleich auftretenden Muskel- und Sehnenempfindungen (die den Tastempfindungen ähneln) zu trennen. Schwierig wird erst das Problem, wenn wir die Frage nach dem physiologischen Faktor stellen, der die Reize in Erregungen umsetzt, welche den Nervenpersonen für Bewegungsempfindungen zufließen.

Aus Erfahrungen an Nervenkranken hat sich als sicher herausgestellt, daß es sich hier um ein zentralgelegenes Sinnesorgan handelt, das seine Reize nicht von den periferen Muskeln und Sehnen, sondern direkt von den motorischen Nerven erhält, und zwar bevor diese ihre Erregungen den effektorischen Organen zuführen. Der Bewegungsimpuls, den wir zur Ausführung einer Bewegung unserem Arm erteilen, tritt als Erregungswelle im motorischen Armnerven in Erscheinung, und diese Welle gibt zuvor den Reiz für das Zentralsinnesorgan ab, das die Bewegungsempfindungen auslöst.

Enger als mit den Muskelempfindungen sind die Bewegungszeichen mit unseren Willensimpulsen verbunden. Dem kürzesten Impuls entspricht das kleinste Bewegungszeichen. In ihm ist immer schon eine Richtung angegeben, weshalb man auch von „Richtungsempfindungen" oder „Richtungszeichen" reden kann. Die Richtungsempfindungen lassen sich in drei zusammengehörige Paare gliedern, in ein „Auf und Ab", ein „Hin und Her" und ein „Vor und Zurück". Die Gemütsorganisation, die sie alle zusammenfaßt, ist die „Bewegung".

Verlegen wir die Richtungsempfindungen in die Außenwelt, so müssen wir von „Richtungsschritten" sprechen. Die kleinsten Richtungsschritte verbinden, wie wir bereits wissen, die nächsten Nachbarorte miteinander. Sie sind es, die das Ausgedehnte in ein Kontinuum verwandeln, indem sie alle Orte miteinander in der Fläche des Ausgedehnten zusammenheften.

Die Verwandtschaftsbeziehungen der Richtungszeichen untereinander sind aber reicher als die der Lokalzeichen. Die Lokalzeichen besitzen, wie wir sahen, eine doppelte Nachbarschaft, die Richtungszeichen dagegen eine dreifache. Es kommt noch ein „Hin und Zurück" hinzu, wofür im Ausgedehnten kein Platz

vorhanden ist. Die Bewegungsmöglichkeit, die die Richtungszeichen schaffen, ist daher größer als die, die ihnen das Ausgedehnte bieten kann.

Daher ist die nach außen verlegte Gemütsorganisation der Richtungszeichen nicht eine Fläche wie das Ausgedehnte, sondern der unbegrenzte Raum selbst. Unbegrenzt ist dieser Raum, weil an jeder Stelle, und wäre sie noch so entfernt, die Richtungszeichen dank ihrer Gemütsorganisation immer eine dreifache Nachbarschaft besitzen und nach drei Richtungen ihre Schritte lenken können.

Es ist aber ein Irrtum, wenn behauptet wird, unser Auge, das uns neben den Inhaltsempfindungen des Lichtsinnes und den mit ihnen verbundenen Lokalzeichen auch noch (dank seines feinen Bewegungsapparates) die reichsten Richtungszeichen liefert, gebe uns die Anschauung des unbegrenzten Raumes.

Die Richtungszeichen für „Auf und Ab" und „Hin und Her" erhalten wir durch die Muskeln, die den Augapfel bewegen. Diese verschmelzen mit den Lokalzeichen, da sie das Sinnesorgan für die Ortsempfindungen in der Netzhaut des Auges selbst bewegen. Gäbe es keine weiteren Richtungszeichen, so würde uns die Welt wie eine einzige bemalte Schale erscheinen, die uns rings umgibt und überall gleich fern von uns bleibt.

Nun treten aber die Muskeln des Akkommodationsapparates hinzu und liefern uns bei der verschiedenen Einstellung der Linse die Richtungszeichen für „Vor und Zurück". Dadurch werden bestimmte Teile der großen Fläche des Ausgedehnten an uns mehr oder weniger herangerückt und stellen sich wie Kulissen vor den allumfassenden Hintergrund, der sich hinter ihnen zu schließen scheint.

Der Hintergrund selbst ist aber nicht unendlich weit von uns entfernt, sondern erscheint uns in einer durchaus endlichen Nähe. Den Horizont schätzt man für gewöhnlich auf vier bis sechs Wegstunden, den Zenit des Himmelsgewölbes sogar bloß auf zwei bis drei.

Sobald unser Auge auf Entfernung eingestellt ist, sind die Akkommodationsmuskeln völlig entspannt und können daher keine weiteren Richtungszeichen für „Vor" liefern.

Die Entfernung des Horizontes wird aber weiter hinausgeschoben, weil wir es gelernt haben, die Größe und Stellung bekannter Gegenstände als Entfernungszeichen zu benutzen. Aber auch dies Mittel hat seine Grenzen, und dann sind wir am Ausgedehnten angelangt, das als blaue Fläche den Himmel umspannt.

In der Nacht treten die Sterne mehr oder weniger vor die einheitliche, diesmal schwarze Fläche des Ausgedehnten.

Das Ausgedehnte gleicht der Leinwand eines Gemäldes, auf der die Farben aufgetragen sind und von der die gemalten Gegenstände dank ihrer Entfernungszeichen näher oder weiter abrücken.

So ist die Welt beschaffen, die wir anschaulich vor uns haben, und daran

ändern auch die Astronomen nichts mit ihren berechneten Entfernungen von Lichtjahrhunderten. Selbst die Fernrohre ändern daran nichts, sie rücken im Gegenteil die Sterne näher an unser Auge heran, anstatt sie ins Unendliche zu verschieben.

Ortsempfindungen und Richtungsempfindungen mit ihren Gemütsorganisationen schaffen den Rahmen der Weltbühne, in die wir hineinschauen. Dieser Rahmen, das heißt der begrenzte Raum, ist zwar nicht vor aller Erfahrung vorhanden, aber er entsteht mit Naturnotwendigkeit bei jeder Erfahrung der Außenwelt, weil die Gemütsfaktoren, die ihn bilden, vor aller Erfahrung in uns vorhanden sind, und weil alle Reize der Außenwelt diese Gemütsfaktoren zur Tätigkeit zwingen, gleichgültig, welche Inhaltszeichen sie in jedem Fall erwecken.

Fünfter Brief. (Gestalt.)

Die Wege, die wir bisher gewandelt sind, waren dornenvoll, denn nichts ist schwieriger als der Beginn in der Kritik unserer eigenen Erfahrung. Erst wenn die Fülle der Tatsachen sich einheitlich zu formen beginnt, gewinnen wir festen Boden unter den Füßen und können sicher vorwärtsschreiten.

Wenn wir zurückblicken, so sehen wir, wie die verschiedenen Gemütsorganisationen sich zu räumlich scharf umrissenen Gebilden formen ließen. Wir kennen die Wendeltreppe der Töne, den Hexaeder der Farben, das Prisma der Gerüche, die Leiter der Tastempfindungen usw. Es fragt sich nun, was ist die Bedeutung dieser sonderbaren Dinge, die räumlich sind und doch unräumliche Beziehungen ausdrücken sollen?

Die Bedeutung liegt darin, daß wir mit diesen Hilfsmitteln sofort in der Lage sind, zu bestimmen, was aus zwei Empfindungen wird, wenn sie im gleichen Moment am gleichen Ort zusammentreffen. Dann werden sie durch die Ordnungsempfindungen nicht entfaltet, sondern bleiben zusammengefaltet wie Blätter einer Knospe im Schoße ihrer eigenen Gemütsorganisation. Was in diesem Falle aus ihnen wird, das können wir an den räumlichen Abbildern der Gemütsorgane ablesen und bestimmen, welche gemeinsame Eigenschaft sie dem Ort verleihen müssen.

Sobald die beiden Empfindungen zu verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Orten auftreten, tritt die Bedeutung ihrer Gemütsorganisation in den Hintergrund; dann sind sie entfaltet und können jede für sich zur Eigenschaft ihres Ortes werden.

Genau genommen muß man nicht bloß vom gleichen Ort, sondern von Ort und Stelle reden; denn die Richtungszeichen für „Vor und Zurück" haben die Fähigkeit, den gleichen Ort aus dem Ausgedehnten heraus auf uns zu an eine andere Stelle im Raume zu rücken und dadurch eine weitere Entfaltung der Anschauung zu ermöglichen.

So gewähren uns Raum und Zeit die Möglichkeit, die ganze Mannigfaltigkeit unserer Gemütsorgane mit dem vollen Reichtum an Empfindungen zur Entfaltung zu bringen und jede Stelle des Raumes zu jeder Zeit mit je einer Empfindung aus allen Inhaltskreisen zu schmücken. Dann wäre die Welt mit tausendfach verschiedenen Atomen erfüllt. Die Zahl der überhaupt möglichen verschiedenen Atome kann man durch Permutation aus allen Empfindungen aller Inhaltskreise feststellen.

Die Welt ist aber gar nicht mit Atomen oder Atomgruppen erfüllt, sondern mit Gegenständen, die außer den Eigenschaften, die ihnen die Inhaltsempfindungen verleihen, noch etwas Besonderes besitzen, nämlich die „Gestalt".

Wie kommt die Gestalt zustande?

Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß die Gestalt nichts anderes darstellt als eine bestimmte räumliche Beziehung der Orte zueinander, die mit verschiedenen Eigenschaften geschmückt sein können. Räumliche Beziehungen von Ort zu Ort schaffen aber bloß die Richtungsschritte. Es handelt sich also bei der Gestalt um eine Art räumlichen Gerippes, das von den Inhaltsempfindungen mit dem Fleisch der Eigenschaften bekleidet ist.

Wir haben schon ähnliche Verhältnisse kennen gelernt, als wir die Melodien besprachen. Auch bei den Melodien liefert eine Ordnungsempfindung nämlich das Zeitzeichen als Gerippe den Rhythmus, der vom Fleisch der Töne bekleidet die Melodie erzeugt, die eine in der Zeit ausgedehnte Einheit darstellt.

Mit diesem Fingerzeig versehen, wollen wir an die Untersuchung der Entstehung von Gestalten gehen. In der Tat kennen wir eine Gestalt erst dann genügend, um sie wieder zu erkennen, wenn wir ihre Umrisse durch häufiges Abtasten unseres Blickes in uns aufgenommen haben.

Dies führt uns zugleich zu einem tieferen Verständnis dessen, was wir Gedächtnis nennen. Unser Gedächtnis, das wir beim Wiedererkennen der Gegenstände in dauerndem Gebrauch haben, besteht für gewöhnlich nicht aus Bildern, die wir vor die Gegenstände halten und die sich dann mehr oder weniger mit ihnen decken, sondern es besteht aus einer Kenntnis der Blickfolge, die wir beim Abtasten der Gegenstände früher vorgenommen haben. Nicht als fertiges Bild, sondern als eine Folge von Richtungszeichen, die gleich einer Melodie in uns haftet, bleibt uns der Gegenstand im Gedächtnis. Nur spielt die Folge der Richtungszeichen, die die Gestalt formt, eine wichtigere Rolle beim Wiedererkennen der Gegenstände als die Folge von Zeitzeichen, die den Rhythmus formt, beim Wiedererkennen der Melodien. Es fällt uns nämlich viel leichter, einen buntfarbigen Gegenstand in einer Schwarz-weiß-Wiedergabe zu erkennen, als eine Melodie aus dem bloßen taktmäßigen Abklopfen des Rhythmus.

Die im Gedächtnis haftende Folge von Richtungszeichen, die mitklingt,

wenn wir einen Gegenstand mit unseren Blicken abtasten und dabei eine neue Reihe von Richtungszeichen erzeugen, nenne ich in Anlehnung an Kant ein „Schema".

Ohne Schema keine Gestalt wie ohne Rhythmus keine Melodie. Schema und Rhythmus stellen beide Regeln von Ordnungszeichen dar, die in Verbindung mit Inhaltszeichen Einheiten zu formen imstande sind. Das Gedächtnis stellt dementsprechend ein Gemütsorgan dar, das die Fähigkeit besitzt, Regeln aufzubewahren und zum Gebrauch bereit zu halten. Weil die Regeln sowohl Ort wie Zeitempfindungen beherrschen, kann das Organ selbst weder zeitlich noch räumlich sein.

Auch Bilder werden im Gedächtnis aufbewahrt; sie dienen im täglichen Gebrauch dazu, um einen Gesamteindruck von mehreren Gegenständen in ihrer Umgebung wieder zu erkennen und nicht zum Formen von Gestalten.

Schließlich ist aber ein im Gedächtnis bewahrtes Bild auch nichts anderes als eine festgehaltene Regel von Ortsempfindungen mit Inhaltszeichen.

Wir besitzen demnach im Gemütsorgan des Gedächtnisses drei Arten von Regeln, je eine für die drei Arten von Ordnungszeichen. Beim Erinnern werden diese Regeln aus dem Innern des Gemütes nämlich dem Gedächtnis hervorgeholt, um mit ihrer Hilfe die Inhaltszeichen zu formen. Dann entstehen Melodien, Gestalten und Bilder. Es scheint individuellen Schwankungen unterworfen zu sein, welche von diesen drei Fähigkeiten beim einzelnen Subjekt besonders ausgebildet ist. Allgemein vorhanden muß die Fähigkeit sein mittels der Schemata Gestalten zu bilden, denn sie ist unerläßlich, um scharfumrissene Gegenstände hervorzubringen. Dagegen scheint die Fähigkeit der Bilder- und Melodienerzeugung auf eine höhere künstlerische Anlage hinzuweisen.

Wenn wir das Gedächtnis als ein Organ zur Aufbewahrung von Regeln definieren, so fehlt uns noch das Organ, das die Regeln anwendet. Ein Organ also, das sich ganz wesentlich in der Tätigkeit äußert, mit Hilfe von Regeln für die Ordnungsempfindungen aus den jeweils durch die Reize der Außenwelt in uns erweckten Inhaltsempfindungen Einheiten zu formen. Wir unterscheiden die gegebenen Inhaltsempfindungen (die auf Reize der Außenwelt zurückgehen) und die zugleich mitgegebenen Ordnungsempfindungen (die auf Reize unseres Körpers zurückgehen) als das Material, aus dem mit Hilfe der im Gedächtnis bereitliegenden Regeln (vornehmlich für Ordnungsempfindungen) das bildende Organ die Einheiten formt. Das bildende Gemütsorgan ist ausgezeichnet durch eine Bildungskraft, und diese stellt das principium movens aller ihr untergeordneten Gemütsorgane dar.

Kant nennt die Bildungskraft in ihrer zusammenfassenden Tätigkeit die Apperzeption und stellt sie in den Mittelpunkt seiner Betrachtung der gesamten Leistungen des Gemütes auf dem Gebiete der Sinnentätigkeit. Sie ist es, die die Bühne schafft, auf der sich die Vorgänge der Außenwelt ab-

spielen, sie ordnet mit Hilfe der vorhandenen Regeln das sinnlich gegebene Material. Sie vermag aber auch neue Regeln zu erzeugen, die, vom Gedächtnis aufbewahrt, für spätere Erfahrungen das Bindemittel der Sinneszeichen liefern.

Das Organ der Apperzeption stellt somit das beherrschende Glied im Gemütsorganismus dar, das jede Erfahrung erst zu einer selbständigen einheitlichen Handlung des Subjektes macht.

Die Selbsttätigkeit ist die vorherrschende Eigenschaft des Apperzeptionsorganes. Ihre Bildungskraft, die unablässig am Werke ist, Einheiten zu schaffen, mit denen wir die Welt bevölkern, ist wie ein lebendiger Quell, der seine Aktivität aus sich selbst schöpft. Ein sehr merkwürdiger Umstand zeichnet ferner dieses wichtige Gemütsorgan aus: sobald es in Tätigkeit gerät, wird es von seinem stets gleichen Sinneszeichen begleitet, das allen Erfahrungen seinen Stempel aufdrückt. Dies Sinneszeichen ist das „Ich", das, wie Kant sich ausdrückt, die durchgehende Einheit in der Apperzeption darstellt.

Wenn wir diesen ganzen Sinnesapparat des Gemütes in Tätigkeit sehen, wie er das zu ihm gehörige Material der Empfindungen formt, um damit die Außenwelt zu bevölkern, so fragt man sich, was bleibt denn eigentlich Originelles von der Außenwelt noch übrig?

Der ganze räumliche und zeitliche Rahmen der Welt ist ein Werk des Gemütes. Alle sich in ihr befindlichen Gegenstände sind aus Eigenschaften zusammengesetzt, die restlos Empfindungen des Gemütes sind. Die Anordnung der Eigenschaften beruht auf Regeln des Gemütes. Wenn wir, wie wir uns ausdrücken dürfen, ein Ding mit einem Sinnesfinger berühren, erhält es eine Eigenschaft. Versuchen wir durch Berühren mit einem zweiten Sinnesfinger hinter seinen wahren Charakter zu kommen, so erhält es bloß eine zweite Eigenschaft. So wird die Luftschwingung, die unser Ohr als Ton wahrnimmt, zum Schwirren, wenn wir sie mit den Tastorganen der Haut untersuchen. Die Ätherwelle, die unser Auge als Farbe wahrnimmt, wird zur Wärme, wenn sie unser Temperaturorgan trifft. Die Gestalt, die unser Auge wahrnimmt, wird zur Härte für das Tastorgan usf.

Und was sind alle Schwingungen anderes als Folgen von Richtungszeichen, verbunden mit verschiedenen Inhaltsempfindungen? Was wird aus dem Urelement der Welt, dem Atom, wenn es nichts weiter ist als ein Lokalzeichen, das sich bald mit diesem, bald mit jenem Inhaltszeichen verbindet?

Nein, weder Physik noch Chemie führen uns aus dem Herrschaftsgebiet unserer Gemütsorganisation heraus. Ihre Gesetze, so abstrakt sie sein mögen, das heißt so bar aller Inhaltszeichen wie möglich, liegen alle diesseits der Grenzen unserer Sinnlichkeit, denn sie können ohne die Ordnungsempfindungen nicht bestehen. Weil die ganze Welt zusammenstürzen muß, wenn man ihr die Orte, die Richtungen oder die Zeit entzieht.

Das Streben nach Erfassung des rein Objektiven ohne irgendwelche

subjektive Beimischung kann nicht zum Ziele führen. Wenn wir hundert Augen und Ohren besäßen, um die Außenwelt zu belauschen, und tausend Sinnesempfindungen, die uns die feinsten Merkmale verrieten, es blieben doch immer unsere Sinne, und ihr Ergebnis wäre ein rein subjektives. Es ist uns ganz unmöglich, aus dem von unseren Gemütsorganen gezogenen Kreis herauszukommen, denn alle unsere Mittel zur Erfahrung sind zugleich Grenzen unserer Erfahrung.

Damit müssen wir uns abfinden und die Welt innerhalb der gegebenen subjektiven Grenzen mit den gegebenen subjektiven Mitteln zu erforschen trachten.

Allerdings werden wir von der Behauptung, daß wir wüßten, was die Welt wirklich ist, Abstand nehmen. Wenn die Physiker behaupten: „die Welt ist nichts als ein ungeheurer endloser Atomwirbel, der ewig währt ohne Anfang und ohne Ende," so klingt das freilich viel pompöser als der Satz: „Die Welt, wie sie uns erscheint in Raum und Zeit, ist an die in unserem Gemüt gegebenen Bedingungen für unsere Ordnungsempfindungen geknüpft. Wir müssen die Welt mit Orten, Richtungen und Momenten erfüllen. Da keine dieser Empfindungen ohne Nachbar gedacht werden kann, erscheint uns die Welt notwendigerweise unendlich und ewig."

So ungefähr könnte die biologische Erklärung lauten. Das klingt zwar wesentlich bescheidener, ist aber auch wesentlich richtiger.

Sechster Brief. (Umwelt.)

Wir haben die Apperzeption am Werk gesehen, wie sie das ihr zur Verfügung stehende Empfindungsmaterial nach bestimmten Regeln ordnet, wie sie die anklingenden Richtungszeichen zu Gestalten formt, die mit Inhaltszeichen aller Art versehen sein können. Das Erklingen der Empfindungen geschieht unabhängig von der Apperzeption, aber Form und Zusammenhang verleiht sie ihnen.

Damit ist die Welt bereits mit farbigen Tönen, duftenden, schmackhaften, warmen oder kalten, harten oder weichen Gestalten erfüllt, die wir als „Objekte" bezeichnen.

Die Apperzeption besitzt aber noch weitere Regeln, nach denen sie die Objekte zu gruppieren vermag. Eine der wichtigsten Regeln bietet die „Leistung". Wir Menschen sind fast überall von Objekten umgeben, die in irgendeiner Beziehung zu unseren täglichen Handlungen stehen. Diese Objekte ermöglichen oder vervollkommnen bestimmte, in sich abgeschlossene Handlungen, die wir selbst vollbringen und die wir Leistungen nennen. Die Objekte liefern uns dazu passende Gegenleistungen, wie uns das bei all unseren Gebrauchsgegenständen geläufig ist. Der Stuhl dient zum Sitzen, der Wagen zum Fahren, das Haus zum Wohnen usw. Alle Objekte, die im Dienst des Menschen Gegenleistungen vollbringen, nenne ich kurz „Gegenstände".

Ein Gegenstand ist mithin ein durch eine Gegenleistung ausgezeichnetes Objekt, wie das Objekt eine durch Inhaltszeichen ausgezeichnete Gestalt ist. Die Gestalt ist eine mittels eines Schemas geordnete Folge von Richtungszeichen.

Die scharfe Unterscheidung zwischen Objekt und Gegenstand ist dem naiven Beobachter nicht geläufig. Für ihn sind alle Objekte Gegenstände, da er sie nur in ihren Beziehungen zu den Menschen betrachtet, wobei sich immer Leistungen und Gegenleistungen ergeben. Der Erdboden dient dazu, den Menschen zu tragen, die Sonne, den Menschen zu erleuchten, das Wasser dient ihm als Getränk, ja selbst die Bäume dienen ihm als Schattenspender, und die Tiere teilt er in nützliche und schädliche.

Erst die wissenschaftliche Betrachtung der Dinge, die von diesen Beziehungen absieht, zeigt uns, daß es im Gegensatz zu unseren Gebrauchsgegenständen, die ohne den Menschen gar nicht existieren können, auch noch Objekte gibt, die ein eigenes Dasein führen, das vom Menschen ganz unabhängig ist.

Von den Objekten gehen wohl verschiedene Wirkungen aus, die sich aber zu keiner einheitlichen Wirkung vereinigen und daher weder Leistungen noch Gegenleistungen genannt werden können.

Außer den Gegenständen gibt es aber auch Lebewesen, von denen einheitliche Wirkungen ausgehen, die sich aber mit keiner menschlichen Leistung als Gegenleistung verbinden. Sie bilden daher weder Objekte noch Gegenstände, sondern sind selbsttätige Subjekte mit selbständigen Leistungen wie die Menschen.

Die Lebewesen und vornehmlich die Tiere sind imstande, Leistungen auszuüben, die nicht bloß Wirkungen ihrer einzelnen Eigenschaften sind, sondern die durch einen einheitlichen Bauplan zu echten Handlungen vereinigt werden. Als selbständige Subjekte mit einem eigenen Bauplan treten sie der Außenwelt gegenüber, in der sie neue Mittelpunkte bilden, um die sich die Objekte neu gruppieren und einen Teil ihrer Eigenschaften zu neuen Merkmalen verwandeln.

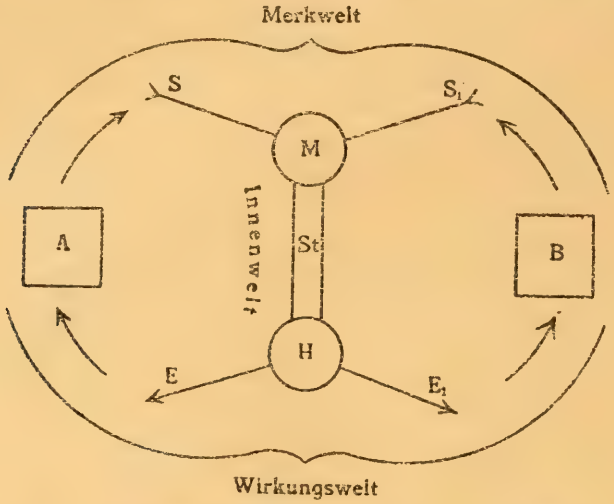
Daher ist gerade das Studium der Tiere besonders geeignet, um uns auch Aufschluß über die Stellung des Menschen zur Außenwelt zu geben.

Natürlich sind wir auch bei diesem Studium an die allgemeinen Bedingungen unserer Gemütsorganisation gebunden. Wir kennen die Tiere nur dank unserer Empfindungen, wir sehen sie in Raum und Zeit vor uns, wir bilden Schemata für ihre Gestalten, und schließlich formen wir ihre Handlungen zu Einheiten, analog den Leistungsregeln unserer eigenen Handlungen.

Die bisherige Analyse der Erfahrungen gibt uns die Möglichkeit, in völliger kritischer Schärfe die landläufige Art der vergleichenden Psychologie rundweg abzulehnen. Wir wissen von den Empfindungen der Tiere nichts. Wir sehen aber, daß bestimmte Eigenschaften der Außenwelt auf sie als Merkmale wirken, andere hingegen nicht. Und wenn wir aus Bequemlichkeit

die Eigenschaften, die uns durch unsere Empfindungen bekannt sind, auch als Merkmalsbezeichnungen für die Tiere beibehalten, bleiben wir uns doch dessen bewußt, daß zum Beispiel die blaue Farbe der Glockenblume, die die Hummel anzieht, keineswegs eine Blauempfindung im Gemüt der Hummel zu erwecken braucht.

Das Gemütsleben der Tiere, das uns die Dichter so anmutig zu schildern verstehen, weil sie sich in die Seelen der Tiere hineinversetzen, bleibt dem beobachtenden Naturforscher verschlossen, der nur das, was seinen eigenen Sinnen zugänglich ist, erforschen kann und sehr wohl weiß, daß ihm andere Empfindungen als seine eigenen keine Erfahrung jemals wird lehren können.



A und B = Merkmalsträger
S und S_1 = Sinnesorgane
E und E_1 = Effektoren
M = Merkorgan
St = Steuerorgan
H = Handlungsorgan.

Abbildung 4.

Um das Subjekt Tier in dem Teil der Außenwelt, mit dem es allein in Beziehung steht, und den ich seine „Umwelt" nenne, zu untersuchen, stehen dem Biologen sowohl die physikalischen Faktoren der Außenwelt wie die physiologischen Faktoren des Tierkörpers zur Verfügung; auf den psychologischen Faktor muß er verzichten.

Das ermöglicht uns immerhin, einen Situationsplan zu entwerfen, der das Subjekt in seiner Umwelt darstellt (Abbildung 4). In die Mitte setzen wir das Zentralnervensystem des Tieres, das aus einem Merkorgan und aus einem Handlungsorgan besteht. Beide werden durch das Steuerorgan verbunden. Im Merkorgan sitzen die Nervenzentren jener Nervenpersonen, die ihre nervösen Ausläufer zu den Sinnesorganen (S und S_1) senden, welche die von den Merkmalen ausgehenden Reize in Nervenerregung verwandeln.

Im Handlungsorgan sitzen die Nervenzentren jener Nervenpersonen, die ihre Nerven zu den Effektoren (E und E_1), den Drüsen und Muskeln der Gliedmaßen senden. Das Steuerorgan, das sie beide verbindet, enthält jene Nervenzentren, deren Ausläufer die Wege vom Merkorgan zum Handlungsorgan liefern.

Alle genannten Teile zusammen gehören zur Innenwelt des Tieres.

In der Außenwelt treffen wir auf Objekte oder Lebewesen, die mit dem Tier in doppelter Beziehung stehen. Einerseits liefern sie die Merkmale, die den Sinnesorganen zugänglich sind, andererseits werden sie von den Effektoren „behandelt". Ich nenne sie Merkmalsträger (A und B).

Wie man sieht, zerfällt die Umwelt in zwei Teile: in eine Merkwelt, die vom Merkmalsträger bis zum Sinnesorgan reicht, und in eine Wirkungswelt, die vom Effektor zum Merkmalsträger reicht.

Es geht, wie durch die Pfeile angedeutet, eine Wirkung von den Merkmalen des Merkmalsträgers zu dem Sinnesorgan des Tieres. Sie erleidet in der Innenwelt mannigfache Umsetzungen und kommt als Handlung des Tieres wieder zum Vorschein, um sich am Merkmalsträger zu betätigen. So schließt sich ein Kreis, den ich den Funktionskreis nenne, und der immer Merkmalsträger und Subjekt umschließt. Aus einer größeren oder geringeren Anzahl von Funktionskreisen setzt sich das Außenleben eines jeden Tieres zusammen. Das Ergebnis der kreisenden Funktion ist immer eine Vernichtung oder Verwandlung des Merkmalsträgers. Die Vernichtung geschieht entweder durch Flucht des Tieres vor seinem Feinde, damit entschwindet der Merkmalsträger aus der Umwelt, oder durch Vertilgung der Beute durch das Tiersubjekt. In vielen Fällen geht dabei eine Verwandlung des Merkmalsträgers vor sich — wenn zum Beispiel die Beute sich anfangs nur durch die Merkmale des Geruches kund tut, dann auch sichtbare Merkmale zeigt worauf bei weiterer Annäherung des Tieres Tastmerkmale und schließlich Geschmacksmerkmale wirksam werden.

Die Merkmalsträger brauchen nun keineswegs als gestaltete Objekte in der Merkwelt des Tieres aufzutreten, damit dieses die dem Merkmalsträger entsprechenden Handlungen vornimmt. So besitzt zum Beispiel die Biene kein Merkmal des Flüssigseins vom Honig, sondern nur das des Duftes, und wird ihn trotzdem mit ihrem Rüssel, der eine Flüssigkeitspumpe ist, entsprechend behandeln.

Das weist uns auf eine grundlegende Tatsache hin, die für das Verständnis der Lebewesen von allergrößter Bedeutung ist. Der Gesamtorganismus eines jeden Lebewesens ist immer auf das genaueste in die Merkmalsträger seiner Umwelt eingepaßt, ganz unabhängig davon, wie viele oder wie wenige von seinen Eigenschaften durch Reizvermittelung zu Merkmalen für das Subjekt werden.

Die Einpassung des Tieres in seine Umwelt ist die Grundlage seines

Daseins und allein ausschlaggebend für die Bauart seiner Sinnesorgane wie seiner Effektoren. Es gibt keine Tiere, die mehr oder minder vollkommen an ihre Umwelt *angepaßt* wären. Alle sind gleich vollkommen in ihre Umwelt *eingepaßt*.

Damit fällt die ganze Anpassungslehre, die bisher so viel Verwirrung angestiftet hat. Die Anpassungslehre verglich jedes einzelne Lebewesen mit der gesamten uns Menschen zugänglichen Außenwelt, obgleich jedes Tier nur mit einem geringen Teil der in der Menschenwelt vorhandenen Objekte in Beziehung steht. Erst die Abgrenzung dieses Bruchteils als der zum Tiersubjekt gehörigen Umwelt machte es möglich, die Tatsache der Einpassung zu erkennen, die allen Tieren die gleiche Vollkommenheit zuspricht.

Dadurch gewinnt das ganze Tierleben an Übersicht und Verständlichkeit, weil es uns nun möglich ist, jedes Tier mit seiner Umwelt als eine zusammengehörige Einheit aus der übrigen Außenwelt herauszuheben und gesondert zu betrachten.

Vorerst werden wir gut tun, den für das Tiersubjekt in Frage kommenden Raum vom übrigen Raum abzugrenzen und mit dem ihm zukommenden viel kleineren „Ausgedehnten" wie mit einer Eierschale zu umgeben. Außerhalb dieser Eierschale gibt es für das Tiersubjekt keine Welt.

Innerhalb der Eierschale befindet sich das Tier rings umgeben von seinen Merkmalsträgern, mit denen es durch seine Funktionskreise verbunden ist. Während des Ablaufes seines Lebens kommt das Tier mit immer neuen Merkmalsträgern in Berührung, die seinen Lebensweg nicht bloß umzäunen, sondern nach allen Seiten hin abschließen. Dadurch dehnt sich die Umwelt immer weiter aus und wird zu einem Tunnel, der das ganze Leben einschließt.

Der innere Bau eines solchen Lebenstunnels bietet dem Forscher eine Menge neuer Probleme, da er auch die Lebensperioden — des Schlafens und Wachens, des Hungers und der Sättigung, der Brunst usw. — in rhythmischer Folge wiedergibt.

Die Einpassung stellt sich, je mehr wir uns in die von ihr beherrschten Verhältnisse vertiefen, immer deutlicher als das wichtigste Problem der Biologie heraus. So lange man die Lebewesen mit der ganzen menschlichen Außenwelt in Beziehung setzte, konnte man vor der Vollkommenheit der Welt der Lebewesen die Augen schließen und sich mit allerlei Lehren behelfen, die eine geringere oder größere Anpassung aus diesen und jenen physikalischen oder physiologischen Gründen herleiteten.

Das wird mit einem Schlage anders, wenn man das lückenlose Ineinandergreifen der Tierkörper mit ihren Merkmalsträgern ins Auge faßt und wenn man sich sagen muß, daß das ganze Tierleben auf dem fehlerlosen Getriebe der Funktionskreise beruht.

So lange man sich auf den Ablauf der Funktionen innerhalb des Tierkörpers beschränkt, kann man zwar die Einpassung der Organe ineinander

nicht leugnen. Aber die Ordnung, die sich hier herausstellt, bezieht sich immer nur auf einen Körper, der aus einem einheitlichen Keim stammt, in den man alle möglichen chemischen und mechanischen Strukturen hineingeheimnißte, die eine einheitliche Ausgestaltung des Körpers bewirken sollten.

Steht man aber der Tatsache gegenüber, daß jeder Tierkörper in seine Merkmalsträger ebenso genau eingepaßt ist, wie seine Organe untereinander (obgleich die Tiere und die Merkmalsträger einen durchaus verschiedenen Ursprung haben), so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß man einem Weltgesetz gegenübersteht, das für die Lebewesen von der gleichen Bedeutung ist, wie das Gesetz der Erhaltung der Energie für die leblose Welt.

Ich nenne die in der lebendigen Welt wirkende Macht, auf die die allgemein durchgeführte Einpassung der Lebewesen bezogen werden muß, die „Planmäßigkeit".

Ein feenhafter Anblick bietet sich unserem geistigen Auge dar, wenn wir uns das Walten der Planmäßigkeit in den abertausend Umwelten der Tiere und Menschen vorzuzaubern suchen. Mit schillernden Seifenblasen, die immer neu entstehen und vergehen, ist das All erfüllt. In jeder eine ganze Welt — bald klein und bescheiden, bald reich und prächtig. Kein Märchenbuch der Welt reicht an die Phantasie heran, die sich in diesen Welten verwirklicht. Die einzelligen Flaschentiere, deren Welt aus lauter gleichen schreckhaften Merkmalen besteht, die das flüchtige Wesen immer vertreiben, bis es an den einzigen Ort gelangt, der keine Reize aussendet — dort findet es seine Nahrung.

Die schimmernde Meeresqualle, die von der Welt nichts vernimmt als ihren eigenen Ruderschlag, der zugleich den Nahrungsstrom des Seewassers ein- und austreibt. Mit dem gleichen Schlag, der auch ihr Herzschlag ist, schwimmt und atmet sie, so schwebt und ruht sie völlig abgeschlossen in sich selbst.

Mit hundert Augen erspäht die Pilgermuschel in ihrer Welt nichts anderes als eine bestimmte Bewegung; diese wirkt aber als Signal, auf das hin die langen Riechfühler hinausflattern. Das Geruchsmerkmal, das sie aufnehmen, beruhigt sie oder wird in höchste Erregung verwandelt, die die mächtigen Muskeln zur Tätigkeit ruft, und das Tier schwimmt davon. Der Merkmalsträger war in diesem Fall der Feind aller Muscheln, der Seestern.

So geht es weiter von Stufe zu Stufe, in immer größerer Mannigfaltigkeit umgreifen die Umwelten die Subjekte. Immer deutlicher heben sich die Merkmalsträger in der Merkwelt voneinander ab. Sie erhalten Gestalten; erst sind es wenige und einfache, dann immer zahlreichere, schärfer gegliederte und reicher gefärbte.

Nachdem wir uns an aller Fülle der tausend Welten satt gesehen, betrachten wir einzelne Umwelten genauer und geraten stets von neuem in Bewunderung, wenn wir das lückenlose Zusammenstimmen der Körperorganisation

mit der Umwelt anstaunen. Nichts ist dem Zufall überlassen — alles paßt ineinander. Die Sonne der Umwelt trägt das Maß des Auges, und das Auge des Lebewesens trägt das Maß der Sonne seiner Welt. Genau so verschieden wie die Augen der Lebewesen, genau so verschieden sind Sonne und Himmel ihrer Umwelten.

Die Gegenstände nehmen in den fremden Umwelten oft die absonderlichsten Formen an, je nach den Schematen, die sie bilden. Auch diese können wir zwar nur im Rahmen unserer eigenen Schemata kennen lernen. Aber das genügt, um die überall hervortretende Planmäßigkeit zu entdecken, die die Gestalten der Merkmalsträger in die Lebensbedürfnisse der Subjekte eingepaßt hat.

Wie grundverschieden ist dieses biologische Weltbild vom physikalischen, obgleich auch wir den Rahmen unseres eigenen Weltbildes nicht verlassen und nur bedauern, daß uns die Fähigkeit abgeht, all die tausend Welten mit ihren eigenen Farben zu malen, ihren Tönen zu hören und in ihrem Raum und ihrer Zeit zu erleben, weil wir die Empfindungen der fremden Subjekte nicht kennen.

Die physikalische Welt, die unbegreiflicherweise für die allein wirkliche erklärt wird, weil sie sich nur auf die Ordnungsempfindungen aufbaut und die Inhaltsempfindungen vernachlässigt, ist bloß ärmer als die Welt der Ärmsten. Sie ist nichts als ein endloser Tanz unendlich vieler Atome, in dem nur das Gesetz von Ursache und Wirkung gilt, das wie ein starres Netz alle Bewegungen miteinander verknüpft und ohne Ende und Anfang ist, eine blinde Notwendigkeit. Keine Farben, keine Töne oder Gerüche sind in dieser Welt vorhanden. Ohne Wärme bewegen sich gestaltlose Systeme von Punkten durcheinander, ohne Sinn und wahre Ordnung — ein öder Mechanismus, der nichts bedeutet, nichts erzeugt.

In der biologischen Welt ist alles Harmonie, alles Melodie, denn auch die Momente sind nicht bloß da, um Bewegungen aneinander zu ketten; sie betonen vielmehr die Inhaltsempfindungen der Farben und Töne in verschlungenen Folgen von Pausen, Kürzen und Längen; sie lösen die starren Gestalten in periodisch wechselnde Erscheinungen auf. Alles bis ins kleinste zeigt Ordnung, Sinn und Bedeutung. Alles erzeugt gesteigerte Gestaltung, die bald verweht, um Neuem Platz zu machen. Überall schließt im wechselvollen Reigen das Ende dem Anfang sich an. Eine überräumliche und überzeitliche Macht trägt, bewegt und bildet alles — die Planmäßigkeit.

(Weitere Briefe folgen.)

Literarische Rundschau.

Niederdeutsche Neuerscheinungen. V.

Timm Kröger.

Timm Kröger, Novellen. Gesamtausgabe. Hamburg, Alfred Janssen. 1914.

Timm Kröger, Wa Jürn Hölk den Düwel ziteer. Hamburg, Hermes. 1918.

Jacob Bödewadt, Timm Kröger. Ein deutscher Dichter eigener Art. Hamburg, Alfred Janssen. 1916.

Als Johann Hinrich Fehrs bereits die Schwelle des Greisenalters überschritt, knüpften sich die Fäden seiner Freundschaft mit einem anderen holsteinischen Dichter, der ungefähr gleichen Alters war, mit Timm Kröger. Obwohl beide einander so spät kennen lernten, weist ihr Leben und Wirken doch von Jugend an manchen gemeinsamen Zug auf: beider Familien entstammten der Geest, und ihre Geburtsorte Mühlenbarbeek und Haale liegen nur wenige Meilen voneinander entfernt, in ähnlicher Weise vor der großen Welt versteckt. Beide verlebten in dieser ländlichen Abgeschiedenheit eine glückliche Jugend, die von allzuviel Schulweisheit nicht geplagt war; beide wuchsen in ihren bürgerlichen Berufen zu Pflichtmenschen heran, die den lockenden Musen nur diesen und jenen Feierabend einzuräumen wagten und so erst spät, am Abend ihres Lebens zu den literarischen Persönlichkeiten ausreiften, als die sie heute in der Literaturgeschichte ihrer engeren und weiteren Heimat stehen; darum haben auch beide, Timm Kröger nicht weniger als Fehrs, Kräftiges neben Kraftlosem, Unbedeutendes neben Bedeutendem, Gelungenes neben Mißlungenem geschaffen, und nicht aus jedem ihrer poetischen Versuche wurde ein glücklicher Wurf. Beide sind in ihrem langen Leben nur wenig über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinausgekommen, und die Außenwelt hat daher auf ihre Heimatdichtungen keinen großen Einfluß gewinnen können; beider eigentliches Element ist die schleswig-holsteinische Dorfdichtung geblieben mit dem einen Unterschiede, daß Johann Hinrich Fehrs sich entschlossen der plattdeutschen Sprache zuwandte, während Timm Kröger im großen und ganzen bis in seine spätesten Jahre das Hochdeutsche bevorzugte und nur hie und da seine Novellen mit plattdeutschen Gesprächen würzte.

Wie bei Fehrs war es auch bei Kröger eine idyllische Kindheit und eine von hochdeutscher Schulmeisterei wenig behelligte Jugendzeit, die den Keim dichterischer Begabung glücklich hegte und langsam entwickelte. Ähnlich wie Fehrs erzählt Kröger von dieser Jugendzeit selbst, und ausführlich beschreibt er, wie dieser Keim, diese Veranlagung zu etwas Geistigem schon in mehreren seiner Vorfahren sich bemerkbar gemacht habe: „Ich bin im nördlichen Holstein geboren, Eltern und Voreltern von Vaterseite und von Mutterseite sind auf demselben Fleck, der mit

zwei deutschen Geviertmeilen reichlich bemessen ist, zu Hause gewesen, sämtlich sächsischen Stammes. Alle Vorfahren sind Bauern gewesen und stammen aus freien, niemals hörig gewesenen Bauerngeschlechtern. Ein wohl hier und da zu weit gehender Haß gegen äußeren Zwang war gemeinsame Familieneigenschaft, eine vielleicht übertriebene Freiheits- und Unabhängigkeitssucht ist auch in meinem Leben einflußreich geblieben." Lange verweilt er bei der Beschreibung seiner väterlichen Vorfahren Sievers und Kröger; in der erstgenannten Familie zeigte sich ein Widerstreit zwischen nüchternem Realismus und phantastischer Geistigkeit; bei den Krögers werden „hintersinnige" Menschen, in jeder Generation, Grübler, Gottsucher und Pflichtmenschen. Sein Vater muß, soweit wir aus des Sohnes Worten schließen können, dem Vater Hebbels nicht unähnlich gewesen sein, düster und streng, mehr mit Gott als mit Menschen im Verkehr. Bei Mütterchen war auch hier die Frohnatur und die Lust am Fabulieren, und der Mutter Familie war reich an phantastischen Originalen, von denen einer, „Snider-Ohm", als anziehende Gestalt in mehr als einer Krögerschen Novelle wiederkehrt.

Und in derselben Gegend innerhalb derselben wenigen Geviertmeilen, über die seine Eltern und Voreltern kaum hinausgekommen waren, hat Timm Kröger seine ganze Jugendzeit bis etwa zum zwanzigsten Lebensjahr verbracht. Dieser engbegrenzte Raum, mitsamt der naheliegenden Marsch, ist der Schauplatz seiner meisten Erzählungen geworden; es war, wenn wir Fehrs wieder zum Vergleich herbeiziehen, sein „Ilenbeck", das freilich sein Pseudonym bei Kröger öfter wechselt. Es war eine Gegend, deren größter Reiz in der Weltabgeschiedenheit bestand: „Haale heißt der Ort, in dem ich am 29. November 1844 geboren worden bin. Es ist ein aus weit verstreuten Gehöften bestehendes Dorf an der Haaler Au, nicht weit von der Ausmündung in die Eider, eine Meile östlich von Hademarschen, wo Theodor Storm seine letzten Lebensjahre zugebracht und seine besten Novellen geschrieben hat. Die Gegend ist einsam, die Eisenbahnstation ist noch jetzt nahezu eine Meile entfernt, die nächsten Dörfer nicht viel weniger als eine Stunde. Die Gemarkung ist von großen fiskalischen Waldungen und Mooren umgeben; halbinselartig ist sie mit starken Knicken und Verhauen gegen die große Wiesenniederung der Eider und ihrer Nebenflüsse vorgeschoben."

Nach seinem eigenen Geständnis ist es die Liebe zu dieser Landschaft, zu dieser Heimat, die ihn später unter die Schriftsteller getrieben hat. Seinem Vater gehörte der größte Bauernhof des Dorfes, und immer kehren bei ihm Anklänge wieder an den unvergeßlichen Blick, den man von diesem aus genoß. Von dort sah man nämlich „weit über Wiesen und Moore. Prächtige Bäume beschatteten, behüteten und umrauschten unser Heim, die rauhen Herbstschauer in den Wipfeln liegen mir noch immer im Ohr".

Dem Knaben blieb Zeit genug, diesen Melodien der Natur zu lauschen, denn „erzogen wurden Haaler Kinder überhaupt nicht, oder doch nur gelegentlich mit Rute und Stock. Schule und Schularbeiten drückten nicht allzuschwer, häuslich-wirtschaftliche Arbeiten auch nicht besonders, da blieb viel Zeit, herumzustreifen oder auf dem Rücken zu liegen und in die Wolken zu starren". Nachdem er mit elf Jahren den Vater verloren hatte, bestimmten zunächst seine Verwandten sein Schicksal. Ein älterer Bruder, zwar selbst geistig sehr rege, ein eifriger Leser Schillers und praktischer Liebhaber der Chemie, hegte bei aller Regsamkeit und Bildung doch ein starkes Mißtrauen gegen geistige Lebensberufe und bekämpfte aus eigener Erfahrung den Zwiespalt, der so manchen Vorfahren aus der Kröger-Sievers-Sippe gequält hatte; er entschied dahin, daß Timm Kröger nach seiner Konfirmation bei der Landwirtschaft verbleiben solle.

Er wurde natürlich ein lateinischer Bauer, aber er blieb es nicht. Er bekennt, daß ihn von frühester Jugend an eine tüchtige Portion Ehrgeiz beseelt habe; der und die mangelnde innere Zufriedenheit mögen die starke Triebfeder gewesen sein, die es schließlich durchsetzte, daß er doch einen gelehrten Beruf ergriff. In einem Alter, da der deutsche Jüngling sonst zur hohen Schule ausschwärmt, zwang er sich zu der Tretmühle, in der er die Anfangsgründe der humanistischen Bildung erwarb; er schlug sich durch das Dickicht lateinischer, griechischer Deklinationen und Konjugationen.

Das Unvermeidliche folgte bald: Immatrikulation, allgemeine wissenschaftliche Belehrung und juristisches Fachstudium, Examina und ein Beruf, der ihn einstweilen allen neun Musen entführte, eine Betätigung, die sich auf Grund wissenschaftlicher Fachbildung in hochdeutscher Sprache auswirkte [1]).

Timm Kröger hat es später beklagt, daß ihm, dem unerfahrenen Bauernjungen, in den entscheidenden Stunden seines Lebens kein verständnisvoller Berater zur Seite gestanden habe. Wir können uns seiner Klage nur anschließen. In noch stärkerem Maße als bei Fehrs hat seine künstlerische Ausdrucksweise darunter gelitten, daß ihm ein gelehrter Beruf auferlegt wurde. Die Ausbildung dazu konnte natürlich nicht anders als auf hochdeutsch erfolgen; nun wurzelte zwar niederdeutsche Art und Überlieferung zu tief in ihm, als daß er der plattdeutschen Sprache ganz entfremdet werden konnte, aber die tägliche Sprache seines Berufes und vorwiegend auch seiner Lektüre wurde von jetzt ab jahrzehntelang das Hochdeutsch. So sind auch wahrscheinlich seine wenigen literarischen Jugendversuche, die er alsbald verbrannt hat, in dieser Sprache verfaßt worden.

Daß er so seiner Muttersprache immer mehr entwöhnt wurde, müssen wir um so mehr bedauern, als ihm Familie, Rasse, Heimat und Jugendverkehr einen solchen Schatz niederdeutschen Volkstums ins Leben mitgegeben hatten wie wenigen seiner Zeitgenossen. Wir sehen das aus den plattdeutschen Gesprächen, die seine Erzählungen beleben, aus den Schilderungen manches alten Brauches, der in seiner Jugendzeit noch gepflegt wurde, und aus den beiden plattdeutschen Veröffentlichungen „Wa Jürn Hölk den Düwel ziteer" und „Hinnerk mit de Kiep un mit de Piep" [2]). Aber auch in dem Wald seiner hochdeutschen Stimmen rauscht manch ein niederdeutscher Klang, oft wohl ohne sein Wissen, öfter noch infolge ganz bewußten Gebrauches von niederdeutschen Wendungen und Wortstellungen, ähnlich wie es Gorch Fock in „Seefahrt ist not" und Hermann Löns im „Wehrwolf" tut. Oft auch verwendet er unwillkürlich ein Wort im alten niederdeutschen Sinn, so wie es in seiner Jugend noch gebräuchlich war. So zum Beispiel bedeutet „Knecht" bei ihm mehrmals nicht einen Unfreien, sondern hat eine Bedeutung, die dem des englischen „knight" nahe kommt; es bezeichnet einen lebensfrohen Junggesellen, der in ehrenvoller Abhängigkeit von seinem Herrn steht und sich die Dame seines Herzens noch frei wählen kann. Und „niederträchtig" wird von ihm für „demütig" gebraucht.

Seine hochdeutsch wissenschaftliche Ausbildung und Betätigung hat nicht nur seinen niederdeutschen Ausdruck geschwächt, sondern sogar seinem hochdeutschen noch geschadet. Der Gelehrte und Grübler in ihm schlägt leider manchmal den Dichter tot, und zwar gedanklich und stilistisch, so zum Beispiel in „Daniel Dark". (Bd. VI, S. 18.)

[1]) stud. phil. et iur. 1864 bis 1869, Referendar 1869 bis 1873, preußischer Staatsbeamter bis 1876 und Rechtsanwalt von da bis 1902.

[2]) Beide erschienen im „Niederdeutschen Kurier" (erster Jahrgang Nr. 4 f. und zweiter Jahrgang, Nr. 3).

Zwischen der Stunde, da er die befruchtende Einsamkeit des väterlichen Hofes und seiner ländlichen, gesunden Eindrücke verließ, und seiner ersten literarischen Arbeit liegen etwa zwanzig Jahre ausdörrender Wissenschaft und Bureaukratie, und die Spuren dieser zwanzig Jahre haben sich bis in sein spätestes Alter nicht verwischen lassen.

In den Jahren 1886 bis 1888 irrte zwischen den Schriftleitungen deutscher Blätter ein Manuskript umher, das den Titel führte: „Die Roßtrappe von Neudorf". Das Thema war eine Nichtigkeit: der Nachtwächter des Gutes Neudorf glaubt bei einem Rundgang einen Einbrecher zu sehen; statt seines Amtes zu walten, wird er so von Furcht befallen, daß er den Mut nur zu einem rettenden Roßtrappensprung über den Bach findet. Auffassung und Darstellung haben aus der Nichtigkeit nicht viel mehr gemacht. Die Umrisse des „Helden" sind so verschwommen wie die der mondbeglänzten Landschaft, in der er seinen nächtlichen Gang und Sprung unternimmt. Auch aus seiner Seele vernehmen wir wenig, *über* sie und die seines Hundes Nero desto mehr: Betrachtungen eines Geistes, der viel über das Weltall nachgrübelt und seine Grübeleien auch seinen Helden und Opfern andichtet.

So sah der erste novellistische Versuch des vierzigjährigen Timm Kröger aus: kein Römerdrama, keine Renaissancenovelle, keine Romane und Zeitfragen, sondern Arabesken um eine Nichtigkeit, die man zeitlos nennen könnte, wenn der Gegenstand nicht gar so winzig wäre und wenn sich in die Betrachtungen nicht deutlich und breit naturwissenschaftliche Gedankengänge unserer Zeit eindrängten. Mit einem Wort: es ist schon die persönliche Note da, die den späteren Heimatdichter kennzeichnet, im Stil, in der Wahl und Ausgestaltung des Stoffes und den subjektiven Zutaten. Es fällt uns eine anschauliche Naturschilderung schleswig-holsteinischer Landschaft auf und die Beseelung von Tieren und Gestirnen. Hier haben wir schon die Abkehr von der „großen" und die Einkehr in die kleine Welt und das Tasten nach dem Jenseits, das hinter dem Diesseits liegt, und wovon das Diesseits (nach Krögers späterer Äußerung) nur ein Vor- und Schattenspiel ist. Selbst der Nachtwächter wird mit den Weiten des Himmelsgewölbes in geistigen Verkehr gesetzt, in die der sinnende Geist des Dichters immer wieder entflieht, als seien sie der Lösung der Daseinsrätsel näher.

Bis der Dichter von dieser Nippsache zu größerem Gelingen emporstieg, sind Jahre verflossen. Er warf die Dinge nicht rasch und leicht aufs Papier, trachtete nicht darnach, schnell und hell in der Öffentlichkeit zu glänzen. Er arbeitete langsam, ließ Entwürfe und Werke liegen, feilte sie immer wieder durch, arbeitete sie oft von neuem um. Manche Arbeit trägt noch in ihrer letzten Form die Prägung des Mühseligen und Gequälten, so „Der Schulmeister von Handewitt".

In einem erreichte er ziemlich bald die Vollendung seiner Form, jene Vollendung, die im Leser dieselben Gefühle und Vorstellungen weckt, welche den Künstler beseelen: in der Darstellung der Natur und der Harmonie des Menschen mit der Landschaft. In der Beschränkung auf die Jugendbilder seiner engsten Heimat zeigt sich hier der Meister. Oft genügen einige wenige Linien, um dem Leser diese Welt hinzuzaubern, so wie sie der Dichter mit den Augen seiner Kindheit sieht. „Dies Fleckchen", sagt er in „Wohin" (Bd. VI, S. 171), „war seine Welt, seine nicht einmal ausgemessene, enge Welt. Bis zur schwarzen Heckpforte am alten Stall nach rechts, wo man aus dem Gebüsch hervorlugt, die stillen Gartenwege zur Linken des Hauses hinauf, wo man die braune Heide hinan sah — soweit kannte er sich gut aus, weiter nicht . . . Wie weit es vom Hecktor rechts und vom Gartentor links noch bis zur Himmelswand sei, das sah er heute zum erstenmal.

Zum erstenmal gewahrte er die Größe und Weite des Himmelsgewölbes, das sich über ihm zur höchsten Höhe erhob. An der festen Decke schoben Wolken hin und her, aber über und hinter dieser Decke wohnte der allmächtige, der allgütige, der liebe Gott." Schon hier ist der Wind, der vom Westen und Südwesten her über die holsteinische Küste saust, sein Freund: „Ein lebhafter Südwest stieß wie einst, als er noch mit den Kinderhänden nach der Himmelswand langte, an das Haus, dürre Blätter rasselten in seinem Wirbel über das Steinpflaster an den Kellerluken daher. Dem angstvollen Rufen des Sturmwindes folgte die Beschwichtigung der ruhig wehenden, rauschenden Baumwipfel; in dem Flehen und Klagen der Windgeister, die im ruhelosen Pfiff um die Ecken gejagt wurden, rauschte als Grundton die Versicherung: so gerne möchten sie mit ihm in dem lauschigen Raum ausruhen von der wilden Jagd, die sie über die herbstlichen Stoppelfelder treibe." (Bd. VI, S. 181.)

Diese Skizze „Wohin", die er im Jahre 1888 schrieb, offenbart überhaupt am frühesten den ganzen Kröger. Hier treten uns fast alle Eigenschaften entgegen, die für seine Kunst so charakteristisch geblieben sind. Wir finden einen Geist, der weniger Neues schafft als vielmehr bereits Vorhandenes ausgestaltet, ein Künstlertum, das nicht frei umherschweift und frei erfindet, sondern sich darauf beschränkt, die persönlichen Begegnungen und Begebenheiten des eigenen Lebens, zumal der Jugendzeit, im Alter wiederzuerleben, zu erzählen und mit feinen, weitgeschweiften Schnörkeln nach- und auszuformen. Und die Begebenheiten dieser Jugendzeit sind mehr innerlicher als äußerlicher Art. Ihm ist kein König, kein Staatsmann, kein Feldherr begegnet; er hat keine Schlacht miterlebt und ist nicht Zeuge irgendeiner Haupt- und Staatsaktion geworden. Die Erlebnisse des Knaben und Jünglings waren das Sausen des Windes, das Rauschen des Waldes und der Wuchs der Wiesen, Weiden und Äcker, versonnenes Träumen am Wegrain und auf der Heide, der Hauch der ersten Liebe, Grübeln und Suchen nach Gott und dem Jenseits und die Begegnung mit „hintersinnigen" Menschen, die ein seltsames Bild von der Welt haben. Und das kommt alles hier in „Wohin" zum erstenmal zusammen: die Stürme rauschen einher, zu Gestalten verdichtet, nicht nach Vorbildern der Mythologie, sondern im Zusammenhang mit naturwissenschaftlicher Erkenntnis; und doch wirken sie nicht als mechanische Vorgänge, sondern greifen wie Personen in die Handlung ein; diese Handlung ist die religiöse Entwicklung des Verfassers selbst, wie das innere Ich aus der Kindheitsidylle in das skeptische Alter des Jünglings hineinwächst. Es spielt auch schon die Freude an den altmodischen Originalen hinein. Aber doch treten die Menschen ihm hinter der Natur zurück; einem jener alten Gesellen folgend, der von Hof zu Hof Choräle singt, hält der Knabe (Bd. VI, S. 172) zum ersten Male „Umschau in seiner engen, seiner großen Welt. Er umkreiste den väterlichen Hof, überall steckte er das Köpfchen aus dem Gebüsch; er watete durch Wasser und Schmutz, überall sah er über Äcker, Wiesen und Felder, die sich in blauer, dämmernder Ferne verloren, über graue, düstere Moore. Und überall war es weit zur Himmelswand." Und früh wie spät geben die Naturkräfte und ihr Weben und Wesen ihm zu denken (S. 182): „Dreißigmal summte unsere Erde, die Eintagsfliege, um die Sonne und folgte, dem Gesetze der Schwere gehorsam, diesem Gestirn auf unbekannten Pfaden, unbekümmert um das ‚Wohin?' Benachbarten Gestirnen bot sie fröhlich den Gruß, aber keine Erwiderung klang zurück. Nur ab und zu, ich sah es in sternenreichen Nächten, leuchtete es wie ein Versuch zum Sprechen über das Antlitz größer, leuchtender Gestirne. Aber vergebens. Denn von allen Tausenden befand sich keines in der kurzen Episode organischen Lebens, das die Gestirne blitzartig er-

leuchtet." Und wohl ist er zeitlebens der Lösung des Rätsels treu geblieben, die er hier der Traumerscheinung seines verstorbenen Schwesterchens gesprächsweise in den Mund legt (S. 182): „Kennst du den lieben Gott?"

„Ich kenne viele Geheimnisse, ich kenne auch deine Zweifel, deine Kämpfe."

„Wo ist der Himmel?"

„Oben, unten, überall!"

„Und die Hölle?"

„Es gibt keine Hölle, Gott ist die Liebe."

So finden wir hier die Elemente, aus denen sich das Gesamtwerk Timm Krögers zusammensetzt, in dieser einen Erzählung fast alle beieinander.

Wir würden die Krögerische Heimatkunst vielleicht der Roseggerschen gleich setzen können, wäre nicht dieses eigensinnige in sich gekehrte nordische Ich der Mittelpunkt seiner meisten Werke. Wie sehr dies Ich sich gegen jedes vertraulichere Du abschließt, wie sehr es sich gegen jede engere Gemeinschaft mit anderen Menschen sträubt, davon finden wir viele Proben in seinen Erzählungen. So sagt in der kleinen Idylle „Warum noch?" die Hauptperson (eines dieser zahlreichen Selbstbildnisse des Dichters) die folgenden bezeichnenden Worte (Bd. II, S. 137): „Ein Buch, das meine Liebe besitzt, darf ich ebensowenig in fremden Händen sehen wie meine Frau in fremder Männer Armen. Und Wein, den ich mit anderen zusammentrinke, ist nicht das, was ich meinen Wein nenne ... Will ich meinen Wein trinken, dann gehe ich in mein Kämmerlein und schließe die Tür hinter mir zu." Und im „Gartenmesser" ist ein Exemplar dieses Gartengeräts so sehr mit dem Selbst eines alten Herrn verwachsen, daß er über den Verlust des wahrlich ersetzbaren Instrumentes beinah tiefsinnig wird. Verlust und Wiederfinden dieser Nichtigkeit ist gewissermaßen die Handlung des Ganzen.

Es ist nur zu natürlich, daß dieser individuelle Geist, individuell bis in den ursprünglichsten Sinn des Wortes, unteilbar und fast außerstande, etwas mit anderen zu teilen, sich immer wieder in die Winkel seines verschlossenen Selbst zurückzieht und Kabinettstücke daraus gestaltet, ehe er einen anders gearteten Nächsten zum Gegenstande seiner Kunst macht.

Eigentümlich ist auch die Kunstform, derer sich Timm Kröger bedient. Wie soll man sie nennen, diese niederdeutschen Selbstbetrachtungen in hochdeutscher Sprache? Zu „Vertelln" fehlt es ihnen meist an Handlung und Pointe. Auch für Novellen und Novelletten haben sie in der Regel nicht genug äußeres Geschehen, nicht genug Spannung. Diesem grüblerischen Betrachter ist es mehr um die Gewinnung einer Erkenntnis als um äußere Geschehnisse zu tun; erkennen ist das eigentliche Thema und Motiv. Genrebilder des Seelenlebens mit vielem schmückenden Beiwerk — das wäre wohl noch die treffendste Bezeichnung. In vielen dieser Bilder ist Fritz Twisselmann, zugestandenermaßen des Dichters „alter ego", die Hauptfigur. Sein Erkennen, sein seelisches Ringen, sein erstes Lieben sind die Motive, die immer wiederkehren.

Wenn man von der „Justiz auf Irrwegen" absieht, die man fast eine Humoreske nennen könnte, sind die Selbstbildnisse bei aller Heiterkeit des Bekenntnisses und bei allem Humor doch von einem schweren Ernst erfüllt — ganz im Einklang mit der ernsten, weiten Landschaft. Der Zyklus kleiner Heimatbilder „Heimkehr" gehört ganz zu diesen allerpersönlichsten Jugenderlebnissen. Bei „Hein Wieck" stehen wir unter einem ähnlichen Eindruck und noch mehr bei „Daniel Dark", dem er ja den Untertitel gegeben hat: „Aus einem Jugendland". Außer dieser groß angelegten, stilistisch nicht überall glücklichen Erzählung sind die meisten Stücke, die sein jugendliches Ich zum Mittelpunkte haben, Idylle von geringerem Umfang, durchsonnt

von warmem Humor und leicht gewürzt mit leiser Ironie. In welchem köstlichen Traume gipfelt zum Beispiel „Wenn einer abstehende Ohren hat", und mit wie feinem Schmunzeln verweilt der Dichter in „Napoleon" bei der Liebe seiner Jugend zwischen Knickweg und Eschengehölz! Einen gewissen Abschluß dieser kleinen Bilder stellt „Ein Prophet im Vaterlande" dar; es ist 1903 geschrieben, also nicht der Vollendung nach das letzte seiner Art, wohl aber dem Gegenstande nach: der Autor sucht alle seine Jugendfreunde und Bekannten auf, um seine Geschichten an den Mann zu bringen, und erntet bei allen nichts als Verkennung und eine ergötzliche Sammlung der verschiedensten Körbe.

So oft aber Timm Kröger bei derartigen Selbstbetrachtungen sein Jugendland verläßt und die Variationen seines Selbst uns aus späteren Jahren zu geben sucht, verliert seine Feder an plastischer Kraft, und seine Ebenbilder hören auf uns zu fesseln. So ergeht es uns mit dem längeren „Hans Stäwelmann, ein Geheimer". Auch er hat letzten Endes ein Timm-Kröger-Gesicht. Aber wie uninteressant — im Gegensatz zu den munteren Abbildern des Knaben — ist diese Zeichnung, die einen Erwachsenen darstellt, einen Bauernsohn, der sich vor sich selbst auf den Baron ausspielt, doch nur ein bureaukratischer Spießbürger ist und schließlich als wirklicher Geheimrat endet. Die Schicksalsschläge, die ihn treffen, würden uns, einfach und objektiv erzählt, mit tiefem Mitleid erfüllen, aber die gesuchte Art, mit der ihn der Dichter uns interessant zu machen sucht, beraubt ihn unserer Teilnahme und entfärbt ihn zu einer gleichgültigen Figur.

Es ist, als ob mit Timm Krögers idyllischer Jugendzeit, mit seinem Bauernburschendasein auch seine künstlerische Empfänglichkeit aufgehört habe, als ob sein Universitätsstudium und die wissenschaftlich berufliche Tätigkeit alle Keime des Poeten im Wachstum behindert hätte. Fast nirgends in seinen Werken begegnen wir einer Gestalt, deren Urbild aus seiner Studentenzeit stammt. Die Eindrücke dieser Jahre, die andere Dichter so unendlich anzuregen und zu befruchten pflegen, scheinen bei Timm Kröger, wenigstens soweit es Begegnungen mit Menschen betrifft, auf unfruchtbaren Boden gefallen zu sein, und noch das Antlitz des Fünfzigjährigen (vgl. Bd. I der Gesamtausgabe) mutet uns an wie ein unbeschriebenes Blatt. Erst die Gesichtszüge des Sechzig- und Siebzigjährigen (Bd. IV und VI) sprechen uns von den seelischen Erlebnissen, die seine literarische Eigenart so kräftig herausgebildet haben.

Aber eines ist ihm auch in den dürrsten Jahren, in den Zeiten der Wissenschaft und Bureaukratie, treu geblieben, die Liebe zur Natur, zu den weiten Wiesen- und Weideflächen, zu Buchenwald und Knick, zu den Gewässern und Westwinden seiner holsteinischen Heimat. Es gibt kein noch so kleines, noch so mißlungenes, noch so verschrobenes unter seinen fünfzig Werken, in dem nicht ein anschauliches Bild aus der heimatlichen Landschaft erglänzt.

In seinen bestgelungenen Werken bedient sich Kröger eines einfachen, durch die Natur seiner Heimatkunst gegebenen Mittels, um die Landschaft nicht durch Beschreibung, sondern gewissermaßen durch Miterleben hineinspielen zu lassen: Wagenfahrten der allerverschiedensten Art bringen uns und seine Personen vorwärts, örtlich wie episch dem Ziele der Erzählung zu. Überhaupt ist die Landschaft bei ihm fast immer in Bewegung; sie handelt gewissermaßen mit. Timm Kröger macht es wie so mancher Einsame, der die Brücke zu seinen Mitmenschen nicht findet: er läßt nicht nur die Tiere wie Menschen auftreten, denken und handeln, er dichtet sogar den Bäumen, Hügeln, Wäldern und Häusern ein eigenes Leben an; er belebt Quellen, Büsche, Ströme und Winde mit eigenen Geistern. Reich an solchen Personifikationen sind gerade diejenigen seiner Geschichten,

die er geschrieben hat, als er in seinem Ich besonders fest verschanzt saß und sich offenbar noch nicht an die Schilderung seiner Mitmenschen wagte. In dem kleinen Stückchen „Auf der Heide" denken, planen und tun Pferde und Eichen manches Menschenwürdige, und von dem Kreuzbau eines Hauses sagt der Dichter (Bd. I, S. 48): „Auf ihn stützte sich das grübelnde Giebelantlitz. Vielleicht dachte es an die Kosten der offenbar notwendigen Hauptreparatur seiner Ställe und Scheuern, jedenfalls blinzelte es widerwillig und verdrossen nach dem raschen Fuhrwerk . . . ." Er geht darin viel weiter als die meisten seiner Landsleute und Geistesverwandten; so zum Beispiel sagt er in dem ebengenannten Stücke (Bd. I, S. 50): „Der Gesang des ächzenden und knarrenden Riemen- und Federzeugs war gesättigt von Schmerz, Verzicht, Schluchzen und Tränen, aber aus weiter Ferne klang es wie leises, verhaltenes, frohes Gelächter alter, lieber Verwandten und Freunde."

Erst nach umständlichen, mühseligen Wegen, nach seinem fünfzigsten Lebensjahre, hat Timm Kröger jenen Gipfel erklommen, von dem aus er wirklich Menschen sehen und zeichnen konnte, Menschen, die etwas anderes als sein Ebenbild sind, etwas anderes als Variationen seines eigenen, sehr begrenzten Ich. Er gibt uns da tatsächlich „Leute eigener Art", und am besten gelungen sind ihm von allen Zeichnungen natürlich die Gestalten, die ihm durch seine Jugenderinnerungen verklärt erschienen. Schon äußerlich fallen sie auf; sie unterschieden sich schon von der Generation, zu der Timm Kröger als Kind emporsah. „Wi drögen Mutzen, de Filzhöd' mit breeden Rand, wi lange Buxen, de korte mit sülwern Kneespangn un denn rund üm Liew ut Wull strickte Westen un en Jack doröwer mit grote sülwern Knöp'. Mit lange Stöck, son, as nu as Gebirgsstöck in Gebruuk sünd, padden se lang und langsam in uns' Dörp rüm. Se wahn wüll all in Rookhüs', harrn dorüm ook so'n Ruch an sik as Rookfleesch un Wust un Schinken. Wat se anharrn, dat werr je natürli de ole Mod', de se bibehalen harrn, denn de Tachendi harrn se all op'n Rügg, werrn boren to'n Tied, as de ool Fritz noch de Welt regeer. De Napoleonwirrwarr harrn se meist as Tokiekers vun ehr Dörp mit ansehn un harrn sik binah inbillt, dat dat bloot opföhrt war, dat Dörpslüd ook beten Uennerhollung harrn" („Wa Jürn Hölk den Düwel ziteer", Sonderausgabe bei Hermes, S. 19).

Von solcher Beschaffenheit sind, von außen und ähnlich von innen, die Menschen, die etwa von 1900 an immer mehr seine Lieblingsgestalten werden. Er malt sie nach niederdeutsch-niederländischer Art, sorgfältig bis in die kleinsten Einzelheiten, und der feine Humor, mit dem er sie betrachtet, und der vielleicht diesem oder jenem neumodischen Leser ein überlegenes Lächeln entlockt, ist mit so viel Achtung und Liebe gepaart, daß in Wirklichkeit nicht die lesenden Neumodischen, sondern die dargestellten Altmodischen die Überlegenen bleiben. So Jürn Hölk, dem ein spöttisch neugieriger Jüngling nicht glauben will, daß er den Teufel zitieren kann. So dieser Jüngling selbst, als er alt wird und „Snider-Ohm" heißt, so der Altenteiler Jasper Thun und seine Frau Margareth, so noch eine ganze Auswahl von wundervollen barocken Figuren, die über die drei Bände: „Eine stille Welt" (I), „Aus alter Truhe" (II), „Leute eigener Art" (III) in beschauliche Idyllen, spannende „Vertelln" und muntere Schelmenstücke verstreut sind. Man kommt oft in Versuchung, sie mit altdeutschen Holzschnitzereien zu vergleichen, und besonders in „Wie mein Ohm Minister wurde", „Gräff", „Wieb Muthen" und „Des Reiches Kommen" finden wir Meisterstücke, die eines Wilhelm Raabe würdig sind. Auch hier bleibt natürlich der Schauplatz immer des Dichters engste Heimat, die Knickwege, die Koppeln, die Rauch- und Verlehntskaten mit ihren hintersinnigen Insassen.

Hier und da hat der Dichter auch Glück mit eigenartigen Menschen unserer Zeit, aber dann sind es, wofern er nicht seine eigenen Spiegelbilder nachzeichnet, fast stets die einfachsten, oft die einfältigsten Charaktere. Die geistlich Armen genießen seine besondere Vorliebe, wie denn eine seiner Erzählungen auch offen diese Überschrift trägt. Diese köstliche Geschichte vom „Doppelhans" können wir trotz aller Komik als ein Hohes Lied der deutschen Treue empfinden, so liebevoll ist ihr Humor. Augustt Bötefuhr, „der Butenmensch" (Bd. I, S. 105 ff.), und Klaus Kipp in „Ein schlechter Mensch" (Bd. III, S. 127 ff.) sind geistige Brüder des guten Doppelhans, stark an Leibeskräften, schwerfällig im Handeln und langsam von Entschluß, aber als Charaktere treu wie Gold, „jeder ein eckiges Etwas", kein rundes Nichts.

Während zu diesen Werken des Dichters offenbar der eigenartige Charakter irgendeines Modells den Anstoß gegeben hat, scheint er bei anderen Schöpfungen von der Idee oder einem bestimmten Konflikt ausgegangen zu sein und danach erst ihre Charaktere gestaltet zu haben. Es ist dies eine Gruppe kleinerer und größerer Erzählungen, denen wir mehr oder minder den Juristen anmerken. Sie spielen meist ins Kriminelle hinüber und sind in ihrer Menschengestaltung meist weniger glücklich als die eben erwähnten Charakterbilder. „Ein Unbedingter" ist (nach dem ziemlich mißglückten „Schulmeister von Handewitt" und der lyrisch schwungvollen „Wohnung des Glücks") das erste Werk dieser Art: Ein vergrübelter Jüngling glaubt sich zum Rächer und Richter berufen und tötet den Vater. Wie er sich zur Erkenntnis seiner Schuld durchringt, reuig sein Verbrechen sühnt und durch sein mutiges Bekennen läuternd auf alle Menschen seiner Umgebung wirkt — in diesen Gedankengängen und seelischen Entwicklungen zeigt sich der echte Timm Kröger. Eine ähnliche ethische Wirkung löst „Im Nebel" aus. Auch hier gerät ein abseits lebender Bauernsohn auf die Bahn des Verbrechens. Von seiner Mutter finanziell abhängig, will er sie bestehlen und tötet eine Magd, die ihn dabei überrascht, — es ist dieselbe, an der er sich als junger Mann schuldig gemacht hat; sie hatte ihm ein Kind geboren; heiraten hatte er sie anfangs nicht können, später nicht mehr wollen. Da er alle Spuren schlau verändert hat, kommt niemand auf die Vermutung, der gut beleumundete Bauer könne der Täter sein. Nach Jahrzehnten übermannt ihn die Reue bei der Bekanntschaft mit dem Enkelkinde so sehr, daß er sich den Gerichten stellt. Statt der ersehnten Verhaftung und sühnenden Strafe harrt seiner aber nur ein juristisches Privatissimum, das ihm der Staatsanwalt über die Verjährung hält. Erst später gibt ihm das Schicksal eine Gelegenheit zur Sühne: bei einem Brande wird es ihm beschieden, sein Enkelkind zu retten, wobei er selbst den Tod in den Flammen findet. Wie wir sehen, löst Timm Kröger derartige Probleme ähnlich wie seine Landsleute Storm und Hebbel auf dem Wege der höchsten Sittlichkeit. Eine dieser Erzählungen, „Das vornehmere Gebot", fordert übrigens zu einem Vergleich mit Hebbels eigener tragischer Schuld heraus: Ein junger Dorflehrer, der weniger als ein Hebbel ist, opfert die Lieblingspläne seines Ehrgeizes, um seine Geliebte, die mehr ist als eine Elise Lensing, nicht in Elend und Schande zu bringen. Auch in tragischen Fällen, wie in dem kurzen, aber groß angelegten „Und erlöse uns", ersinnt der Dichter eine Sühne, die uns versöhnt und eine tiefe ethische Wirkung hinterläßt: die schaffende Arbeit hinterm Pfluge, nicht der Selbstmord ergibt sich dem unglücklichen Bauern als letztes Gebot. In diesen beiden Stücken schweigt der Jurist völlig; nur der nordische Mensch, der Pflichtmensch redet durch den Dichter. Natürlich hat Timm Kröger seine Erfahrungen als Anwalt in seinen späten Werken nicht ganz ausgeschaltet, und einige seiner

besten Erzählungen handeln von prozessierenden Bauern. „Um den Wegzoll" und „Des Reiches Kommen" sind zwei dieser Art, das erste ein Meisterwerk, das zweite ihm nur wenig nachstehend; in beiden treten die Gegenstände der Streitigkeiten zurück hinter den Menschen und der Stimmung; in beiden siegt das Gewissen und die sittliche Pflicht schließlich über dem materiellen Vorteil und die Verstocktheit der Seele; beide üben eine ähnliche läuternde Wirkung aus wie „Ein Unbedingter" und heben den Leser in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung hoch über die Alltäglichkeit des Daseins hinaus.

Um so peinlicher berührt es uns, wenn wir gelegentlich diesen ernst ringenden Verfasser hochstehender Werke, frei nach Frenssen, entgleisen sehen. In „Hein Wieck" und in „Daniel Dark", aber auch in der „Erhaltung der Kraft" zollt er dem Alltag und dem Zuge der Zeit seinen Tribut. Wir denken da weniger an die Erotik (obwohl wir uns einige Szenen etwas weniger wohlfeil denken können) als an die Zugeständnisse, die er dem panökonomischen Diesseitsglauben macht. Hein Wiecks Evangelium ist letzten Endes die Erlösung durch die Industrie, die Befreiung von dem, was altmodisch und poetisch ist, durch das, was wir die Vervollkommnung der Technik und den Fortschritt der Zeit nennen. Die heilige alte Eiche gilt nicht als ein Geschöpf der Gottesnatur, sondern als Rohmaterial für Wasserturbinen. Und der eine der Helden, das ist der eigentliche Triumph des Stückes, wird ein moderner Ingenieur. Daniel Dark gar kämpft über 150 Seiten gegen Gott und alle Teufel des Zweifels und der Sinnlichkeit, um mit „Gottesleuchten" vor Augen — auf eine Presse zu gehen und Zögling „der neuen Schule von Fritsche und Frahm" zu werden. Mag ein Walt Whitman oder ein Verhaeren die Freuden des Diesseits oder die Errungenschaften der Technik als Höchstes preisen — ein Mann, der wie Timm Kröger den tiefsten Geheimnissen der Seele nachgräbt, ein Mann, dem das Diesseits nur ein Vor- und Schattenspiel des Jenseits ist, ein Mann, der in seinen größten Schöpfungen doch zeitlos über den Alltagsströmungen steht, scheint uns durch solche Zugeständnisse doch seiner eigenen Natur ungetreu zu werden.

Als die Krone seiner Schöpfungen, als diejenigen unter seinen Werken, die durch ihre innerste Natur ohne Kompromisse doch den weitesten Kreis von Lesern zu ergreifen vermögen, können wir wohl zwei sehr verschieden geartete Erzählungen von ihm ansehen. Die eine berührt uns zunächst als ein Erinnerungsblatt aus seiner Jugend: „Ein Abschied" ist eine jener technisch unvollkommen aufgebauten Schilderungen aus seiner heimatlichen Gemarkung, die mit einer sehr umständlichen Einleitung beginnen und so von einer Person zur andern springen, daß wir zunächst gar nicht wissen, wo der Dichter hinaus will. Allmählich wird eine von Poesie verklärte Figur, der alte Schulmeister, zur Hauptperson des Ganzen, und (anders als bei dem aufdringlichen Reisemeister in Daniel Dark!) die Art und Weise, wie der Dichter seinen Charakter in der Bewegung enthüllt, bringt uns einen schlichten, tief innerlichen Menschen nahe. Er endet mit einem herrlichen Bekenntnis zum deutschen Volke. — Breiter angelegt und strenger in Handlung und Gedankenfolge durchgeführt ist die große Erzählung „Dem unbekannten Gott". Anders als in dem soeben erwähnten Stimmungsbilde tritt hier der Dichter mit dem schweren technischen Rüstzeug des analysierenden Novellisten und des modernen Gottsuchers auf. Hans Horsten, ein bibelgläubiger Marschbauer, befolgt allen seinen Hausgenossen gegenüber einen strengen Spruch, der vorn an seinem Hause angebracht ist und mit den Worten schließt: „O möchte nie in diesen Wänden ein ruchlos Wort den Herrgott schänden." Er verjagt einen sonst tüchtigen Knecht, den er bei einigen gottesleugnerischen Ausdrücken überrascht, und

Aus der Werkstatt des ersten deutschen Kanzlers

Neue Schriftstücke aus der amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck

Herausgegeben und eingeleitet von

L. Raschdau

In der fast vierzigjährigen amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck als Diplomat, als Ministerpräsident und als Kanzler gibt es kaum eine längere Zeitspanne mehr, die nicht vor dem Betrachter wie ein offenes Buch läge. Auch sein häusliches Leben ist durch unzählige Briefe, durch Schilderungen von Besuchern, durch Werke von Künstlern, durch die Offenheit, mit der er sich gab, gleichsam Gemeinbesitz geworden. Seit der Zeit, da er die Leitung des preußischen Staates übernommen, dürfte es fast keinen Tag mehr geben, an dem sich die Art seiner Tätigkeit nicht irgendwie feststellen ließe. Große Neuigkeiten darf aus dieser Zeit die Öffentlichkeit kaum mehr erwarten, wenigstens soweit die innere Politik Preußens und des Reiches in Frage kommt. In dieser Beziehung haben besonders zwei so fleißige Sammler wie Professor Horst Kohl und Geheimrat von Poschinger mit Zustimmung des Fürsten Bismarck die Archive durchforschen und den gesammelten Stoff einem größeren Kreise vorlegen dürfen. Ritter von Poschinger trug sich zuletzt mit dem Plane, eine große Sammlung von amtlichen Erlassen des Fürsten, die seine Tätigkeit besonders als Handelsminister schildern, zu veröffentlichen. An der Ausführung ist er durch seinen vor einigen Jahren in Nizza erfolgten Tod gehindert worden. In dieser Sammlung finden sich eine Anzahl Urkunden, die außerhalb des bezeichneten Gebietes liegen und die der Tätigkeit des großen Staatsmannes weniger als Fach-, denn als Staatsminister und Ministerpräsident entstammen. Soweit erkennbar, sind sie zum größten Teil abschriftlich den Akten des preußischen Staatsministeriums entnommen und zumeist von dem Fürsten eigenhändig auf die von Poschinger bewirkte Vorlage als geeignet zur Veröffentlichung bezeichnet worden. Sie betreffen in ihrer Mannigfaltigkeit durchweg Vorgänge, die dem mit der deutschen und preußischen Geschichte Vertrauten bekannt sind; besonders sind sie kirchenpolitischen Inhalts, und sie geben ein anschauliches Bild von der

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alter. — Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode. Von Junius Alter. 83 Seiten. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Bach. — Milderung der Klassengegensätze. Von C. Bach. 39 Seiten. Stuttgart, Konrad Wittwer. 1919.

Bartels. — Weltliteratur. Eine Übersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universal-Bibliothek. II: Fremdländische Dichtung. Von Adolf Bartels. 343 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6008 bis 6010.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Batzer. — Schwarzwaldkinder. Erzählung von Maria Batzer. 215 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung

Bäumer. — Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik ausgewählt und eingeleitet von Gertrud Bäumer. Zweite Auflage. Mit 12 Bildnissen. 464 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1919.

Baun. — Die tschechoslowakischen Ansprüche auf deutsches Land. Von Dr. Rudolf Baun, o. ö. Professor an der Universität Wien. Mit zwei Karten. 24 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Woltawa. Nr 4.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Bergwiese. — Die politischen Parteien Deutschlands. Betrachtungen über ihre Grundlagen und Ziele von Hans Bergwiese. 22 Seiten Hannover, Residenzverlag Friedrich Cwiertnia. 1919.

Beßler. — Der junge Redner. Einführung in die Redekunst von Willibrand Beßler O. S. B. Mit 28 Bildern. 368 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Biermann. — Palmström in Flandern. Von Ernst Biermann. Mit Bildern von F. Breest. 40 Seiten. Suhl i Th., Edda-Verlag.

Bloch. — Die Forderungen unserer Mitschüler und die Schulreform. Vorschläge und Warnungen eines Schulmannes von Leo Bloch. 54 Seiten. Wien, Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 1919.

Blum. — Der Wiederaufbau unseres Verkehrswesens. Von Otto Blum. 32 Seiten. (Der Aufbau. 3. Heft. Herausgegeben von Conrad Haußmann.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Bobertag. — Mandevilles Bienenfabel. Herausgegeben von Otto Bobertag. 400 Seiten. (Bibliothek der Philosophen. Geleitet von Fritz Mauthner. 15. Band.) München, Georg Müller. 1914.

Bonwetsch. — Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Von Dr. Gerhard Bonwetsch, Oberlehrer in Hannover. 132 Seiten (Schriften des deutschen Auslandsinstituts Stuttgart. Herausgegeben von Prof. Dr. Walter Goetz in Leipzig und Prof. Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. 2.) Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1919.

Brandenburg. — Die deutsche Revolution 1848. Von Dr. E. Brandenburg, o. ö. Professor an der Universität Leipzig. Zweite, verbesserte Auflage. 136 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Brandenburg. — Wie gestalten wir unsere künftige Verfassung. Von Dr. E. Brandenburg, o. ö. Professor an der Universität Leipzig. 57 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer 1919.

Buchenau. — Die Einheitsschule. Von A. Buchenau. 42 Seiten. (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung.) Leipzig. B. G. Teubner.

Bucher. — Die Sozialisierung. Vortrag, gehalten in der Vereinigung höherer Beamten und Beamtinnen zu Chemnitz am 6. Januar 1919 von Dr. Karl Bucher, o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. 64 Seiten. Tübingen, Laupp. 1919.

Bülow. — Heinrich Seifferts Ende. Von J. von Bülow. Zweite Auflage. 184 Seiten. Cöln, Heinrich J. Gonski 1919.

Cauer. — Die neue Prüfungsordnung für das höhere Lehramt in Preußen. Von Dr. Paul Cauer, Geh. Regierungsrat und Universitätsprofessor. 45 Seiten. Münster i. W., Obertuschens Buchhandlung. 1918.

Doms. — Die Lösung des Weltproblems. Von Wilhelm Doms. 8 Seiten. Berlin, Lindendruckerei und Verlag G. m. b. H.

Dopsch. — Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen. Ein Überblick von Dr. Alphons Dopsch, o. ö. Professor an der Universität Wien. 8 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Woltawa. Nr. 6.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Drachmann. — Männer der Arbeit. Roman von Paul Drachmann. 381 Seiten. Berlin, Ullstein und Co.

Einstein. — Der Alltag. Aufsätze zum Wesen der Gesellschaft von Norbert Einstein. 195 Seiten. München, Georg Müller.

Eliasberg. — Jüdisches Theater. Eine dramatische Anthologie ostjüdischer Dichter. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Alexander Eliasberg. 1. Band: 326 Seiten 2. Band: 315 Seiten. München, Georg Müller 1919.

Elkuss. — Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung. Von Siegbert Elkuss †. 109 Seiten. (Historische Bibliothek. Band 39. Herausgegeben von Franz Schultz.) München und Berlin, R. Oldenbourg.

Erdmann. — Deutsch-Ostafrikaner Tropen. Roman von Hugo Erdmann. 199 Seiten. Berlin, August Scherl.

Erkes. — China. Von Dr. Eduard Erkes, Privatdozent für Chinesisch an der Universität Leipzig. 168 Seiten. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. 7. Band.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Eucken. — Was bleibt unser Halt. Ein Wort an ernste Seelen von Rudolf Eucken. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Eyck. — Des deutschen Bürgertums Schicksalsstunde. Von E. Eyck. 40 Seiten. (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Feiler. — Zur deutschen Revolution. 1.: Der Staat des sozialen Rechts. Von Arthur Feiler. 25 Seiten. Flugschriften der Frankfurter Zeitung. 1919.

Felden. — Königskinder. Briefe aus schwerer Trennungszeit einer Ehe von Emil Felden. 438 Seiten. Leipzig, Oldenburg und Co.

Felden. — Menschen am Morgen. Ein Roman aus zukünftigen Tagen von Emil Felden. 285 Seiten. Leipzig, Oldenburg und Co.

Feldkeller. — Der Patriotismus. Eine kulturphilosophische Monographie von Dr. Paul Feldkeller. 1. Teil: Psychologie des patriotischen Denkens. 130 Seiten. Buchenbach i. Baden, Felsen-Verlag, Dr. Broder Christiansen. 1918.

Feldkeller. — Vaterland. Eine philosophische Stellungnahme von Dr. Paul Feldkeller. 58 Seiten. Buchenau i. Baden, Felsen-Verlag, Dr. Broder Christiansen 1919

Fester. — Die türkische Bergbaustatistik 1318—1327 (14. März 1902 bis 13. März 1912). Übersetzt und bearbeitet von Dr. Gustav Fester, Professor an der Universität Stambul. 80 Seiten. (Flugschriften der Zentralgeschäftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen. Viertes Heft.) Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1918.

Fick. — Deutsche Demokratie. Von Dr. F. Fick (Küßnacht-Zürich). Zweite, durchgesehene Auflage. Mit einem Vorwort: „Warum ich als Schweizer dieses deutschpolitische Buch geschrieben habe?" und einem Anhang: „Ein trostreich Märlein". Dem deutschen Volke im Reich in seiner dunkelsten Stunde erzählt von einem Deutschschweizer. 59 Seiten. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1919.

Finckh. — Wiederaufbau. Von Ludwig Finckh. 57 Seiten. (Die Zeitbücher. Band 96.) Konstanz i. Baden, Reuß und Itta, Verlagsanstalt.

Für die Redaktion verantwortlich Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Aus der Werkstatt des ersten deutschen Kanzlers

Neue Schriftstücke aus der amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck

Herausgegeben und eingeleitet von

L. Raschdau

In der fast vierzigjährigen amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck als Diplomat, als Ministerpräsident und als Kanzler gibt es kaum eine längere Zeitspanne mehr, die nicht vor dem Betrachter wie ein offenes Buch läge. Auch sein häusliches Leben ist durch unzählige Briefe, durch Schilderungen von Besuchern, durch Werke von Künstlern, durch die Offenheit, mit der er sich gab, gleichsam Gemeinbesitz geworden. Seit der Zeit, da er die Leitung des preußischen Staates übernommen, dürfte es fast keinen Tag mehr geben, an dem sich die Art seiner Tätigkeit nicht irgendwie feststellen ließe. Große Neuigkeiten darf aus dieser Zeit die Öffentlichkeit kaum mehr erwarten, wenigstens soweit die innere Politik Preußens und des Reiches in Frage kommt. In dieser Beziehung haben besonders zwei so fleißige Sammler wie Professor Horst Kohl und Geheimrat von Poschinger mit Zustimmung des Fürsten Bismarck die Archive durchforschen und den gesammelten Stoff einem größeren Kreise vorlegen dürfen. Ritter von Poschinger trug sich zuletzt mit dem Plane, eine große Sammlung von amtlichen Erlassen des Fürsten, die seine Tätigkeit besonders als Handelsminister schildern, zu veröffentlichen. An der Ausführung ist er durch seinen vor einigen Jahren in Nizza erfolgten Tod gehindert worden. In dieser Sammlung finden sich eine Anzahl Urkunden, die außerhalb des bezeichneten Gebietes liegen und die der Tätigkeit des großen Staatsmannes weniger als Fach-, denn als Staatsminister und Ministerpräsident entstammen. Soweit erkennbar, sind sie zum größten Teil abschriftlich den Akten des preußischen Staatsministeriums entnommen und zumeist von dem Fürsten eigenhändig auf die von Poschinger bewirkte Vorlage als geeignet zur Veröffentlichung bezeichnet worden. Sie betreffen in ihrer Mannigfaltigkeit durchweg Vorgänge, die dem mit der deutschen und preußischen Geschichte Vertrauten bekannt sind; besonders sind sie kirchenpolitischen Inhalts, und sie geben ein anschauliches Bild von der

persönlichen Einwirkung, die Fürst Bismarck während der Zeit des Kulturkampfes auf die Behandlung dieser wichtigen Frage geübt hat. Es sind zum Teil sogenannte Voten, das heißt Erklärungen, die er in den Sitzungen des preußischen Staatsministeriums bald mündlich, bald schriftlich abgegeben hat. Dazu kommen einige Immediatberichte, das heißt Berichte, die direkt an den Monarchen gerichtet sind. Besondere Geheimnisse sind in ihnen nicht enthalten; aber auch so wird der politisch Interessierte gern den Spuren des großen Staatsmannes folgen und an der Sicherheit seiner Linienführung und der Vielseitigkeit seiner Betrachtungen auch in verhältnismäßig einfacheren Dingen seine Freude haben. Wie man sich auch, je nach der Parteirichtung, in diesen dunklen Tagen, da sein Werk in den Grundlagen erschüttert scheint, zu den hier niedergelegten Anschauungen stellen mag, immer steht man unter dem Eindruck, daß das Sinnen dieses großen Meisters der Staatskunst unentwegt darauf gerichtet war, das Vaterland gegen alle drohenden Gefahren in seinem Bestande zu sichern und zu diesem Ziele seine innere Kraft und damit seine Machtstellung in der Welt zu erhöhen.

An den Kultusminister von Mühler. 25. Februar 1865.

Euer Excellenz beehre ich mich auf das Schreiben vom 21. d. M., die von dem verstorbenen Dompfarrer Will dem Erzbischöflichen Stuhl zu Cöln zu kirchlichen und wohltätigen Zwecken gemachten Zuwendungen betreffend, zu erwidern, daß ich damit einverstanden bin, die erforderliche landesherrliche Genehmigung für die Legate und die Gewährung der erbetenen Stempelfreiheit Allerhöchsten Orts zu befürworten, sowie ich überhaupt mit Euer Excellenz darin übereinstimme, daß in diesen Beziehungen mit aller nach den Umständen und den Gesetzen zulässigen Freundlichkeit und Wohlwollen verfahren werde.

von Bismarck.

An S. M. den König. 18. Mai 1868.

Meinem Dafürhalten wären folgende neue Reitwege besonders wünschenswert:

1. Längs der Promenade an der Tiergartenstraße von der Bellevuestraße bis zum Hofjäger. Es dürfte hierbei kaum nötig sein, gute Bäume zu opfern, da dieselben gewandten Reitern kein Hinderniß bieten.

2. Ein Reitweg durch die sogenannten neuen Anlagen jenseits Bellevue bis zum Schiffahrtskanal, da bisher der Teil des Tiergartens zwischen Bellevue, dem Charlottenburger Chausseehause und dem Schiffahrtskanal nicht einmal längs der Charlottenburger Chaussee einen durchgehenden Reitweg enthält.

3. Eine direkte Verbindung zwischen dem Tiergarten und dem Grunewald, in der Verlängerung des Kurfürstendamms direkt nach dem Walde und durch Anlage eines teilweise vorhandenen Weges vom Knie in Charlottenburg nach Witzleben, resp. dem Unterförster. Der Kurfürstendamm führt

bisher nur bis zum Charlottenburg-Wilmersdorfer Wege und ist der einzige weiche Weg dorthin.

Es besteht die leidige Gewohnheit, auf allen Landwegen im Weichbilde von Berlin und sogar auf den Reitwegen innerhalb des Tiergartens ganze Ladungen Scherben, selbst Glas und Porzellan und Rollsteine hinzuwerfen. Eine Polizeiverordnung, welche diesen für die Hufe der Pferde so gefährlichen Unfug verböte und den reitenden Schutzmannpatrouillen die Aufsicht hierüber zur Pflicht machte, würde als wesentliche Besserung allseitig anerkannt werden.

von Bismarck.[1])

7. März 1869.

Votum an das Staatsministerium, betreffend die Versetzung der Beamten der Provinz Hannover in andere Provinzen.

Die im Jahre 1867 von des Königs Majestät getroffene Anordnung, daß die Beamten aus den neuerworbenen Landesteilen möglichst zahlreich gegen Beamte aus den älteren Provinzen ausgetauscht werden sollen, ist nach meiner Ansicht bis jetzt nicht in hinreichendem Maße zur Ausführung gekommen. Für die Provinz Hannover erblicke ich darin einen großen Mißstand und nach Umständen eine Gefahr. Diese Provinz ist den hartnäckigen Agitationen der Welfenpartei fortdauernd ausgesetzt, wird es voraussichtlich noch lange sein, und die Hannoverschen Beamten verhalten sich gegen diese regierungsfeindlichen Bestrebungen zum Teil passiv, zum Teil sogar begünstigend und treten ihnen jedenfalls nicht mit der Lebendigkeit und Ueberzeugungstreue entgegen, welche in den altpreußischen Beamten naturgemäß wurzelt. Ich sehe, im Hinblick auf die Gefahren, welche im Kriege bei einer feindlichen Landung aus der Unzuverlässigkeit auch nur eines Teiles der Beamten hervorgehen können, die Verantwortlichkeit der jetzigen Regierung für eine sehr ernste an, wenn wir irgend ein in unserer Macht liegendes Mittel zur Neutralisirung der geheimen Organisationen unserer Gegner im Lande unbenutzt lassen. Die Zuverlässigkeit aller ihrer Organe ist ein Ziel, welches die Königliche Regierung mit jedem gesetzlichen Mittel erstreben muß, und jeder versetzbare Beamte in Hannover, dessen wir nicht sicher sind, muß meines Erachtens versetzt werden.

Ich bin weit entfernt davon, diese Versetzung als eine Maßregel der Strafe zu betrachten; das soll sie durchaus nicht sein, vielmehr sollen die hannoverschen Beamten, welche bekanntlich in dem Rufe tüchtiger Ausbildung und ehrenwerten Charakters stehen, nach ihrer Würdigung möglichst befördert werden, so daß die Versetzung jedenfalls den tüchtigsten unter den Beamten zum Vorteil gereicht.

[1]) Weitere auf die Bebauung des Kurfürstendammes bezügliche Berichte des Kanzlers sind in den „Grenzboten", August 1916, veröffentlicht worden.

Die Maßregel ist eine politische Notwendigkeit im Interesse der Verschmelzung des Beamtenstandes der Monarchie und im Interesse der politischen Beruhigung der wichtigen Provinz Hannover.

Bei der jetzt bevorstehenden definitiven Besetzung der Stellen in den Landdrosteien und bei der nun gebotenen Möglichkeit, auch die Richter der Provinz Hannover in den alten Provinzen anzustellen, halte ich es für meine Pflicht, die fragliche Maßregel von Neuem allen Herren Ressortchefs auf das dringendste zu empfehlen. Es sollte nach meiner Auffassung Grundsatz sein, jeden hannoverschen Beamten, der in eine höhere Stelle befördert werden soll, in eine andere Provinz zu versetzen, wenn nicht ganz sichere Beweise vorliegen, daß der Beamte mit voller lebendiger Ueberzeugung sich der preußischen Regierungspartei angeschlossen hat und diese Ueberzeugung in seinem Wirkungskreise mit Erfolg betätigt. Ferner werden alle noch nicht definitiv angestellten Hannoveraner in anderen Provinzen anzustellen sein. Das Bedenken, daß die in Hannover ausgebildeten Beamten bei den Behörden anderer Provinzen weniger brauchbar sein sollten, scheint mir nicht genügend, um eine Maßregel aufzuhalten, welche für die Sicherstellung und Assimilirung einer unserer wichtigsten Provinzen politisch geboten ist.

Die Herren Staatsminister ersuche ich daher, die Frage für die einzelnen Beamtenklassen Ihres Ressorts zu erwägen, auch die Listen derjenigen Beamten, deren Versetzung in andere Provinzen beabsichtigt wird, nebst einer Nachweisung der bis jetzt in Hannover angestellten altpreußischen Beamten aufstellen zu lassen. Da die Grundsätze, welche bei Ausführung der Maßregel zu beobachten sind, einer Verständigung im Staatsministerium bedürfen, so behalte ich mir vor, den Gegenstand in einer der nächsten Sitzungen des Königlichen Staatsministeriums zur Beratung zu bringen.

Abschrift dieses Voti habe ich sämmtlichen Herren Staatsministern mitgeteilt[1]).

v. Bismarck.

11. März 1869.

Votum an das Staatsministerium, betreffend die Aufgabe der kollegialischen Verfassung bei der künftigen Organisation der preußischen Verwaltung.

Den Immediatbericht wegen Einsetzung einer Königlichen Finanzdirektion in Hannover, welcher mittelst des Voti vom 4. d. M. dem Königlichen Staatsministerium wieder vorgelegt ist, will ich nicht aufhalten, habe denselben vielmehr zur Unterschrift bei den Herren Staatsministern in Cirkulation gesetzt. Ich kann aber nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit wiederholentlich meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die kollegialische Organisation *verwaltender* Behörden eine nicht glückliche ist. Es scheint mir, daß eine Behörde, deren Chef von jeder Verantwortlichkeit, jedem Tadel für Miß-

[1]) Das Staatsministerium beschloß, obige Grundsätze als Regel zu betrachten.

griffe und Verzögerungen direkt und persönlich getroffen wird, in allen ihren Gliedern mit größerer Aufmerksamkeit und Energie arbeiten wird, als ein Kollegium, dessen anonyme Firma als ein breiter Schild den einzelnen Beamten gegen alle moralische Verantwortlichkeit deckt. Andererseits werden Maßregeln, die ein kräftiges Handeln erfordern, leichter in das Leben gerufen durch die Aktion von Einzelbeamten, welche die Ehre und Verantwortlichkeit dafür tragen, während die Bedenken der verschiedenen Mitglieder des Kollegiums, deren Mehrzahl der grade vorliegenden Sache fernsteht, lähmend einwirken.

Administrative Entscheidungen über Privatrechte, namentlich in zweiter Instanz, mögen immerhin kollegialisch gebildeten Behörden zugewiesen werden. Wo es sich aber nicht um solche Entscheidungen, sondern um freie und verantwortliche Entschließungen handelt, kann ich nur dafür stimmen, dieselbe dem Chef der Behörde zu überweisen[1]).

v. Bismarck.

14. März 1869.

Votum, betreffend die Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Handelssachen mit dem Sitze in Leipzig.

Er (der Herr Minister-Präsident) teile die Ansicht, daß aus politischen Gründen das Zusammenwachsen des Norddeutschen Bundes in der fruchtbarsten Wurzel des Handels und Verkehrs so schwer wiege, daß die Bedenken wegen juristischer Unbequemlichkeiten zu unterdrücken seien. Auch die Etablirung des Gerichtshofes in Leipzig sei für die Gewinnung Sachsens und für die Konsolidirung des ganzen Bundes nützlich. Das sächsische Selbstgefühl werde dadurch gehoben[2]).

Versailles, 11. November 1870.

Schreiben an den Handelsminister Grafen Itzenplitz.

Es liegt im Interesse unserer Occupation, dem im Generalgouvernement Reims eingetretenen Mangel an Steinkohlen abzuhelfen. Der Generalgouverneur beabsichtigt daher, Jemanden nach Saarbrücken zu schicken, mit dem Auftrage, Ankäufe zu den marktgängigen Preisen und gegen sofortige Zahlung zu machen. Ew. Ex. ersuche ich, die Bergdirektion daselbst dahin anweisen zu wollen, daß die Verladungen sobald als möglich bewirkt werden[3]).

von Bismarck.

[1]) Kriegsminister von Roon tritt dem Votum des Kanzlers bei.

[2]) Das Staatsministerium beschloß, dem sächsischen Antrage im Bundesrate wegen Errichtung eines obersten Gerichtshofs für Handelssachen in Leipzig zuzustimmen.

[3]) Gegenüber der Behandlung, die Frankreich dem besetzten deutschen Gebiet 1918 angedeihen ließ, ist das obige Schreiben von besonderem Interesse.

Versailles den 5. Dez. 1870.

Telegramm an den Minister Graf zu Eulenburg.

Brief vom 2. d. erhalten. Gerüchte, als ob mir Verwerfung der süddeutschen Verträge durch Amendirung willkommen wäre, können nur von politischen Gegnern der Sache oder meiner Person in Kurs gesetzt werden. Hinderung der Verträge durch den Reichstag gefährdet meiner Ansicht nach die deutsche Sache und den französischen Friedensschluß in gleichem Maße. Es ist daher ein Gebot parlamentarischen Lebens, daß ich dann durch Rücktritt aus meinem Amte vor der Nation und vor den Wahlen meinen Protest gegen die meines Erachtens falsche Politik, deren Ausdruck das betreffende Reichstagsvotum sein würde, öffentlich bekunden muß.

von Bismarck.

Versailles 31. Dezember 1870.

Schreiben an den Geheimen Kabinettsrat von Wilmowski.

Ew. pp. beehre ich mich, den mir mittelst Schreibens vom 15. l. M. auf Allerhöchsten Befehl zur Kenntnißnahme mitgeteilten Bericht des Herrn Kultusministers vom 21. v. M., betreffend die Vorgänge der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn aus Anlaß der von dem Erzbischof von Cöln geforderten ausdrücklichen Unterwerfung unter die Beschlüsse des Vatikanischen Koncils, zurückzusenden [1]).

Ich kann mich mit der Auffassung des Herrn Ministers von Mühler und dem von ihm innegehaltenen Verfahren nur einverstanden erklären, welches den Grundsätzen entspricht, die die Staatsregierung gegenüber den Dekreten des Vatikanischen Koncils innezuhalten beschlossen hat, und ich teile die Ansicht, daß zunächst die weitere Entwicklung dieser Fragen in der katholischen Kirche selbst abzuwarten ist und daß zu einem Einschreiten des Staates eine Veranlassung noch nicht vorliegt.

von Bismarck.

Versailles, 5. Januar 1871.

An S. M. den König. (Auszug.)

Der Eingang des Artikel 11 der neuen Verfassung lautet: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt." Bei den Verhandlungen, welche über diesen Artikel zwischen den Bevollmächtigten der deutschen Regierungen stattfanden, wurde statt des Namens „Deutscher Kaiser" der Name „Kaiser von Deutsch-

[1]) Verschiedene Professoren der katholischen Fakultät in Bonn hatten sich den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils nicht unterworfen, worauf der Erzbischof ihnen die missio canonica entzogen hatte. Der Kultusminister hatte das Verfahren des Erzbischofs als unkorrekt bezeichnet, ohne ihm tatsächlich entgegenzutreten, entsprechend dem Beschlusse der preußischen Staatsregierung, jede Parteinahme für oder gegen das Unfehlbarkeitsdogma zu vermeiden.

land" in Vorschlag gebracht. Dieser Vorschlag fand bei dem bayrischen Bevollmächtigten Bedenken, weil er sich von der Form entfernte, welche in dem den deutschen Fürsten und freien Städten mitgeteilten Schreiben Sr. Majestät des Königs von Bayern an Eure Königliche Majestät für die Bezeichnung der Kaiserwürde gewählt war. Diese Form, nämlich der Ausdruck „Deutscher Kaiser", ist hierauf in die Verfassung übergegangen, zugleich in der Erwägung, daß die in ihr enthaltene Hinweisung auf die Nation dem obwaltenden staatsrechtlichen Verhältniß mehr entspricht als die in dem Ausdruck „Kaiser von Deutschland" enthaltene Hinweisung auf das Gebiet. Der verfassungsmäßige Name „Deutscher Kaiser" dürfte daher auch für den Titel zu wählen sein, und zwar ohne die nähere Bezeichnung „erwählter". Diese der Verfassung fremde Bezeichnung könnte das Mißverständniß hervorrufen, als handle es sich, wie zu den Zeiten des alten Reiches, um ein Wahlkaisertum, während doch zu den wesentlichen Vorzügen der wiederhergestellten vor der alten Kaiserwürde die Erblichkeit derselben in Euerer Königlichen Majestät Allerhöchstem Hause und die Unzertrennlichkeit derselben von der Krone Preußen gehört. Ich erlaube mir daher für den Titel in Reichs-Angelegenheiten folgende Form: „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen" alleruntertänigst in Vorschlag zu bringen. Die Voranstellung des Kaiserlichen vor dem Königlichen Titel muß ich deßhalb empfehlen, weil die von der Wiederherstellung der Kaiserwürde zu erwartende politische Wirkung im mittleren und südlichen Deutschland beeinträchtigt werden würde, wenn die Allerhöchste Autorität in Reichsangelegenheiten durch Voranstellung des preußischen Königtums im Titel als von letzterem ausgehend erschiene.

Die nämlichen Gründe, welche nach meiner Ansicht für die Voranstellung der Kaiserlichen vor der Königlichen Würde im Titel sprechen, stehen der Wahl des Reichsadlers im Kaiserlichen Wappen zur Seite. Diese Wahl schließt indessen eine Verbindung mit dem Familien-Wappen des mit der Kaiserwürde bekleideten Allerhöchsten Hauses nicht aus. Ich erlaube mir daher als Wappen alleruntertänigst vorzuschlagen: im goldenen Felde den schwarzen, einköpfigen, rechts sehenden ungekrönten Adler mit rotem Schnabel, Zunge und Klauen, ohne Scepter und Reichsapfel, mit dem Zollernschildlein auf der Brust belegt, über dem Schilde die Kaiserkrone Karls des Großen.

von Bismarck.

Versailles 10. Januar 1871.

Telegramm in Ziffern an den Königlichen Botschafter Grafen Bernstorff in London.

Antwort auf Telegramm N° 11.

Die Königliche Regierung billigt den humanen Zweck Lord Vernons im Princip, bedarf aber, ehe dies öffentlich ausgesprochen wird, Garantien

dagegen, daß die fraglichen Vorräte nicht zu Kriegszwecken gegen uns vom Feinde verwendet werden. Daher Verständigung über die Art der Ausführung nötig[1]).

von Bismarck.

Versailles 30. Januar 1871.

Schreiben an den Chef des Generalstabs General von Moltke.

Herr Jules Favre hat den Wunsch ausgesprochen, daß der regelmäßige Postdienst, welcher die Wiederherstellung der Eisenbahn zwischen hier und Paris voraussetzt, baldmöglichst eingeführt werde, und den Vorschlag gemacht, daß täglich zwei Züge die Bahn befahren, deren Benutzung nur den Personen gestattet wäre, welche mit Circulationskarten versehen sind.

Ich bin meinerseits mit diesem Vorschlag einverstanden und ersuche Ew. E. um eine Aeußerung, ob vom militärischen Gesichtspunkt dagegen Bedenken obwalten[2]).

von Bismarck.

An den Kriegsminister Graf Roon. 31. März 1871.

Ew. Excellenz Schreiben vom 21. d. M. betr. die Stellung einer militärischen Ehrenwache bei der bevorstehenden Bischofswahl in Hildesheim, dessen Originalanlage zurückfolgt, habe ich zunächst dem Herrn Kultusminister vorlegen lassen und von demselben die abschriftlich beiliegende Aeußerung vom 28. d. M. erhalten. Ich meinerseits glaube, daß man wohltut, in äußerlichen Dingen Gebräuche, auf welche die katholische Bevölkerung Wert legt, zu schonen, und zwar umsomehr, je weniger man in der Lage ist, sachlichen Ansprüchen möglicherweise genügen zu können. Ich erlaube mir daher den Vorschlag, die Frage bei S. M. dem König zum Vortrag zu bringen und nach der früheren Observanz zu verfahren, wenn S. M. das genehmigt[3]).

von Bismarck.

An den Kultusminister Dr. von Mühler. 2. Juni 1871.

Ew. beehre ich mich beifolgend ein Schreiben des Domherrn Professor Dr. Baltzer in Breslau vom 18. vorigen M. nebst dem Promemoria desselben vom 20. v. M. mit dem Ersuchen zu übersenden, sich über die Frage

[1]) Graf Bernstorff hatte gemeldet, Lord Vernon, Vorsitzender eines wohltätigen Vereins zur Unterstützung französischer Bauern mit Saatkorn, frage an, ob die preußische Regierung die Sache grundsätzlich billige und er dies in einem öffentlichen Aufruf sagen dürfe. Im weiteren Verfolg empfahl Graf Bismarck dem betreffenden Verein, sich zur Vereinfachung mit dem preußischen Kriegsminister direkt in Verbindung zu setzen.

[2]) Graf Moltke erklärte sich mit Schreiben vom 31. Januar 1871 einverstanden. Auch hier vergleiche man das französische Verfahren im Winter 1918/19.

[3]) Die Gewährung der Ehrenwache bei der Bischofswahl in Hildesheim unterblieb.

äußern zu wollen, ob die Staatsregierung zulassen kann, daß dem Dr. Baltzer sein Gehalt, welches aus budgetmäßigen Staatsfonds herrührt, von dem Fürstbischof von Breslau vorenthalten wird. Nach dem ersten Eindruck scheint mir die Staatsregierung gesetzlich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß das fragliche Gehalt an Dr. Baltzer gelange[1]).

von Bismarck.

23. Juni 1871.

Schreiben an den Kultusminister Dr. von Mühler.

Ew. pp. verfehle ich nicht auf das Schreiben vom 19. h. zu erwidern, daß ich Bedenken trage, mich für die Veröffentlichung der im Koncept zurückerfolgenden Antwort Seiner Majestät des Kaisers an die General-Superintendenten auszusprechen.

Die betreffende Anrede des Bischoffs Wilhelmi, auf welche das Vorliegende die kaiserliche Antwort ist, hat bereits vor mehreren Tagen ihre Veröffentlichung durch die Presse gefunden, und die nachträgliche Veröffentlichung der Antwort würde deßhalb kaum ohne eine Bedeutung besonderer Absichtlichkeit erfolgen können.

Außerdem aber scheint es mir auch an sich bedenklich, den Antworten, welche von Seiner Majestät dem Kaiser bei derartigen festlichen Gelegenheiten gegeben werden und welche eben, nach ihrer Veranlassung, das Produkt des Moments und der Ausdruck der festlichen Stimmung sind und sein sollen, durch Veröffentlichung ihres Wortlauts gewissermaßen einen amtlichen Charakter zu verleihen.

Eine derartige Behandlung würde die notwendige Rückwirkung haben müssen, Seiner Majestät dem Kaiser in allen Fällen, wo allerhöchstderselbe recht eigentlich persönlich spricht und sprechen will, die Antworten durch beengende offizielle Rücksichten zu erschweren und stets eine verantwortliche Erwägung des Wortlauts solcher Aeußerungen voraussetzen, die in keiner offiziellen Absicht ausgesprochen werden[2]).

von Bismarck.

Varzin, 17. Juli 1871.

An den Kultusminister von Mühler. (Auszug.)

Es empfehle sich, die Allerhöchste Ordre vom 8. Juli 1871[3]), betreffend die Aufhebung der evangelischen und der katholischen Abteilung

[1]) Die Sperrung des Gehalts war erfolgt wegen der Weigerung Dr. Baltzers, sich den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils zu unterwerfen, wegen Bruchs der Amtsverschwiegenheit und wegen Ungehorsams gegen das Domkapitel. Der Kultusminister erklärte sein Einverständnis mit dem Fürsten. Die Angelegenheit erledigte sich durch das Ableben Baltzers während des Schriftwechsels mit dem Fürstbischof von Breslau.

[2]) Die Veröffentlichung der kaiserlichen Ansprache durch die Presse unterblieb.

[3]) In der Gesetzsammlung Stück 20 Nr. 7844 veröffentlicht. Ein Artikel im Staatsanzeiger hat die hier niedergelegten Gesichtspunkte entwickelt.

im Kultusministerium, durch einen Artikel im Staatsanzeiger anzukündigen. Derselbe sollte folgenden Gedankengang haben. „Die Einrichtung der beiden Abteilungen datire aus der Zeit vor Emanirung der Verfassung, wo die Staatsregierung einerseits eine stärkere Einwirkung auf die konfessionellen Angelegenheiten ausübte als heute, andererseits die Minister nicht der konstitutionellen Verantwortlichkeit unterlagen. Die Einrichtung stehe daher nicht in Einklang mit dem konstitutionellen Staatsrecht überhaupt und mit gewissen Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde insbesondere. Nach dem ersteren beruhe die Geschäftsführung auf der persönlichen Verantwortlichkeit des Ministers und müsse es demselben eben deßhalb überlassen sein, in welchem Wege er sich die Information, deren er bedarf, verschaffen und seine verantwortlichen Entschließungen vorbereiten wolle, ob durch den Vortrag eines oder mehrerer Räte oder ohne einen solchen. Die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 überweise den Kirchen und Religionsgesellschaften die volle Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Die besonderen katholischen und evangelischen Abteilungen haben daher nur als ein vorbereitendes Uebergangsstadium fortbestanden. Nachdem sie diese ihre Aufgabe erfüllt, müsse nunmehr das Verfassungsrecht auch in den Formen in die Anschauung treten. Das Bestehen der bisherigen Abteilungen hemme die Entwicklung der verfassungsmäßigen Selbständigkeit der Kirchengemeinschaften, und beeinträchtige das Prinzip der persönlichen Verantwortlichkeit des Ministers für alle Amtshandlungen seines Ressorts durch die Fiction, als gehe ein Teil dieser Amtshandlungen von Behörden aus, welche selbständige ministerielle Attributionen ausüben, ohne der Landesvertretung verantwortlich zu sein. Ich halte es für dringend geboten, in dem Artikel alles zu vermeiden, was wie eine Rechtfertigung, wie ein qui s'excuse s'accuse aussieht. Alle Aufklärungen über bisherige und künftige sachliche Geschäftsbehandlung werden den unter allen Umständen böswilligen Gegnern nur Angriffspunkte liefern, ohne sie zu beschwichtigen; die konstitutionelle Konsequenz ist allein die stichfeste Richtung, in der die Maßregel auftreten muß.

Ueber die Denkschrift, betreffend eine Verfassungsurkunde für die evangelische Kirche, muß ich mir eine Aeußerung vorbehalten, da meine Kur das Bedürfniß vollkommener Ruhe mit sich bringt und mich einstweilen zwingt, mich jeder geschäftlichen Tätigkeit streng zu enthalten. Ich würde daher nicht im Stande sein, fernere Zusendungen Ew. hier zu bearbeiten, ohne meine Kur aufzugeben.

von Bismarck.

Varzin den 25. Juli 1871.

An den Staatsminister von Mühler.

Aus dem Staatsministerium erhalte ich Abschrift einer Allerhöchsten Ordre vom 17. d. M., Inhalts deren Se. Majestät Anstand nimmt, die von Ew. Excellenz Ministerium beantragte Ernennung des Licenciaten August

Langer in Glogau, eines aufgeregten Infallibilisten, zum Direktor des katholischen Schullehrer-Seminars in Habelschwert zu vollziehen, und zuvörderst die Ansicht des Staatsministeriums hören will. Ich bin vor meiner Rückkehr nach Berlin nicht im Stande, an der Bearbeitung dieser Sache unmittelbaren Anteil zu nehmen, erlaube mir aber schon jetzt, Ew. Excellenz geneigter Erwägung anheim zu geben, ob die Richtung, in welcher sich der aus Hochdero Ressort an Seine Majestät gelangte Antrag bewegt, mit der von dem Staatsministerium durch seinen letzten Beschluß angenommenen Haltung in Einklang steht. Die Aufhebung der katholischen Abteilung ist von uns nicht nur aus konstitutionellen Gründen, sondern auch mit Rücksicht darauf herbeigeführt worden, daß die Haltung der Mitglieder dieser Abteilung den kirchlichen Frieden im Lande beeinträchtigt und mehr darauf hinauslief, die Rechte der katholischen Kirche dem Staate als die Rechte des letzteren der Kirche gegenüber zu vertreten. Eure Excellenz werden daher meines Erachtens nicht in der Lage sein, Anträge der katholischen Abteilung der Allerhöchsten Entscheidung zu unterbreiten, ohne dieselben einer strengen Kritik vom Standpunkt der ministeriellen Verantwortlichkeit und der Solidarität der Letzteren für alle Mitglieder des Staatsministeriums zu unterziehen[1]).

von Bismarck.

Varzin, den 28. Juli 1871.

An den Chef des Geheimen Civilkabinets von Wilmowski in Ems.

Die neuesten Vorgänge auf kirchlichen Gebieten lassen es bedenklich erscheinen, wenn das Kultusministerium fortfährt, katholische Geistliche zu Regierungs- und Schulräten zu ernennen; es ist vielmehr ratsam, dieselben, wo sie sich in dieser Stellung befinden, durch Versetzung in andere Aemter oder durch Berufung zu Pfarrstellen von entsprechendem Einkommen zu beseitigen. Eure Excellenz ersuche ich, Seiner Majestät in meinem Namen den Erlaß einer, nicht zur Veröffentlichung bestimmten, entsprechenden Ordre an den Herrn Kultusminister anheimgeben zu wollen[2]).

von Bismarck.

18. October 1871.

Entwurf für ein Schreiben des Königs an den Erzbischof von Cöln in Erwiderung auf die Eingabe der preußischen Bischöfe.

Hochwürdiger Bischof!

In der Eingabe, welche Eure Hochwürden unter der Mitunterschrift anderer Bischöfe am 7. v. M. an Mich gerichtet haben, werden Maßregeln,

[1]) Die Urschrift rührt fast ganz von der Hand des Fürsten her. Der Fall findet seine Erledigung damit, daß der Kultusminister von der Berufung Langers Abstand nimmt.

[2]) Eine entsprechende königliche Verfügung erging unter dem 9. August 1871 an den Kultusminister.

welche meine Regierung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens zu treffen nach Maßgabe der bestehenden Gesetze in der Lage gewesen ist, als ein „offner Eingriff in das innere Gebiet des Glaubens und der Kirche, als ein unverhohlener Gewissenszwang" bezeichnet, und Eure Hochwürden finden sich veranlaßt, „feierlich Protest einzulegen gegen alle und jede Eingriffe in das innere Glaubens- und Rechtsgebiet der katholischen Kirche".

Nachdem von den Bischöfen der katholischen Kirche, insbesondere aber von Seiner Heiligkeit dem Papste bisher jederzeit anerkannt worden war, daß die katholische Kirche in Preußen sich einer so günstigen Stellung erfreut wie kaum in einem anderen Lande, ist es Mir unerwartet gewesen, in einer Eingabe preußischer Bischöfe Anklänge an die Sprache zu finden, durch welche auf publizistischem und parlamentarischem Wege versucht worden ist, das berechtigte Vertrauen zu erschüttern, mit welchem Meine katholischen Untertanen bisher auf Meine Regierung blicken.

Eure Hochwürden wissen, daß in dieser Gesetzgebung, welche sich bisher der Anerkennung des katholischen Episkopats erfreut hatte, eine Aenderung nicht stattgefunden hat; ein Gesetz aber, welches von Meiner Regierung nicht beachtet wäre, ist in Eurer Hochwürden Eingabe nicht angeführt worden.

Wenn dagegen innerhalb der katholischen Kirche Vorgänge stattgefunden haben, in Folge deren die bisher in Preußen so befriedigenden Beziehungen derselben zum Staate tatsächlich mit einer Störung bedroht erscheinen, so liegt es Mir fern, Mich zu einem auf Würdigung dogmatischer Fragen eingehenden Urteile über diese Erscheinung berufen zu finden; es wird vielmehr die Aufgabe Meiner Regierung sein, im Wege der Gesetzgebung dahin zu wirken, daß die neuerlich vorgekommenen Konflikte zwischen weltlichen und geistlichen Behörden, soweit sie nicht verhütet werden können, ihre gesetzliche Lösung finden.

Bis dies auf verfassungsmäßigem Wege erfolgt sein wird, liegt Mir ob, die bestehenden Gesetze aufrecht zu erhalten und nach Maßgabe derselben jeden Preußen in seinen Rechten zu schützen. Eine eingehende Würdigung der Vorwürfe gegen meine Regierung, welche Eure Hochwürden an Mich gerichtet haben, überlasse ich Meiner Regierung.

Ich hatte gehofft, daß die gewichtigen Elemente innerhalb der katholischen Kirche, welche sich früher der nationalen Bewegung unter preußischer Leitung abgeneigt zeigten, nunmehr nach verfassungsmäßiger Neugestaltung des Deutschen Reichs der friedlichen Entwicklung desselben im Interesse staatlicher Ordnung ihre freiwillige Unterstützung widmen würden. Die wohlwollenden Kundgebungen, mit denen Seine Heiligkeit der Papst Mich bei Herstellung des Reiches in eigenhändigem Schreiben begrüßte, ließen es Mich hoffen. Aber auch, wenn diese Hoffnung sich nicht verwirklicht, so wird keine Enttäuschung auf diesem Gebiete Mich jemals abhalten, auch in Zukunft ebenso wie bisher, darauf zu halten, daß in Meinen Staaten jedem Glaubens-

bekenntnis das volle Maß der Freiheit, welches mit den Rechten Anderer und mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze verträglich ist, gewahrt bleibe. Im Bewußtsein gewissenhafter Erfüllung der Königlichen Pflicht, wohlwollende Gerechtigkeit gegen Jedermann zu üben, werde Ich Mich in Meinem durch die Erfahrung bewährten Vertrauen zu Meinen katholischen Untertanen nicht irre machen lassen, und bin gewiß, daß dieses Vertrauen ein gegenseitiges und ein dauerndes ist.

Indem ich Eure Hochwürden ersuche, diese meine Antwort den übrigen Unterzeichnern der Vorstellung vom 7. v. M. mitzuteilen, verbleibe Ich

Eurer Hochwürden wohlgeneigter [1])

12. Februar 1872.

Bericht an S. M. den König, betreffend den Gesetzentwurf über die Schulaufsicht. (Auszug.)

Der auf Grund der landesherrlichen Genehmigung vom 4. Dezember 1871 dem Landtage vorgelegte Gesetzentwurf, betr. die Schulaufsicht, ist mit Zustimmung der Regierung seitens des Abgeordnetenhauses angenommen worden. Bei den beschlossenen Abänderungen ist die Absicht maßgebend gewesen, den vielfach kundgegebenen Besorgnissen und Mißdeutungen dadurch zu begegnen, daß auf der einen Seite der in dem ursprünglichen Entwurf ausgesprochene Zwang gegen die Geistlichen zur Uebernahme der Schul-Inspektion in Wegfall gebracht und auf der anderen die Bestimmung des Artikels 24, wonach die Leitung des religiösen Unterrichts in der Volksschule den betreffenden Religionsgesellschaften zusteht, ausdrücklich wiederholt worden ist.

Wenn nichts desto weniger die Annahme des Gesetzentwurfs auch in dieser Fassung nur gegen den Widerspruch einer relativ bedeutenden Minorität erfolgt ist, so findet dies seine Erklärung darin, daß nicht allein die Bedeutung und Tragweite des fraglichen Gesetzes in tendenziöser Weise entstellt worden ist, sondern daß man auch die Motive und letzten Zwecke Ew. Majestät Regierung in einer Weise in ein falsches Licht gestellt hat, daß es dadurch möglich geworden ist, bei der entscheidenden Abstimmung eine widernatürliche Allianz zwischen den Polen, dem ultramontanen Zentrum und einem Teile der konservativen Partei zu Stande zu bringen.

Daß dabei die Polen und die Ultramontanen in dem Widerstande gegen das Gesetz Hand in Hand gegangen sind, war selbstverständlich und nur die natürliche Konsequenz der Tatsache, daß der Gesetzentwurf ja in seinem tiefsten Grunde recht eigentlich gegen das Zusammenwirken beider in Posen, Preußen und Oberschlesien gerichtet war.

Weniger verständlich ist der Anschluß eines Teiles der konservativen Partei. Hier ist die Erklärung nur darin zu finden, daß von Seiten einzelner

[1]) Der Entwurf des Schreibens ist von der Hand des Fürsten Bismarck, der die ihm von dem Minister von Mühler vorgelegte Antwort mehrfach umgearbeitet hatte.

leitenden Persönlichkeiten sowie seitens des Organs bestimmter konservativer Kreise, der „Neuen Preußischen Zeitung", das Sach- und Rechtsverhältniß, wie schon bemerkt, in einer Weise entstellt und die Tendenzen Ew. Majestät Regierung in einem Maße verdächtigt worden sind, daß man es wagen durfte, einen mit Ew. Majestät Allerhöchster Genehmigung vorgelegten Gesetzentwurf als den Anfang revolutionärer Entchristlichung des Staates zu bezeichnen.

Anstatt das qu. Gesetz hinzunehmen und darzustellen als das, was es in der Tat ist, als eine unentbehrliche Verteidigungswaffe in dem Notstande und Kampfe, welcher der Regierung durch die concentrischen Agitationen aller staatsfeindlichen und gefährlichen Elemente, in erster Stelle der Polen und der Ultramontanen, aufgedrungen worden ist, als ein notwendiges Hülfsmittel der Disciplinargewalt über die Organe, auf welche der Staat bei Ausübung seiner Schulaufsicht hingewiesen ist und über welche er ebendeßhalb eine verschärfte Disciplinargewalt haben muß, weil er jene kirchlichen Organe auch heute nicht entbehren kann und will, hat man es verstanden, durch stetige Wiederholung gewisser Partei-Schlagworte eine künstliche Aufregung und Begriffsverwirrung zu erzeugen und dadurch eine Zahl solcher Personen mit sich fortzureißen, welche nicht daran gewöhnt sind, ihre Abstimmungen durch eigenes Nachdenken und eigene Arbeit zu begründen.

Zu ihrem Bedauern ist Ew. Majestät Regierung durch jene Haltung der konservativen Partei genötigt worden, die gegen den polnischen Adel und den ultramontanen Klerus gerichtete Spitze des Gesetzes in der betreffenden Sitzung des Abgeordnetenhauses offen herauszukehren, freilich ohne bei dem widerstrebenden Teile der konservativen Partei auch nur hierfür das erwünschte Verständnis zu finden[1]).

von Bismarck.

An den Kultusminister Falk.

Varzin den 11. Juni 1872.

Eurer Excellenz beehre ich mich eine Vorstellung des Generalvikars der Diözese Hildesheim vom 2.[2]) und eine darüber erforderte gutachtliche Aeußerung des Grafen Stolberg vom 6. d. M. vertraulich zu übersenden. Ich halte es aus politischen Gründen, nicht allein wegen der ruhigeren Haltung dieses Bistums, sondern weil unser Streben überhaupt dahin gerichtet sein sollte, den niederen katholischen Klerus besser zu stellen, für nützlich, auf die Wünsche des Dr. Kopp einzugehen, insoweit sie von dem Herrn Oberpräsidenten befürwortet sind. Ja ich würde darüber hinaus es gern sehen, wenn es tunlich wäre, die Gehalte der Beamten der bischöflichen Behörde nicht nur um

[1]) Der Bericht ist zwar von dem gesamten Staatsministerium gezeichnet, der Entwurf ist aber nicht etwa von dem Kultusminister Dr. Falk, sondern im Staatsministerium beschlossen und zum größten Teile von der Hand des Fürsten Bismarck. Der Gesetzentwurf wurde dann auch vom Herrenhause angenommen.

[2]) Betreffend die Gehaltsverbesserung der bischöflichen Beamten in Hildesheim.

zehn Prozent, sondern im Verhältnis der seit dem Jahre 1826 eingetretenen Steigerung der Lebensbedürfnisse zu erhöhen. Dagegen halte ich es nicht für zweckmäßig, diese Gehalte dem Bischof als Aversum zu überweisen. Jeder Vermehrung direkter Interessenbeziehungen zwischen einzelnen Geistlichen oder Beamten geistlicher Behörden und der Staatsgewalt entspricht eine Verminderung des hierarchischen Einflusses. Durch diesen politischen Vorteil, der sich namentlich bei einem Wechsel des Personals geltend machen dürfte, wird die finanzielle Besorgnis vor Nachforderungen m. E. weit überwogen. Es wäre mir erwünscht, wenn Eure Excellenz meine Ansicht teilten und in Hochdero Ressort die Mittel zur Ausführung fänden. Anderenfalls würde ich, da mein Gesundheitszustand mir eingehende Erörterungen nicht gestattet, bitten, die Erledigung der Sache bis zu meinem Eintritt in die Geschäfte zu vertagen [1]).

von Bismarck.

Varzin 27. October 1872.

Schreiben an den Kultusminister Falk.

Eurer Excellenz erwidre ich auf das Schreiben vom 23. d. M. daß ich mit der Einführung der obligatorischen Civilehe einverstanden bin, einen so harten Kampf sie auch mit der konservativen Partei zu bestehen haben und so schwer es sein wird, sie der Landbevölkerung zum richtigen Verständniß zu bringen. Es wäre mir deßhalb nicht unerwünscht, wenn der Entwurf in dem Abgeordnetenhause entstünde und zu einer annehmbaren Gestalt umgeformt würde; bei der Allerhöchsten Orts bestehenden Abneigung gegen die Initiative des Landtags jedoch bin ich auch damit einverstanden, daß Seitens der Regierung eine Vorlage gemacht wird.

Da ich mich zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen gegen die Civilehe öffentlich ausgesprochen habe, so ist es eine Schicklichkeitsfrage, wie weit und wie lebhaft ich mich persönlich an diesen Gesetzen beteilige, vorausgesetzt daß meine Gesundheit mir gestattet, etwa im Dezember nach Berlin zurückzukommen. Ich würde nicht in Verlegenheit sein, meine heutige Ansicht zu begründen, aber das Dekorum bringt es mit sich, daß ich mich nicht schärfer meiner früheren Aeußerung gegenüber stelle als absolut notwendig. Mein principielles Einverständniß mit dem Gesetze braucht deßhalb kein Geheimniß zu bleiben. Bei Sr. Majestät glaube ich nach den Mitteilungen, welche Eure Excellenz mir zu machen die Güte haben, auf Zustimmung rechnen zu dürfen. Sollte sich das gleichwohl nicht bestätigen, so bitte ich die Sache in concilianter Weise zu behandeln und nicht mit der Kabinettsfrage vorzugehen.

von Bismarck.

[1]) Der Kultusminister entsprach den Anträgen des Dr. Kopp bereitwillig.

23. Januar 1873.

Votum des Fürsten Bismarck, betreffend die Auswanderung aus den östlichen Provinzen.

Die sozialen Ursachen, aus welchen die massenhafte Auswanderung gerade von dem platten Lande der östlichen Provinzen hervorgeht, liegt in dem Umstande, daß den dortigen arbeitenden Klassen der Erwerb eines ihren Verhältnissen entsprechenden eigenen Grundbesitzes fast unmöglich ist, während in den Industriegegenden die Fabrikarbeiter durch die höheren Löhne und die Hoffnung auf Beförderung in bessere Stellen in eine zufriedene und ihren Ansprüchen genügende Lage versetzt werden.

Die deßfalsige Abhülfe liegt wesentlich in der Erleichterung des Erwerbes von Grundbesitz durch Modification der Parzellirungsgesetze und Wiedereinführung eines erbpachtähnlichen Verhältnisses; dasselbe gestattet den ländlichen Arbeitern, mit geringem Kapital ein kleines Grundbesitztum zu erwerben, und sichert den Ober-Eigentümer gegen Mißbrauch desselben durch weitere, seinen Interessen nicht entsprechende Ansiedlungen und Veräußerungen.

3. Februar 1874.

An den Kultusminister Dr. Falk.

Ew. Excellenz beehre ich mich auf das Schreiben vom 27. v. M. zu erwidern, daß ich mich nicht entschließen kann, zur Förderung des Planes, für Wilhelm von Humboldt ein Denkmal auf Staatskosten vor der hiesigen Universität, unmittelbar neben demjenigen von Alexander von Humboldt zu errichten, mitzuwirken. Die Verdienste Wilhelm von Humboldts um den preußischen Staat werden, wie S. M. durch die allerhöchste Ordre vom 22. Juli 1867 anzuerkennen geruht haben, dadurch gefeiert werden, daß sein Standbild mit dazu bestimmt ist, das Denkmal des hochseligen König Friedrich Wilhelm III Majestät im Lustgarten zu umgeben. Unter den anderen hervorragenden Männern seiner Zeit ist dort meines Erachtens auch für ihn der richtige Platz. Zum Seitenstück zu dem Denkmal seines Bruders ist sein Standbild meines Erachtens nicht geeignet [1]).

von Bismarck.

[1]) Es war Bismarck bei Abgabe dieser Erklärung nicht bekannt, daß der König inzwischen von dem Projekt der Aufstellung von Standbildern der Feldherren und Staatsmänner der Freiheitskriege im Anschluß an das Denkmal Friedrich Wilhelms des Dritten abgesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die geschichtlichen Ursachen der deutschen Revolution[1)]

Von

Friedrich Meinecke

Durch die Niederlage im Kriege und durch die ihm folgende Revolution hat das deutsche Volk einen heute noch gar nicht übersehbaren Bestand von nationalen Lebensgütern verloren. Aber noch furchtbareres Unglück könnte ihm werden, wenn sein jetziger seelischer Zustand andauern sollte. Seine Willenskräfte, die während des Krieges durch straffe Zusammenfassung und Anspannung das Äußerste geleistet hatten, liegen heute erschlafft am Boden. Ein selbstmörderischer Wahnsinn, der unter uns ausgebrochen ist und hier und dort emporzüngelt, möchte auch das noch zerstören, was uns geblieben ist. Mühsam ringen wir, um das Dasein der nächsten Tage und Wochen zu sichern. Man könnte verzweifeln, wenn man sich nicht klar machte, daß ein solcher Zustand von Kraftlosigkeit nach äußerster, aber vergeblicher Kraftleistung doch wohl eintreten mußte, daß er in hohem Grade schon rein physisch verursacht wurde durch die körperliche Ausmergelung der Hungerjahre. Ein solcher Kollaps, wie wir ihn jetzt durchmachen, kann wohl vielleicht, aber muß nicht notwendig den Organismus dauernd ruinieren. Eben dadurch, daß wir die Ursachen und Voraussetzungen unseres Unglücks uns verständlich machen, gewinnen wir den Trost, daß doch viel Einmaliges, Vorübergehendes, Wiederherstellbares in ihm enthalten ist. Wir müssen diese einmaligen Ursachen zu scheiden versuchen von den tiefer liegenden, weiter zurückreichenden, mehr organischen Ursachen. So werden wir denn nun unsere Vergangenheit mit neuen Augen zu prüfen und alle schwachen Stellen, Risse und Sprünge in ihrem Gefüge, die wir bisher übersahen oder nicht genügend beachteten, genauer zu untersuchen haben. „Stirb und werde" ist die Losung, die an uns heute ergeht und uns zur Selbstkritik, zur Scheidung dessen, was wir abzustoßen und was wir treu zu bewahren haben, ermahnt. Nur durch das Medium der reinen geschichtlichen Betrachtung vermögen wir uns von dem dumpfen Drucke des Schicksals, das über uns kam, zu befreien. Ein unverstandenes Unglück macht uns vollends unglücklich. Ein verstandenes Unglück gibt uns nicht nur die Zielbewußtheit und Festigkeit des Handelns zurück, sondern vermag uns auch „zu reinigen vom erlebten Graus", uns zu erheben in jene ideelle Sphäre, wo alles Selbstische schweigt vor dem Anblick des weltgeschichtlichen Prozesses im großen.

[1)] Nach einem Ende März d. J. vor holländischen Hörern in Groningen gehaltenen Vortrage.

Und man muß weiteste Umschau in der Weltgeschichte halten, um zu verstehen, was bei uns geschehen ist. Wir haben nicht nur den ganzen Gang der deutschen und preußischen Geschichte zur Erklärung heranzuziehen, sondern auch vergleichbare Schicksale anderer Völker. Da die Revolution die unmittelbare Folge des Zusammenbruchs unserer Macht war, so muß sich die Untersuchung auch auf die Ursachen dieses Zusammenbruchs mit erstrecken. Aber mag man alle diese Erkenntnismittel noch so sorgfältig abtasten und noch so einleuchtend verwerten, — so bleiben doch immer noch Rätsel und dunkle Punkte im Zusammenhang der Ereignisse übrig, die kein Menschenwitz je wird aufhellen können. Denn der Gang der Weltgeschichte läßt sich nun einmal nicht mathematisch beweisen.

Gleich bei der ersten, greifbarsten Ursache der Revolution stößt man auf ein solches Rätsel. Sie war, so sagte ich, die unmittelbare Folge unseres militärischen Zusammenbruchs. Wäre sie auch ohne ihn erfolgt? Schwerlich, denn die Autorität der bisher bei uns herrschenden Gewalten und Einrichtungen, die noch während des Krieges sich als außerordentlich stark erwiesen hat, mußte erst durch den niederschmetternden Eindruck der Niederlage so erschüttert werden, daß die revolutionären Tendenzen freie Bahn bekamen. Aber war denn nun die Niederlage selber ein so unvermeidliches Schicksal für uns, daß die eherne Kette der Ursachen auch sie mit umfassen müßte? Hier beginnt schon der Zweifel. Unsere Niederlage wurde wohl erst dann unabwendbar, als das physische Übergewicht unserer Feinde unerträglich wurde durch den Eintritt Amerikas in den Krieg. Wir haben ihn selbst heraufbeschworen durch unseren Entschluß zum radikalen Unterseebootkrieg. Wie völlig anders hätten die Dinge laufen können ohne ihn. Wir hätten, so darf man wohl vermuten, einen ganz gewiß nicht glänzenden, aber leidlichen Frieden, einen Hubertusburger Frieden, wie er mir, und ich darf wohl sagen, allen Besonnenen der Nation von Kriegsbeginn an als wahrscheinlichstes Ergebnis des Krieges vorschwebte, erkämpfen können. Eine ganz andere Weltkonstellation und ein ganz anderes Deutschland wäre dann aus dem Kriege hervorgegangen. Hier und da hätten die Grenzen Deutschlands und Österreich-Ungarns vielleicht anders gezogen werden müssen, aber Deutschland wäre eine selbständige und durch den Ruhm seiner erfolgreichen Selbstbehauptung im Ansehen gesteigerte Großmacht geblieben, wie es einst Preußen nach dem Siebenjährigen Kriege geblieben ist. Und es hätte seine monarchische Verfassungsform behalten. Mitteleuropa, das jetzt wie nach einer geologischen Erdrevolution das Bild eines eingebrochenen, zusammengesunkenen Gebirges bietet, hätte auch ferner wie bisher emporgeragt, zwar nicht unter den höchsten, aber unter den hohen Gipfeln der Erde.

So lagen also in den Tagen des Januars 1917, als in Berlin der Entschluß zum radikalen Unterseebootkriege gefaßt wurde, recht eigentlich die Geschicke der Welt auf der Wagschale. Dieser Entschluß war unsere sizilische Expedition, sagte mir im Frühjahr 1918 einer unserer Staatsmänner, einer derer, die vergebens gegen ihn angekämpft hatten. Er meinte damit, daß wir

durch ihn ähnlich, wie einst Athen im peloponnesischen Kriege unter dem Antriebe des Alcibiades, den Sprung ins Abenteuer gewagt hätten. Wie kam es dazu, daß wir ihn wagten? So muß man doch wohl fragen, wenn man ganz induktiv und Stufe für Stufe den ursächlichen Zusammenhang, der zur deutschen Revolution führte, erkennen will. Die Antwort auf diese Frage führt uns sofort auf einen erhöhten Aussichtspunkt, von dem aus eine Fülle in sich verflochtener, ursächlich wirksamer Erscheinungen sichtbar wird. Denn es wäre offenbar falsch und oberflächlich, nur die einzelnen Persönlichkeiten, die jenen verhängnisvollen Entschluß durchgesetzt haben, verantwortlich zu machen. Es müssen hinter ihnen allgemeingeschichtliche Tendenzen gestanden haben. Eine bestimmte politische Mentalität muß in ihnen lebendig gewesen sein, und diese Mentalität muß die Frucht eines ganzen geistigen und politischen Zustandes gewesen sein. So war es in Athen zur Zeit des Alcibiades, so war es auch bei uns. Wie sich dort aus dem Geiste einer breit entfalteten, hochstrebenden und stolzen Demokratie heraus Kraftgefühle und Ambitionen entwickelten, die über das gesunde Maß politischer Vernunft und Einsicht hinausstrebten, so sind auch in Deutschland gewisse geschichtliche Kräfte, die sein Dasein bisher getragen und geschützt hatten, über ihre Ufer getreten und haben uns Unheil bereitet. Es waren Soldaten, erfüllt vom soldatischen Geiste Preußens und Deutschlands, die in jenen Januartagen von 1917 dem widerstrebenden leitenden Staatsmanne Deutschlands den Entschluß abgerungen haben, das Ungeheure zu wagen und durch die Entfesselung des Unterseebootkrieges Amerika in die Reihe unserer Gegner zu drängen. Hätten sie sich klar gemacht, daß Amerika schon aus Prestige- und Ehrengründen fortan gar nicht anders konnte, als seine ganze Macht einzusetzen zur Niederwerfung Deutschlands, und daß die Hoffnung, durch ein einzelnes Kriegsmittel, durch einen technischen Trick der ganzen Welt trotzen zu können, überaus schwer zu berechnen sei — kurz, hätten sie die Folgen ihres Entschlusses übersehen, so würden sie diesen Sprung ins Dunkle nicht gewagt haben. Aber ihre Denkweise war einseitig militärisch, brannte darauf, eine so schneidige Angriffswaffe nicht unbenutzt zu lassen, und kannte kein anderes Ziel, als den Feind niederzuwerfen mit allen erreichbaren Mitteln. Vielleicht *muß* der Soldat, nicht nur der preußische, sondern der Soldat überhaupt, so denken, um sein Höchstes zu leisten. Vielleicht liegt es im Wesen des Krieges, sich auszubrennen wie ein Feuer, das alles verzehren will, was es erreichen kann. Aber ebenso muß es auch Hemmungen geben, die diesen rein soldatisch-kriegerischen Drang in Schranken halten. Und an diesen fehlte es bei uns in Deutschland. Der Krieg, so hatte Clausewitz gelehrt, muß seiner Natur nach zwar die unbedingte Vernichtung des Gegners erstreben, muß aber zugleich auch Instrument, abhängiges Werkzeug der Politik bleiben. Bei uns aber hat der Krieg die Politik, der Soldat den Staatsmann überwuchert. Die Bedenken und Sorgen unserer Staatsmänner vor den unabsehbaren und gefährlichen Wirkungen des Unterseebootkrieges mußten schweigen vor der

unbedingten kriegerischen Energie unserer Heerführer[1]). Das war das erste unserer großen Grundverhängnisse. Es bedarf aber noch einer tiefer greifenden historischen Erläuterung.

Immer war der militärische Geist in Preußen und dem von Preußen geeinigten Deutschland mächtig, aber nicht immer war er übermächtig. Er war mächtig, weil er notwendig war für die politische Existenz Preußens und Deutschlands, weil ohne ihn das kleine, zerstückelte, rings von überlegenen Nachbarn eingepreßte Brandenburg-Preußen sich nicht zur selbständigen Großmacht und das ebenso zerstückelte, ebenso eingepreßte Deutschland sich nicht zur nationalen Einheit hätte emporkämpfen können. Man muß ja das ganze Elend der deutschen Geschichte seit dem Mittelalter, das Unglück der Glaubensspaltung, die furchtbare Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, die Schutzlosigkeit gegenüber einem Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon vor Augen haben, um zu begreifen, daß die militärische Kraft und der militärische Geist Preußens als nationale Rettung, als unentbehrlicher Schutzpanzer des deutschen Volkes von uns empfunden und gerechtfertigt werden konnte. Aber er durfte nicht übermächtig werden, er durfte uns nicht ersticken, die freie Regung der Kultur nicht erdrücken und durfte voran nicht die staatsmännische Leitung vom Steuerruder des ganzen politischen Zustandes verdrängen. Nun, der Kenner des geschichtlichen Lebens weiß, daß die einmal lebendig und wirksam gewordenen geschichtlichen Kräfte nicht so leicht mehr zu bändigen sind. Sie haben den Drang, sich absolut durchzusetzen, und finden nur an starken Notwendigkeiten ihre Schranke. Eine solche Schranke fand der preußische Militarismus lange Zeit in der preußischen Monarchie. Sie hatte zwar selbst den Militarismus in die Höhe gebracht, aber als einen Diener, den sie sich nicht über den Kopf wachsen lassen wollte. Der eigentliche Sinn des preußischen Systems, wie es unter Friedrich dem Großen und dann in modernerer Form unter Kaiser Wilhelm dem Ersten und Bismarck klassisch in die Erscheinung trat, war vielmehr der, daß der Monarch oder sein Vertrauensmann und Premierminister straff die Zügel in der Hand behielten und den Vorrang der allgemeinen politischen über die militärischen Gesichtspunkte behaupteten. Die Generäle Friedrichs des Großen haben politisch nichts, gar nichts zu sagen gehabt. Und als Bismarck 1866 und 1871 mit den Generälen in Konflikt über Fragen der Kriegsmittel und Kriegsziele geriet, konnte er obsiegen, weil der Monarch, trotzdem er selbst militärisch empfand, doch die Grenzen der Ressorts streng einzuhalten und das Übergewicht seines politischen Ratgebers anzuerkennen gewillt war. Unter schwächeren

[1]) Der Herausgeber dieser Zeitschrift meint, daß die Schuld am Versagen des Unterseebootkrieges nicht die Oberste Heeresleitung, sondern allein die führenden Männer der Marine treffe, auf deren Versicherung hin seine Durchführung mit wirksamer Kraft für möglich gehalten wurde. Nun sei es aber der Marine tatsächlich nicht möglich gewesen, während der entscheidenden Monate der großen amerikanischen Transporte die Hauptausladehäfen Frankreichs durch U-Boote abzusperren. Ich bemerke dagegen, daß die ungeheuere physische und technische Überlegenheit, die unsere Gegner durch den Zutritt Amerikas erhielten und die ihren unbedingten Sieges- und Vernichtungswillen hervorrief, unter allen Umständen früher oder später einmal wirksam werden mußte, und daß der Instinkt unserer Staatsmänner dies von Anfang an richtiger erkannt hat als unsere Heerführer.

Regenten aber drohte das preußische System jedesmal zu entarten. Die Nachfolger Friedrichs des Großen haben die militärischen Einrichtungen des Staates, die einer zeitgemäßen Reform bald dringend bedurften, verknöchern und in eine unlebendige Starrheit verfallen lassen, derart, daß sie auch ihre kriegerische Leistungsfähigkeit schließlich verloren. Unter dem zweiten Nachfolger Kaiser Wilhelms des Ersten ist der Militarismus zwar nicht verknöchert und untauglich geworden, sondern hat im Gegenteil, wie die vier Jahre Weltkrieg beweisen, eine gewaltige Leistungsfähigkeit entfaltet. Aber er trat dafür über seine Ufer und hat uns durch das Übermaß seiner Einwirkungen in das Verderben gerissen. Eine Bismarcknatur als Reichskanzler würde die Mitregierung eines Ludendorff nicht haben aufkommen lassen. Aber es war das Unglück unseres letzten Monarchen, daß für eine Bismarcknatur neben ihm kein Raum war und daß er selber nicht stark und vielleicht auch nicht einsichtig genug war, um den Vorrang der politischen vor den militärischen Bedürfnissen konsequent durchzuführen. Der preußisch-deutsche Staat, die heroische Schöpfung großer Regenten und Staatsmänner, bedurfte — nach dem Gesetz, nach dem er angetreten — auch zu seiner Erhaltung immer einer besonderen Kunst weiser und zugleich straffer Ökonomie und Balancierung der Kräfte. Wille und Weisheit aber, höchste Tatkraft und höchstes Maßhalten, wie leicht gehen sie auseinander im Handeln. Es war ja etwas ganz Singuläres in der Weltgeschichte, wie sich dieser kleine, ärmliche Soldatenstaat an der bedrohtesten Stelle Europas emporgekämpft hat zur Großmacht. Man muß heute auch daran erinnern, daß er in seiner Vergangenheit zweimal vom völligen Untergange nur gerettet worden ist durch ebenfalls ganz singuläre Glücksfälle — im Siebenjährigen Kriege durch den Tod der Kaiserin Elisabeth und im Tilsiter Frieden durch die Rücksicht, die Napoleon auf Kaiser Alexander von Rußland nehmen mußte. Daß ihm die breite natürliche Basis anderer Großmächte fehlte, daß er gefährdeter und eingepreßter leben mußte als diese, daß seine Geschicke infolgedessen übermäßig abhingen von den guten oder schlechten Qualitäten seiner Lenker, das hat schon Friedrich der Große und hat auch Bismarck wieder mit nagender Sorge empfunden. Man lese das politische Testament des einen, die Gedanken und Erinnerungen des anderen, — post equitem sedet atra cura! Und Bismarck hat in ihnen insbesondere auch die Gefahren des Übergewichts militärischer Einflüsse auf die deutsche Politik deutlich genug gekennzeichnet.

Es ist ein altes Wort, daß der preußische Staat eigentlich ein künstlicher Staat sei, das heißt auf einem Mechanismus autoritärer Einrichtungen beruhe, daß er zu sehr von oben her, zu wenig von unten her aufgebaut sei, daß ihm deshalb die Basis eines breiten und tiefen Volkslebens und Volkswillens fehle. Das Körnchen Wahrheit, das in diesem Urteile steckt, habe ich schon angedeutet. Die Künstlichkeit, die autoritäre Starrheit des preußischen Staates rührte in erster Linie davon her, daß er, um selbständige Großmacht zu werden und zu bleiben, den Mangel an physischen Mitteln ersetzen mußte durch straffe Organisierung, daß er, da er nun einmal mager von Natur war,

wenigstens sehnig werden mußte. Aber er mußte es schon einmal in der Katastrophe von 1806/07 erleben, daß im Kampfe um die Existenz die Mittel des Obrigkeitsstaates versagten. Da versuchte er in großem Stile, durch geistige Kräfte die zerbrochene physische Kraft wieder aufzubauen. Es kam die unvergeßliche, große Zeit der Reformen Steins und Hardenbergs, des nationalen Aufschwungs von 1813. Man appellierte nicht nur an den äußeren Gehorsam, sondern auch an die innere Gesinnung des Bürgers; auf seiner freien Selbsttätigkeit, auf seinem ethischen Pflichtgefühl sollte fortan der Staat mit beruhen. Eine volkstümliche Verfassung sollte den Abschluß der Reformen bilden und den Anteil des Volkswillens am Staate sichern. So wurde es 1815 verheißen; aber diese Verheißung ist nicht erfüllt worden, weil man wieder Sorge und Furcht bekam vor den liberalen und demokratischen Ideen des Jahrhunderts, weil man es nicht für möglich hielt, gleichzeitig freier im Innern zu werden und stark nach außen zu bleiben. Die Stein-Hardenbergsche Reform blieb ein Torso. Nebeneinander und vielfach im Widerspruch miteinander bestanden nun die Einrichtungen des alten Militär- und Obrigkeitsstaates und des neuen Gemeinschaftsstaates. Das war nun wiederum ein Grundverhängnis unserer preußisch-deutschen Geschichte, das noch in der heutigen Revolution nachwirkt. Es kam durch den Abbruch der Reformtätigkeit, durch die Nichterfüllung des Verfassungsversprechens von 1815 zu einem inneren Risse zwischen Staatsleben und Volksleben, der niemals wieder ganz zugewachsen ist. Der günstigste Zeitpunkt zur Verschmelzung von Staat und Volk, von Autorität und Freiheit ist versäumt worden. Wohl hat nachher auch Preußen und das durch Preußen geeinigte Deutschland den Ideen des Jahrhunderts seinen Tribut bringen müssen. Es hat in der Revolutionszeit von 1848/50 seine konstitutionelle Verfassung, durch Bismarck das demokratische Reichstagswahlrecht und die Erfüllung anderer liberaler Forderungen erhalten. Aber die völlige innere Synthese von Altem und Neuem wollte dabei nicht mehr glücken, und ein harter, starrer Rest von Obrigkeitsstaat blieb immer bestehen und reizte immer wieder die Gefühle der Beherrschten. Man rechtfertigte ihn damit, daß das Macht- und Sicherheitsbedürfnis des Staates ihn fordere, daß Deutschland in seiner eingepreßten und bedrohten Lage nun einmal diesen harten Panzer tragen müsse und es sich nicht erlauben könne, so liberal, so demokratisch zu leben, wie andere von der Natur mehr begünstigte Völker. Aber man vergaß, daß schon einmal in der Zeit Steins und Scharnhorsts Wege gewiesen worden waren, um das militärisch-politische Schutzbedürfnis mit dem Freiheitsbedürfnis des Volkes zu vereinigen. Und vor allem, es war ja nicht nur das richtig oder falsch verstandene Staatsinteresse, das die Erhaltung der autoritären und militaristischen Einrichtungen forderte, sondern auch das soziale Klasseninteresse der durch sie herrschenden Schichten, voran des Grundadels der östlichen Provinzen Preußens, der zugleich der Schwert- und Offiziersadel des Heeres war und blieb. Das soziale Interesse dieser Schichten hatte schon einst, mehr noch als

das Staatsinteresse, dazu mitgewirkt, den heilsamen Fortgang der Stein-Hardenbergschen Reformen zu verhindern. Es stellte sich auch allen weiteren Versuchen, den Obrigkeitsstaat zum Gemeinschafts- und Volksstaat umzubauen, immer und immer wieder in den Weg. Das preußische Junkertum hatte und hat seine glänzenden Qualitäten, ritterlich-stolze Gesinnung nicht nur, sondern auch Tatkraft, Zähigkeit, Arbeitsamkeit, Treue und Aufopferungsfähigkeit auf dem Schlachtfelde, — Hut ab vor unseren aktiven Offizieren, sagte mir noch in den Tagen nach der Revolution ein sozialdemokratischer Unteroffizier, — aber es fehlte ihm die Fähigkeit, soziale Opfer zu bringen auch im Staatsleben, und es fehlte ihm der politische Weitblick, um zu erkennen, daß Aristokratien, um sich im modernen Leben zu behaupten, die Kunst des rechtzeitigen Nachgebens üben müssen. Kurz, es fehlten ihm jene Eigenschaften, die der englischen Aristokratie im neunzehnten Jahrhundert so sehr zustatten gekommen sind. Bismarck selber hat die staatsmännische Begabung seiner Standesgenossen nicht sehr hoch eingeschätzt. Die Anpassung an neue Zeiten, neue politische Horizonte ist ihnen immer sehr schwer gefallen. Das Bestehende treu zu erhalten mit einer gewissen charaktervollen Starrheit und einer unbedingt und oft blind durchgreifenden Energie, das war ihre Art. Sie waren die Hüter der guten, aber auch der minder guten Traditionen Altpreußens in Heer und Verwaltung, — und sie waren zugleich die Herren in Heer und Verwaltung. Jetzt erst verstehen wir die Macht, die die einseitige militärische Denkweise bei uns gegenüber der staatsmännischen Denkweise gewinnen konnte. Jetzt erst übersehen wir die historischen Wurzeln des Entschlusses zum radikalen Unterseebootkriege.

Doch müssen wir, um die Macht des Junkertums und seiner Denkweise bei uns zu begreifen, uns klar machen, daß es verstanden hatte, erhebliche Teile des Bürgertums sich zu assimilieren und zu seinen Bundesgenossen zu machen. Die höhere Verwaltung, das aktive Offizierkorps, das Reserveoffizierkorps wurden Pflanzschulen konservativen Geistes. Die altpreußisch-militärisch-junkerliche Art war wie ein Sauerteig, der auch durch viele der Elemente durchschlug, die erst seit 1871 sich mit Preußen vereinigten. Der ältere Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum machte einer neuen Interessengemeinschaft wenigstens mit dem höheren Bürgertume Platz, als der neue soziale und wirtschaftliche Gegensatz zum vierten Stande sich auftat. Adel und höheres Bürgertum gemeinsam fühlten sich jetzt auch als Hüter der nationalen Errungenschaften von 1871 gegenüber der, so schien es wenigstens zuerst, ganz internationalen Sozialdemokratie. Das Ideal der nationalen Einheit, Macht und Größe war vom deutschen Bürgertume, nicht vom Junkertume einst ausgegangen, aber wurde von diesem jetzt aufgegriffen und mit vertreten. Hierin hat sich das altpreußische Junkertum der neuen Zeit allerdings angepaßt. Aber dafür erhielt nun wiederum die nationale Idee in Deutschland, die in ihren Ursprüngen beinahe einen revolutionären Charakter gehabt hatte, eine hart konservative und militaristische Färbung und verschmolz

in hohem Grade mit den Interessen des alten Herrschafts- und Klassenstaates, wie mit den neu hinzuerwachsenen Klasseninteressen des Bürgertums.

Diese Verengerung und Vergröberung des nationalen Denkens zum nationalistischen Denken war ja nicht auf Deutschland allein beschränkt. Sie war die verhängnisvolle Wirkung allgemeiner geistiger und allgemeiner wirtschaftlicher Abwandlungen in der ganzen zivilisierten Welt, des Aufschwungs der kapitalistischen Bourgeoisie, des Wettrennens um die noch unverteilte Beute der überseeischen Welt, der Zurückdrängung geistiger Kulturinteressen durch praktische wie materielle Aufgaben. Aus diesem gesteigerten egoistischen Wettbewerbe der Völker um Macht und Reichtum ist dann der entsetzliche Völkerhaß des Weltkrieges und die antike Mitleidlosigkeit in der Niederringung der Nebenbuhler erwachsen, die die besten Traditionen der abendländischen Völkergemeinschaft zu zerstören droht.

Der deutsche Nationalismus war nicht brutaler und nicht materialistischer als der der feindlichen Völker. Aber er war gefährlicher für uns wie für diese, weil wir am kürzeren und sie am längeren Hebelarme saßen. Er verführte uns dazu, daß wir uns mit Feuereifer, aber ohne staatsmännischen Weitblick, ohne staatsmännisches Maßhalten in die neuen Aufgaben der Weltpolitik stürzten. Die kleine Gruppe der Alldeutschen hat dies am lautesten getan und dadurch das Aufsehen und das Mißtrauen des Auslandes erregt. Sie war nicht stärker und einflußreicher als etwa die gleichgerichteten chauvinistischen und jingoistischen Gruppen in Frankreich und England, und ihr Einfluß auf die deutsche Politik vor dem Kriege ist im Auslande immer sehr überschätzt worden. Aber mit dem Ausbruch des Krieges wuchs allerdings ihr Einfluß auf die gebildeten Schichten in verhängnisvoller Weise von Jahr zu Jahr. Man verlor in weiten Kreisen des höheren Bürgertums das politische Augenmaß für das, was in diesem Kriege für Deutschland möglich und erreichbar, wünschenswert und heilsam sei. Die Agitation für annexionistische Kriegsziele floß zusammen mit der Agitation für den radikalen Unterseebootkrieg. Auf diese Strömungen im Bürgertum konnten sich nun auch jene Militärs stützen, die die maßvolleren Tendenzen der verantwortlichen Staatsmänner zurückdrängten und den radikalen Unterseebootkrieg schließlich durchsetzten. Ein anderer unserer Staatsmänner, die vergebens gegen ihn und gegen den politischen Einfluß der obersten Heeresleitung angekämpft haben, sagte mir schon im Sommer 1918, als unsere militärische Lage noch gut war, das ahnungsvolle und höchst prägnante Wort: „Revolutionen entstehen aus Fehlern der auswärtigen Politik. Wenn die zur Führung der Nation berufenen Klassen ihre Aufgabe nicht verstehen und den Weg zum Frieden nicht zu finden wissen, so verlieren sie die Autorität bei den Massen, und das Ganze bricht zusammen."

Dieses Wort erklärt freilich noch nicht alles, und ebensowenig genügen die bisher angestellten Betrachtungen, um den ganzen Ursachenkomplex der Revolution zu überschauen. Ich möchte, um die bisher betrachteten Ur-

sachen zusammenzufassen, ein Bild gebrauchen. Deutschland glich in diesem Kriege einer überaus starken Brücke, die große Lasten tragen konnte, aber unfehlbar einmal zusammenbrechen mußte, wenn die Lasten immer weiter gesteigert wurden und zur Überlastung schließlich führten. Aber dann fragt man hinterher, ob nicht auch gewisse Schwächen und Mängel der Konstruktion von Hause aus vorlagen und ob der Bau nicht hier und da schon verwittert war. Wir haben einige dieser schwachen Stellen kennen gelernt. Die oberste Leitung war nicht mehr so, wie sie sein sollte. Wir hatten im Grunde zwei Regierungen, nicht eine Regierung, und die unverantwortliche militärische Regierung hat die verantwortliche politische Regierung verhindert, den schmalen Weg zur Rettung, den die Staatskunst vorschrieb, einzuhalten. Und diese militärische Regierung stützte sich zudem nicht auf die Kräfte und den Willen des ganzen Volkes, sondern nur auf einen Teil der gebildeten, besitzenden und führenden Schichten. Es fehlte unserer extremen Kriegspolitik also schon im eigenen Lande an einer genügend breiten und starken Basis, wo doch schon Deutschland insgesamt eine viel schmalere Basis von Machtmitteln hatte als die vereinigten feindlichen Völker. Und dieser Machtapparat Deutschlands wiederum war so eng verknüpft mit den Einrichtungen des autoritativen Obrigkeitsstaates, daß dieser in dem Augenblicke von der Revolution bedroht wurde, wo seine Autorität im Volke erschüttert wurde durch den Mißerfolg des Krieges. Unsere Macht und unsere Verfassung zugleich brachen zusammen. Der Bogen war zu straff gespannt worden. Wir hatten schon das warnende Beispiel Rußlands vor Augen. Auch Rußland hat, wie Deutschland, in den ersten Jahren des Krieges eine Kraftleistung aufzuweisen gehabt, wie noch nie in seiner Geschichte. Auch dort wurde sie geleistet vom autoritativen Obrigkeitsstaate, unterstützt vom Nationalismus der Bourgeoisie. Auch dort ging er über die Kraft hinaus und brach infolgedessen jählings zusammen. Rußland brach deswegen rascher und auf geringeren Druck schon zusammen, weil in ihm die nationale Kohärenz zwischen Regierung und Volk noch viel geringer war als in Deutschland und weil sein Kultur- und Wirtschaftsleben primitiver und unentwickelter war. Aber in dem Mangel an nationaler Kohärenz zwischen den regierenden Schichten und dem Volk sehe ich hier wie dort eine Hauptursache der Revolution.

Und es war nun eine wahrhaft tragische Verkettung, daß gerade jene gewaltige wirtschaftliche Entwicklung, die Deutschland instand setzte, vier Jahre der Abschließung von der Welt zu trotzen, den Riß zwischen Staat und Volk vertieft hatte. Deutschland war zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung noch in einem Gleichgewichte zwischen Agrarstaat und Industriestaat. Auf ein solches Gleichgewicht war auch die Bismarcksche Reichsverfassung, die Verteilung der Gewalten, das Verhältnis der autoritären Einrichtungen zu den demokratischen und liberalen Zugeständnissen zugeschnitten. Das demokratische Reichstagswahlrecht glaubte Bismarck zum Beispiel im Vertrauen auf die konservative Landbevölkerung und den Einfluß der konservativen Guts-

besitzer auf sie gewähren zu können. Und in den Städten hatte er die liberal und national gestimmte Oberschicht des Bürgertums für sich gewonnen, deren Einfluß auf die mittleren und unteren Schichten der städtischen Massen damals immer noch, wenn auch schon etwas abbröckelnd, vorhielt. Alles schien damals in gutem Gange, um die noch fehlende Kohärenz zwischen Staat und Volk endlich herzustellen. Deutschland wuchs durch seine neue nationale Einheit nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich kraftvoll zusammen. Aber das neue wirtschaftliche Glück barg auch neues politisches und soziales Unglück in sich. Es ist der Fluch der modernen Kultur, daß sie aus ihrem eigenen Schoße heraus die Gifte erzeugt, die sie wieder zu zerstören drohen. Die Großindustrie in ihrer kapitalistischen Betriebsform schafft notwendig Menschenmassen, die sich vom Glück des Menschenlebens ausgeschlossen fühlen und vom Umsturze der Welt, die sie in Ketten geschlagen hat, das Heil erwarten. Auf die revolutionäre Sozialdemokratie war die Bismarcksche Reichsverfassung nicht eingestellt. Sie hatte wohl für alle bisher lebendig gewesenen Kräfte der Nation Ventile und Spielraum klug vorgesehen, aber nicht für diese neuen, durch sein Werk mit erzeugten Massenkräfte. Sein Werk war in seiner Spitze Obrigkeitsstaat geblieben — aber mit den Mitteln des Obrigkeitsstaates ließ sich das sozialdemokratische Problem nicht mehr lösen. Das Bismarcksche Sozialistengesetz hat die Massen erst recht dem Staate entfremdet. Bismarck hat, so drückte es Friedrich Engels 1887/88 aus, „die von ihm selbst geschaffene geschichtliche Lage nicht begriffen".

Und unter der glänzenden Außenseite des wirtschaftlichen Aufschwungs verschlechterte sich die Gesamtbilanz des neuen Deutschlands auch noch in einer anderen Hinsicht. Bis in die achtziger Jahre war Deutschland ein Auswanderungsland, das heißt, es wanderten sehr viel mehr Menschen aus als ein. Um 1900 war das Verhältnis umgekehrt, und die Auswanderung nahm von Jahr zu Jahr ab. Wir waren stolz darauf, unseren Bevölkerungszuwachs im eigenen Lande durch eigene Arbeit ernähren zu können — aber wir wurden dadurch nicht unabhängiger vom Auslande, sondern gerieten in eine ganz neue und verhängnisvolle Abhängigkeit von ihm. Wir mußten gewaltige Massen von Rohstoffen und Lebensmitteln einführen, um unseren Fabriken Stoff zur Arbeit und unseren Arbeitern Nahrung geben zu können, und wir mußten die Weltmärkte absuchen und abjagen, um die Erzeugnisse unserer Exportindustrie unterzubringen. Von wieviel Bedingungen und Voraussetzungen, die nicht in unserer Hand waren, hing nun die Ernährung unserer wachsenden Volksmassen und unsere ganze wirtschaftliche Existenz ab. Jetzt trat abermals das Mißgeschick unserer geographischen Situation, unserer eingepreßten kontinentalen Lage hervor. Es fehlten uns die Lungen, mit denen die atlantischen Uferstaaten zu atmen vermögen. Schon unsere politische Großmachtstellung war durch die eingepreßte kontinentale Lage immer etwas künstlich, singulär und prekär. Dasselbe galt nun auch von unserer neuen wirtschaftlichen Weltstellung.

Es war ein überhitzter, hypertrophischer Zustand, in dem wir lebten. Er

wurde furchtbar erschüttert durch den Krieg und durch die jahrelange Blockade, die uns die Rohstoffe und Nahrungsmittel des Auslandes abschnitt. Die neuen Kriegsindustrien konnten sich zwar vielfach mit Ersatzstoffen behelfen und konnten den im Lande gebliebenen Arbeitermassen Arbeit und reichlichen Verdienst, solange der Krieg dauerte, geben; aber wiederum wurde ein neuer künstlicher und hypertrophischer Zustand dadurch geschaffen. Eine rapide Prosperität schien allen wirtschaftlich Tätigen in den Schoß zu fallen; aber die Waren selber wurden seltener, die Preise stiegen, und die Ernährung wurde von Jahr zu Jahr mangelhafter. Dazu das völlige Dunkel, das über unserer ganzen Zukunft lag. Es ist an unser aller Nerven gerissen und gezerrt worden diese Jahre hindurch, und unsere körperliche Widerstandskraft sank dabei unaufhaltsam. Ist es ein Wunder, daß unter dem ungeheuren Drucke, dem unser Wirtschaftsleben ausgesetzt war, auch der moralische Kitt sich lockerte? Wir waren in den Krieg, den die überwiegende Masse der Nation als Verteidigungskrieg auffaßte, mit einem wirklichen moralischen Aufschwunge, mit dem brüderlichen Willen, uns gegenseitig zu helfen und zu verstehen, eingetreten. Jetzt wurden wir egoistisch und hart gegeneinander im Kampfe um das tägliche Brot. Das Gesetz des Staates verlor seine verpflichtende Kraft, denn wer konnte noch satt werden, ohne auf Schritt und Tritt die gegebenen Verordnungen zu übertreten? Der kleine Mann der unteren städtischen Massen hielt Betrug und Diebstahl vielfach fast für sein gutes Recht, wenn er auf die Sünden habgieriger und skrupelloser Kriegsgewinnler blickte.

Diese moralische Zersetzung muß man verstehen, um die Revolution und ihren bisherigen Verlauf zu verstehen. Wir standen und stehen unter einem Drucke, den noch kein modernes Volk je auszuhalten hatte und dem wohl jedes Volk auf die Dauer unterliegen würde. Bisher war das deutsche Volk, trotz aller Sozialdemokratie, in dem Rufe gewesen, ein Volk der Disziplin und Autorität zu sein, und noch in den ersten Kriegsjahren hatte es diesen Ruf behauptet. Nun wurden diese autoritären Gesinnungen und Überlieferungen in derselben Zeit, in der sie aufs stärkste von oben her angespannt und beansprucht wurden, von innen her zermürbt. Die militärische Leitung versuchte sie durch eine systematische Stimmungspropaganda, geleitet vom Kriegspressеamt, hochzuhalten und hatte wohl einigen Erfolg damit bei den oberen bürgerlichen Schichten, aber ganz und gar nicht bei den unteren Massen. Denn nun wurde die Autorität der bisher regierenden Schichten ja gleichzeitig noch von einer ganz anderen Seite her untergraben. Die annexionistischen Kriegsziele drohten den Krieg zu einem Eroberungskriege zu machen. Davon wollte das nach Frieden schmachtende Volk nichts wissen. Der Unterseebootkrieg erreichte seinen Zweck nicht und trug uns die lebensgefährliche Gegnerschaft Amerikas ein. So kam es, daß die Massen sich falsch geführt fühlten und den Glauben an die Führung verloren. Und dieselben Schichten, die die annexionistischen Kriegsziele predigten, waren zugleich diejenigen, in denen die Gegnerschaft gegen die von den Massen geforderten

demokratischen Reformen, voran die Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts, wurzelte. Die Agitatoren der Revolution fanden nur zu günstigen Boden bei den immer unzufriedener werdenden Massen.

Und dabei gab dieser Krieg und gibt der moderne Krieg überhaupt den Massen ein so ungeheures politisches Gewicht, wie noch nie zuvor. Die allgemeine Wehrpflicht war einst hervorgegangen aus der Befruchtung des autoritären Preußens durch die liberalen Ideen des Jahrhunderts und war durch die technischen Errungenschaften dieses Jahrhunderts immer leistungsfähiger, aber auch immer komplizierter und damit immer reicher an empfindlichen und verletzbaren Stellen geworden. Im neuen Industriestaate bedeutete sie jetzt etwas anderes als im alten einfachen Agrarstaate. Die Bismarcksche Verfassung mit ihrer obrigkeitlichen Spitze aber, die auf den neuen Industriestaat nicht zugeschnitten war, konnte es auch für die durch den Industriestaat verwandelte Wehrkraft der Nation nicht mehr sein. Die Dinge drängten auch hier, und gerade hier an dieser empfindlichsten Stelle des Ganzen, zum Umbau des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat. Denn was die Massen militärisch für den Staat leisten sollten, mußte sich nach alter historischer Erfahrung über kurz oder lang auch in politische Ansprüche umsetzen. Und wann sind wohl je die Volksmassen stärker für den Staat in Anspruch genommen worden, als in diesem Kriege, wo wir nach und nach 15 bis 18 Prozent der Bevölkerung in das Heer eingestellt haben? Und die zurückgelassenen Arbeiter der Munitions- und Waffenfabriken, wußten sie nicht auch, daß von ihrer Arbeit der Krieg abhing? Das Hindenburgsche Rüstungsprogramm und das Hilfsdienstgesetz von 1916 — die Folgen der Sommeschlacht, des vollen Eintritts Englands in den Krieg, der Militarisierung Englands durch den Krieg —, sie haben wohl auch unseren Militarismus auf die höchste Spitze getrieben und zu äußerster Leistung befähigt, aber ihn zugleich in eine schicksalsschwangere Abhängigkeit von den Massen versetzt. So ist es verständlich, daß wir kurz nacheinander die äußerste Steigerung und Kraftentfaltung und den tiefsten Sturz des alten Systems erlebten.

Mit Siegeszuversicht und Schwung, wie in den Augusttagen von 1914, hatte das kämpfende Heer die Frühjahrsoffensive von 1918 begonnen. Aber unter der „schimmernden Wehr" lagen auch schon andere Gesinnungen verborgen, die durch militärische Rückschläge sofort ausgelöst werden konnten. Das alte aktive Offizierkorps lag unter der Erde; seine Reste waren, mit Ausnahme der höheren Truppenführer, in die Stäbe zurückgezogen worden. Die Massen von neuen Reserveoffizieren, die die Truppen unmittelbar führten, waren sehr heterogen zusammengesetzt. Neben militärisch und menschlich vorzüglichen Elementen gab es viel jugendliche Unreife und viel Halbbildung unter den jungen Leutnants, die die alten Mannschaften zu kommandieren hatten. Es wurde leichter, Leutnant zu werden, aber der Respekt vor dem Leutnant sank. Wie es bei Emporkömmlingen zu geschehen pflegt, kopierten sie rascher die schlechten als die guten Sitten des preußischen Leutnants und

reizten ihre Untergebenen durch hochmütige Behandlung. Und ein Moment wirkte besonders vergiftend auf die Stimmung gegen das Offizierkorps. Wenn es auch durchaus nicht überall geschah, daß es sich die bessere Verpflegung zu sichern wußte, so wurde es doch weithin geglaubt, daß der Offizier schlemmen dürfe, während der Soldat darbte. Und derselbe Offizier, dessen Leistung und Lebensführung von den Mannschaften kritisiert wurde, verlangte von ihnen zugleich die alte unbedingte Autorität, die der preußische Offizier stets zu fordern gewohnt war. Die alte scharfe Zäsur zwischen Offizierkorps und Mannschaften blieb, aber die innere Autorität, die sie erträglich zu machen hatte, schmolz zusammen. Dabei verschlechterte sich nicht nur der Ersatz des Offizierkorps, sondern auch der Mannschaften. Die jüngsten Jahrgänge waren in den Kriegsjahren schlecht erzogen und schlecht ernährt aufgewachsen und, wenn sie schon in den Fabriken gearbeitet hatten, zugleich anspruchsvoll und aufsässig geworden. Und den demoralisierenden Eindrücken der Heimat waren die von Hause aus schon nicht vollwertigen Garnisontruppen erst recht ausgesetzt.

Alle diese schwachen und wunden Stellen im Heerwesen, und damit im alten System überhaupt, wären wohl ertragen worden, wenn nicht der Glaube an das alte System überhaupt erschüttert worden wäre durch die militärischen Rückschläge, die seit dem Juli 1918 einsetzten. Auch der einfachste Mann im Heer spürte jetzt, was der Eintritt Amerikas in den Krieg bedeutete. Immer noch kämpfte die Front gegen den übermächtigen Feind, zwar zurückweichend, aber mit übermenschlicher Anstrengung ihren Zusammenhang behauptend, weiter. Das Ganze aber war doch wie ein immer dünner werdendes Gewand; ein Riß, der an einer kleinen Stelle entstand, konnte es von oben bis unten zerreißen. Der Aufstand der Kieler Matrosen gab das Zeichen zur Auflösung der alten Disziplin, des alten Gehorsamsverhältnisses zwischen Offizieren und Mannschaften. Der Stolz, das Kleinod des preußischen Heeres, das Werk einer zweihundertjährigen Erziehung, brach zusammen. Wie konnte die ungeheure Katastrophe gerade an diesem Punkte einsetzen?

Es ist bekannt, daß die radikalen Sozialisten schon seit mehr als einem Jahre die Revolution vorzubereiten suchten und auf der Flotte einen besonders günstigen Boden dafür zu finden hofften. Man begreift das vielleicht aus der seelischen Verfassung der Matrosenschaft auf den Großkampfschiffen. Sie hatten seit zwei Jahren, seit der Seeschlacht am Skagerrak, den Feind kaum gesehen, sie hatten nicht mehr das anspornende, anfeuernde Ethos des Kämpfers in sich, und sie waren doch in steter Anspannung eines strengen, an Abwechselung armen Dienstes. Sie fühlten sich auf ihren finsteren eisernen Schiffen wie die seelenlosen Räder einer Maschine, die sich ewig, ewig drehen müssen, — und sie ertrugen diesen Zustand seelisch nicht. Es war wie ein Symbol des seelischen Zustandes, in dem sich der Proletarier gegenüber den ungeheuren Maschinen des modernen Industrialismus und Kapitalismus befindet. Und nun kam etwas anderes, ebenfalls sehr Symbolisches, hinzu. Die Matrosen hörten von dem angeblich gefaßten Plane, die Flotte hinauszu-

führen zur Seeschlacht, zum heroischen und ehrenvollen Untergange. So war es zwar bei den Operationen, die man noch plante, nicht gemeint, aber unbesonnene Reden junger Offiziere scheinen diese Meinung bei den Matrosen hervorgerufen zu haben. Diese hatten in der Seeschlacht am Skagerrak ihre Pflicht getan, aber die heroisch-ritterliche Ethik des ehrenvollen Unterganges, der freiwilligen, nutzlosen, aber ruhmreichen Selbstaufopferung, die sie ihren Offizieren zutrauten, wollten sie nicht mitmachen. Alte und neue Kriegsethik stießen hier aufeinander. Ein Stück, ein Hauch von jener heroisch-ritterlichen Ethik war doch wohl notwendig, um bis zuletzt die Moral eines zur Niederlage verurteilten Heeres aufrecht zu halten und so günstig wie möglich aus dem Kampfe zu scheiden. Wir hätten ihn in den schweren Oktober- und Novemberwochen dem ganzen Volke gewünscht. Aber der nüchterne Egoismus des modernen Proletariers läßt solche Gesinnung nicht mehr aufkommen, und man konnte auf seine Ausdauer nur so lange rechnen, als er greifbare Möglichkeiten des Erfolges vor sich sah.

Auch diese Beobachtung macht es verständlich, daß unsere militärische Widerstandskraft mit einem Male so vollständig, so völlig hoffnungslos zu Ende war.

Aber noch einmal nehme ich die Frage des Eingangs auf. Mußte dem militärischen Zusammenbruche notwendig auch die innere Revolution folgen, und hätte diese auf irgendeinem Wege vermieden werden können? Auch wenn wir einen leidlichen Verständigungsfrieden erkämpft hätten, so hätten wir uns doch auf schwere innere Krisen gefaßt machen müssen, weil die bisher bevorrechteten Schichten den demokratischen Konsequenzen des Krieges, dem demokratischen Umbau unseres Staates leidenschaftlich widerstrebten. Indessen, da die alte Monarchie im Falle eines Verständigungsfriedens ihre Autorität besser behauptet und zugleich das Bedürfnis der Reform aufs stärkste empfunden haben würde, so wäre es doch möglich, ja wahrscheinlich gewesen, daß ein Kompromiß der alten Ordnungen mit der neuen Demokratie uns die Revolution erspart haben würde. Und höchstwahrscheinlich wäre sie uns überhaupt erspart worden, wenn von Anbeginn des Krieges an mit staatsmännischer Weisheit die Ventile des sich überhitzenden Dampfkessels geöffnet worden wären und die demokratische Neuordnung bereitwillig, planmäßig und gesetzlich hätte durchgeführt werden können. Das war Bethmann-Hollwegs Gedanke, — aber er kämpfte gegen unüberwindliche Mächte, in seiner Kriegspolitik wie in seiner inneren Politik. Alle demokratischen Konzessionen während des Krieges kamen zu spät und wirkten moralisch nicht genug, weil die Massen sahen, wie unlustig die bisher Bevorrechteten sie sich abtrotzen ließen, wie zwiespältig die Regierenden selbst zu ihnen standen. Vielleicht also ist es der verhärtete Trotz und die Abenteuerpolitik der bisher Bevorrechteten gewesen, die die Revolution letzten Endes unvermeidlich gemacht haben. Annexionismus, Unterseebootkrieg und Widerstand gegen die Reformen, und am Ende dieser Politik der militärische Zusammenbruch, — man ging in allen diesen Dingen über die Kraft und durfte sich nicht wundern, daß ihr plötzlich der Atem ausging.

Anders denken begreiflicherweise die jetzt Gestürzten heute über die Ursachen der Revolution. Die Heimat, so heißt es hier, ist dem kämpfenden Heere in den Rücken gefallen, die Heimat ist demoralisiert worden durch die demokratische, pazifistische und revolutionäre Agitation und hat dadurch schließlich auch den Geist des kämpfenden Heeres verschlechtert. Aber wir sahen ja, daß ein gewisses, recht großes Maß von Demoralisierung überhaupt nicht zu vermeiden war und eintreten mußte, als furchtbare Wirkung der Blockade. Sie würde freilich allein die Revolution noch nicht erklären. Aber war vielleicht, muß man nun fragen, die Gesinnung der Massen derart revolutionär verseucht, daß auch alle entgegenkommenden Reformen nichts hätten helfen können? Liegt also die tiefste Ursache der Revolution, wie die Konservativen behaupten, in der Unreife und Begehrlichkeit unserer Massen? Darauf ist zu antworten, daß es zu allen Zeiten und nun zumal in den modernen Zeiten der Großindustrie verwahrloste niedere Volksmassen gibt, die zum Träger revolutionärer Umsturzideen werden können. Sie sind etwas Gegebenes; die Verhältnisse haben sie geschaffen; man muß mit ihnen rechnen. Und die Aufgabe des weisen Staatsmannes ist es, diese schlimmen Entwicklungstendenzen im modernen Massenleben zu bekämpfen durch Förderung aller guten, auf sittliche Hebung, Ordnung und Gesetzlichkeit gerichteten Entwicklungstendenzen in ihnen. An solchen fehlte und fehlt es bei uns ganz gewiß nicht. Die Mehrheitssozialisten, die den größeren Teil der Arbeiterschaft hinter sich hatten, waren seit Beginn des Krieges, wo sie entschlossen in die Verteidigung des Vaterlandes mit eingetreten waren, auf dem besten Wege, hineinzuwachsen in den vorhandenen Staat, auch in die bestehende monarchische Verfassung. Mit einer demokratischen Volksmonarchie hätten sie sich, trotz ihrer republikanischen Wünsche, abgefunden, und daß der Sozialismus nicht von heute auf morgen eingeführt werden kann, daß schonende Übergangsformen notwendig sind, wissen ihre Führer ganz genau. Gewiß, sie wollten eine Revolution, aber eine Revolution in Form der Evolution, weil sie die furchtbaren Gefahren sahen, die ein gewaltsamer Umsturz der politischen und sozialen Ordnung am Schlusse eines unglücklichen Krieges für das Wirtschaftsleben, für die Existenz des Arbeiters selber heraufführen mußte. Ihnen wäre es also, glaube ich, viel lieber gewesen, wenn sie, wie es in den Wochen der Reichskanzlerschaft des Prinzen Max sich anließ, auf ruhigem, gesetzlichem Wege zur politischen Macht, zur Mitbestimmung der deutschen Geschicke, zum demokratischen Volksstaate, zur Sozialisierung dessen, was sozialisierbar ist, gelangt wären. Und unvergleichlich besser würde unsere Lage heute sein, wenn dies gelungen wäre, wenn Deutschland sich ohne revolutionären Bruch hätte umformen lassen. Der bisher unüberwindliche Widerstand der konservativen Schichten war gebrochen worden durch die ungünstige Wendung des Krieges. Im Sturmschritt, aber immer gesetzlich, ging es im Oktober 1918 voran zur parlamentarischen und demokratischen Monarchie. Ein Thronwechsel war allerdings unter dem Drucke, den Wilson auf uns ausübte, un-

vermeidlich; aber die monarchische Kontinuität hätte sich, wenn die Verzichte des Kaisers und Kronprinzen schon Anfang Oktober ausgesprochen worden wären, durch Einsetzung einer populären Regentschaft für den minderjährigen Thronerben vielleicht erhalten lassen. Unersetzliche Gemütswerte unserer geschichtlichen Vergangenheit und unseres öffentlichen Lebens wären uns damit bewahrt geblieben. Aber als nun die Thronwechselfrage sich bis in den November hinein hinzog, und Wilson weiter auf uns drückte, konnte in den Massen die gefährliche Meinung entstehen, daß Deutschland nur Frieden bekommen würde, wenn es die Hohenzollern verjage. Und nun erfolgte Anfang November auch die Kieler Matrosenrevolte, und damit öffnete sich auch jener Riß, der durch das Heer ging. Es war ein furchtbares singuläres Zusammentreffen von Ereignissen und Eindrücken, wie es schließlich ja so oft beim Ausbruch von Revolutionen den letzten Druck zur Auslösung der revolutionären Kräfte gibt.

Denn nun zeigte es sich, daß auch die Mehrheitssozialisten unter dem Banne ihrer eigenen Vergangenheit standen. Sie hatten einst selber viel zu lange den egoistischen Klassenkampf gepredigt und von gewaltsamer Revolution geträumt. Sie hatten die Massen planmäßig mit Mißtrauen und Feindschaft gegen den bestehenden Staat erfüllt, aber in diesem Kampfe gegen die äußere Autorität des alten Staates auch den Sinn für die innere Autorität des Staates überhaupt, ohne den auch die Demokratie nicht leben kann, geschwächt. Die alte Verbitterung aus der Zeit des Bismarckschen Sozialistengesetzes und überhaupt der alte Riß zwischen Obrigkeitsstaat und Volksleben wirkte eben immer noch nach, und die wenigen Jahre freundlicherer Annäherung zwischen Staat und Sozialdemokratie seit Beginn des Krieges hatten die Kluft noch nicht ganz schließen können. So kam es, daß die Führer der Mehrheitssozialisten, die im Oktober 1918 in die Regierung des Prinzen Max eingetreten waren, die gewaltsame Revolution zwar nicht wünschten, aber, als der Anstoß zu ihr von anderer Seite kam, sich ihm auch nicht entziehen wollten und konnten. Sie mußten ja sonst fürchten, ihre Anhängermassen zu verlieren an die radikalen Sozialisten und als Offiziere ohne Mannschaften dazustehen. Ihre Anhängermassen waren eben zu labil, sie waren noch nicht gefestigt und gereift genug, um den Weg der friedlichen Reform unter allen Umständen festzuhalten und den Lockungen der revolutionären Ideologie unter allen Umständen zu widerstehen. So entschlossen sich die Führer der Mehrheitssozialisten am Nachmittage des 9. Novembers, nicht den Faden fortzuspinnen, den Prinz Max begonnen, und gestützt auf die Reichstagsmehrheit eine neue bürgerlich-sozialistische Regierung zu bilden, sondern sich mit den ihnen unsympathischen Führern der unabhängigen Sozialisten zusammenzutun und damit die Revolution zu besiegeln.

Nur durch das Zusammentreffen von zwei Entwicklungsreihen ist die Revolution bei uns möglich geworden. Gemacht ist sie von Soldaten, die ihr Joch abschütteln wollten und von den radikalen Sozialisten dazu ermuntert

wurden. Weder die Soldaten allein noch die Sozialisten allein hätten die Autorität der alten Ordnung zu zerbrechen vermocht; aber verbündet miteinander vermochten sie es. Und sie vermochten es nur deswegen, weil das System, gegen das sie sich auflehnten, seine Kraft überanstrengt hatte. Nicht an seniler Kraftlosigkeit ist das alte System zugrunde gegangen, sondern daran, daß es die Grenzen, die Voraussetzungen und Daseinsbedingungen seiner Kraft überschritten und mißachtet hatte. Eben daß diese Kraft noch immer sehr groß war, hat dazu verleitet, sie mißbräuchlich zu überanstrengen. Wir haben weder ein Jena noch ein Sedan erlebt; aber der Versuch, ein gesteigertes Sedan zu forcieren, hat zu einer Katastrophe geführt, die noch über die von Jena hinausging. Die Revolution war also in erster Linie ein Ereignis militärisch-politischer Natur und, wenn man will, ein negatives Ereignis, nämlich der Einsturz eines überlasteten Bauwerks. Erst in zweiter Linie war sie ein Ereignis der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung. Die Entfaltung des Kapitalismus und der Großindustrie und die Spannung zwischen Bourgeoisie und Proletariat haben sie möglich gemacht, aber nicht unmittelbar hervorgerufen. Allerdings hat der Geist, die Mentalität der kapitalistischen Bourgeoisie wesentlich dazu mitgewirkt, die Vertreter des alten Systems zur Überanstrengung seiner Machtmittel zu verleiten und dadurch den Vertretern der sozialen Revolution einen überaus wirksamen Agitationsstoff zu geben. Aber die kapitalistische Wirtschaftsform als solche war bei uns keineswegs derart abgewirtschaftet, daß der Sozialismus als schlechthin überlegene und einzig noch mögliche Wirtschaftsform ihn hätte beiseite stoßen können. Für den Sozialismus kam die Revolution, wie seine realpolitisch denkenden Vertreter sich wohl eingestehen werden, im Grunde zu früh. Einen arg zerstörten, blutleeren Wirtschaftsorganismus wieder aufzubauen, wird ihm viel schwerer fallen als dem Kapitalismus. Der Gemeinsinn und das Pflichtgefühl der Massen ist noch lange nicht reif genug, um eine sozialistische Gemeinwirtschaft im vollen Umfange zu tragen. Das ist die furchtbare und gefährliche Situation, in die uns die Katastrophe des alten Systems versetzt hat. Alles kommt deswegen darauf an, daß die Lebenskräfte, die in den gestürzten alten Ordnungen des Staates und den bedrohten alten Ordnungen der Wirtschaft noch vorhanden sind, mit den neuen, noch nicht reifen, aber zur rascheren Reife jetzt gezwungenen Ideen des Sozialismus in Arbeitsgemeinschaft treten, um die gähnende Lücke auszufüllen, die durch den Sturz der alten Autoritäten entstanden ist, um die Revolution aus einem negativen in ein positives Ereignis umzubilden.

Das ist das Bild der Zusammenhänge, das ich zu geben vermochte, wie es sich mir im Laufe der letzten Jahre geformt hat in steter Fühlung mit unterrichteten und politisch verantwortlichen Persönlichkeiten. Der Grundgedanke unseres Kreises war dabei immer: Deutschland zu bewahren vor einer Niederlage und einer Revolution. Darum bemühten wir uns um den Verständigungsfrieden mit unseren Gegnern und kämpften an gegen den Annexionismus und den verschärften Unterseebootkrieg, der ihn unmöglich

machte. Darum bemühten wir uns auch im Inneren um einen Verständigungsfrieden zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, um ein Kompromiß zwischen Monarchie und Demokratie, zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Wir waren für das Maß in allen Dingen. Wir kämpften für die reine, tiefer verstandene Staatsräson gegen die elementaren Leidenschaften von hüben und drüben, wie einst in den Hugenottenkriegen die kleine „Partei der Politiker" sich bemüht hat, den Haß der Konfessionen zu überwinden und das gemeinsame Staats- und Nationalinteresse zur Geltung zu bringen. Wir haben vergebens gekämpft. Die Nachwelt wird unser Streben, wie wir hoffen, ehren, aber vielleicht uns den Spruch schreiben, daß die mittlere Linie, die wir gehen wollten, ungangbar war, weil die geschichtlich entwickelten und jetzt in Bewegung gesetzten Kräfte hüben und drüben zu elementar, zu starr, zu unversöhnlich waren, um durch ein Kompromiß vertragen werden zu können. Vielleicht mußte sich unser Schicksal ausbrennen wie der Krater eines Vulkans.

Und doch können und wollen wir auch nach der Revolution nicht aufhören, den mittleren Weg zu suchen. Denn war unser Streben und waren die politischen Schritte, die in unserem Sinne waren, wirklich ganz umsonst? Es ist ja doch, bisher wenigstens, keine völlige Revolution der Staats- und Gesellschaftsordnung bei uns erfolgt. Sondern die Organe des alten Obrigkeitsstaates haben sich sogleich, eben unter dem Zwange der Staatsräson, in den Dienst des neuen Volksstaates gestellt, und dieser muß, um das Chaos abzuwehren, auf Schritt und Tritt wieder anknüpfen an die alten Ordnungen und ihre Vertreter zu Hilfe rufen. Und alle früheren Versuche zum sozialen Frieden tragen jetzt, zwar nicht vollkommene, aber auch nicht verächtliche Frucht. Schon Bismarck hat, wenn er auch durch das harte Sozialistengesetz die Massen dem Staate entfremdete, doch durch die soziale Gesetzgebung gleichzeitig Wege zum Ausgleich und zur Wiederversöhnung beschritten, und unvergessen wird es auch dem Kaiser bleiben, daß er zu Beginn seiner Regierung das Sozialistengesetz fallen ließ und immer wieder, wenn auch leider inkonsequent, die Sozialreform versucht hat. Sein groß empfundenes Wort zu Beginn des Krieges: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche," blieb zwar ohne die raschen reformerischen Taten, die ihm hätten folgen müssen, aber hat doch eine mildere Atmosphäre zwischen den Parteien mit schaffen helfen. Der Eintritt der Sozialdemokraten in die nationale Kampfesfront in den Augusttagen von 1914 war der Anfang des Prozesses, den wir uns wünschen müssen, der aus zwei Völkern ein Volk machen soll. Trotz aller Risse, die der Fortgang des Krieges und die Revolution dann in unser inneres Leben wieder gebracht hat, sind sowohl im bürgerlichen wie im sozialistischen Lager einsichtige und verständigungswillige Kräfte wirksam. Man wagt nicht zu prophezeien, daß sie sich unter allen Umständen gegen die physische und moralische Zerrüttung durchsetzen werden. Aber den Glauben und die Hoffnung auf die Regeneration unseres Volkes dürfen wir nicht aufgeben.

Ein wunderliches Geigenspiel des Wolfgang Amadé

Novelle

von

Josef Friedrich Perkonig

Als die wehmütigen, kühlen Juniregenschauer des Jahres 1776 dahingerauscht waren und ihnen wieder eine über alles freudige Herrschaft der Wärme folgte, da besann sich Wolfgang Amadé Mozart nach einigen besonders hymnisch hinkomponierten Takten des Andante cantabile in der C-Dur-Sonate, wie der laue Regen rund um Salzburg zum gnädigen Erwecker und Beschenker geworden sein mußte.

Er ließ sich sagen, daß das Land paradiesisch belebt sei, und so ging er mit einem jungen, kürzlich neu bestellten Hofkaplan, der ein prachtvoller Orgelspieler war, in die grüne Erquickung des Landes gegen Abtenau. Diesem unterhaltsamen Herrn, der zu München war ausgeweiht worden, aber eigentlich aus Frankreich stammte, schloß sich der kleine Konzertmeister gerne an. Der Erzbischof Graf Hieronymus Colloredo hatte des Theologen hinreißende Orgelmusik bei einem Besuche in München angehört und ihn darauf gleich für Salzburg gewonnen. In ihm waren Begabungen vereinigt, denen sich Mozart einigermaßen verwandt wußte: kühle, abwartende Betrachtung und überstürzende Hingabe; Verantwortungslosigkeit der Jugend und Würde bedachtsamer Weisheit.

Alle Orgeln weitum waren von ihnen bereits ausgeprobt, nicht minder alle Häuser, wo man Wein bekam, die als Verlockung überallhin gepflanzt sind. Wie ungleiche, aber dennoch ganz einträchtliche Brüder wandelten sie und boten einen ungewöhnlichen Anblick zwischen gelb glühendem Korn und dunkelgrüner Wiesensattheit: Mozart meistens in hellblauen Kleidern, mit Seidenstrümpfen, denn er hielt auf feinen, sauberen Geschmack; der Hofkaplan Ludwig von Bausse dunkel, feierlich, scheinbar weltabgewandt. Das letztere aber nur im rein Äußerlichen, denn er hatte dem lebhaften, begierigen erzbischöflichen Konzertmeister, dessen große, klare Augen immer eine Frage waren, schon drei ganz weltliche Vorträge gehalten: erstens über die philosophischen Voraussetzungen des Genusses, mit Anhängen von Anakreon und etlichen seiner Nachfolger, zweitens über die Fälschlichkeit der beständigen Verquickung von Geistigem und Leiblichem, und drittens über die Frauen.

Und dieser letzten Unterredung, die sich um einen sehr delikaten Gegenstand drehte, der öffentlich in dem frommen Salzburg nicht behandelt werden durfte (dafür aber heimlich um so mehr), hatte Ludwig von Bausset ein Geständnis folgen lassen, aus dem Mozart gerührt entnahm, wie sehr ihm von dem Hofkaplan vertraut wurde, denn dieser bekannte wörtlich:

„Merken Sie sich, Amadé, durch Überraschung, durch Attacke oder unvermutete Änderung Ihres Benehmens erringen Sie die Frauen am leichtesten, alle, alle. Solches attachier' ich als rechte amour."

Und da ihn Mozarts Augen wieder lächelnd befragten, vergaß er sich gänzlich: „Ich kann davon reden, ich habe passable Exempel, mon cher Amadé."

„Exempel?"

„Ohne zu outrieren: vielleicht an die zwanzig."

Da blieb Mozart stehen und griff an das ihm zugekehrte Ohr des bekenntnisfreudigen Hofkaplans.

„Votre zukünftige Exzellenz werden prämiiert werden müssen."

„Hören Sie, Amadé, ich will einmal eine Beichte praktizieren. Hätten Sie Ambition, mir sie abzuhören?"

„Es wird mir eine Passion sein."

Und auf dem stillen Wege, wo sie so langsam und verhalten schritten, als dächten sie der Gründung einer neuen Religion nach, begann Ludwig von Bausset seine angekündigte Eröffnung, die sehr aufrichtig, interessant und anhörenswert war.

Seine Heimat war das reich beschenkte Tal der Dordogne, wo sie die grünen, sanften Höhen von Limousin und der Auvergne durchbrach; dort rauschte hin und hin Wald bis zur Erhobenheit des Plomb du Cantal. Dort wehte um Aurillac endlos nur Obstlaub und schillerte silbergrauer Olivenblattüberfluß, an den Plombhängen aber rannen die Weinbergwellen, wie ein die Tiefe überströmendes grünes Meer. Nach zwei Theologenjahren zu München, die Abkehr und Versenkung in die alten, heilig weisen Kirchenväterschriften waren, mit halber Anwartschaft auf die priesterlichen Weihen, kam Ludwig in die lächelnden Weingegenden, in das zärtliche Olivenduften und schien, wie nach ungeheuer langer Abwesenheit, entwöhnt dem Gesange der Weinbergbauern, den abendlichen Mädchenpromenaden, den reichlichen Sternfällen in den halbdunklen Nächten. Und es warb neuerdings diese wundervolle, sinnliche Sprache der Heimat um den Entrückten, überrang sein Widerstreben und verhalf ihm unsagbar leicht zur Sünde . . .

Amadé summte einige Takte Melodie, und aus ihrer heiteren Beschaffenheit war zu entnehmen, daß sie ein Lächeln in Musik sein sollte . . .

Nun aber sei Sünde ein schwer zu erklärender Begriff.

Die Mädchen wurden sämtlich geküßt und geliebt in den Weingärten, in denen es unglaublich holde Verstecke gab; die innigen Weinanfüllungen in den kleinen, hübschen Häuschen der Hüter ausgeführt; und Völlerei der

Stimmung nur an Orten getrieben, deren Verhimmelung natürlich war, wie das Gebet notwendig erst durch Andacht und Verzückung gebildet wird. Diese verinnerlichte Weise könne unmöglich als Sünde angerechnet werden, denn zu ihrer Durchführung war als Ursache eine Fülle erhöhten Gefühles nötig, das in seiner Steigerung schon ein Lob an Gott bedeute . . .

Da fand Amadé einen Einwand erforderlich:

„Wo bleibt da aber die himmlische Genugtuung?"

„Dort, wo überall sonst: am Ende. Vorher kommt es allein auf die Fasson an, mit der man sich benimmt."

Da war wohl eine halbe Entschuldigung herauszuhören und eine halbe Heidenlehre, die sich auf antike Vorbilder gründete; da war Amadé freilich ein klein wenig erschrocken, denn die lockere Wissenschaft, die sich ihm mit einem Male anbot, kam ihm unerwartet und ließ eine sonderbare Deutung zu. Der Hofkaplan fühlte natürlich diese Wandlung seines Begleiters, und durch Überredung suchte er sie zu mildern:

„Amadé, Sie leben an einem Hofe, der nach außen hin Gottes ist; folglich muß er danach seine Allüren richten, auch sie müssen Gottes sein. Diese Courtoisie gegen die Himmlischen nun, die freilich mehr mit dem Geiste als mit dem Herzen praktiziert wird, fördert die innere Subtilität; die hinwiederum ist eine Ursache besonderer Passionen und Manieren. Zum Exempel nimmt man sich gleich Vorschüsse auf das selige Jenseits. Sie wissen selber, mon cher Amadé, unsere Zeit ist klug und vorsichtig. Gewißheit ist ihr lieber als Möglichkeit oder Versprechung; in unserem Falle: Versprechung auf den Himmel."

So tropfte das süße, gefährliche Gift des Franzosen in den erzbischöflichen Konzertmeister, der auch nach Bologna, Florenz, Rom noch das gläubige, unbeirrte Kind Gottes war, wenn er dort auch Musik vor schönen, lockenden, gewährenden Frauen hingegeben hatte und umschmeichelt worden war wie nur ein verwöhnter, hinreißender Liebling. Und nun sah er den Hofkaplan mit der brünett angelaufenen Haut verständnisreicher, aufgeklärter an; er erwartete nach einer neuerlichen Frage genau die gleiche ungeheuerliche Antwort, die ihm Bauffé, nach seinem Geiste zu schließen, geben mußte. Mozart hatte nämlich geforscht:

„Solche amouröse Beschäftigung ohne innere Lizenz stiftet wohl nur Unruhe?"

„Liebster Amadé, derartige Anhäufungen nivelliert nachträglich große Generalreinigung. Nach den Tagen von Aurillac, die auch für die Seele sehr amüsant waren, empfing ich das Sakrament und neigte mich neuerdings zu Gott und Himmel."

So praktisch dachte sich der Hofkaplan das Verhältnis zwischen dem endlichen und ewigen Reiche, und Wolfgang Amadé schauerte unter dieser neuen, ungewöhnlichen Erkenntnis zusammen, denn ihn hatte bis nun auch

nicht einmal die Ahnung einer derartigen schäkerhaften Irrlehre gestreift. Da drängte ihm nun jemand mit heimlicher Anpreisung die goldenen Regeln heitersten, gewinnreichster Lebenskunst auf und forderte als Ausgleich gegenüber der richtenden und wägenden Jenseitigkeit allein nur Fasson; also gewissermaßen nur Kultur des Genusses, Kultur der Sünde, als notwendigste Voraussetzung der göttlichen Vergeltung.

Amadé war so weit bezwungen und überrascht, daß er sich zu keiner lauten Entkräftung mehr aufraffte; aber Ludwig von Bausse wollte auch die rein gedanklichen, stillen Erwiderungen aus dem kleinen, durch so jähe Überredung verwirrten Konzertmeister tilgen, und er berichtete aus der Geschichte der paradiesischen Wein- und Ölbaumlandschaft um Aurillac die lächelnde Lebensgeschichte eines an Stimmung und Genuß unersättlichen Abbé de la Bolien.

Jede Gegend weiß sich in dem bald lächerlichen, bald traurigen Besitze eines nach irgend einer Richtung hin Auserwählten, der zu seinen Lebzeiten Plage, Segen oder Erheiterung, nach seinem Dahingehen aber Sage und Dichtung wird. Dort an den silbernen, grünen Hängen des Plomb du Cantal, wo der Überdrang des Pflanzenreichtums so endlos war, als müsse er undurchdringliche Baumverstecke für ein irdisches Laubfest der Engel schaffen, gab jener Abbé de la Bolien der Wohlgezähltheit von sieben Gemeinden unerschöpflichen, stets sich erneuernden Stoff zur Verwunderung, Bestaunung, zum Belächeln und Beneiden. In Paris strahlte die Majestät des himmlischen Sonnenkönigs, aber die Fernwirkung seiner Würde war ein Schatten gegen die Gerühmtheit eines unvermöglichen, aber hübsch gewachsenen, kecken Abbé. Schon damit hob er sich aus Gewohnheit und Regel hinaus, daß er eine blendend weiße Soutane trug und damit rein äußerlich der Frohfarbigkeit seiner Gesinnung hellste Betonung gab; und königlicher als jener Sonnenabkömmling zu Paris, der sein erhobenes Amt einer natürlichen, unwandelbaren Erbschaft verdankte, gebärdete sich die Berühmtheit des lustigen Abbés, dessen Beschenkung von Gottes Gnaden war.

Denn wer dieses Leben und seine sämtlichen Güter derart auszubeuten sich vermaß, mußte insgeheim die Betätigung eines jenseitigen Geistes empfangen haben, vielleicht jene eines der alten, heiteren, heidnischen Götter, deren Hingabesucht nun bald zwei Jahrtausende durch Weihrauch und Kirchenhandlungen in Unwirksamkeit gebannt blieb und sich nur noch höchst selten einzelnen offenbarte, deren Leidwesen über solche Göttertilgung unbändig war.

Vor allem wußte man in Limousin und in der ganzen Auvergne, daß Abbé de la Bolien in seinem Hause Statuen von Aphrodite, Bacchus und Silen stehen habe und sie zu Zeiten hymnischer Erregung sogar als Altäre benützte, denn er liebte schöne Frauen, trank gerne den unvergleichlichen heimatlichen Wein und kannte die Lieder des Landvolkes so gut, wie jene verderbten, aber unschuldig sich gebärdenden des fernen, sonnenhaften Königshofes. So

war ihm gegeben, sich im vorhinein zu entschädigen für die Möglichkeit einer, nach Voltaire ewigstillen, begebnislosen Jenseitigkeit.

Gut: er lud sich drei schöne Frauen gleich auf dieser Erde, deren Geschehnisse keine ungewissen Träume zu sein brauchten, zu einem außergewöhnlichen Vergnügen ein. In einem Weingarten hatten sie an lauen beruhigten Abenden zu warten, jede unwissend, daß nahe bei ihr zwei gleicherweise Bestellte, in die Rebenfülle gedrückt, einen raschen, gedämpften Schritt ersehnten und nach einigem Verweilen wieder enteilen hörten; noch zitterten sie dem nach, der währenddem schon von anderen Weinlauben übernickt war.

Und ein andermal: lockte er die ihm huldigenden Frauen von Aurillac sämtlich auf einem Platze zusammen, kam dann wie aus Zufall in die Versammlung, sah mit verhohlener Lust die Mischung von Verstellung, Mißtrauen, Vorwurf, Ärger, Vergeltungsvorsätzen und bewahrte während solcher Selbsterheiterung doch immer Stil und Haltung. Oder er saß erhöht und verborgen über den Weingärten, wenn das Fest der Traubenlösung die Landschaft zu noch größerer Schönheit weihte; dann war ihm die Liebe der Winzerpaare eröffnet wie ein aufgeschlagenes Buch, da er die Verstohlenen in ergötzlicher Abwechslung entschwinden und wiederkommen sah; er sorgte aber natürlich auch für die nötige Bekanntmachung. Oder er überraschte selbst eines der Winzermädchen irgendwo und beredete ihr letztes Widerstreben mit den leichtsinnigen griechischen Göttergeschichten und hatte fast immer Erfolg.

Derart erzählte der Hofkaplan von dem Abbé de la Bolien noch lange ohne Unterbrechung, bis Wolfgang Amadé überzeugt war: Der hat sich ein schönes Souvenier geschaffen. Den nennt man ewig neben den großen Windbeuteln der Historie.

„Glauben Sie das nicht, Amadé," lächelte Bauffé.

Mozarts Verwunderung sagte: „So?"

„Wie es schon geht: vergessen hat man die meiste amouröse Scandalique, nicht aber die Kunst, mit der sie gemacht wurde. Er hat nämlich diese Gefühlsübertreibung zur Ausgleichung auch im Andächtigen, Gottesdienstlichen versucht ... Und demnächst soll er deshalb sogar selig gesprochen werden ... Vielleicht hört man von ihm einmal auch unter dem Namen Saint Bolien ..."

*

Da war nun dem Wolfgang Amadé auf ganz besonders geputzte Art eine Weisheit zur Betrachtung dargereicht, die ihn anfänglich beinahe zu erdrücken drohte; denn noch waren ihm nicht die feinen Verästelungen geoffenbart, aus denen Freude und Genuß jenen tröpfeln, die zu den Bevorzugten dieses Lebens zählen; noch kannte er nicht die heilsame Gewalt des eigenen Truges, der eben jene Kultur, jener stimmungsreiche Schmuck jedes Ereignisses ist. Immer wieder rang der kleine Konzertmeister mit dem Sinn der Lehre von

Fasson, Genuß und geistiger Einwirkung. Er ahnte nicht, daß es die Selbsttäuschung, die Hast der Nichtbefriedigung eines gesamten Zeitraumes waren, deren Verlockung ihm da von dem Hofkaplan, vielleicht auch wider dessen Willen, aufgenötigt werden sollte.

Mit der Theorie allein war jedenfalls nichts anzufangen.

Noch aber wußte Mozart nicht, wie es auch ihm bestimmt war, einmal des Geistes zu sein, der sich jeder Begebenheit mit einer reizvollen Empfänglichkeit annahm. Es blieb ihm noch eine unvermutete Wandlung vorbehalten.

*

Es wurde Juli, reifster, erfülltester Sommermonat. Der Hofkaplan hatte sich dem Reiseschwarm des Erzbischofs anschließen müssen und dachte jetzt in dem lauten, kurfürstlichen München sehnsüchtig an die beruhigten Sommertage um Salzburg, die so einzig still gesegnet waren, wie sonst nur eine junge Mutter nach ihrem ersten Kinde zu sein vermag. Nicht verwehrt aber waren sie dem Wolfgang Amadé, und er genoß sie, als wären sie einzig und allein nur für ihn geschaffen.

In die Zeit dieses glücklichen Größenwahns nun sollte die Vierteilung eines Ereignisses gestellt sein, an dem die Prüfung seines Herzens abzulegen war und mit dem er selbst erkennen mußte, welcher Herkunft sich sein Geist vermessen durfte: war er Gottes, oder nicht?

Es begann an einem jener Tage, die vor lauter Wärme gänzlich unirdisch werden: Sonnendunst entrückt die Berge dem Auge und füllt die Räume über den Ebenen mit dem müden Rauche einer seltsamen Unwesenheit; Laub, Gras, Blüte ruhen starr, und es schwebt über ihnen allein die andachtsvolle Ahnung innerer Schwellung und nicht zu unterbrechender Reife. Das aber war die Zeit, da Amadé am liebsten in dem Bereiche der regungslosen Wiesen wandelte, denn ihre Gebanntheit forderte die Bewegung seiner innerlichen Musik heraus, und so war er bei diesen Gelegenheiten stets eigenster Schöpfung voll.

Wie er aber nun die scheinbare Endlosigkeit der Wiesengrünheit ermaß, sah er irgendwo darin, wo nach seiner Kenntnis bestimmt kein Weg vorüberführen konnte, einen weißen Fleck, und als er hinkam — leidvollen Herzens, da er so viel Gras zertreten mußte —, erkannte er die Helligkeit als das weiße Kleid eines Mädchens, das mit staunenden Augen nach ihm sah.

„Mademoiselle, Ihro ergebenster erzbischöflicher Konzertmeister Wolfgang Amadé Mozart bittet, seine Neugierde zu pardonieren."

Auf eine Antwort wartete er vergeblich, und so wagte er erst nach längerer Pause an die im Grase Liegende eine Frage:

„Ich habe Mademoiselle wohl gestört?"

„Ja; denn ich suchte Gott."

Da wurde Mozart verwundert ohne Maß, und er glaubte die irren Gemütes, welche ihn mit einer derartigen Offenbarung beinahe erschreckte, denn er bemerkte ihr blasses, rührend schmales Gesicht, in dem die Augen schmerzlich aufgerissen brannten. In seinem Zweifel versuchte er sie zu erproben: „Und wo glauben Sie, Gott zu finden?"

„Irgendwo außer mir."

„Mademoiselle irren, den Wohllaut und den Donner seines Zornes vernehmen Sie nur in sich. Gott hört der, dem die Gabe des Insichzurückhorchens gegeben ist."

Da hob sie sich halb wie vor Überraschung und lud Wolfgang Amadé ein: „Setzen Sie sich her in das Gras, ich möchte mehr mit Ihnen reden."

So wurde eine merkwürdig nachdenkliche Sitzung in den Wiesenkräutern eingeleitet, die sich dann wider alle Erwartung ausdehnte, und während der Mozart von weltlichen Dingen nur erfuhr, daß er hier neben einem Fräulein von Amseder zu sein die Erlaubnis habe, das täglich aus Salzburg mit einer alten Dame in die heilsame Sonnenwärme und Stille zur Erholung ausgesandt werde. Ihre anderen Gespräche waren nur dem Laute nach von dieser Welt . . .

Anderen Tages ging dann Amadé wieder an die warm überbrüteten Wiesen, aber die Hoffnung auf die gestrige Gesellschaft erfüllte sich nicht, niemand mehr war im Grase anzutreffen.

Mit einer kleinen, uneingestandenen Enttäuschung änderte er die Richtung seines Wandels; er suchte die Auen an dem ihm zugekehrten Salzachufer, rang sich durch Gebüsch und hohes Wassergras, geriet in Bestände des silberweißen Wollkrautes, das ihn mit Seidenfäden an den Strümpfen behängte, und sah durch Buschgeäst sich plötzlich an einer jener Flußnebenströmungen, die in völlig laue Erwärmung geraten können, da sie unsäglich langsam über Lehm dahinrinnen.

Amadé aber sah noch mehr als nur träge strömendes Wasser: die Sonne hatte nämlich da vorne ihre Beleuchtungsfreude an einem brünetten, glänzenden, nackten Körper, und über so viel Erfahrung verfügte der Flußbesucher doch schon, daß er den mattbraunen Leib nach dem Geschlechte zu werten verstand: ja, ohne Zweifel, es war eine badende Frau.

In diesen Augenblicken lernte Mozart die faunische Freude des nicht erspürten Belauschers kennen, und die Bereicherung der leichtsinnigsten aller Wissenschaften war für Amadé in dem Buschverstecke bedeutender, als sie es nach dem Vortrage eigens dazu Berufener gewesen wäre.

Dem, was er da an dem Wasser sah, sind natürlich aus mancherlei Gründen Beschreibung und nachdichtender Bericht nicht gewachsen; aber Vergnügen muß ihm seine einträgliche Verborgenheit jedenfalls bereitet haben, denn er hielt es in der notwendigen Starrheit so lange aus, bis die Badende wieder völlig bekleidet war. Dann aber trat er aus der Laubverdichtung mit einer Scheinheiligkeit, als sei er auf dem Wege zum Himmel und wolle sich erkundigen, wohin er durch eine Verirrung augenblicklich geraten sei.

Aber er fiel fast vor Verwunderung um, als er sich folgendermaßen angeredet hörte: „Mach Er keine Anstrengungen. Ich weiß ja wohl, daß Er mich durch das Gebüsch fixiert hat!"

Was blieb darauf zu antworten? Klugheit war hier Schweigen; allein auch dieses ward gereizt:

„Und was hat Er nun davon, weil Er ein nacktes Frauenzimmer gesehen hat?"

Diese Unbekümmernis gab Mozart wieder die Frechheit, die hier allein vonnöten war, und so gestand er:

„Es war sehr hübsch."

„Wenn's Ihm gefällt, so soll Er die Passion haben." Seine angebotene Begleitung wurde selbstverständlich nicht abgewiesen; es klärte sich, daß der erzbischöfliche Mozart an der Seite der Näherin Rosa Schargitter ging, die so gesund gebräunt wie am Leibe auch im Geiste war; im Gegensatze zu den bedenksamen Gesprächen des vorigen Tages waren nämlich die heute behandelten Gegenstände irdisch und völlig unbeflügelt . . .

Es begab sich dann nach kurzem Zeitraume, während dessen Amadé den zwei voneinander so völlig verschiedenen Erlebnissen nachhing, daß er eine abendliche Gesangsprobe zu halten hatte und im unausweichlichen Anschlusse daran mit einigen Freunden des Sinnes für die Entrinnbarkeit der Zeit vollends entbunden ward. Als er nun endlich doch heimging, war grauer Morgen, dem der Geruch frischen Gebäcks anmutig, fast feierlich wie Weihrauch, Würze und Bedeutung verleiht.

Amadé schritt, beschwert von Stimmung, Wein, Musik, in gedanklicher Versunkenheit dahin, bis ihn eine blaßrote Helligkeit, die über die Straße leuchtete, jäh emporscheuchte; der Brotduft war auf einmal durchdringender, wärmer, und es wußte der Gast der Frühdämmerung gleich, daß hier ein Bäcker an dem Frühstücksgeschenk schuf. Mozart war hymnisch aufgelegt, und er wollte sich vor dem Backenden zu einer hinreißenden Belobung anregen lassen, fand aber mit Überraschung ein beglühtes, reges Mädchen allein vor dem Ofen, aus dem der rote Schein brach.

Schweigend standen sie einander gegenüber, denn jedes war dem andern wie ein Traum im Morgengrau. Endlich faßte sich Amadé und staunte:

„Vor dem Ofen möcht ich auch Bäckermeister sein."

Das arbeitende Mädchen verstand die lächelnde, leise Huldigung nicht, und ihre Zustimmung sagte:

„Es ist ein guter Ofen, ja; das Brot gerät."

„Ich meine wegen des charmierbaren Gesellen."

Da schoß sie, wie aus Verwirrung, neuerdings eine Lage der gelbweißen Teiglaibe ein.

„Bäckt die Mademoiselle allein?" erkundigte sich Amadé.

„Der Vater ist alt, ich laß ihn so früh nimmer aufstehen; der Gesell aber hat ins Bayrische wandern müssen."

Solches rührte die Güte des übernächtigen Konzertmeisterchens, er zog seinen Rock aus und machte sich zum Aushilfsbäcker.

Auch sein Gesicht ward dabei rot und glühend, die ungewohnten Arme müde, allein dieses Erlebnis blieb reizend und erinnernswert . . .

Und wieder einige Tage später, da den nie ruhenden Wolfgang Amadé die brausende Idee eines andante majestoso aufwühlte, wußte er als einzigen verheißenden Weg zu Sammlung und innerer Festlichkeit nur jenen in den abendlichen Dom. Dort glaubte er gewiß gelöst zu werden von allem Beschwerenden und jenes Schwebegefühl zu empfangen, das die Erhebung in reine, unirdische Höhen vortäuscht. Es war um die Stunde, da Hohensalzburg, emporgehoben aus den silberblauen Taldünsten, allein die heilige, rote Abendkrone aufgedrückt erhielt und zur Königin wurde durch einige um der Vergänglichkeit willen schmerzliche Minuten.

Während dieser hatte Mozart in der kühlen, geisterhaften Domdämmerung sein viertes Erlebnis. Bei seinem Eintritte gleich zitterte an sein Ohr tiefes Summen, als würden Hummelgesänge in dem Kirchenraume lebendig; das feine, unterscheidungsfähige Ohr aber erkannte: das ist eine verhaltene, betende Menschenstimme, deren leiser Ton in der Domwölbung zu der Stärke von Hummelchören anschwillt. Und er saugte die dunkle Musik auf, als käme sie geraden Weges aus den heiligen Harmonien des Himmels.

Näher ging er dieser ausdrucksreichen Andacht und traf eine junge Frau, die ihm ein tiefbeschattetes Gesicht zuwandte. Mozart machte eine stumme Verbeugung, die Erklärung und Entschuldigung sein sollte. Eine wohllautvoll klingende Stimme, die ein tiefglockiger Alt war und den Hummelton leicht vortäuschen konnte, aber sagte zu ihm:

„Herr Mozart komponieren wohl wieder eine Sarabande und durchstreifen deshalb den Abend?"

„Woher bin ich denn der Kirchengängerin bekannt?"

„Bin die Tochter des Musikers Haub."

„Des Flötisten?"

„Ja."

„Tüchtiger Mann, der Haub."

„Der Herr Konzertmeister muß es wissen."

„Mademoiselle ist exquisit fromm."

„Stehe gern abends in der Kirche; gibt einen wunderschönen Ton wie nirgends sonst."

„Musikerohren."

Und sie erprobten abwechselnd mit verschieden stark betonten Stimmen den dunklen, Andacht erweckenden Widerruf des abendlichen Doms . . .

*

So hatte Wolfgang Amadé vier eigentümliche Bekanntschaften gemacht, und ein Interesse, dessen Ursachen er nicht weiter nachgrübelte, ließ ihn immer wieder zu ihnen zurückkehren; denn er hatte sich nach mancherlei Überlegungen und Vorwürfen von ihnen bereits losgerungen gehabt und sie einfach zu dem Erinnerungsspiel des einmal Gewesenen gezählt.

„Soll ich", sagte er sich, „vierfach gebunden sein an Rücksicht und Hingabe, der ich nur zu gut weiß, wessen Dienerschaft allein ich auf mich zu nehmen bereit war?"

Aber der nachwirkende Geist und die nicht zum Schweigen zu bringende Anrufung der Anekdoten bezwangen ihn viermal nacheinander. Er suchte abwechselnd die vier Frauen und fand sie; einem Erzbischöflichen blieb manches erlaubt, wenn er auch nur Wolfgang Amadé Mozart hieß, von dem man wußte, wie schmählich er von dem Grafen Colloredo behandelt wurde; natürlich auch von seinen Kavalieren und Kujonen. Bei gleichen Gelegenheiten fand er zumeist die Gesuchten, mit Ausnahme der Schargitter, die sich einer zweiten Belauschung nicht mehr aussetzte, denn nicht jedesmal brauchte so eine liebenswürdige Überraschung, wie es Mozart war, in dem Busche zu stecken.

Amadé erriet die Absichtlichkeit, da er das Fräulein von Amseder stets im Grase, die Schargitter an besonders schwülen Tagen an der Salzach, aber nie badend, die Flötistentochter im dunkelnden Dom fand; der Bäckerin war er ohnedies sicher, jeden Morgen war sie zu erreichen. Da er sich nun also erwartet glaubte, wurde er eitel, und diese Eitelkeit stellte ihm die verhängnisvollste Falle dieser Welt, in die rettungslos fast alle geraten, denen sie nur einmal aufgerichtet ist. Sie hatte ihre Helfer, natürlich, und deren erster war die Sonnenwärme an der Salzach. Sie benahm ihm mit wohliger Überwindung Atem, Herzschlag, Bewußtsein, und in diesem dämmerigen, vor glücklichem Sommergefühl beinahe hilflosen Zustand sank er an Willen entäußerter in die zitternden Arme der brünetthäutigen Schargitter, als es umgekehrt hätte der Fall sein sollen. Dort an den stillen, wunderwenig begangenen Ufern wurde ihm die Liebe mit so letztmöglicher, verständlicher Überzeugung gelehrt, daß es ihn einige Tage vor Beschämung und Grauen schüttelte.

Er mußte schließlich in die reine, ruhige Wiese flüchten; er mußte, denn es trieb ihn eine derartig peinigende Sehnsucht zu der kranken, nach seiner Meinung bestimmt nur geistigen Amseder, daß er laut nach ihr rufen zu müssen glaubte. Und als er die blassen, eingefallenen Wangen und die stumme Frage der Augen sah, war ihm erst wohl. Hier war Abgeschiedenheit, hier war nicht zu störendes Ausruhen.

Die stille Durchscheinende drückte den Kopf in die Grasansammlung und ließ Wolfgang Amadé reden, was er nur wollte. Er aber rang danach, sich mit diesen Worten zu reinigen und zu entsühnen; so wurden sie von selbst andächtig, behutsam, erwählt, und wovon er sprach, war wenig von dieser Welt.

Es schien seine Absicht, das Mädchen in völlige Entrücktheit hineinzureden, um ja keiner irdischen Regung teilhaftig zu sein. Aber schließlich wurde sein Lohn doch ein kleines, feines, wohlverständliches Ereignis. Vielleicht schälte sich aus dem Redereichtum Mozarts für das Mädchen nur die Erkenntnis seiner Gefühlskraft, die ihr versagt geblieben, und huldigte ihm nun im stillen. Sie riß eine nahe Sternblume aus, beschwerte die Blüte mit einem Kuß und bot sie ihm derart dar, daß auch er seinen Mund hineindrücken mußte. Und das war entschieden eine heimliche Liebeserklärung jener gewesen, die sich wohl beeilen mußte, einige holde Ernte dieses Lebens noch einzubringen.

Mozart verließ sie nicht wie verjagt oder beschämt, in ihm war allein eine unbestimmte, dumpfe Traurigkeit, sein Herzschlag wie gefesselt von dem Mädchen, das die Geschenke dieser Erde nur nach feinen Stäubchen zu nehmen berechtigt war.

So kam es, daß die vordem nach einem unbändigen Wunsche gewandelte Stimmung Mozart wieder nach einer anderen Richtung des Gefühls trieb, die nur zu dem natürlichen Weibe vor dem Backofen führen konnte, denn hier war Aussicht auf innere Beruhigung, Erheiterung. Bei Arbeit und Ofenglut konnte von ihm weder das eine noch das andere gefordert werden, um dessentwillen es ihn neuerdings zur dritten der Bekanntschaften gezogen hatte.

Er wurde wie des öfteren schon mit Herzlichkeit empfangen und fühlte sich in keiner Weise bedrängt; er hatte dem Mädchen die Laibe hinzureichen und vollbrachte es mit einer lächelnden Selbstverständlichkeit, als wäre er immer nur Bäcker gewesen. Er glaubte sich wie aus dem Ringe dieses Daseins gelöst und in eine neue Bestimmung versetzt. Ein derartiges Gefühl aber veränderte ihn zu völliger Heiterkeit. Sie standen an dem Ofen wie bevorzugte Kinder Gottes.

Endlich, als die Hinreichung der Laibe beschlossen war, fragte das Mädchen in zutraulicher Neugierde:

„Da Sie so galant waren, was fordern Sie zum Lohne, Herr Amadé?"

Und dieser verlangte, ohne Bedenken, daß ihm vielleicht gewillfahrt werden könnte, aus purer Übersprudelei:

„Einen Kuß!"

Es blieb wohl einige Sekunden still neben ihm, dann aber gewährte sie ihm ihre Belustigung: „Gut, den sollen Sie haben."

Da war er nun neuerdings überrascht von dem Ereignis, dem er sich eigentlich zu entwinden trachtete, und wußte nun auch, daß einer gewissen Bestimmung nicht zu entrinnen war. Um sich nicht endlos lächerlich zu machen, mußte der Kuß eingelöst werden, es wurden ihrer übrigens drei, ohne daß es unterscheidbar gewesen wäre, wer von den beiden die stärkere Anregung zu dieser erhöhten Anzahl gegeben hatte. Diesmal nun war die Grundstimmung seines Herzens: Verwirrung . . .

Nach diesen drei Begebenheiten, die sich nach der gleichen Richtung hin gewendet hatten, wurde in Wolfgang Amadé die Neugierde natürlich allmächtig, und er beschloß, das vierte Geschehnis einfach selbst herauszufordern.

Zweimal war die Haub im Dom nicht anzutreffen. Am dritten Abend aber, den er nach ihr aus war, stand sie da wie damals, als sie zu dem Genuß des schwermütigen Wohllautes leise Worte vor sich hinredete. Sie gab ihm nur die Hand, ohne einen Grußlaut zu hauchen, obwohl sie gewiß verstand, daß sein dämmerlicher Dombesuch allein ihretwegen unternommen war. Und es geschah, da Mozart so selten schön und trotz des Schweigens so eigentümlich vielsagend empfangen wurde, daß sich auch er in Stummheit zwang und sie nun nebeneinander standen, als hätten sie ein ihnen allein verkündetes Wunder zu erwarten, das sich am geweihten Altare begeben müßte.

Es war seltsam, unbeschreiblich schön. Beiden war, als bewege sich um sie die Luft mit zartesten Schwingungen; und geheimtuerisch, voll schauernder Ahnung, kam einmal das Flüstern der Haub herüber: „Neben uns ist Gott."

Amadé nickte ihr durch das Grau glücklich zu und fühlte gleich darauf, wie ihre laue, leicht erregte Hand sich an die seine schmiegte: denn die Sprache der Liebe hat tausend Dialekte.

*

Wolfgang Amadé hatte am Klaviere eben ein kleines, holdstimmiges Konzert durchgespielt, im Nebenzimmer hörte er den Vater einen bedachtsamen Philosophenschritt gehen. Ludwig von Bausse schrieb aus München: er hoffe nicht auf einen salzburgischen September, denn der Erzbischof hatte ihn mit kirchlichen Geschäften in der bayrischen Stadt zurückgelassen. Die Augustwärme drückte in die Zimmer herein, wie ein heißer, begehrender Mund sog sie sich in die Haut, küßte die Augenlider in müdes Erschlaffen nieder, löste die lebendige Spannung der Nerven zu angenehmer Verdämmerung.

Stand da neben dem dunklen Hofkaplan nicht eine helle, lächelnde Gestalt, ganz in reinstes Weiß gekleidet, um die Augen den wissenden Zug jener, denen weniges versagt geblieben? Nickte nicht der glänzende, geschickte Besieger des Lebens aus den Nebeln des Traumes zu Wolfgang Amadé herüber? Der Abbé de la Bolien der Weinstadt Aurillac?

Wie hatte doch auf dem Wege gegen Abtenau der Hofkaplan diesen Apostel der Lehre von dem kultivierten und verbrämten Genuß gepriesen. Und nun war dem, der damals zum ängstlich Erschreckten geworden, selbst verlockend angeboten, was todsicher die innerliche, schöne Gottesruhe auf immer verdirbt.

Amadé versuchte zu ergründen, wie sich jener Liebeskönner mit seinem Salzburger Frauenvierspiel abgefunden hätte. Zweifellos war in allen vieren

leise Liebeserweckung gewesen, und der fachkundige Abbé würde sie wohl nach Möglichkeit gesteigert haben. Jedenfalls war es wegen der aufregenden Vierteilung ein seltenes Geschehnis, des Fiebers und der Hingabe wert, die Amadé dafür aufwendete; immer aufs neue gereizt wurde er dazu durch Eitelkeit, Neugierde, einige Liebe und beginnende, entschuldbare Neigung zu dem verführerischen Göttchen Eros.

Ja, vierfach und vierfältig war Wolfgang Amadé geliebt. Und wie er sich so in das Talent des Abbés hineindachte, ja, sich insgeheim sogar dessen leichtfertige Anpassungsfähigkeit wünschte, da schoß plötzlich wie ein heißer Strahl durch seinen Kopf eine derart ungewöhnliche Erkenntnis, daß es ihn nicht mehr daheim litt. Er stürmte auf Hohensalzburg, von wo er seine Gedanken in die dunstige Weite hin verströmen lassen konnte, wie eine unvergleichlich kostbare Flut. Und dort gab er der ihn umgebenden Landschaft die Möglichkeit, der Widerklang dessen zu sein, was ihn erfüllte:

„Ein wunderliches Geigenspiel vermeint er zu haben, dessen Saiten nun einmal vier Frauen sind, mit aller feinsten Abtönung und Stimmung, mit der nämlichen Klangfarbe und musikalischen Wirkung, aus reinstem Zufall zusammengeführt, aber selbst durch einen Wunsch kaum besser zu erwarten."

Da, da war nun der Einfluß des lockeren Geistes jenes de la Volien, der in Wolfgang Amadé die Täuschung durch ein hübsches Spiel zufälliger Fügung vollbrachte.

Amadé war von der Idee hingerissen.

Zu einem sonderbaren, einzigen Geigenspiel hatte er sich vier Saiten gewonnen, deren jede den ihr eigenen Wohllaut besaß; seltsam, daß er erst durch die Erinnerung an den Liebeskünstler solchen reizvollen Zusammenhang erkennen mußte. Obwohl es natürlich und aufdringend war:

Das leise, blasse, ein wenig hysterische Fräulein von Amseder die dünne Saite E, auf der die Melodien wie süße Gesänge aus einer jenseitigen Welt der Ahnung klangen.

Die brünette, lebenshungrige, unbekümmerte Schargitter: die gesundtönige Saite A, auf der zumeist die reichen Hymnen ruhen, die zur Lobpreisung dieses Lebens gesetzt sind.

Die körperlich volle, junge Bäckerin, deren Mädchengeschmeide die morgendlichen Ofenfunken bildeten: die herbe, starke Saite D, die so freundlich tönt, wie eine kleine Hausglocke.

Und endlich die silberumsponnene Saite G, die beruhigend und feierlich ist gleich einem Sonntagsgebete: jene Flötistentochter Haub, deren Stimme dunkelster Alt war, und die so gebändigt zu sein vermochte, daß sie dem stärksten Drang innerlichster Fülle Auslösung nur in der keuschen Berührung der Hände gestattete . . .

Zu so einem Geigenspiel hätte vielleicht auch der Abbé die vier Frauen vereinigt; für den Musiker Mozart war es ein himmlischer Einfall, denn

nun wußte er nach vier Richtungen hin Empfänglichkeiten, die er nach Belieben zu gewandelten Ausdrücken anregen konnte. Hier hatte die Kompositionskunst und Erfindungsgabe des Herzens zu sorgen, und es erwies sich, daß Amadé auch für diese lebendigen Saiten ausgezeichnete Begabung besaß.

So war ihm eine seltsam reiche Melodik der Stimmung gegeben, denn bald klang ihm die eine Art der Frauen, bald die andere und beschenkte ihn mit jener Kenntnis irdischen Wesens, ohne die Gott keinen seiner Erwählten läßt. So war es ihm möglich, je nach Neigung und Wunsch mit der Musik dieser vierfachen Verschiedenheit zu wechseln und damit reich zu werden wie wenig andere.

In jenen Tagen überströmte sich bis zur förmlichen Stauung aus Fülle die Begnadung seiner Schöpfung, es schien, als müsse sich in wenigen Tagen alle strahlende Heiterkeit aus ihm ergießen. Kaum kannte sich Wolfgang Amadé selbst wieder vor lauter Glück, Anregung, Wirkung der Erlebnisse.

Dann verleitete ihn selbstverständlich nach langer Bezähmung, die bis in den September hinein vorgehalten hatte, jener beratende, in Amadé immer lebendige Abbégeist zu einem gewagten Streich, von dem er sich bedeutendes Vergnügen versprach und darin auch nicht betrogen ward.

Er wollte die Saiten seines Geigenspieles einmal innig enge beisammen haben. Es sollte eben ein wirkliches Geigenspiel werden, die Saiten nebeneinander für ihn bereit. Er ging hin und lud alle vier ein, und zwar in die Wohnung eines jungen, ihm bekannten Musikers; er verriet jeder, daß sie noch einige Schülerinnen antreffen würde, sich aber durch sie nicht beirren lassen sollte. Und er brachte das Unglaubliche zustande: alle vier Gebetenen kamen, saßen in sich gekehrt, waren einander unzugänglich und unbewußt der dreifachen Gleichheit neben sich, eröffnet nur dem Einen, der sie ein kleines Sonderkonzert hören ließ.

So groß nun war seine Verfeinerung geworden, daß es ihm Genuß bedeutete, ohne irgendeine Handlung oder ein bewegliches Ereignis über die vier Stimmungen der vier Frauen hinzuspielen, sie unauffällig zu beobachten und sich einzubilden, er musiziere nun ein Spiel auf dieser lebendigen Geige . . .

Wenn er nun diese Anregung durch jenen de la Bolien so gewichtig nahm, daß er seine Kultur damit verglich, so war das ein Irrtum; denn was jenem nur Lust am Abenteuer bedeutete, war für Wolfgang Amadé mehr: es sollte ihm ein Übermaß an Freuden, Schattierungen des Lebens, Erkenntnissen von Geschehnismöglichkeiten verschafft sein, daß er dauernd voll war des nötigen Dranges.

Denn der hübsche Zufall des Frauenspiels sollte nicht beständig sein, wie Mozart glaubte. Daß es wirklich nur gefügt war, seine Erweckung zu fördern, zeigte sich, wie er nach vier Freuden zum Ausgleich auch vier Schmerzen leiden mußte.

*

Amadé hatte nicht bedacht, daß jedes Geigenspiel vergänglich ist, er, dem oft genug selbst unter den Fingern die Saiten rissen.

Das seidendünne empfindliche E war natürlich zuerst dahin. Wolfgang Amadé wurde zu den Herrschaften von Amseder gerufen, als der November seine ungestümen Winde entfesselte. Und er fand dort das blasse, nach seiner Musik verlangende Fräulein, dessen Ohren vielleicht unbewußt schon die Chöre der Engel vernahmen. Die Frage der Augen war noch bangender geworden und fand die letzte, jede Begier tilgende Antwort. Mozart konnte nicht einmal am Begräbnisse teilnehmen; so hatte dieser Verlust den Empfindsamen durchstoßen.

Es riß auch die Seite A, greller als die dünne, deren zartes Gefüge eigentlich nur allmählich nachgelassen hatte. Die lebenslustige Schargitter wurde aus Salzburg durch einen erzbischöflichen Spruch verjagt, nicht ohne früher eine kleine Skandalliste jener Herren bekannt zu geben, die sich ihrer Gewährung rühmen durften.

Die hübsche Bäckerin hatte im Februar Hochzeit; Amadé erfuhr es auf Umwegen, nachdem er oftmals vergeblich aus gewesen war, sich an dem Brotofen zweifache Morgenkühle auszuwärmen: jene des Leibes und jene des Herzens.

Die Haub endlich erkrankte, verlor die Haare und sollte nun wohl hinleben wie eine trockene Blume: allein der Form nach noch eine Erinnerung an einstige Holdseligkeit; alles andere: Duft, Farbe, Gefäß eines kleinen Weltseelenteilchens, hinweg.

Vier Saitenschicksale, von der Geige in einen Zufall des Lebens übertragen, dessen Form der feine Geist Amadés zu durchbilden hatte.

Viermal riß ihm das Weh ins Herz, denn er hatte an Beständigkeit geglaubt, viermal mußte er sich neuerdings zurechtfinden.

Solches war seiner Erwählung aufgegeben, daß er erkenntnisreich werden sollte; Gott war ein guter Lehrer und hielt auf Methode.

Wolfgang Amadé war dafür auch einer seiner besten Schüler.

Leonardo da Vinci

Zu seinem vierhundertsten Todestage

Von

Woldemar von Seidlitz

Am 2. Mai 1519 verschied Leonardo da Vinci in dem Schlößchen Cloux am Fuße der Burg von Amboise an der Loire, das ihm König Franz der Erste von Frankreich seit dem Jahre 1516 zur Verfügung gestellt hatte. Nach einem reich bewegten Leben, das er wechselnd in Florenz und Mailand, dann in dem Rom Leos des Zehnten und zuletzt in Frankreich verbrachte, unablässig mit der Erfindung weltbewegender Werke und mit Forschungen auf allen Gebieten der Naturkunde beschäftigt, hatte er ein Alter von siebenundsechzig Jahren erreicht. Langes Haar, buschige Brauen und ein langer Bart, wie wir sie aus der eindrucksvollen Rötelzeichnung in Turin kennen, verliehen nach dem gutunterrichteten Lomazzo seinem Greisenhaupt einen so ehrwürdigen Anblick, daß man in ihm sofort den Adel, der wahre Gelehrsamkeit auszeichnet, erkannte, gleich als handle es sich um einen neuen Hermes oder Prometheus.

Das Todesdatum kennen wir aus einem Briefe, den Leonardos Lieblingsschüler Melzi an einen der Brüder des Dahingeschiedenen nach Florenz schrieb, um ihm über dessen Hinterlassenschaft zu berichten. Daß die rührende Geschichte von dem Tode Leonardos in den Armen des Königs eine Erfindung Vasaris sei, um das Künstlertum zu verherrlichen, wissen wir aus dem Umstande, daß Franz sich damals nicht in Amboise befand, sondern erst durch Melzi von Leonardos Tode unterrichtet wurde. Interessant aber ist die Tatsache, daß derselbe Melzi in seinem Brief an Leonardos Bruder ausdrücklich hervorhebt, sein Lehrer sei mit allen Gnadenmitteln der heiligen Mutterkirche versehen in guter Glaubensverfassung gestorben. Diesen Punkt klarzustellen, hat noch fünfzig Jahre später Vasari sich besonders bemüht, indem er die Worte, die er in der ersten Ausgabe seiner Malerleben von 1550 gebraucht, wonach Leonardo angesichts des Todes erst nach längeren Unterredungen über das Wesen der Religion zum rechten Glauben zurückgekehrt sei, in der zweiten Ausgabe von 1568 durch die entschiedene Angabe ersetzte, daß er sofort den lebhaften Wunsch geäußert habe, sich über die Religionsfragen unterrichten zu lassen.

Erklärlich ist es, daß über die Gläubigkeit Leonardos zu dessen Lebzeiten Zweifel bestanden haben, da der Gott, den er über der Welt thronen ließ, nur als die Kraft erschien, die dem Ganzen die erste Bewegung eingeflößt, im übrigen aber in das durch ewige Gesetze beherrschte Getriebe nicht weiter eingriff. Hatte doch Vasari noch in seiner ersten Ausgabe am Ende des dritten Absatzes auf die Erwähnung von Leonardos Beobachtungen über die Himmelskörper den Ausspruch folgen lassen — den er in der zweiten Ausgabe infolge der inzwischen durchgeführten Gegenreformation entfernte —, der Künstler habe sich dadurch eine so ketzerische — nämlich deistische — Vorstellung gebildet, die sich überhaupt mit keiner Religion vertrug, daß er eher als ein Philosoph denn als ein Christ erschien.

Angesichts des Umstandes, daß uns Leonardos eine Woche vor seinem Tode abgefaßtes Testament erhalten geblieben ist, lohnt es sich, die Frage aufzuwerfen, wie weit Melzi und Vasari mit ihren Behauptungen, daß der Meister als gläubiger Christ gestorben sei, recht haben. Einwandfrei läßt sie sich nicht lösen. Gewisse Umstände aber deuten darauf, daß Leonardo, einer der selbständigsten Geister, die die Weltgeschichte kennt, im Angesicht des Todes die Anschauungen nicht verleugnet habe, die er sich in eifrigem Ringen um die Erkenntnis der Welt erworben und durch sein ganzes Leben festgehalten hat.

Das Testament, das wir nur in der italienischen Übersetzung kennen, war sicher französisch abgefaßt, da es am 23. April 1519, am Sonnabend vor Ostern, durch den königlichen Notar Guillaume Boreau in Cloux aufgesetzt wurde. Bemerkenswert ist der Eingang, worin Leonardo seine Seele nicht nur Gott und der Jungfrau Maria, sondern auch dem heiligen Michael, dem Schutzpatron Frankreichs, und allen Heiligen empfiehlt. Mag das der Landesübung entsprechen, so deuten die weiteren genauen Angaben über die Beisetzung auf unmittelbaren Einfluß der Geistlichkeit. Er bestimmt, wie die Leiche nach Sankt Florentin in Amboise gebracht werden soll, wer sie begleiten, welche Messen in der Kirche gelesen werden sollen; außerdem soll noch in zwei andern Kirchen Gottesdienst abgehalten werden. Mitten im Testament folgen dann wieder Anordnungen über die Fackeln, die von Armen getragen und an vier Kirchen von Amboise verteilt werden sollen, über das Wachs, das diese Kirchen zu erhalten haben, endlich über das Geld, das den Armen des Krankenhauses zukommen soll. Die Ausführlichkeit erklärt sich aus der Anwesenheit von vier Geistlichen, zwei Franzosen und zwei Italienern, die letzteren wahrscheinlich als Dolmetscher, die neben Francesco Melzi das Testament als Zeugen unterschrieben. Als Pensionär des Königs wird Leonardo die Sorge für eine reichliche Bedenkung der Kirchen wie der Armen der Geistlichkeit überlassen haben, um dadurch seine Dankbarkeit für die Wohltaten des Königs auszudrücken: auf seine eigene Gesinnung braucht damit noch kein Licht zu fallen.

Seinem damals sechsundzwanzigjährigen Schüler Melzi, den er zum Testamentsvollstrecker ernannte, vermachte er den Rest seines Gehalts, seine Bücher und Aufzeichnungen sowie die Kleider. Sein Diener Vilanis erhielt allen Hausrat sowie auf Lebenszeit das Recht zur Entnahme einer bestimmten Wassermenge aus dem Christoforokanal in Mailand, das König Ludwig der Zwölfte dem Künstler verliehen; zur Hälfte mit dem Gehilfen Salai endlich einen Garten vor den Toren Mailands. Der Magd Maturina fielen ein paar Kleidungsstücke und etwas Geld zu. Um diese Schenkungen ausführen zu können, hatte ihn Franz der Erste schriftlich ermächtigt, über seinen Besitz nach Gutdünken zu verfügen, da er nach französischem Recht eigentlich alles, was sich in Frankreich befand, verloren hätte. Über die vierhundert Scudi, die er vor sechs Jahren im Kloster Santa Maria Nuova von Florenz eingezahlt hatte, konnte er dagegen ohne weiteres zugunsten seiner Geschwister in der Heimatstadt ebenso verfügen wie über sein Landgut im benachbarten Fiesole.

So starb Leonardo im Frieden mit der Welt und in hohen Ehren, jedoch fern von seinem Vaterlande und als ein Einsamer unter den Menschen, wie er es zeit seines Lebens gewesen. Gegenüber den seit Vasari stets wiederholten Klagen, daß er so viele seiner Werke unvollendet gelassen und keine seiner zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen zum Abschluß gebracht habe, muß im Auge behalten werden, daß er allein für sein Teil den Umschwung herbeigeführt hat, den wir mit dem Namen der italienischen Hochrenaissance bezeichnen, und zwar zu einer Zeit, da alle seine Zeitgenossen noch in der alten mehr oder weniger konventionellen Weise schufen, Michelangelo noch ein Knabe und Raphael kaum geboren war; ferner daß die Hauptwerke seiner Reifezeit, das Abendmahl und der Schlachtkarton, für alle Zeit der Kunst die Wege wiesen; und endlich daß seine wissenschaftlichen Forschungen, da sie unveröffentlicht blieben, vielfach erst nach Jahrhunderten durch die selbständigen Bemühungen anderer ihre Bestätigung fanden, jetzt aber, da sie in ihrem Zusammenhang vorliegen, die Einheitlichkeit, Tiefe und den Umfang seines Denkens in einer Weise darlegen, die noch auf lange Zeit anregend zu wirken bestimmt ist. Seine Unermüdlichkeit auf dem Gebiete des Erkennens und des Schaffens sichert ihm den Ruhm eines der Geister, die bis an die Grenzen der menschlichen Natur vorgedrungen sind. Nur in der Einsamkeit, unabhängig von allen äußeren Hemmungen, konnte er sich die für eine solche Wirksamkeit nötige Freiheit erringen. Gegen den Vorwurf der Zersplitterung, die ihn am Vollenden seiner Werke behindert habe, wußte ihn schon Jakob Burckhardt im Cicerone zu schützen, indem er hervorhob, daß gerade die vielseitige Tätigkeit ihm Natur gewesen sei.

Auf sein Leben und seine Entwickelung einzugehen, ist hier nicht der Ort, doch mag ein Rückblick auf die Schriften über Leonardo, die in den zehn Jahren seit dem Erscheinen meines Buches veröffentlicht worden sind,

Gelegenheit bieten, einige der Hauptfragen, die dabei zur Sprache kamen, zu erörtern und dadurch neues Licht auf manche Teile seines Lebens zu werfen. Gehen auch im einzelnen die Ansichten der Forscher noch vielfach auseinander, so beginnt doch das Gesamtbild des Künstlers sich allmählich zu klären, so daß die Schätzung seiner Wirksamkeit nur noch weiter steigt. Trotz der Regsamkeit in allen Ländern ist freilich die Ausbeute nicht allzu groß gewesen, selbst wenn man von den verheerenden Wirkungen absieht, die der Krieg während der letzten vier Jahre auch auf diesem Gebiete geäußert hat. Einem neuen Bilde aus der Jugendzeit, der Madonna Benois in St. Petersburg, stehen verschiedene Versuche gegenüber, dem Künstler mit nur zweifelhaftem Glück weitere Werke zuzuweisen. Wichtige und vorbildliche Ausgaben seiner Schriften verdanken wir einem Italiener (den Codex Leicester) und den vereinigten Bemühungen von drei Professoren der Universität Christiania (die anatomischen Notizen in Windsor); dagegen ist die geplante Nationalausgabe seiner sämtlichen Handschriften leider um keinen Schritt vorwärts gekommen, während sie doch als eine Huldigung zu dem jetzigen Erinnerungstage gedacht war. Abgesehen von der stillen Arbeit der Gelehrten haben zwei Ereignisse die öffentliche Meinung der ganzen Welt in Bewegung gesetzt: der Raub der Mona Lisa aus dem Louvre und die Erwerbung der Florabüste für Berlin. Wegen des allgemeinen Interesses empfiehlt es sich, die Erörterung dieser beiden Fragen an die Spitze zu stellen.

Am Morgen des 21. August 1911 war das berühmte Bildnis der Mona Lisa aus dem Salon Carré des Louvre plötzlich verschwunden, wie ich in dieser Zeitschrift (1914) ausführlich mitteilen konnte; eineinviertel Jahr blieb es verloren, bis es am Donnerstag den 11. Dezember 1913 ganz unerwarteterweise in Florenz auftauchte und durch ein geschicktes, energisches Vorgehen für Frankreich wieder gerettet werden konnte. Nun erst stellte sich heraus, wie es entwendet worden ist. Ein überspannter Dekorationsmaler aus der Lombardei, Vincenzo Peruggia, der beim Verglasen der Bilder im Louvre verwendet worden war, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er eines der vielen italienischen Meisterwerke, die nach seiner Annahme allesamt durch Napoleon seiner Heimat entführt worden waren, rauben und Italien wieder zuführen müsse. Nachdem er sich endlich für die Mona Lisa entschieden, die wegen ihres kleinen Formats von dreiviertel Metern Höhe am leichtesten verborgen werden konnte, ging er an dem genannten Montag, einem Reinigungstage, gegen acht Uhr früh zusammen mit anderen Arbeitern und, wie diese mit einem weißen Kittel angetan, in den Louvre und benutzte sofort die Zeit, während deren die Aufseher an einer Stelle zum Empfang der Weisungen versammelt waren, um das Bild loszuhaken und die paar Schritte bis zur Galerie der sieben Meter zu machen, durch deren Tapetentür er die kleine Treppe gewann, die in einen der Höfe führt. Nachdem er auf der Treppe das Bild aus seinem Schutzrahmen gelöst, fand er die untere Tür

verschlossen, so daß er sich daran machen mußte, das Schloß abzuschrauben; dabei wurde er durch einen Mann gestört, der die Treppe herunterkam; doch ließ er sich nicht verblüffen, sondern bat ihn, die Tür aufzuschließen, was auch ohne weiteres geschah; das Bild hatte er dabei unter seiner Bluse verborgen. Nun befand er sich in dem kleinen Hof der Sphinx; von dort ging er in den angrenzenden größeren Hof Visconti, fand das Tor nach dem Seinekai weit geöffnet und unbewacht; dort wird er den Kittel ausgezogen und das Bild in ihn gewickelt haben. So gelangte er ins Freie, ohne verfolgt zu werden Die hohen Preise, die in den nächsten Tagen sofort von der Presse ausgesetzt wurden, führten zu keinem Ergebnis. Der verdiente Generaldirektor des Louvre, Homolle, mußte als Opfer dieser Angelegenheit fallen. Noch im Oktober war der Dieb nahe daran, entdeckt zu werden, da auf eine Anregung von außen hin ein Verhör sämtlicher Glaser, die im Louvre früher beschäftigt worden waren, vorgenommen wurde: doch kam Peruggia mit einer Haussuchung davon, die nichts zutage förderte, obwohl das Bild bei ihm unter Gerümpel verborgen war; selbst das Bertillonsche Verfahren auf Grund der Fingerspuren an dem auf der kleinen Treppe zurückgelassenen Bilderrahmen war nicht angewendet worden.

Die Erfassung des Bildes in Florenz wurde Ende November 1913 durch einen Brief aus Paris eingeleitet, worin dem Florentiner Antiquar Alfred Geri durch einen gewissen Vincenzo Leonardi, unseren Peruggia, die Mona Lisa zum Kauf angeboten wurde. Wie der Dieb diesen Weg auf Grund einer einfachen Geschäftsanzeige des Antiquars in einer italienischen Zeitung betreten hatte, so ging er auch ohne weiteres darauf ein, mit dem Bilde nach Florenz zu kommen, wo seine Forderung von einer halben Million Lire zunächst ohne weiteres angenommen wurde. Zusammen mit dem Direktor der Uffizien Poggi begab sich Geri nach dem kleinen Gasthofe Tripoli-Italia der Via Panzani, wo Peruggia aus dem Doppelboden einer einfachen Holzkiste mit Handwerkszeug das in ein Sammetstück gewickelte lange gesuchte Bild hervorholte und es ohne weiteres dem Direktor einhändigte, um es in Muße in den Uffizien auf seine Echtheit hin prüfen zu können. Kurze Zeit darauf wurde Peruggia auf seinem Zimmer festgenommen, gestand seinen wahren Namen ein und erklärte, den Raub aus Patriotismus begangen zu haben; er wolle das Bild nicht verkaufen, sondern hoffe nur auf eine angemessene Belohnung. Nachdem die glücklich Wiedererlangte ein paar Tage lang in Florenz ausgestellt worden war, wurde sie nach Rom gebracht, um am 20. Dezember in der Villa Medici feierlich dem französischen Botschafter ausgehändigt zu werden; nach einer kurzen Ausstellung in Mailand wurde sie durch den Generaldirektor des Louvre, Henry Marcel, und den Direktor der Gemäldegalerie, Leprieur, nach Paris zurückgebracht, wo sie am Sylvesterabend eintraf. Der kleine Gasthof in Florenz erhielt nun den stolzen Namen La Gioconda, wie die Italiener das Bild benennen.

Endlich nach fast einem halben Jahre war es so weit, daß der Prozeß gegen Peruggia in Florenz beginnen konnte; nachdem der Irrenarzt ihn nicht gerade für minderwertig, doch von schwachem Verstande erklärt hatte, wurde er zu einem Jahr und einem halben Monat verurteilt, diese Strafe jedoch nach vier Wochen durch den Appellhof auf sieben Monate herabgesetzt, die somit abgelaufen waren, so daß der Gefangene entlassen werden konnte. Gleichmütig nahm er dieses Urteil hin, da seine Tat nicht anerkannt, somit auch nicht belohnt worden war.

Interessant ist es, daß in demselben Jahre der Museumsdirektor Poggi feststellen konnte, Mona Lisa, die Tochter des Antonio Maria di Noldo Gherardini, die 1495 Francesco del Giocondo geheiratet hatte, sei nicht, wie man bis dahin angenommen hatte, in Neapel geboren, wozu ihr gesättigtes Wesen auch wenig paßte, sondern Florentinerin; als Leonardo sie während seines zweiten Florentiner Aufenthalts in den vier Jahren 1503 bis 1506 malte, mag sie anfangs etwa fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sein, der Künstler einundfünfzig; das spricht nicht gerade gegen ein von vielen angenommenes Liebesverhältnis zwischen den beiden, doch bleibt zu bedenken, daß überhaupt die Frauen im Leben Leonardos kaum eine Rolle gespielt haben. 1517 hatte er das Bild bei sich in Cloux, Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es in Fontainebleau, seit dem achtzehnten Jahrhundert im Louvre. Die genaue Besichtigung in Florenz ergab manche interessanten Einzelheiten über die Erhaltung des Werkes.

Das andere weltbewegende Ereignis, die Erwerbung der Florabüste für das Berliner Museum, fällt bereits in das Ende des Jahres 1909, so daß ich in meinem Buche, das damals gerade erschien, es nur kurz in einer Anmerkung erwähnen konnte. Ein Kunsthändler Murray Marks, der die lebensgroße Wachsfigur um ein Geringes erworben hatte, bot sie im Frühjahr des Jahres in seinem Katalog als vielleicht von Leonardo herrührend aus; im Mai brachte das Burlington Magazine Abbildungen des Werkes zugleich mit einem Florabilde aus dem Besitz des Sir K. M. Mackenzie, das in der Haltung auf die Mona Lisa zurückging (siehe C. J. Foulkes in der Rassegna d'Arte 1910). Da bekannt war, daß Leonardo zu den größten Bildhauern der Zeit gehört hatte, wenn auch kein Werk aus seiner Hand bis auf uns gekommen ist, und wir nur wissen, daß er in seiner Jugend Frauen- und Kinderköpfe von seltener Anmut verfertigt hat, dann nach Mailand berufen wurde, um das Reiterstandbild Francesco Sforzas zu gießen, und jedenfalls im Winter 1507/8 in Florenz seinem Freunde und Schüler Rustici bei der Herstellung des Modells zu den großen Gestalten Johannes des Täufers zwischen einem Propheten und einem Leviten über einer der Türen des Baptisteriums, die im Sommer 1511 im Bronzeguß vollendet wurden, geholfen hat, so ist es nicht verwunderlich, daß das anmutige Werk in seiner wirkungsvollen Bemalung, mit leuchtendem Kobaltblau im Gewande und Braunrot

in den Haaren, solchen Eindruck machte, daß es um einen hohen Preis für das Berliner Museum erworben wurde.

Bedenken mußte freilich erwecken, daß die Büste mit ihrem etwas übertriebenen Lächeln mehr das allgemeine Ideal der an Leonardo sich anlehnenden Mailänder Schule zum Ausdruck brachte als die stark persönliche Auffassung, die aus allen seinen eigenhändigen Werken hervorleuchtet. Dazu kam der Umstand, daß sich von Wachsbildwerken der Zeit kaum etwas anderes erhalten hat als die kleinen Modelle von Michelangelo und andern Künstlern, die zu ganz anderem Zwecke angefertigt waren, während über das berühmteste Werk dieser Art, die Mädchenbüste in Lille, die Ansichten noch immer so weit auseinander gehen, daß gegenüber der üblichen aber unhaltbaren Benennung auf Raphael die einen sie noch der ausgehenden gotischen Zeit zuschreiben, andere sie dem siebzehnten (nach Sobotka 1910 von François Duquesnoy), dem achtzehnten oder gar dem neunzehnten Jahrhundert.

In England hatte man sich dem Werk gegenüber sehr zurückhaltend benommen, da unterdessen durchgesickert war, daß Augenzeugen dessen Verfertigung durch den Bildhauer Lucas im Jahre 1846 (Lucas selbst ist 1883 gestorben) zu erhärten in der Lage seien. Auf einen kurzen Artikel des Timesreferenten Humphrey Ward am 2. Oktober folgte vom 23. Oktober an eine Flut von Zuschriften in verschiedenen englischen Zeitungen, die von Cookesey, Konody, vor allem von Whitburn, einem Freunde des Lucas, stammten, besonders die vom jungen Lucas in der Times vom 12. November, worin er aus seiner Erinnerung genaue Angaben über die Hilfe machte, die er seinem Vater bei der Herstellung des Werkes geleistet, welche Angaben sich nachher vollkommen bestätigten. Bode, der sich in seiner Überzeugung von der Urheberschaft Leonardos nicht beirren ließ, wehrte sich wie ein Löwe zuerst in einem Aufsatz der „Woche" (Nr. 46), dann in einer ausführlichen Darlegung im „Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen" gegen all diese Aussagen und die zahlreichen Angriffe, die von Deutschland aus erfolgten; gestützt auf verschiedene technische Gutachten, die im Dezemberheft der „Berichte aus den Berliner Museen" veröffentlicht wurden, ist es ihm auch gelungen, die Benennung als Leonardo aufrecht zu erhalten, so daß im folgenden Februar der Streit zum Stillstand kam. Die Beweise für Lucas aber waren zu zahlreich und zu überzeugend, als daß an ihnen gezweifelt werden könnte.

Danach war im Jahre 1846 der Kunsthändler Buchanan zu Lucas gekommen, um bei ihm die Wachsbüste zu bestellen, die in Anlehnung an das gleich mitgebrachte damals Morrisonsche Bild bemalt werden sollte. Lucas war bekannt als ein Künstler, der Bildwerke im Stil vergangener Zeiten in verschiedenem Material herzustellen liebte. War es doch die Zeit, da der jungverstorbene Florentiner Bildhauer Bastianini die Tonbüsten Savonarolas und anderer herstellte, die lange Zeit für Werke der Frührenaissance gegolten haben. Der Wachsguß, innen hohl, wurde in mehreren Schichten ausgeführt, Kopf, Rumpf

und die Unterarme einzeln gegossen. Das Innere wurde, wie der junge Lucas angab, der beim Bemalen half, durch eine Mischung von Gips, Ton, Kolophonium und Baumwolle, die sich noch darin vorfand, ausgefüllt. Dazu kam noch, daß sowohl die komplizierte Wachsmischung wie die Art der Füllung in der gleichen Weise bei sicheren Arbeiten von Lucas vorkommen. Jahrzehntelange Vernachlässigung hat dann zu Beschädigungen und Sprüngen geführt, die überarbeitet werden mußten, was besonders am Gesicht bemerklich ist (siehe die Schrift von Martin Schauß über die Flora, 1909).

Bodes Stellungnahme selbst so erdrückenden Beweisen gegenüber mag angesichts seiner einzigartigen Verdienste sonderbar erscheinen, wird aber erklärlich, sobalb man die Sicherheit bedenkt, womit er die weitesten und auseinanderliegendsten Gebiete der Kunstgeschichte beherrscht. Hat er durch sein eingehendes Studium viele dieser Gebiete überhaupt erst der Forschung erschlossen, so kann er auch dort, wo er nur von seinem Gefühl geleitet worden ist, die gleiche Sicherheit für seine Schlüsse in Anspruch nehmen und dabei selbst mit gegebenen Tatsachen in Konflikt geraten. Auf solchem Boden steht auch sein fortgesetztes Eintreten für eine Reihe von Reliefs, die er der Frühzeit Leonardos zuschreibt, zuletzt noch in den amtlichen Berichten der Berliner Museen (vom Juni 1916), während andere Forscher sie dem Bertoldo (Venturi), dem Francesco di Giorgio (Schubring) geben, er selbst sie aber früher für Werke Verrocchios gehalten hatte. Es bleibt abzuwarten, ob sie nicht mit Urbino in Verbindung gebracht und dann im Zusammenhang mit Bramantes Jugend erscheinen werden.

Überhaupt ist das Dunkel über Leonardos Jugendentwicklung noch wenig gelichtet. Salomon Reinach hat (in der Januarnummer des Art Journal 1912) darauf hingewiesen, daß er schon früher unabhängig von mir die Ansicht geäußert habe, die gewöhnlich unter Verrocchios Namen gehende Gruppe von Bildern, deren schönstes die Londoner Madonna mit den beiden Engeln ist, könne von Leonardo stammen. Doch lehrt ein etwas späteres Bild derselben Hand, die durch Saltings Vermächtnis in die Londoner Galerie gelangte Madonna, daß es sich hierbei nur um einen Mitschüler handeln könne, der eine gewisse Verwandtschaft mit Mainardi, dem Gehilfen Ghirlandaios, zeigt. Besondere Förderung hat die Erkenntnis dieser Frühperiode durch das großangelegte, wenn auch wirre Buch des Norwegers Thijs erfahren, das 1909 in opulenter Ausstattung in Christiania erschien und dem noch zwei Bände folgen sollen. Nicht etwa, daß damit in die Anfänge dieser Periode ein helleres Licht fiele; wohl aber wird dadurch das große, freilich nicht über den Entwurf gediehene Werk der Anbetung der Könige (in Florenz) an seine richtige Stelle gerückt als Abschluß von Leonardos erster Zeit und zugleich als diejenige Schöpfung, welche als erste die Bestrebungen der Renaissance in ihrem vollen Umfang verwirklichte und dadurch den Anstoß zu dem gewaltigen Umschwung gab, der eine von Grund aus neue Zeit herbeiführte.

Florenz stand damals (um 1480) auf der Höhe seiner Macht, seines Reichtums, seiner Bildung und umspannte den Orient wie den Westen bis nach Flandern und England hin mit seinen Handelsverbindungen. Es traf also auch hier die Erfahrung ein, daß eine Blüte der Kunst auf die materiellen Bedingungen begründet ist, wenn sie auch nicht mit Notwendigkeit aus ihnen folgen muß. Gleichzeitig machte sich freilich in Florenz auch der lähmende Einfluß der herrschenden Mediceerfamilie geltend, die durch ihre Verbindung mit den breiten Volksmassen auf eine gewisse Erstarrung des geistigen Lebens hinwirkte. Doch gelang es der vom neuen Geist erfüllten Künstlerschaft, an deren Spitze, wenn auch noch nicht von der Gesamtheit anerkannt und gewürdigt, Leonardo stand, jene Bestrebungen zu verwirklichen, die dann in dem Abendmahl und weiterhin in dem Schlachtkarton ihre vollendete Ausgestaltung fanden, trotzdem das politische Leben der italienischen Einzelstaaten seit dem Einfall der von Lodovico il Moro im Jahre 1494 herbeigerufenen Franzosen immer mehr in sich zusammenbrach, bis es zu Anfang des neuen Jahrhunderts unter der Führung Cesare Borgias dem Gewaltstreben der päpstlichen Politik völlig zum Opfer fiel.

Die Anbetung der Könige in den Uffizien, die er unvollendet in Florenz zurückließ, als er um 1482 nach Mailand ging, wird ja wegen ihrer Reichhaltigkeit, hohen Vollendung und vollkommenen Unabhängigkeit von der damals herrschenden, etwas steifen und gezierten Florentiner Quattrocentokunst von manchen für das Werk einer um etwa zwei Jahrzehnte späteren Zeit gehalten, da die Hochrenaissance durch das Abendmahl desselben Künstlers bereits zu ihrem vollen Durchbruch gelangt war. Doch muß man sich vergegenwärtigen, daß für Leonardo das Schaffen in diesen schlanken, noch etwas nervösen Formen, die gerade für seine Jugendzeit bezeichnend sind und noch in der gleich darauf in Mailand entstandenen Madonna in der Felsengrotte vorherrschen, in einer späteren Zeit ganz unmöglich gewesen wäre, wo er sich die breiten, bereits durch die Antike beeinflußten Formen geschaffen hatte, die das Abendmahl auszeichnen und von da ab bei ihm herrschend bleiben. Es bildet gerade das Hauptverdienst von Thijs, daß er mit Entschiedenheit für die frühe Entstehung der Anbetung eintritt und das von der Zeitmalerei Abweichende aus der Selbständigkeit des Künstlers ableitet, die ihn, den damals Neunundzwanzigjährigen, geradezu in Gegensatz zu der Art seiner Zeitgenossen bringt. Durch die Überwindung der damals noch herrschenden Zwiespältigkeit zwischen dem bühnenmäßigen Vordergrunde und dem ganz davon getrennten Hintergrunde, durch die vollendete Kunst der Komposition, die in dem so gewonnenen einheitlichen Raum die Menge in Kreisen um die Madonna als Mittelpunkt gruppiert, wird hier die moderne Malerei geboren und hört das Mittelalter auf. Das Gleiche gilt von dem gleichzeitigen, auch noch zu wenig gewürdigten Hieronymus der vatikanischen Galerie.

Als ein Bild einer um etwa drei Jahre früheren Zeit ist die kleine

Madonna Benois hinzugekommen, die bei Gelegenheit einer Ausstellung in Petersburg im Jahre 1908 bekannt wurde und in den folgenden Jahren durch Gronau, Frizzoni, Colvin und andere Forscher gebührend gewürdigt wurde, wenn auch dabei der Zweifel auftauchte, ob es sich um ein Original oder eine vortreffliche Kopie handle, da die Färbung als zu einförmig gegenüber der weit getriebenen Modellierung erschien. Daß dafür von Thijs der Name Giv. Ant. Sogliani genannt wurde, erscheint ebenso wenig berechtigt wie der erwähnte Zweifel. 1913 konnten im Burlington Magazine auch zwei frühe Zeichnungen Leonardos veröffentlicht werden, die bisher nicht bekannt gewesen waren. — Mit einem anderen Bilde, das der Jugendzeit des Künstlers zugeschrieben worden ist, von Venturi und Frizzoni aber Credi gegeben wird, dem Porträt der Ginevra dei Benciin der Galerie Liechtenstein, beschäftigt sich Herbert Cook (im Burlington Magazine vom März 1912), nachdem Carlo Carnesecchi (1909 in der Revista d'Arte) nachgewiesen hatte, daß die Dargestellte noch nach 1472 gelebt habe, so daß Bedenken gegen eine Zuschreibung an Credi nach der zeitlichen Seite hin keinen Grund mehr finden.

Von grundlegender Bedeutung sind die neuen Archivforschungen über die Madonna in der Grotte gewesen, die Biscaro 1910 (im Archivio storico lombardo) veröffentlicht hat. Bisher hatte man aus den Urkunden nur schließen können, daß das Bild erst gemalt worden sei, nachdem Leonardo etwa ein Jahrzehnt in Mailand gelebt hatte. Jetzt aber stellt sich heraus, daß ihm der Auftrag dazu bereits am 25. April 1483, also sehr bald nach seiner Übersiedelung dorthin, erteilt worden ist, so daß das Werk sich unmittelbar an seine Florentiner Tätigkeit anschließt, wozu auch sein Gesamtcharakter durchaus paßt. Nachdem der große Altaraufbau dafür, der außerdem noch Reliefs aus dem Leben der Maria enthalten sollte, 1482 fertiggestellt worden war, wurde der Vertrag mit Leonardo und zwei Brüdern de Preda abgeschlossen, deren einer im Jahre 1490 starb, während der andere, der bekannte Bildnismaler und Schüler Leonardos, der um 1455 geborene, somit nur um weniges jüngere Giovan Antonio, tatsächlich zwei der Flügel mit musizierenden Engeln gemalt hat. Statt in dreiviertel Jahren, wie ausbedungen, wurde das Bild freilich erst nach neun Jahren fertig, falls sich die Notiz in einem der Manuskripte Leonardos über die allmähliche Bezahlung einer dem ausgeworfenen Betrage von 800 Lire nahezu entsprechenden Summe bis zum 10. Juli 1492 auf diese Arbeit bezieht.

Noch wichtiger fast erweist sich der Nachweis, den Luca Beltrami (im Maiheft 1915 der Rassegna d'Arte) bringt, wonach die Sache am 27. April 1506, als Leonardo nach Beendigung seines zweiten florentiner Aufenthalts wieder nach Mailand zurückgekehrt war, von neuem aufgenommen wurde, indem die Sachverständigen auf die von den beiden Künstlern vor fast anderthalb Jahrzehnten erhobene Beschwerde wegen zu geringer Bezahlung erklären, die Altargenossenschaft als Bestellerin müsse zu dem früher bezahlten Preise

noch 200 Lire hinzuzahlen, falls Leonardo binnen zwei Jahren die Tafel mit der Madonna und Johannes dem Täufer fertigstelle. Ein Jahr darauf wurde die erste Rate dieser Summe bezahlt, und am 23. Oktober 1508 bescheinigt Leonardo, daß er auch den Rest erhalten habe. Den Vermittler bei diesen Zahlungen machte aber Preda, von dem durch einen Besitztumsvertrag überdies feststeht, daß er noch im Juli 1509 lebte. Diese Nachrichten sind im Hinblick auf das Londoner Exemplar von besonderer Wichtigkeit, weil daraus hervorgeht, daß es als das bis ins achtzehnte Jahrhundert in der Kirche S. Francesco verbliebene tatsächlich erst in so später Zeit entstanden ist, während das erste jetzt in London befindliche, das bereits zur Zeit Lodovico il Moros abgeliefert und bezahlt worden war, nicht mehr erwähnt wird, da es wahrscheinlich König Ludwig dem Zwölften ausgeliefert worden war. Die Änderung in der Komposition, wonach die hinweisende Gebärde des Engels fortfiel, mag wohl auf Leonardo selbst zurückgehen, da er für das Bild einzustehen hatte; auch kann er einiges sonst daran gemacht haben: die Namhaftmachung Predas läßt es aber erst recht als wahrscheinlich erscheinen, daß dieser sowohl die Zeichnungen wie die Ausführung übernommen habe, die beide von den gesicherten Werken Leonardos wesentlich abweichen und hinter diesen zurückstehen. Durch den Nachweis, daß zwischen der Bestellung des ersten Bildes und der Ausführung des zweiten ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren liegt, wird gegenüber der bisherigen Unsicherheit endlich eine feste Grundlage geschaffen, von der aus beide Bilder beurteilt werden können. — Die Kenntnis Predas ist im übrigen noch dadurch gefördert worden, daß Malaguzzi-Valeri (im Bollettino d'Arte von 1914) ein Bildnis zu Tage gefördert hat, das von der gleichen Hand und aus demselben Jahre 1494 stammt wie das Fuller Maitlandsche in der Londoner Nationalgalerie. Von dem sehr ähnlichen Leonardoschüler Francesco Napoletano veröffentlichte Franz Brun (1910 in dem Bericht der Gottfried Keller-Stiftung in Zürich) zwei Bilder: die 1895 erworbene kleine Madonna mit zwei Heiligen (aus der Sammlung Bonomi-Cereda in Mailand) und das bezeichnete Madonnenbildchen, welches die Maria aus der Madonna in der Felsengrotte wiedergibt. Franz Bock suchte über diese beiden Leonardoschüler, sowie über Boltraffio (im Repertorium 1916) Klarheit zu verbreiten, ohne jedoch zu überzeugenden Ergebnissen zu gelangen.

Zu lebhaften Auseinandersetzungen gab das bestrickende, aber im Haar, im Gewand und im Hintergrunde vollkommen übermalte Bildnis der jungen Dame mit dem Hermelin Anlaß, als es zu Anfang des Jahres 1915 mit einem Raphael und der Rembrandtschen Landschaft aus dem Czartoriskymuseum in Krakau nach Dresden gerettet wurde, wo es während der ganzen Kriegszeit in der Galerie ausgestellt blieb und wenigstens den deutschen Forschern besser zugänglich wurde als an seinem abgelegenen Ort. Noch im gleichen Jahre erklärte es Bode (im Jahrbuch der Preußischen Kunstsamm-

lungen) wegen seiner Übereinstimmung mit dem weiblichen Profilbildnis der Mailänder Ambrosiana für ein bald nach 1490 gemaltes Werk Leonardos, wogegen der Schreiber dieser Zeilen im folgenden Jahre in den Preußischen Jahrbüchern darauf aufmerksam machen mußte, daß sich seit etwa 1880 die Anschauung über Leonardo, die damals noch durch die Menge der ihm fälschlich zugeschriebenen Zeichnungen, welche von seinen Schülern herrühren, gestützt wurde, infolge der Bemühungen des italienischen Senators Morelli wesentlich geändert habe, und es nicht angehe, ihm Werke allein wegen ihres besonderen Liebreizes zuzuschreiben, wenn sie sich in die Reihe seiner gesicherten Schöpfungen nicht einordnen lassen; sowohl dieses Bild wie das der Ambrosiana litten überdies an Unvollkommenheiten im Ausdruck wie in der Haltung, die des Meisters nicht würdig seien. In demselben Jahre wollte Emil Möller (in den Monatsheften für Kunstwissenschaft) darin gar ein Bildnis der Geliebten Lodovico il Moros Cecilia Gallerani erblicken und es noch früher, etwa gleichzeitig mit der Madonna in der Felsengrotte ansetzen, was aber schon durch den viereckigen Ausschnitt des Kleides ausgeschlossen wird, von dem wir wissen, daß er erst im Jahre 1494 die neueste mailändische Mode bildete, als Beatrice von Este, die neunzehnjährige Gemahlin Lodovico il Moros, im Schloß Annone am Fuße der Alpen mit ihren Hofdamen vor Karl dem Achten von Frankreich am 12. September tanzte, worauf sich diese Mode über Frankreich ausdehnte.

Die Arbeiten, die sich auf Leonardos spätere künstlerische Tätigkeit beziehen, seien hier in eine Anmerkung verwiesen, da sie zu viel Einzelheiten betreffen und nur für den Forscher Bedeutung haben[1]).

[1]) Daß sich mit dem Abendmahl alljährlich jemand beschäftigt hat, ist bei der Bedeutung des Werkes erklärlich. Im Christlichen Kunstblatt von 1909 untersuchte Bornhausen die Hände der Apostel, 1912 veröffentlichte E. Berta (bei Hoepli) die wichtige Kopie in Ponte Capriasca bei Lugano. Sirèn endlich in seinem Buche fällte das treffende Urteil, das Werk sei von einem Manne geschaffen, dem Architektur, Mechanik und Musik ebenso natürliche Ausdrucksmittel waren wie die Malerei. — Aus den letzten Jahren in Mailand veröffentlichte Emil Müller (im Repertorium 1912) Nachrichten über den Entwurf, den Leonardo 1497 für eine Madonna mit Heiligen fertigte, die wahrscheinlich für das Franziskanerkloster in Brescia bestimmt war; dabei weist er auf ein sehr interessantes Selbstbildnis des Meisters in einem seiner Manuskripte, das bisher noch nicht beachtet worden war. Mit dem Weinberg in Mailand, den ihm der Herzog 1498 schenkte, beschäftigte sich Biscaro (im Archivio storico lombardo 1909); mit den Zeichnungen zu Paciolis Divina Proporzione De Toni im fünften seiner Frammenti Vinciani.

Mit dem Jahre 1500 nahm die Herrschaft Lodovicos ihr Ende und kehrte Leonardo nach seiner Heimatstadt Florenz zurück, um hier sechs Jahre lang bestimmend auf die Entwicklung der Kunst einzuwirken. Über diese Zeit hat der zu früh verschiedene Edmondo Solmi vieles in der Raccolta Vinciana VIII veröffentlicht: über seinen Aufenthalt in Arezzo, seine römische Reise von 1505 und Notizen von den oberitalienischen Seen aus dem Jahre 1509; im Archivio storico lombardo von 1910 über die Pontinischen Sümpfe und einen Aufenthalt in Genua, 1912 über Machiavelli als Berater beim Schlachtenbilde, und als seine letzte Arbeit einen Aufsatz (in der Rassegna d'Arte von 1912) über

Zum mindesten ebenso viel Fleiß und Scharfsinn wurde auf die Herausgabe seiner Manuskripte verwendet, von denen immer noch ein beträchtlicher Teil unveröffentlicht ist. Das R. Istituto Lombardo hatte im Jahre 1887 aus der Fondazione Tomasoni einen Preis von 5000 Lire für ein Leben Leonardos ausgesetzt, der sich als verfrüht erwies, da damals noch zu wenig veröffentlicht war und die Ansichten über den Künstler noch völlig in der Luft schwebten; so mußte denn die Ausschreibung noch mehrmals wiederholt werden, bis sie auf 6000 Lire erhöht am 9. Januar 1902 zum viertenmal mit dem 31. Dezember 1905 als Endtermin und mit der Forderung erfolgte, daß zugleich Leonardos Anschauungen über die Experimentalmethode dargelegt und ein Plan zur Herausgabe seiner veröffentlichten und nicht veröffentlichten Schriften aufgestellt werde. Gerolamo Calvi, der Sprößling einer vornehmen Mailänder Familie, die sich schon früher in hervorragender Weise um die Erforschung der lombardischen Kunst verdient gemacht hatte, gewann den Preis mit einer umfassenden Arbeit, die noch der Veröffentlichung harrt, und der Herausgabe der berühmten Handschrift Leonardos in der Bibliothek des Lord Leicester in Holkham Hall, die im Jahre 1909 (bei Hoepli in Mailand) erschien. Die Handschrift beschäftigt sich mit den Gesetzen der Wasserbewegung, die am Rande durch kleine Zeichnungen erläutert werden. Es handelt sich somit dabei um eine zusammenhängende Arbeit, nicht wie in der Mehrzahl der

den Marmorblock, der Leonardo angeboten werden sollte, bevor Michelangelo daraus seinen David herausholte.

Über die Arbeit am Schlachtenbilde veröffentlichte Karl Frey neue Rechnungsvermerke (in seinen Michelangelo-Studien von 1909, Beiheft zum 30. Bande des Jahrbuchs der Preuß. Kunstsl.). Pauli verwies (in der Zeitschrift für bildende Kunst 1914) auf eine Zeichnung Dürers von 1503 im Kölner Museum, die dasselbe schreitende Pferd in der endgültigen Form von Leonardos Sforzadenkmal darstellt, welche im Ritter mit Tod und Teufel von 1514 wiederkehrt. Taube machte in seiner Doktorschrift (von 1910) über den heiligen Georg darauf aufmerksam, daß auf Raphaels kleinem Bilde in der Eremitage das Roß und der Drache nach Leonardo kopiert seien. Simon Meller suchte (im Jahrbuch der Preuß. Kunstsl. von 1916) eine Bronzestatuette des Pester Museums, die ein äußerst kraftvoll bewegtes Pferd zeigt, das sich mit weit auseinandergespreizten Hinterbeinen hoch emporbäumt, als eine Studie zum Trivulzidenkmal zu deuten, ohne von Leonardos Urheberschaft überzeugen zu können. Die Bronzebüste desselben Trivulzi in der Sammlung Camondo zu Paris veröffentlichte Gast. Migeon (in der Revue de l'Art 1914). Endlich ist noch eine ausführliche Abhandlung von Friedrich Marx über die Charitas in der ehemaligen Galerie zu Cassel (1916) sowie ein anregender Aufsatz von Marcel und Charles Marcel Reymond (in der Gazette des Beaux-Arts von 1913) über Leonardo als den vermutlichen Entwerfer des Schlosses von Chambord zu erwähnen, das mit seinen vier Kreuzarmen und der doppelläufigen Wendeltreppe in deren Kreuzungspunkt der französischen Bauweise mit einem Innenhof entgegengesetzt ist, in einer Bauskizze Leonardos von gleichen Abmessungen aber sein Gegenspiel findet. Über das Brustbild eines Engels in der Eremitage spricht Emil Möller (in den Monatsheften für Kunstwissenschaft 1911); über ein ähnliches Bild in Basel Paul Sarasin (in einer kostbaren Veröffentlichung von 1917).

Sammelbände um eine Vereinigung ganz verschiedener Notizen. Man kann sich vorstellen, welche Mühe es gekostet hat, die Vorder- und Rückseiten dieser sechsunddreißig Blätter photographisch aufzunehmen, zu entziffern und in ein einigermaßen lesbares Italienisch zu bringen, ganz abgesehen von den wissenschaftlichen und sonstigen Erläuterungen, die nötig wurden. — 1911 bis 1916 erschienen (in sechs Bänden) die ebenso mustergültig in Christiania herausgegebenen Quaderni d'Anatomia nach den noch unveröffentlichten Manuskripten in Windsor, die wir dem Zusammenarbeiten der Professoren Vangenstein, Fonahn und besonders Hopstock verdanken. Die ersten beiden Bände beschäftigen sich namentlich mit dem Herzen, der zweite auch mit dem Blutumlauf, den Muskeln und Gedärmen; der dritte mit den Geschlechtsteilen, dem Fötus und der Lunge; der vierte wiederum mit dem Herzen; der fünfte mit den Gefäßen und der sechste mit den Proportionen des menschlichen Körpers. Professor Holl in Graz machte in seiner Besprechung des ersten Bandes den Vorschlag, die die Kammerlichtungen des Herzens durchsetzenden Muskelbalken nach Leonardo zu benennen. Die Handschriften stammen aus sehr verschiedenen Lebenszeiten des Künstlers, die sich je nach der Art der Schrift einteilen lassen in die besonders feine und noch etwas verschnörkelte der ersten Zeit bis etwa 1490, während deren er sich namentlich mit Proportionsstudien als Vorbereitung für das Malerbuch beschäftigte; in die sehr gleichmäßige Schrift der zweiten Zeit bis 1506, in die der dritte dieser Bände fällt, und endlich die Schrift mehr flüssigen Charakters in seiner letzten Zeit, die er besonders den wissenschaftlichen Untersuchungen widmete, wie der zweite Band zeigt.

Man weiß, welche außerordentliche Bedeutung Leonardo dem Auge beimaß als dem Fenster des Leibes, wodurch die Seele von ihrem Kerker aus die Schönheiten der Welt auffängt und genießt. Ebenso eifrig hat er sich mit der Lautlehre beschäftigt, die der allgemeinen Annahme zufolge erst seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt worden ist. Vangenstein hat (1913) in einer Broschüre alles zusammengestellt, was Leonardo auf diesem Gebiete geleistet hat. Danach legte er wohl der Luftröhre und der Verlängerung oder Verkürzung des Kehlkopfs ein zu großes Gewicht bei, erwähnte auch nicht die Bedeutung der Stimmbänder, kannte aber bereits die zur Stimmbildung erforderlichen Nerven und stellte besonders feine Untersuchungen über die Zunge an. Von der unendlichen Zahl und Veränderung der Sprachen im Lauf der Jahrhunderte hatte er eine deutliche Vorstellung, doch scheint er merkwürdigerweise nicht geahnt zu haben, daß es noch andere Sprachlaute gibt als die italienischen. — In seinem sechsten Fragment (von 1912) handelt De Toni von Leonardos botanischen Anschauungen; Baratta rühmt ihn (in der Raccolta Vinciana VIII von 1912) wegen seiner Karte von Imola und Toscana als den ersten wissenschaftlichen Geographen.

Diese ausgedehnte wissenschaftliche Tätigkeit verdient durchaus endlich einmal in einer lesbaren handlichen Ausgabe allen Gebildeten zugänglich ge-

macht zu werden, in der Art etwa, wie es J. P. Richter bereits 1882 in den zwei Bänden der Literary Works getan hat, ohne sich auf eine Kommission als Helferin stützen zu können. Trotz jahrzehntelanger Erwägungen ist aber in Italien mit der geplanten Nationalausgabe nicht einmal der erste Schritt getan worden. Aus verstreuten Angaben läßt sich die Geschichte dieses Unternehmens wie folgt darstellen. 1870 wurde auf einem Kongreß in Parma der Beschluß gefaßt, die wichtigsten Werke Leonardos in guter Reproduktion herauszugeben; eine Kommission wurde mit der Aufgabe betraut, sämtliche Handschriften und Zeichnungen zu sammeln: aus den Vorarbeiten erstand 1872 das Saggio als Probe für die Art und die Anordnung des Textes. Pietro Riccordi, der Bibliograph der Mathematik in Italien, erinnerte die Regierung daran, daß die Herausgabe der Werke der ganz Großen das beste Denkmal sei, das man ihnen setzen könne. 1881 erneute Govi, der Hauptmitarbeiter am Saggio, bei den Lincei seine Anregung auf Herausgabe der Schriften; auch Luigi Ferri sprach sich 1883 für eine solche Ausgabe aus. Im folgenden Jahre tat Uzielli im zweiten Band seines Werkes ein gleiches in bezug auf die in Italien befindlichen Handschriften; bei einem Kongreß der Ingenieure und Architekten in Turin gab ein Minister eine dahin gehende Zusicherung; Antonio Favaro unterstützte 1885 diese Forderung durch eine Schrift über Leonardos noch nicht veröffentlichte Manuskripte. Immerhin dauerte es noch zwanzig Jahre, bis wenigstens die weitaus größte Sammlung seiner Niederschriften, der 401 Folioseiten fassende Codex Atlanticus in der Ambrosiana durch die Regia Accademia dei Lincei in den Jahren 1899 bis 1904 herausgegeben wurde (nur das versprochene Inhaltsverzeichnis fehlt noch immer). Vorher schon waren die Pariser Manuskripte (1881 bis 1891) durch Ch. Ravaisson-Mollien veröffentlicht worden.

1901 wurde endlich durch den Minister Nasi eine Kommission eingesetzt, bestehend aus dem Senator Blaserna als Vorsitzendem sowie Beltrami und Piumati. Luca Beltrami trat aber bald aus und wurde durch Adolfo Venturi ersetzt; auch Piumati, der allein in der Lage war, die Schriften sachgemäß zu entziffern, mußte wegen Widerstreit seiner persönlichen Interessen — er forderte eine zu hohe Bezahlung für die photographischen Aufnahmen, die sich in seiner Hand befanden — weichen. Der Minister Credani fügte den Abgeordneten Mario Cermenati, Professor Romiti und De Toni hinzu; dazu wurden 1912 noch Professor Novati und Dr. Verga genannt. Nachdem 1902 durch ein Dekret die Ausgabe der Schriften beschlossen, 1905 die Kommission erneut und im Dezember 1910, nach Beendigung der Ausgabe der Werke Galileis, ein neues Dekret veröffentlicht worden war, schenkte Commendatore Gino Modigliani 1912 einen Betrag von 100000 Lire dafür und wurde auf Vorschlag Venturis beschlossen, zuerst alle Zeichnungen und Manuskripte photographieren zu lassen, im ersten Bande das künstlerische Material zu veröffentlichen, dann das auf Anatomie, Philosophie, die Naturwissen-

schaften und Physik bezügliche. Über die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden seien, berichtete 1913 derselbe Favaro, der schon 1885 seine Stimme erhoben hatte, im Giornale d'Italia. Er führte Folgendes aus.

Natürlich werde niemand es für ausreichend halten, die Manuskripte so herauszugeben, wie sie sich zufällig erhalten haben, als eine ungeordnete Masse; da erst setze die Arbeit der Gelehrten ein. Das Ziel bestehe darin, eine geordnete vollständige Darstellung der Äußerungen dieses Geistes von staunenswerter Vielseitigkeit zu geben; es brauche aber nicht gewartet werden, bis alles veröffentlicht sei, denn dann erlebe man das nie. Die Schwierigkeiten beständen erstens in der Anordnung, zweitens in der Auswahl, die zu treffen sei, und drittens in Bewahrung gleicher Achtsamkeit durch die ganze Arbeit hin. Für die wenigsten der verschiedenen Gebiete ständen Spezialisten zur Verfügung. Raffaello Caverni hätte das wahre geschichtliche Denkmal für die Experimentalmethode errichten können; außer dem Präsidenten für die Technik seien die Physik, die Chemie, die Astronomie, Mechanik, Mathematik, das Zivil- und Militär-Ingenieurwesen in der Kommission nicht vertreten. Dazu kämen die Schwierigkeiten, die in den Abweichungen und Widersprüchen der verschiedenen Fassungen liegen, auch zwischen den Lehrsätzen und den Experimenten. Häufig begegne man der kurzen Fixierung einer Idee, deren Fortführung vielleicht an einem ganz anderen Ort vorkommt, wo man sie gar nicht suchen würde; oder ein und derselbe Gedanke wird an verschiedenen Stellen mit ganz abweichenden Zusätzen gebracht, worunter man die beachtenswertesten auswählen muß; auch werden Erörterungen häufig unterbrochen, um an ganz anderer Stelle aufgenommen zu werden und in ganz anderem Zusammenhange.

Nach all den Erfahrungen glaubt man ihm gern, wenn er behauptet, daß mit einer Kommission zur Seite ihn seine Arbeit mindestens das Doppelte an Zeit gekostet hätte; so könne die Sache bis 1919 nicht beendigt werden; auf die geplante Weise werde sie überhaupt nie zustande kommen. Wollte man alle noch nicht veröffentlichten Handschriften aufnehmen, so würde allein der aus etwa zehn Quartheften bestehende dritte Band im Britischen Museum ebenso viel Zeit erfordern wie die Wiedergabe des Codex Atlanticus; und will man gar alle Zeichnungen wiedergeben, auch diejenigen, welche nicht einen Text illustrieren, so verteuert man die Sache ungeheuer und verkümmert dazu die Lesbarkeit des Textes; vor allem aber muß man sich darüber klar sein, daß Grundsätze aufzustellen sind, wonach die echten Zeichnungen von den ihm fälschlich zugeschriebenen geschieden werden können; davon aber sind wir noch weit entfernt.

Außer den beiden Schriften von Thijs und Sirèn ist noch 1913 ein Versuch erschienen, das Geistesleben des Künstlers zu erfassen: E. Modiglianis Psichologia Vinciana, die zu wenig sich an dessen eigene Äußerungen oder Taten hält, dafür aber alle Vorurteile weiterschleppt, die sich eingenistet

haben. Die Folge ist ein schwankendes und unzusammenhängendes Bild, das von Unsicherheiten und Schwachheiten bei einem Manne spricht, der wie wenig andere sich seine Selbständigkeit zu wahren gewußt hat. Das erinnert an den vielgelesenen Roman des Polen Mereschkowsky, der Leonardo halb wie einen Zauberer, halb wie einen Sonderling schildert, dabei ihn aber wie ein Buch reden läßt, indem er ihm alle die Aussprüche in den Mund legt, die sich in seinen Manuskripten finden, als ob nicht zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort ein himmelweiter Unterschied bestehe. Ganz anders förderlich erweisen sich die fünfundzwanzig Seiten, die Möller van den Bruck (in seinem Buche von 1913, Die italienische Schönheit) dem Meister widmet. Da wird er als der erste Universalmensch, aber freilich auch als der letzte Toskaner bezeichnet; als solche Übergangserscheinung ist er Romantiker, durch das Festhalten an der Linie trotz der Ausbildung der Modellierung aber erweist er sich als Florentiner. Die Erkenntnisse, die er der Natur abgewonnen, blieben in seinen Manuskripten vergraben, so daß für jede Entdeckung, die er bereits gemacht hatte, ein neuer bedeutender Mann nötig wurde, der sie ohne Kenntnis seiner Vorarbeiten wiederholen konnte. — Venturi beschloß (1911) den ersten Band seines siebenten Teils der Geschichte der italienischen Kunst mit dem jungen Leonardo als Vorläufer der Hochrenaissance. In demselben Jahre veröffentlichte ich (in der Zeitschrift L'Arte) ein Verzeichnis der Zeichnungen Leonardos in Windsor und mit Gronau zusammen (im Repertorium) Regesten zu dessen Leben, zum Teil in Ergänzung derjenigen, die Verga (in der Raccolta Vinciana) veröffentlicht hatte.

Die im Jahre 1905 begründete Jahrespublikation der Raccolta Vinciana brachte es zunächst bis zu ihrem achten Heft und berichtete in ausführlicher Weise über alles, was in bezug auf Leonardo geschrieben wurde. Nach einheitlichem Plane suchten daneben die Conferenze fiorentine (die im Frühling 1906 gehalten worden waren, aber erst 1910 zum Druck gelangten), ein möglichst vielseitiges Bild von seinen verschiedenen Tätigkeiten zu geben. Das gelang denn auch vortrefflich; einige der besten Kräfte unter den Italienern waren herangezogen worden. Nur mit den Abbildungen haperte es, da von etwa dreißig ziemlich die Hälfte nicht Leonardo gehören. Die Reihe der Vorträge eröffnete Solmi mit einem Lobe von Leonardos ausgedehnter Belesenheit, die von antiken Schriftstellern Plato wie Aristoteles, Archimedes wie Vitruv, Euklid wie Plinius umfaßt, von mittelalterlichen Albertus Magnus, Roger Bacon, Dante und viele andere. Solmi bereitete damals ein Werk über die Freunde und Schüler Leonardos vor, das leider nicht beendigt worden zu sein scheint. Filippo Bottazzi feiert ihn als den Begründer der Biologie, als den größten italienischen Naturphilosophen. Luca Beltrami steuerte einen Beitrag über Leonardos Flugapparat bei. Den wertvollsten Beitrag dürfte der berühmte Florentiner Professor Isidoro del Lungo ge-

liefert haben über Leonardo als Schriftsteller. Im Gegensatz zu den Gelehrten, die das Latein bevorzugten, fand er in dem Volgare Genüge, der Sprache des Volks, die nur danach trachtete, das lebensvoll auszudrücken, worum es sich handelte. Den ihm angeborenen toskanischen Dialekt, die Toscanità, deren Gesetzgeber Bembo übrigens kein Toskaner war, wußte er wirkungsvoll zu benutzen, um scharf und klar nicht nur das Gewohnte, sondern auch das Neue auszusprechen, das noch keinen Ausdruck gefunden hat, aber einen solchen fordert. So erreichte er für das Italienische eine Reife, die erst nach der Blüte des Cinquecento sich allgemein ausbreitete. Dabei suchte er stets nach Synonymen, Abstraktionen, Ableitungen, die aus einem und demselben Stamm gewonnen werden können; auf seine Weise leistete er somit eine Arbeit, die erst später die Crusca auf Grund von Autoritäten zu schaffen trachtete, die hier aber noch auf der Vernunft und dem Sprachgefühl beruhte. Als Schriftsteller gleicht er somit keinem andern, da bei keinem sich die Sprache so tief dem eignen Innern anschließt wie bei ihm. Aus diesem Grunde schon wäre eine Verbreitung seiner Schriften, namentlich der vortrefflichen Fabeln, sehr zu wünschen, da die Auswahl Solmis wegen ihres mikroskopischen Druckes nicht ernstlich in Frage kommen kann.

Aus diesem Überblick über die kurze Spanne von zehn Jahren sieht man, wie mächtig noch jetzt Leonardo die Geister beschäftigt und in Spannung hält. In noch viel höherem Maße würde dies der Fall sein, wenn seine Schriften allgemein zugänglich gemacht würden, also in einer kurzen volkstümlichen Auswahl neben der vollständigen Ausgabe, denn dann würde sein Anregungsgehalt ohne Zweifel nur noch weiter wachsen.

Ex Oriente Lux

Von

Paul von Sokolowski

Die deutsche Volksseele ist überanstrengt und krank. Die Überarbeitung erfolgte im Dienste der Heimat, immer wieder wurden die ermüdenden Kräfte mit dem Rufe „fürs Vaterland" aufgestachelt, und nun will der Deutsche dieses einst so teure Wort nicht mehr hören. Er ist sich selbst zum Überdruß geworden, er hat kein Vertrauen mehr zu sich und seinen Führern. In solchen Tagen der Verzweiflung an sich selbst lauscht man gerne fremden Stimmen, und weil man sich elend fühlt, glaubt man an mitleidige Empfindungen selbst bei ehemaligen Feinden, und wie sollten uns fremde Völker auch noch fürchten in Gegenwart und Zukunft! Wer bürgt uns aber dafür, daß unsere Nachbarn im Westen sich diesen unseren Seelenzustand zu eigen gemacht haben? Liegt es nicht näher, daß sie von ihrer seelischen Verfassung auf unsere schließen, daß sie mit ihrem gesteigerten nationalen Empfinden dem großen und ehedem überstarken deutschen Volke auch noch im Unglück das gleiche Selbstgefühl zuschreiben, welches sie besitzen? Birgt der schwer beleidigte Stolz der Deutschen für die Zukunft nicht große Gefahren, und ergibt sich daraus nicht das Gebot, sie weiter zu schwächen?

Im Gegensatz hierzu finden wir bei unseren Nachbarn im Osten — den Russen — weites Entgegenkommen. Sie stellen uns ihr Geld, ihre Leute und vor allem ihre Gedanken zur Verfügung. Sie bringen uns ein neues bolschewistisches Freiheitsprogramm, welches wir ohne Zögern annehmen sollen; schließlich sind sie bereit, mit uns zusammen alle Gegner dieser neuen Freiheit, und sei es auch die gesamte Entente, über den Haufen zu werfen. Da wir auf eigene Gedanken verzichten sollen und uns mit fremden Ideen helfen, so ist die Frage nach der Beschaffenheit des russischen Geschenkes berechtigt. Was ist der russische Bolschewismus?

Das Wort Bolschewik vom russischen „bolschoi" — groß — stammt aus der Zeit jener Parteibildungen, welche dem kurzlebigen russischen Parlamentarismus vorausgingen. Man verstand darunter den radikalen Flügel der sogenannten Sozialisten — die Männer mit dem „großen" Programm im Gegensatz zu den Menschewiki, welche „kleinere" Ansprüche vertraten. Ich spreche hier absichtlich vom sogenannten Sozialismus, denn mit dieser Bewegung im westeuropäischen Sinne hat der Bolschewismus trotz der

Programme und Phrasen seiner Führer nichts gemein, wie er andererseits nur aus russischen Verhältnissen zu begreifen ist. Das richtige Verständnis russischer Zustände stößt aber bei den Westeuropäern und vor allem bei den Deutschen auf große Schwierigkeiten. Der Grund hierfür liegt vorzugsweise darin, daß die russische Staatsregierung und ihre leitenden Sphären seit ihrer Umgestaltung durch Peter den Großen dem europäischen Kulturkreise angehörten und sich an ihn halten wollten, während das Volk in seiner Gesamtheit diesen Bestrebungen fremd, ja feindlich gegenüberstand. Seit jenen Reformen Peters ist die Kluft zwischen den politisch maßgebenden Schichten und der Volksmasse stets eine sehr tiefe gewesen, und in gewissem Sinne wurde die russische Regierung von der Mehrzahl ihrer Untertanen als eine Fremdherrschaft angesehen, nicht anders wie ehedem das Tatarenjoch.

Man konnte als Ausländer die Zustände und Stimmungen in den leitenden Kreisen gut erforscht haben, ohne auch nur das Geringste von dem zu wissen, was die Masse des Volkes beschäftigte. Dieser Umstand hat jene Oberflächlichkeit des Urteils über russische Dinge verschuldet, die zu allen Zeiten schädliche Irrtümer erzeugte und namentlich für uns Deutsche verhängnisvoll geworden ist. Wir standen ratlos da, als eines Tages alles das, was wir zu kennen glaubten und für die wahre Vertretung der russischen Volksseele hielten, in der Versenkung verschwand und eine neue Gestalt mit völlig fremdem Antlitz vor uns erschien — das echte russische Volk, wie es immer gewesen ist und nur durch seine obere Schichte vor unseren Blicken verhüllt war.

Bei den sogenannten Kennern Rußlands galt es als ausgemacht, daß diesem Staat mit seinen gewaltigen Hilfsmitteln noch einmal im Rate der Völker eine führende Rolle beschieden sei. Es hat in der Weltgeschichte Reiche gegeben, die ungeachtet großer Ausdehnung und Macht dennoch keine tiefen Spuren in ihrem Kulturkreise hinterließen, und könnte dieses nicht auch das Geschick Rußlands sein? Tatsächlich hat aber der russische Staat eine Epoche äußeren Glanzes hinter sich, wie sie nur von wenigen Völkern Europas übertroffen worden ist. Während der Regierung Alexanders des Ersten, Nikolaus des Ersten und zum Teil auch Katharina der Zweiten ist Rußland der unbestrittene Führer der europäischen, wenn nicht der Weltpolitik gewesen, und nichts stand dem im Wege, daß dieser äußeren Glanzentfaltung der Aufstieg des inneren Lebens entsprochen hätte. Die Völker Europas haben der russischen Vorherrschaft kein gutes Gedächtnis bewahrt, so wenig wie der heiligen Alliance und Metternichs beschränkter Verschlagenheit. War es für sie doch die Zeit der Hemmung jeder freiheitlichen Regung und eines schädlichen Stillstandes in der politischen Entwicklung. Diese russische Machtentfaltung ist ohne Zweifel das Werk des von Peter dem Großen geschaffenen Militär- und Beamtenstaates; auf ihn also, nicht auf das Volk, fiel die Unpopularität zurück, die sich in Europa mit jener russischen

Epoche verband. Ebenso sicher sind aber auch alle Kulturentfaltungen Rußlands, die den Westen berührten und ihm vielfach zu Gute kamen, jener Beamten- und Militärherrschaft zu verdanken; die russische Nation hat an diesen Gütern nur einen geringen Anteil.

Wir wissen nicht, mit welchen geistigen und sittlichen Kräften ausgestattet dieses Volk in die Weltgeschichte eintrat und was aus ihm bei einer einheitlichen, glücklichen Entwicklung hätte werden können; wir wissen nur, daß wenige Jahrhunderte nach seiner Gründung durch die Normannen der russische Staat unter das Joch der Mongolen geriet und daß von da ab die gesamte Nation Gegenstand schrankenloser Ausbeutung und schwerster Bedrückungen gewesen ist. Und wiederum bald nach der Lockerung und Beseitigung der Mongolenherrschaft trat im Moskauschen Zartum eine Leibeigenschaft in Kraft, wie sie in dieser Härte kein anderes Volk der Welt gekannt hat.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die einzelnen Stadien dieser Knechtschaft in ihrer Entwicklung darstellen; es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß aus der ursprünglichen Hörigkeit vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gegen Ende des achtzehnten eine vollkommene Sklaverei geworden war und daß diese schärfste Form der Leibeigenschaft unter der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten in Kraft trat, jener Semiramis des Nordens, die alle hochgebildeten Kreise Europas als Freundin der französischen Enzyklopädisten verehrten, als die große Beschützerin wahrer Menschlichkeit und edeln Fortschrittes. Wir sehen, vor mehr als hundert Jahren hat man sich in Europa über russische Zustände genau so täuschen lassen, wie heute unsere sogenannten Kenner dieser Verhältnisse.

Von jener Zeit an galt der „Mensch" oder die „Seele", wie man den Leibeigenen nannte, im Verkehr als Sache. Ganze Familien oder einzelne ihrer Glieder konnten fortan mit dem Grunde, auf dem sie lebten, und auch getrennt von ihm veräußert oder gegen Pferde und Hunde eingetauscht werden. Die Gewalt des Herrn beruhte auf einem von den Tataren erfundenen, raffinierten Straf- und Prügelsystem, und die Arbeitsleistungen des Leibeigenen erzeugte die Furcht vor der Knute. Wie eine Fremdherrschaft mutet uns dieser Zustand an, und tatsächlich war er es auch, denn eingeführt wurde die Hörigkeit vom tatarischen Zaren Boris Godunow, der nach dem Aussterben des alten Fürstenhauses mit Iwans des Grausamen Sohn Fedor den Moskauer Thron bestieg, und zum Besten des moskowitischen Dienstadels, der gleichfalls zu einem nicht geringen Teil aus Tataren bestand und seine Dienstgüter nach tatarischem Recht besaß. Die Härte des Joches wurde bis zu einem gewissen Grade dadurch gemildert, daß schließlich auch über dem Herrn die drohende Knute schwebte. Es gab im Staate der Moskowiter keine noch so hohe Stellung, die ihren Träger von der Möglichkeit harter körperlicher Strafe befreite, und die Art, wie Iwan der Schreckliche die Leiber seiner Bojaren mißhandelte, hat das Volk in ewigem Gedächtnis bewahrt.

Freilich in der Stellung des Adels trat eine Besserung ein, als unter Peter dem Großen zahlreiche Ausländer, namentlich Deutsche, in den russischen Staatsdienst traten und nach der Vereinigung Liv- und Estlands mit dem Reiche die Söhne der baltischen Erde im russischen Heere Verwendung fanden. Diese „stolzen Ostseemänner", wie man sie nannte, durften dem tatarischen Prügelkodex in keiner Weise unterworfen werden, und die Rücksichten, welche man auf sie zu nehmen gezwungen war, kamen auch ihren russischen Gefährten zu Gute. Gleichwohl genossen die Deutschbalten auch noch bis in die späteste Zeit Vorzüge. „Herr, mache mich zu einem Deutschen," bat der aus den Befreiungskriegen bekannte General Jermolow den Kaiser Alexander den Ersten. Was hier der verbitterte Moskowiter als hämische Anspielung äußerte, entsprach gleichwohl den tatsächlichen Verhältnissen. Den Deutschen wurden auch noch in späterer Zeit mancherlei Rücksichten zu Teil, die dem Nationalrussen versagt blieben.

Die von den Tataren überkommene Vorstellung von Menschenwürde brachte es mit sich, daß die große Masse der Leibeigenen ihre Lage nicht so drückend empfand, wie man das hätte glauben sollen. Zwar vereinzelte Empörungen in Fällen besonders grausamer Behandlung hat es zu allen Zeiten gegeben, und die freien Kosakenheere an den Ufern des Kaspischen Meeres und des Don haben reichen Zuzug gehabt von entlaufenen Leibeigenen aus dem Gebiete der Moskowiter. Auch an großen Revolten hat es nicht gefehlt, aber gerade in Fällen allgemeiner Erhebungen gegen das Joch der Sklavenbesitzer wurde der Wille des Zaren unterstellt, welcher selbst den übermächtigen Herrenstand durch die Hand der Bauern züchtigen wolle. Auf einen solchen angeblichen Befehl des Herrschers verwies der Räuber Stepan Rasin, als er im siebzehnten Jahrhundert das „freie Volk der Wolga" zu den Waffen rief. Ebenso wandte sich der Rebell Pugatschew als Zar Peter der Dritte an das „rechtgläubige Volk" um Hilfe gegen seine Gemahlin Katharina und den Adel, die ihm nach dem Leben trachteten. Indessen solche Empörungen ließen sich bald ersticken, sobald das Volk den wahren Willen des Zaren erfuhr und erkannte, daß es getäuscht sei. Als Napoleon der Erste im Jahre 1812 in Rußland eindrang, versprach er sich große Erfolge von der Verbreitung der Freiheit unter den russischen Leibeigenen. Im Geleite seiner Heeresmacht sollte sich ein Lichtstrahl der Menschenwürde über das russische Land ergießen und dem gedrückten Bauern das gewährt werden, was er nie gekannt hatte, die freie Verfügung über seine Person und Arbeit. Keine von Napoleons Erwartungen hat sich erfüllt. Mit wilder Wut stürzte sich der Leibeigene auf seine Befreier, und auf ihrem Rückzug erlag die Große Armee den russischen Fröſten und dem Knüppel des russischen Bauern.

Die Befreiung der Leibeigenen im Jahre 1861 durch den Kaiser Alexander den Zweiten erfolgte in der Hauptsache auch nicht, weil es in Rußland an

Menschen fehlte, die bereit gewesen wären, das Sklavenjoch auch noch weiter zu tragen, sondern weil der rücksichtslose Herrentypus unter dem Einfluß westeuropäischer Bildung und Kultur immer seltener wurde. Von großer Bedeutung war auch die Bewegung zur Befreiung der Negersklaven in Nordamerika, und die Erzählung „Onkel Toms Hütte" gehörte in jenen Zeiten zu den gelesensten Büchern Rußlands. Auch unter den Beamten begann es an Leuten zu fehlen, welche die volle Autorität des Staates für die Aufrechterhaltung der Sklavenherrschaft mit allem Nachdruck einzusetzen gewillt waren.

Ein freies Volk sind die Russen aber auch nach dieser großen Umgestaltung ihres Lebens nicht geworden. Es fehlte ihnen die wesentlichste Grundlage für jede freie kulturelle Entwickelung — die Achtung vor der Ehre und Heiligkeit der Arbeit. Man erwäge, was es bedeutet, wenn von den Grenzen Deutschlands bis in die Steppen Asiens hinein auf russischem Boden keine körperliche Arbeit anders ausgeführt wurde, als unter dem Druck von Prügeln und Martern. Vom Herren verachtet, vom Sklaven gehaßt, wurde sie geübt ohne Ziel und Hoffnung, als Zeichen der Schmach und vernichteten Menschenwürde. Es kommt hinzu, daß infolge des weitgehenden Mißbrauches, welchen die Sklavenbesitzer mit dieser unfreien Arbeit trieben, der Bauer seine wichtigste Betätigung, den Ackerbau, nicht verstand. Überall herrschte die entsetzlichste Rückständigkeit. Das uralte Dreifeldersystem behauptete sich in weitestem Umfang. Es gab keine wertvolle Viehzucht, keinen Futterbau, keine Wiesen- und Forstkultur. Es fehlte an den notwendigsten Straßen und soliden Bauten. Dafür hielten selbst wenig bemittelte Gutsbesitzer Sänger- und Tänzerchöre, Schauspielertruppen und Musikorchester, welche aus ihren Leibeigenen zusammengesetzt waren. Noch bis zuletzt hatte das kaiserliche Rußland die besten Ballettruppen der Welt und keine Straßen, glänzende Theater und geringe Anfänge des Handwerks.

Auch äußerlich wurde der Bauer nicht frei. An die Stelle des Sklavenbesitzers trat das Joch der Dorfgemeinde und des Gemeindebesitzes mit allen hiermit verbundenen wirtschaftlichen Übelständen — der periodischen Umteilung, Gemengelage, solidarischen Haftung aller Gemeindeglieder für öffentliche Lasten. Ein kräftiger Bauernstand konnte sich auf dieser Grundlage nicht entwickeln, da alles unter der Herrschaft der sorglosen und arbeitsscheuen Masse stand — dem Regiment der Schwachen und Faulen. Aber auch dem Großgrundbesitz fehlten die Arbeitskräfte, da der bedürfnislose Gemeindebauer nur im äußersten Notfall sich dazu verstand, in fremden Betrieben zu arbeiten, und, wenn er schon seine Wirtschaft verließ, es vorzog, im Reiche umherzuschweifen in der Suche nach möglichst hohen Löhnen unter dem Einfluß vager Gerüchte von fabelhaften Erwerbsbedingungen. Nur in einem unterschied sich die neue Ordnung sehr wesentlich von der früheren Leibeigenschaft — der äußere Arbeitszwang fiel fort; denn wie das einzelne Gemeindeglied mit

seinem Landlose umging, kümmerte die Gesamtheit wenig. Hierdurch ist dann in der Folgezeit die landwirtschaftliche Arbeitsleistung im ganzen sehr erheblich zurückgegangen, und das Ergebnis war Verfall oder Vernichtung mancher wertvollen Kulturen, wie des Flachsbaues im Nordwesten, und jene periodisch wiederkehrenden Hungersnöte, die in solcher Häufigkeit und Furchtbarkeit der Leibeigenschaftszeit doch fremd waren.

Diesem unhaltbaren Zustande wollte Stolypin nach dem japanischen Kriege und der Revolution von 1905/6 ein Ende machen mit seiner Hilfe den „Gesunden und Starken", wie er sich ausdrückte. Durch innere Kolonisation sollte ein kräftiger Bauernstand auf individuellem Besitz geschaffen werden, und das Beispiel der Besten müsse, so glaubte man, mit seinen Erfolgen die Schwachen und Trägen bald nach sich ziehen. Zwei Wege sollten zu diesem Ziele führen. Einmal wurden auf Domänengütern und aus Privatbesitz angekauftem Lande wohl abgerundete Bauernwirtschaften gegründet und zu den denkbar günstigsten Preisen und Kreditbedingungen an Ansiedler verkauft. Sodann schritt man zu einer allmählichen Auflösung des Gemeindebesitzes, indem man auch ihn zu Einzelhöfen zusammenzulegen trachtete und dementsprechende Beschlüsse der Genossenschaft durch alle möglichen Mittel zu erwirken suchte. Wirkliche Erfolge hat die Stolypinsche Reform nur in Kleinrußland gehabt, wo der gute Boden und das günstige Klima der Entwickelung der neuen Bauernhöfe zugute kam. In Großrußland dagegen fanden namentlich die Versuche, das Gemeindeland in Privatbesitz zu verwandeln, erbitterten Widerstand, und die wenigen Pioniere, welche es wagten, sich von den Dorfgenossen abzusondern, unterlagen nicht selten den grausamen Verfolgungen der Anhänger des Gemeindebesitzes. Es kam der Krieg; die Mobilisation entzog den neuen Wirtschaften in vielen Fällen die Arbeitskräfte und hemmte die weitere Fortsetzung der inneren Kolonisation. Als dann in einem ukrainischen Dorf wildgewordene Weiber die Vermessungsbeamten erschlugen, erfolgte ein kaiserlicher Befehl zur Einstellung der gesamten Agrarreform.

So scheiterte Stolypins wohlgemeinter Versuch am Ende der Dinge an der Abneigung des Volkes, mit festem Entschluß, durch mutige Tat sich aus dem genossenschaftlichen Hindämmern zu persönlicher Freiheit empor zu arbeiten. In der Revolution kam dann das agrare Arbeitsprogramm des russischen Bauern in folgendem zum Ausdruck: Alles lebt in Not und Armut. Der Grund hierfür liegt aber nicht in der mangelnden Ergiebigkeit des Bodens infolge schlechter Arbeitsleistung, sondern im dauernden Besitz. Wie die Luft frei ist und von jedermann geatmet werden kann, so soll auch die Erde als Element jedem zustehen, der sie gleichviel wo mit seinen Händen bearbeiten oder ihr Früchte abgewinnen will, und niemand soll ihn daran hindern. In diesem Programm offenbart sich mit erschütternder Klarheit der Tiefstand der Auffassung des russischen Volkes von der Arbeit. Nur ein Volk, das die Arbeit

infolge jahrhundertelanger Mißleitung so in tiefer Seele haßt und als größtes Übel des irdischen Jammertales duldet, ist imstande, ihre kulturelle Bedeutung so vollkommen zu verkennen und die Erde ohne weiteres für ein unterschiedsloses Element zu erklären, welches jedermann in allen seinen Teilen zu Verfügung steht. Der Unterschied zwischen dem Europäer und der russischen species des genus homo besteht also vornehmlich darin, daß ersterer die sittliche Bedeutung des Individuums wie des Volkes in erster Linie nach der Arbeitsleistung bemißt, während der Russe die Arbeit aus dem Lebensinhalt womöglich ausschalten will.

Damit steht in engem Zusammenhang die Freudigkeit, mit welcher der Russe zu jeder Zeit alles zu zerstören bereit ist, was durch menschlichen Fleiß geschaffen wurde. Wie er die Arbeit haßt, so erscheint ihm auch alles, was Arbeit schuf, als verwerflich und überflüssig. Er haßt die Ordnung und Schönheit des kulturellen Lebens und seiner Erzeugnisse, weil ihm noch all die Prügel und Marter in den Gliedern liegen, durch die seine Väter gezwungen wurden solche Dinge herzustellen.

*

Wie äußert sich diese traditionelle Auffassung des Volkes von der Arbeit im geistigen Schaffen der Nation? Die Wiege der heutigen russischen Intelligenz steht bei der Aufhebung der Leibeigenschaft. Durch diesen großen Akt wurden dem Staate Millionen neuer Bürger zugeführt, und die bisherige dünne Oberschicht genügte nicht mehr, um die enorm anwachsenden Kulturbedürfnisse des Reiches zu befriedigen. Überall ertönte der Ruf nach geschulten Arbeitern, und alles wetteiferte im Auffinden neuer Talente, an welchen das jahrhundertelang gedrückte Volk angeblich so reich sein sollte. Der Bauer aber griff mit Hast nach der ihm hingestreckten Hand, befreite sie ihn doch von der verhaßten körperlichen Arbeit und dem Elend des Dorflebens.

Man kann nicht sagen, daß jenen ersten Vertretern der Intelligenz aus dem Volke der Pfad zum Licht besonders schwer geworden wäre. Staat, Gemeinden, Privatpersonen stellten reiche Mittel zur Verfügung, und die Lehrer der Mittelschulen wie die Professoren der Hochschulen hielten es für ihre Pflicht, den Söhnen des Volkes keinerlei Hindernisse durch strenge Forderungen in den Weg zu legen. Die Erfolge jener ersten Pioniere zogen immer größere Massen nach sich, und bald überschwemmten Scharen von Kindern des Volkes alle Bildungsanstalten. Die zur Verfügung stehenden Unterstützungen konnten mit diesem Zudrang nicht Schritt halten, und ebensowenig waren die vorhandenen Lehrkräfte imstande, solche Massen kulturloser Schüler zu bilden und zu meistern. Unendlich tief sank das Niveau der Schule, deren Leistungen sich nicht mehr nach den Forderungen der fortschreitenden Pädagogik, sondern nach dem Mindestmaß dessen bestimmten,

was diese schwächliche Jugend aufzunehmen vermochte. Die Mehrzahl jener Söhne des Volkes mußte sich zudem während der Lernzeit noch die notwendigen Existenzmittel erwerben und hierauf ihre besten Kräfte verwenden. Dabei kam die Ausbildung zu kurz. Aufgerieben an Körper und Geist, ohne tüchtiges Wissen und unfähig, sich weiter fortzubilden oder eine fachmännische Existenz zu gründen, verließ die akademische Jugend die Hochschule. Allen gemeinsam war ein starkes Mißtrauen gegen den Wert der Wissenschaft, die zu beherrschen niemandem gelungen war, Abneigung gegen jede geistige Kultur und eine tiefe Verbitterung gegen den Staat und seine Regierung, als deren Opfer man sich betrachtete. Was war auch Rußlands Ruhm und seine Vergangenheit dieser Intelligenz! Als die Feldherren Katharinas und Alexanders ruhmreiche Schlachten schlugen, Rußland sich zur Weltmacht ausgestaltete und seine Staatsmänner die Geschicke Europas bestimmten, wurden ihre Vorfahren gegen Pferde und Hunde eingetauscht und durch Prügel zur Sklavenarbeit angehalten. In ihrer inneren Unfreiheit blieb sie ihren leibeigenen Vätern gleich; wie diese unter äußerem Druck eine Arbeit leisteten, die ihnen fremd war nach Zweck und Inhalt, so wurde auch die russische Intelligenz ohne eigenen geistigen Besitz die Sklavin fremder Gedanken und Ziele. Meist stand sie unter dem Einfluß irgend eines Vertreters der europäischen Populärwissenschaft. Lange Zeit ist Büchner mit seinem „Kraft und Stoff" ihr Führer gewesen, später auch Buckle mit seiner „Geschichte der Zivilisation", bis alle früheren Koryphäen von Karl Marx abgelöst wurden. Auch russische kritische Schriftsteller kamen zur Geltung, während die genialen Vertreter der russischen Belletristik nur wenig Berücksichtigung fanden. Ihr reicher ästhetischer und psychologischer Gehalt war diesem in jeder Hinsicht unterernährten Geschlecht nicht zugänglich. Erst Leo Tolstoi gelangte zu einer wirklichen Führerrolle, als er sich seine bildungsfeindliche Philosophie konstruierte und mit seinen anarchischen Lehren hervortrat.

In Europa hat man oft nicht verstehen können, weshalb Tolstoi in späteren Jahren sich seiner glänzenden belletristischen Tätigkeit abwandte und sich vorwiegend mit der physischen Arbeit des Bauern und Handwerkers beschäftigte. An sich wäre das nicht weiter auffällig und der Graf nicht der erste große Herr, der in der körperlichen Arbeit Zerstreuung und Erholung gesucht hätte. Wenn aber Tolstoi Stiefel machte oder nach dem Pfluge griff, so sollte dieses gewissermaßen eine symbolische Handlung für das gesamte Rußland sein. Das ganze Volk sollte wissen, daß er dieses tat und warum er es tat. Die verachtete und verhaßte körperliche Arbeit mußte wieder zu Ehren kommen. Mit dem Scharfblick des Genius hatte Tolstoi erkannt, woran sein Volk krankte. Nicht nur mit Wort und Schrift wollte er den durch die Überlieferungen der Sklaverei verirrten Bauer auf den rechten Weg zurückführen, sondern auch aller Welt dartun, daß er für sich selbst keinen höheren Lebenszweck anerkenne, als die Arbeit der schwieligen Hand um das

tägliche Brot. Hieraus ergibt sich dann von selbst Tolstois bildungsfeindliche Philosophie. Denn wenn die bisher verachtete Sklavenarbeit zur rettenden Tat wird und echte Menschlichkeit nur im Leben und Tun des russischen Bauern vereinigt ist, nur er den Willen Gottes erfüllt und wahre Heiligung schon auf Erden erreicht, so ist ja jede weitere Betätigung in Kunst und Wissenschaft, jeder noch so veredelte Lebensgenuß unnötig und vom Übel. Hiermit ist Tolstoi schließlich in seinem Streben nach Vereinfachung des Lebens und seiner Formen beim Anarchismus angelangt.

Beim Volk selbst hat Tolstoi keinen Erfolg gehabt; zu tief hatten die Überlieferungen der alten Sklavenzeit Wurzel gefaßt, um die ererbten Anschauungen von der Arbeit zu ändern. Die russische Intelligenz aber nahm seine Bildungs- und Kulturfeindlichkeit mit wahrer Kongenialität auf. Hatte sie doch von jeher unter der Verzerrung des eigenen Lebens und dem Zusammenbruch aller Erwartungen, der auf ihre geistigen Bestrebungen folgte, gelitten. Nun sprach ein großer Mann es aus, daß nicht sie hieran die Schuld trage, daß nicht sie ein schlechtes Gefäß darstelle, welches den echten Bildungsstoff in sich nicht aufnehmen könne, sondern daß der Stoff nichts wert sei, mit dem sie sich zu nähren glaubte und der ihr Leben vergifte. Tolstoi hat also nicht nur dem ehemals leibeigenen Bauer keine Achtung vor der Arbeit eingeflößt, er hat in der vielleicht noch schwankenden Intelligenz die letzte Spur einer Hochschätzung kulturellen Schaffens vernichtet. Neben den Arbeitshaß des Bauern trat der aus gleichen Wurzeln entsprossene Nihilismus der Intelligenz.

*

Ein vollständiges Bild von der sittlichen Stellung des russischen Volkes zur Arbeit können wir nur gewinnen, wenn wir wenigstens in Kürze dasjenige berühren, was die großrussische Frau in das kulturelle Leben der Nation hineinträgt. Von ihren Vorzügen und ihrem entschlossenen Fortschreiten ist gerade in letzter Zeit viel die Rede gewesen. Der Boden, auf welchem eine Sophie Kowalewski oder die Malerin Baschkirzew erwachsen sei, müsse die Entstehung starker weiblicher Persönlichkeiten besonders begünstigen und nicht nur den sozialen Verhältnissen des Landes, sondern auch der Rasse sei jenes Emporsteigen der Frau zu verdanken. Die starke Beimischung weiblicher Eigenschaften im russischen Nationalcharakter — das Überwiegen der Phantasie über die geistigen Funktionen, der mangelnde Sinn für die Wirklichkeit, die Neigung zu jeder Art von Selbsttäuschung und jähem Wechsel der Stimmungen — das alles beherrscht den russischen Mann wie die Frau und hat von jeher dazu beigetragen, die Autorität des Mannes im öffentlichen wie im häuslichen Leben herabzusetzen. Freilich, wo das Zusammenwirken der Geschlechter in körperlicher Arbeit bestand, hat der Mann sein Übergewicht gewahrt, und die russische Bäuerin unterwirft sich ohne Murren seiner rohen Gewaltherrschaft,

ja sie ist meist im Zusammenleben der fleißigere Teil. Von ihr wird namentlich in den Sommermonaten in vielen Gegenden Großrußlands die gesamte Feldarbeit besorgt, während der Mann, Beschäftigung suchend, im Reiche umhervagiert.

Im Gegensatz zu dieser gedrückten Stellung der Frauen aus dem Volk hat in der oberen Schicht das Weib volle Gleichberechtigung erlangt, ja in sozialer Hinsicht sogar manche Vorzüge. Leider sind diese Erfolge nicht auf außerordentliche Fähigkeiten der Frauen zurückzuführen, vielmehr auf unzureichendes Können der Männer. Das Familienleben der Intelligenz erhielt zunächst eine ungesunde Richtung durch die allgemein verbreitete Sitte der frühen Ehen meist in den ersten Studiensemestern, ohne gesicherte Existenzmittel. Die völlige Mittellosigkeit beider Teile zwang sie oft, gleich nach dem Eheschluß auseinanderzugehen. Die Nivellierung der Geschlechter in einer Ehe ohne Häuslichkeit, die zwingende Notwendigkeit der Frau, mit zu verdienen, erweckte das Bestreben, den Frauen die gleiche Ausbildung zu geben wie den Männern, deren schwächliche Leistungen dem Wettkampf gute Aussichten eröffneten. Der Ehemann, welcher seine Frau, der Vater, welcher seine Tochter nicht unterhalten konnte, wurde auch wider Willen auf den Weg des Feminismus verwiesen. Nur die Regierung stemmte sich dem entgegen in richtiger Voraussicht all der Gefahren für das Familienleben und die Kindererziehung, welche der eingeschlagene Ausgleichungsprozeß mit sich bringen mußte. Die geringen Zugeständnisse, welche Alexander der Zweite dem höheren weiblichen Bildungswesen gemacht hatte, wurden vom reaktionären Alexander dem Dritten wieder zurückgezogen, bis dann Nikolaus der Zweite den Frauen alles gewährte, was sie für ihren Bildungsgang erstrebten; eines freilich, und zwar das Hauptsächliche, konnte er ihnen nicht bieten — die erforderliche Anzahl guter Mittelschulen und eine tüchtige Vorbildung zum akademischen Studium. Da die Frauen schlechter für die Hochschule vorbereitet waren wie die Männer, so standen auch ihre akademischen Leistungen noch hinter denen der letzteren zurück, und dieses Mißverhältnis wuchs, als behufs Erleichterung des weiblichen Studiums fast in allen Universitätsstädten besondere weibliche höhere Kurse gegründet wurden, die mit ihrer ärmlichen Ausstattung und Mittellosigkeit eine geordnete Arbeit überhaupt nicht zuließen. Jetzt ist Rußland überschwemmt von weiblichen Ärzten, Frauen mit philologischer, philosophischer und anderer Hochschulbildung, die in ihrem Spezialberuf auch nicht den bescheidensten Anforderungen genügen. Das ohnehin elementare Chaos des russischen Geistes- und Sittenlebens wird durch diese von jeder Autorität entbundenen Frauen ins Ungeheure gesteigert; die nächste Folge ist die Auflösung des Familienlebens und die Verwahrlosung der Kinder. In keinem Lande sind die Trennungen von Tisch und Bett so häufig wie in Rußland, ja mehr und mehr gewinnt das Konkubinat neben der Ehe gesellschaftliche Anerkennung, und wenn es der Gesetzgebung nicht gelingt, die

von der griechisch-orthodoxen Kirche im Prinzip untersagte Ehescheidung bis aufs äußerste zu erleichtern, so wird in absehbarer Zeit innerhalb der russischen Intelligenz die Ehe hinter das Konkubinat zurücktreten. Was die russische Frau hier erreicht hat, ist keine Entfaltung der spezifisch weiblichen Seelenkräfte, keine Verbesserung der sozialen Stellung des Weibes durch Entwickelung ihres eigenen Geschlechts, keine Bereicherung des Lebens durch Erhöhung des wahrhaft Weiblichen neben dem Manne. Aus praktischen Gründen des Erwerbes materieller Mittel trat sie in die Fußtapfen des Mannes und formte aus sich ein männliches Wesen nicht einmal besonderer, sondern nur schwächerer Art.

*

Die Arbeit als sittliche Potenz ist dem Russen aller Berufsschichten und Klassen fremd; als praktische Notwendigkeit wird sie wie ein schweres Übel empfunden. Die hierdurch entstandene geistige und sittliche Leere füllen phantastische Vorstellungen aus. Aus solchen Phantasien entsprang die Eroberungspolitik des Zarismus — das Streben nach Meeren, die man nicht befuhr, nach eisfreien Häfen, in denen keine russischen Schiffe lagen, nach neuen Ländern, die man weder zu erschließen noch zu verwalten imstande war. Phantasien erfüllen das innere Wesen der russischen Intelligenz. Eigene Tätigkeit und geistiges Streben vermochten dem Dasein keinen Inhalt zu geben; die erregte Phantasie sucht also nach einem Stein der Weisen, einer Formel zur Lösung des großen Lebensrätsels, wie man ohne Selbstzucht und Arbeit die Herrschaft gewinne über die dahingleitenden Tage und ohne eigenes Tun die Zeit zu seinem Acker mache. In diesem planlosen Suchen nach dem „errettenden Gedanken" hat sie schließlich jeden Boden unter den Füßen verloren, die Staatsordnung durch tatenlose Kritik und skrupellose Anschläge unterwühlt und wahllos phantastische Brocken unter die arbeitsscheue, wilde Volksmasse ausgestreut, bis jene zügellose Bewegung entstand, als deren erstes Opfer die Intelligenz selbst zugrunde ging.

Ein Vertreter dieser phantastischen Intelligenz ist auch Lenin; nur gelang es ihm mit Hilfe seiner jüdischen Mitarbeiter, jenen Terror zu organisieren, der ihm seine Stellung inmitten des Chaos und der Wüste zeitweilig sicherte. Heute ist Rußland für uns kein benachbarter Staat mehr, sondern eine große, elementare Gefahr, die namentlich alle Bestrebungen des Sozialismus in Deutschland auf das schwerste bedroht. Denn nichts ist unter der Herrschaft des Bolschewismus in Rußland sozialisiert worden. Der für ein freies Element erklärte Boden ist, nachdem die früheren Eigentümer vielfach ermordet oder vertrieben worden sind, jedermann Preis gegeben, und nichts steht dem im Wege, daß sich auf ihm neue Besitzer festsetzen mit dem Titel Mord oder Raub, statt wie bisher in der Mehrzahl der Fälle Kauf oder Erbschaft. Diese Besitzer werden sich ohne Zweifel nach Ablauf der im russischen Recht

vorgesehenen zehnjährigen Verjährungsfrist[1]) als vollberechtigte Eigentümer fühlen und sich jedem Eingriff in ihre Stellung mit Nachdruck widersetzen. Ebensowenig ist die Industrie sozialisiert worden. Die Fabriken sind zum größten Teil von ihrer eigenen Arbeiterschaft aufgezehrt, zunächst die verfügbaren Betriebskapitalien, dann die vorhandenen Waarenvorräte, das Rohmaterial, schließlich die Maschinen. Betriebe, welche die Führer der Bolschewisten im Interesse ihrer Bewegung aufrechterhalten mußten, wie zum Beispiel die Munitionsfabriken, arbeiteten mit enormen Verlusten, die nur durch die Papiergeldpresse ausgeglichen wurden. Auch der Handel ist nicht sozialisiert, sondern nur in seinen bisherigen Äußerungen vernichtet worden. Das hinderte indessen in keiner Weise das Aufkommen und Gedeihen neuer, den Zeitverhältnissen angepaßter Unternehmungen, deren Urtypus jene Schleichhändler sind, die, indem sie anfangs mit kleinen, in tragbaren Säcken verpackten Vorräten in den hungernden Städten hausierten, sich durch Rührigkeit und Beteiligung an gelegentlichen Raub- und Beutezügen große Barmittel erworben haben und jetzt keine der wesentlichen kapitalistischen Eigenschaften vermissen lassen.

Indem der Bolschewismus das russische Volkstum in seinem Arbeitshaß und seinen schrankenlosen Phantasien gewähren ließ, hat er in Rußland alle bisherigen kulturellen Erfolge fortgefegt und das Volk in denselben ursprünglichen Zustand versetzt, in welchem es vor mehr als tausend Jahren mit Hilfe der Normannen seinen ersten Anlauf zur Staatenbildung machte. Wie ehedem kann sich aus der arbeitsscheuen Menge eine Auslese von skrupellosen und tatkräftigen Männern erheben und in der bolschewistischen Wüste eine neue Kultur und Güterordnung schaffen. Diese neuen Menschen werden ihrer Errungenschaft ein individuelles Gepräge geben und die bolschewistischen Vorgänge nur dazu ausnützen, um ihre vom Standpunkt der alten Staatsordnung sehr anfechtbaren Besitztitel mit dem Chaos jener Umwälzungen zu verdecken. Die neu erworbene Stellung von Grundeigentümern und Kapitalisten werden sie mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des gewaltsamen Eindringlings verteidigen, und in der bolschewistischen Wüste wird sich eine kapitalistische Neuschöpfung von in Rußland bisher ungesehener Jugendkraft und Arbeitslust erheben, die aber jede Sozialisierung ebenso energisch grundsätzlich ablehnen muß, wie es der Bolschewismus tatsächlich tut.

Dank der Einsichtslosigkeit und Unwissenheit unserer Staatsmänner ist der Bolschewismus nach dem Frieden von Brest auch bei uns eingedrungen und hat infolge des kranken Zustandes unserer Volksseele und unserer gesunkenen Arbeitslust mit Hilfe polnischer Arbeiter, russischer Kriegsgefangener, durch russisches Geld und jüdische Agenten schnelle Verbreitung gefunden;

[1]) Das russische Privatrecht forderte bei der Ersitzung weder den guten Glauben des Ersitzenden noch einen rechtlich anerkannten Besitztitel.

wir mußten zu ihm unmittelbar Stellung nehmen. Es entstand zunächst jener Plan der jüdischen Führer Bronstein-Trotzki und Sobelson-Radek, den russischen und deutschen Bolschewismus zu vereinigen, Deutschland ebenso zu verwüsten wie Rußland und in geschlossener Phalanx den französischen und angelsächsischen Kapitalismus zu bezwingen. Im Hinblick auf die Waffenstillstandsschraube unserer Gegner mag manchem dieser Ausweg als das geringere Übel erschienen sein, als ein Mittel, unsere haßerfüllten Feinde aus ihren eigenen Positionen zu werfen. Indessen bei den verhältnismäßig geringen disziplinierten Kräften der russischen Bolschewisten und unserer militärischen Erschöpfung konnte dieser Angriff leicht an den Grenzen Frankreichs zerschellen; Deutschland aber wäre jedenfalls kulturell vernichtet, und der Bodensatz jener russischen Völkerwanderung oder Sturmflut würde als untilgbares Hindernis jedes späteren Aufschwunges sicher bei uns zurückbleiben.

Dieses Ende mit Schrecken, das heißt die Vernichtung Deutschlands durch Deutsche im Bunde mit russischen Bolschewisten, war noch nicht abgewandt, und schon drohte uns von anderer Seite ein Schrecken ohne Ende — die Bestürmung unserer Ostgrenzen durch die russischen Bolschewisten im Bunde mit den Polen, bei ganz unzureichender Abwehr dieser Gefahr durch unsere neue Staatsgewalt. Die vom Osten und Süden umklammerten Ostprovinzen mußten in ihrer landwirtschaftlichen Produktion unfehlbar lahm gelegt werden, wofern nicht schleunige Hilfe erfolgte. Der Landwirt kann seinen Acker nicht bestellen, wenn an der Grenze bewaffnete Horden auf den Ertrag der Ernte lauern, und jederman weiß in Deutschland, was auch nur die geringste Störung unseres Ackerbaues zurzeit für die Ernährung des Volkes bedeutet und was wir zu erwarten haben, wenn Ost-, Westpreußen und Schlesien ebenso preisgegeben werden wie Posen und das Baltenland mit seinen reichen Vorräten und Milliarden an Heeresgut. Hier würde auch die Aufhebung der Blockade nicht viel helfen, und unsere Feinde könnten ruhig mit ansehen, wie wir uns selbst zugrunde richten.

Es gibt für die Gegenwart und Zukunft aus dieser Not einen Ausweg, den uns die baltische und finnländische Heldenschaar gewiesen hat, als sie sich entschlossen dem vielfach überlegenen Feinde entgegenwarf, dem unsere forteilenden Truppen die Grenzen des Landes und sogar ihre Waffen überließen. Dieser in Eile zusammengebrachten Landeswehr ist es gelungen, die bolschewistische Woge nicht nur zum Stehen zu bringen, sondern auch erfolgreich zurückzudrängen. In diese Positionen müssen wir mit zureichenden Kräften nachstoßen und die von unserer Heeresleitung ehedem mit großer Sachkenntnis festgelegte Grenze von Narwa bis Dünaburg wieder sicher und dauernd besetzen. Hinter diesem aus gewaltigen Seen und Sümpfen bestehenden natürlichen Grenzschutz haben Deutsche und Schweden fünfhundert Jahre lang den übermächtigen russischen Ansturm aufgehalten, und erst Peter dem Großen

gelang es durch eine sehr günstige Kapitulation, welche den Balten große Rechte zusicherte, nach schwersten Kämpfen dieses Hindernis fortzuräumen. Wir schaffen hierdurch nicht nur unseren Ostprovinzen eine unüberwindliche Schutzwehr, sondern zwingen auch die Polen, im Kampfe gegen den Bolschewismus Farbe zu bekennen. Sie haben der Entente gegenüber ihr Vordringen nach Westen mit dem Bestreben gerechtfertigt, den Bolschewismus zu bekämpfen. Sobald wir unsere frühere Stellung bis Dünaburg wieder eingenommen haben, stehen wir Schulter an Schulter neben den Polen mit den gleichen Zielen und der gleichen Verantwortung. Es wird sich dann erweisen, wie ernst sie es mit ihren Versprechungen nehmen, oder ob sie gar selbst so stark vom Bolschewismus infiziert sind, daß ihre Kampfeslinie im Osten zusammenbricht. In diesem Falle können sie erst recht keinen Anspruch auf fremde Gebiete erheben, die mit Vertretern des alten deutschen Kulturvolkes bewohnt sind. Wilson hat der Welt ein neues Evangelium der Völkerfreiheit und Menschenwürde offenbaren wollen. Es sollen keine Völker und Volkssplitter „gleich Vieh" wider ihren Willen einer fremden Herrschaft unterstellt werden, und hiermit vor allem wird die Auflösung Österreichs in Nationalstaaten gerechtfertigt. Die Loslösung deutscher Grenzgebiete und ihre Übergabe in die Hände der kaum erst entstandenen polnischen und tschechischen Republiken ist die gröbste Verletzung des neuen Prinzips. Die Geschichte der ehemaligen polnischen und tschechischen Königreiche weiß nur von Willkür und chaotischer Unordnung zu berichten. Beide Staaten und ihre Regierungen waren die Quälgeister ihrer eigenen Bürger und aller Nachbargebiete; eine selbständige Kultur von Bedeutung hat bei den steten Kämpfen im Inneren und häufigen Zusammenstößen mit angrenzenden Völkern sich nicht entwickeln können, und beide Länder haben deutsche Arbeit als notwendige Stütze des bürgerlichen Lebens in weitem Umfang hereingezogen. Mit welchem Rechte dürfen diese slawischen Stämme beanspruchen, daß ihnen bei ihren erneuten staatlichen Versuchen in einer Zeit allgemeinster Gärung deutsche blühende Kulturgebiete angegliedert werden! Freilich damit die ganze Welt das Unsinnige dieser Forderungen einsehe, müssen vor allem wir selbst unsern Willen, diese Mißbräuche nicht zu dulden, durch entsprechende Handlungen kund tun und unsere bedrohten Grenzen verteidigen, nicht nur mit Hilfe baltischer und eigener Freischaren, sondern mit der ganzen Macht des deutschen Reiches und Volkes, welches wie jede Nation, die leben will, verpflichtet ist, seine Glieder davor zu schützen, daß sie „gleich Vieh" zu Objekten fremder Herrschaftsgelüste herabsinken.

*

Der Bolschewismus ist die Quintessenz aus allen volkstümlichen Bestrebungen, ein schweres Problem zu lösen. Die moderne Industriearbeit fesselt den Menschen an die Maschine und macht ihn zu ihrem unfreien

Bestandteil. Wie versöhnen wir ihn mit dieser körperlich und seelisch unerträglichen Lage? Während man sich bisher damit begnügte, die Arbeit erträglicher zu gestalten und einzuschränken, will sie der Bolschewismus völlig aus dem menschlichen Dasein ausschalten. Sollte es auch nicht gelingen, diesen paradiesischen Zustand für immer zu verwirklichen, so will man ihn doch einige Zeit aufrecht erhalten, solange die vom Kapitalismus zusammengetragenen Schätze nicht nur im eigenen Lande, sondern in der ganzen Welt reichen, und diese Schätze hält man vorläufig für unerschöpflich. Nach dieser Zeit des Genusses entsteht eine neue Welt aus der vollkommenen Nivellierung aller Menschen und Dinge mit einem neuen Leben voll Klarheit und Reinheit.

Der Bolschewismus entstand in Rußland, weil das russische Volk die Arbeit von jeher haßte und nicht arbeiten *will*; er fände seine Fortpflanzung in Deutschland, wenn das ursprünglich die Arbeit liebende deutsche Volk nicht mehr wie bisher arbeiten *könnte*, indem es in seinem eigenen Hause und Betriebe keine ausreichende Möglichkeit hierfür gäbe. Und dieser Fall wird eintreten, wenn er nicht bereits eingetreten ist. Während die Russen und wir soziale Pläne und neue Güterverteilungen zum Wohle der gesamten Menschheit erdachten, um ihr die Arbeit leichter und lohnender zu gestalten, hat England diesen Krieg mit den Hilfsmitteln der ganzen Welt geführt, kein noch so hartes Mittel gescheut, um der Arbeit seines Volkes das höchste Maß des materiellen Gewinnes zu sichern. England steht nicht auf dem Standpunkt einer allgemeinen Menschheitsmoral, es kennt gleich der antiken Welt nur ein Sittengesetz für das eigene Volk. Die Gebote der Humanität sind nur auf die eigenen Volksgenossen und zu ihren Gunsten beschränkt. Wie sollte es auch die zahllosen ihm unterworfenen und ihres eigenen Volksrechts beraubten Stämme und Nationen beherrschen, wenn es ihnen grundsätzlich nicht jeden Anspruch auf Gleichstellung verweigerte? Damit die Arbeit jedes eigentlichen, das heißt *englischen Menschen* noch leichter und lohnender werde, mußte den gleichfalls mit Erfolg und Gewinn arbeitenden *deutschen Außenmenschen* oder Barbaren, wie die Alten sich ausdrückten, jede Arbeitsmöglichkeit entzogen werden, soweit Englands Hand reicht. Das geschieht durch Fortnahme von Arbeitsfeldern — Kolonien und auswärtigen Märkten — und von Arbeitsmitteln — Schiffen, auswärtigen industriellen Anlagen, Rohmaterial. Durch die Entziehung dieser Werte ist der Arbeitsgewinn des Deutschen verringert, der des Engländers vergrößert und damit von Englands Standpunkt aus die Lösung der sozialen Frage wesentlich gefördert. Wollen wir für das Verlorene Ersatz finden und uns ein neues Feld erschließen, so kann dieses nur geschehen durch Schaffung einer Kultur- und Arbeitsgemeinschaft mit den Russen, die bei ihrer Unlust zur Arbeit ohne unsere Unterstützung sicher ein Opfer ihrer Utopien und der durch den Bolschewismus hervorgerufenen Verwüstung werden. Rußlands Zivilisation ist zusammengebrochen, weil sie nicht auf des

Volkes Arbeit beruhte; aber, wie wir gesehen haben, können auf dem wüsten Acker neue Kräfte hervorsprießen, die wir mit unserem Überschuß an geschulter Arbeitskraft pflegen und entfalten müssen. Da fortan auch unsere ganze Aus- und Einfuhr zur See von der Willkür Englands abhängen und die deutsche Flagge für lange Zeit von allen Meeren verschwinden wird, bleibt uns in Zukunft nur das russische Reich mit seinen großen Naturschätzen als offene Tür. Dorthin verweist uns auch unsere Vergangenheit, denn an der Schaffung der bisherigen staatlichen Ordnung Rußlands und seiner Kultur hatten während der beiden letzten Jahrhunderte die Deutschen den größten Anteil[1]). Was wir durch unsere Nachbarschaft und mit unseren überschüssigen Kräften in Rußland schaffen, kann durch keines anderen Volkes Arbeit ersetzt werden. Das haben alle vorwärtsstrebenden, tatkräftigen Elemente des großen Reiches von jeher eingesehen, und ihr Vertrauen wird uns wieder zufallen, wenn wir sie nachdrücklich bei der Bekämpfung des Bolschewismus und der durch ihn hervorgerufenen Verwilderung unterstützen und damit dasjenige nachholen, was eine kluge und wohlunterrichtete deutsche Staatskunst bereits vor dem Frieden von Brest hätte tun sollen zum Heile nicht nur Deutschlands, sondern auch der gesamten gesitteten Menschheit.

An dieser fruchtbaren Kulturarbeit in Gemeinschaft mit den vom Imperialismus und Bolschewismus in gleicher Weise geheilten Russen wird sich unser sonst in jedem Fortschritt gefährdetes Volk wieder stärken und erheben, und hier kann ihm die angelsächsische und gallische Mißgunst nicht mehr im Wege stehen.

[1]) Diese Frage, wie überhaupt viele in diesem Aufsatz berührte, sind näher ausgeführt bei Heinrich Löwe, Das neue Rußland und seine sittlichen Kräfte. Halle 1918.

Wilsonismus und Bolschewismus

Von

Hermann von Rosen

Seit der grundstürzenden Katastrophe vom 9. November ist bald ein halbes Jahr verflossen. Die deutsche Revolution, ihre Ursachen, ihre sehr unerfreulichen Begleiterscheinungen und Auswirkungen sind in der Nationalversammlung, wie überhaupt in der breiten Öffentlichkeit, während der letzten Monate mit genügender Gründlichkeit erörtert worden. Es geschah das je nach der Parteirichtung von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus, wobei natürlich ganz entgegengesetzte Weltanschauungen oft recht heftig aufeinanderprallen mußten. Wir brauchen auf diese Auseinandersetzungen hier nicht mehr zurückzukommen, doch muß ich im Zusammenhang mit unserem Thema, das ganz ausschließlich außerpolitischen Fragen gewidmet ist, doch noch einmal einen Umstand hervorheben, der jedem unparteiischen Beobachter des deutschen Zusammenbruches bei einem historischen Vergleich besonders auffallen muß.

Es ist dies der grundlegende Unterschied zwischen der deutschen Revolution von 1918 und der großen französischen von 1789 in ihrer Stellungnahme zur Heeresfrage. Während die deutsche Staatsumwälzung unserer Tage, vom Berliner Pronunziamento am 9. November bis zur völligen Zersetzung und Auflösung der Heeresmacht, das traurige Bild einer immer mehr zunehmenden Schwäche und Ohnmacht des Reiches darbot, wußten die Franzosen von 1789 nach ihrer großartigen Volkserhebung sich in kürzester Frist ein starkes und schlagfertiges Heer zu schaffen, das den ins Land gedrungenen Feind verjagte und die festeste Grundlage zur weiteren Entwicklung Frankreichs bildete. Daß eine erfolgreiche auswärtige Politik nur möglich ist, wenn man sich auf eine starke Heeresmacht stützen kann, ist zwar eine Binsenwahrheit, die man früher kaum auszusprechen brauchte, die aber heute bei uns besonders nachdrücklich betont werden muß. Die sozialistischen Kreise übersahen aber auch in der ersten Freude ihres Erfolges, daß mit der ganzen politischen Vergangenheit und dem verhaßten Militarismus zunächst auch der Wohlstand und die Volkswirtschaft des Reiches zu Boden geschmettert waren. Sie vergaßen, daß der größte deutsche Sozialist Karl Marx seinerzeit ausdrücklich betont hat, daß seine soziale Weltordnung sich nur auf dem Boden eines besonders blühenden Wirtschaftslebens verwirklichen lasse. Geschehenes ist

nicht mehr ungeschehen zu machen, und man muß diese Dinge, wie Spinoza sagt, „weder beweinen noch bespötteln, sondern zu verstehen suchen".

Nun sehen wir aber nach allen den furchtbaren Kriegsjahren im Osten und im Westen über die Trümmerstätte des ehemaligen Deutschen Reiches zwei neue Mächte emporsteigen, zwei geistige Bewegungen und Weltanschauungen, die sich anschicken, gleich den Geistern der Gefallenen nach der großen Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern, den Kampf auf andere Art und mit anderen Waffen fortzusetzen. Diese geistigen, überstaatlichen Gewalten bedrohen beide, wenn auch auf völlig verschiedene Art, das niedergebrochene Deutsche Reich und müssen deshalb bei uns scharf im Auge behalten werden. Das ist bei der großen Masse des deutschen Volkes leider nicht der Fall, denn diese Gefahren, namentlich die von Westen, als Wolf im Schafskleide nahende, werden in vertrauensseligem Optimismus entweder völlig übersehen oder doch bedeutend unterschätzt. Auch die führenden politischen Kreise, die seit jenen schicksalsschweren Novembertagen von den immer bedrohlicher sich häufenden inneren Schwierigkeiten und Zwistigkeiten ganz in Anspruch genommen waren, haben in dieser Zeit manchen Vorgängen jenseits der deutschen Grenzpfähle wohl allzuwenig Beachtung geschenkt. Selbst einer Angelegenheit, die das Wohl und Wehe Deutschlands und das zukünftige Schicksal des ganzen europäischen Kontinents so nahe angeht, wie der von Wilson entworfene Plan eines allgemeinen Völker- und Friedensbundes, brachte man im allgemeinen doch nur ein flüchtiges Interesse entgegen. Ohne die Einzelheiten und die möglichen Konsequenzen dieses Planes einer eingehenderen kritischen Prüfung zu unterziehen, beruhigte man sich bei der vagen Hoffnung, der human gesinnte Präsident werde eine völlige Vernichtung oder auch nur schwerere Schädigung des ersten Kulturlandes in Mitteleuropa gewiß zu hintertreiben wissen. Über dieses jetzt in der ganzen zivilisierten Welt erörterte Thema haben sich auch die berufenen Regierungsvertreter in Weimar bisher nur in ganz allgemein und skizzenhaft gehaltenen Wendungen ausgesprochen. Da aber die Bemühungen Wilsons seit seiner Rückkehr nach Paris vor allem darauf gerichtet sind, seinen Völkerbundentwurf als wesentlichen Bestandteil in den Friedensvertrag aufzunehmen, so ist es für uns längst an der Zeit, dieser Frage die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Bei einer kritischen Würdigung des Völkerbundplanes müssen wir zunächst von psychologischen Gesichtspunkten ausgehen und uns die Frage vorlegen, ob bei seinem geistigen Vater mehr der doktrinäre Professor mit dem Ehrgeiz des Weltbeglückers, oder mehr der nüchtern und klar die Interessen seines Landes erwägende Realpolitiker, der smarte Geschäftsmann, wie Wilson von den Engländern genannt wird, zu Worte gekommen ist. Die Leute, die die persönliche Bekanntschaft des Präsidenten gemacht haben, neigen — soweit mir bekannt ist — einstimmig der letzteren Ansicht zu. Natürlich mag auch der persönliche Ehrgeiz bei ihm eine Rolle spielen; in erster Linie aber kam

es ihm doch gewiß darauf an, sowohl während des ganzen Krieges, wie namentlich auch in dem zu begründenden Völkerbunde, seinem Vaterlande eine dominierende, geschäftlich und politisch ausschlaggebende Stellung in der Koalition zu sichern, namentlich auch gegenüber England, dem in wirtschaftlicher Beziehung gefährlichsten Konkurrenten Amerikas. Den zweiten Nebenbuhler Japan wollte er jedenfalls durch den Völkerbund binden und unschädlich machen, in ähnlicher Weise, wie das mit Rußland durch den am 7. August 1907 durch König Eduard abgeschlossenen Vertrag geschehen war. Gegenüber den listigen und verschlagenen Asiaten dürften die an den Völkerbund geknüpften Hoffnungen Amerikas sich freilich als trügerisch erweisen, wenn nicht der zur Zeit in Japan schon sehr stark verbreitete Bolschewismus einen Strich durch die imperialistischen Rechnungen der „Engländer des Ostens" machen sollte. Die beiden genannten Konkurrenten konnten so durch Amerika mindestens recht wirksam kontrolliert, der dritte deutsche aber wirtschaftlich und politisch ganz ausgeschaltet werden. Das ist wohl der eigentliche, ganz amerikanisch und vom Standpunkte Wilsons daher realpolitisch durchaus richtig gedachte Sinn des Völkerbundes.

In seinen vierzehn Punkten vom 7. Januar 1918 hat Wilson das schon 1915 von der Zimmerwalder Konferenz proklamierte, von den italienischen Freimaurern mit großem Geschrei verfochtene und von der Entente als Tageslosung beständig ausposaunte Selbstbestimmungsrecht der Nationen besonders stark betont. Da das amerikanische Mischvolk mit seinem ausschließlich staatlichen Patriotismus sich bis dahin um die Nationen und Nationchen Europas, die zahllosen osteuropäischen Völkersplitter ohne staatliche Selbständigkeit niemals gekümmert hatte, so waren in diesem Punkte für den Präsidenten wohl keine amerikanischen Interessen maßgebend, um so weniger, als es in den Vereinigten Staaten ganze deutsche und spanische Bezirke und ein Indianer-Territorium gibt. Die liebevolle Sorgfalt, die man im Weißen Hause dem höchst anfechtbaren Axiom der unbedingten Selbstbestimmung zuteil werden ließ, erklärt sich vielmehr durch die rastlose agitatorische Tätigkeit und den persönlichen Einfluß Masaryks, des zurzeit erfolgreichsten Politikers Europas. Denn das Selbstbestimmungsrecht war in erster Linie auf den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie zugunsten aller österreichischen Slawen zugeschnitten. Die praktische Verwirklichung dieses Grundsatzes, wie sie in Osteuropa jetzt zum größten Teil schon erfolgt ist, bildet aber einen Boden, auf dem ein wirklich ernstgemeinter Völker- und Friedensbund im idealen Sinne, wie er Pazifisten und Internationalisten vorschwebt, unmöglich erscheint. Denn vom Eismeer bis zur Adria ist dadurch ein neuer, vergrößerter Balkan geschaffen worden, ein großes Gebiet unaufhörlicher Bandenkämpfe und unersättlicher nationaler Begehrlichkeit. An allen hier in Frage kommenden Sprachgrenzen — mit Ausnahme des deutsch-magyarischen — gibt es hier kaum einen Punkt, an dem nicht täglich Blut vergossen wird. Tschechen und Slowaken, Serben

und Rumänen, Polen, Ukrainer, Esten und Letten kämpfen hier bald mit Deutschen, bald mit Russen, bald untereinander. Das läßt für die nächste Zukunft eher einen dauernden Kriegszustand als einen Weltfrieden erwarten! — Wilson hat wohl kaum eine richtige Vorstellung davon gehabt, in welcher Weise der durch den Weltkrieg und die Revolution in Rußland und Mitteleuropa erregte, durch die Entente noch künstlich überhitzte Nationalismus sich östlich der Linie Königsberg-Triest geltend machen würde. Er hat wohl auch kaum vorausgesehen, daß die von ihm ausgegebene Parole schließlich das besiegte Deutschland vergrößern, die Entente aber arg in die Nesseln setzen würde. Denn die endgültige Pazifikation aller dieser jetzt in Osteuropa tobenden Völker und Völkersplitter durch die Friedenskonferenz muß nach menschlichem Ermessen doch als die Quadratur des Zirkels erscheinen. Wenn Richard Fester in dem Sonderheft der „Deutschen Rundschau" zur deutschen Nationalversammlung[1]) sagt: „Die Selbstbestimmung wird sich durchringen, wo sie nach unserem Beispiel mit Selbstbescheidung verbunden ist," so kann die Richtigkeit dieser Annahme gewiß nicht bestritten werden. Aber wir sehen schon jetzt, daß von einer solchen Selbstbescheidung bei allen diesen, zum größten Teil zwar sehr temperamentvollen, aber politisch und kulturell doch recht unreifen Völkerschaften keine Rede sein kann. Eine wirtschaftlich solide Grundlage für einen ideal gedachten Völkerbund könnte doch nur durch eine Gruppierung der europäischen Menschheit nach großen Kulturgemeinschaften geschaffen werden, in denen chauvinistische Regungen keinen Nährboden mehr fänden. Hier werden die falschen Töne der amerikanischen Friedensschalmei schon recht deutlich wahrnehmbar, während der linke radikale Flügel der internationalen Sozialdemokratie, konsequenter und ehrlicher, die Ausschaltung jeder Art von Nationalismus zur Vorbedingung der von ihm erstrebten Völkerverbrüderung macht.

Waren naive, vertrauensselige Gemüter über die Zwecke und Ziele des Völkerbundes bis zum Februar dieses Jahres noch im unklaren geblieben, so mußte die Veröffentlichung des detaillierten Entwurfes doch einen jeden den wahren Charakter dieser Unternehmung erkennen lassen. Wilson hat in einer bis Mitternacht ausgedehnten Konferenz in Washington am 27. Februar eingestehen müssen, daß der Entwurf schließlich unter britischer Redaktion zustande gekommen ist, wobei die besonderen Forderungen Amerikas, Frankreichs und Italiens keine Berücksichtigung gefunden haben. Hat damit der ursprünglich amerikanisch gedachte Plan ein mehr englisches, den Interessen des großbritannischen Imperialismus entsprechendes Aussehen angenommen, so bleibt doch Wilson der geistige Vater dieses interessanten Dokumentes, für das er persönlich nach erfolgter Einigung mit allen alliierten Mächten die volle Verantwortung zu tragen hat. Seine der Phraseologie des lateinischen

[1]) Das Selbstbestimmungsrecht und der deutsche Einheitsstaat. Februar 1919.

Freimaurertums entlehnten Sentenzen über Humanität, Gerechtigkeit und Menschenrechte sind wohl in erster Linie für das amerikanische Publikum berechnet. Von den siebenundzwanzig Punkten des Entwurfes enthält der von der Abrüstung handelnde § 8 eine kleine Parenthese oder Klausel, die besondere Aufmerksamkeit beansprucht. Nach dieser Verklausulierung können Staaten, die „durch ihre geographische Lage besonders gefährdet erscheinen", von der Abrüstung unter Umständen absehen oder sie wenigstens einschränken. Diese anscheinend harmlose Klausel verhüllt nur schlecht die Absicht, die Abrüstung im wesentlichen auf Deutschland zu beschränken. Die englische und amerikanische Flotte müssen verstärkt werden, um der Polizeiaufsicht auf den Weltmeeren im Dienste des Völkerbundes vollauf genügen zu können. Es handelt sich also einfach um die politische und wirtschaftliche englisch-amerikanische Hegemonie über den ganzen europäischen Kontinent, um die brutale Alleinherrschaft des englisch-amerikanischen Geldsacks über die ganze Welt. Gegenüber diesen angelsächsischen Machtgelüsten kommen Frankreich, Italien und die übrigen kleineren, ganz von der Entente abhängigen Staaten natürlich gar nicht in Betracht. Entkleidet man den Entwurf seines schönrednerischen, auf den Bluff berechneten Beiwerks, so bleibt nur das Gerippe eines politischen Zynismus noch, der dem von altersher bekannten Geist der angelsächsischen Gewaltpolitik allerdings vollkommen entspricht. Japan hatte bekanntlich keinen Sondergesandten nach Paris geschickt, sondern seinen ständigen Botschafter beauftragt, an den Konferenzen über den Völkerbund teilzunehmen. Als dieser Diplomat mit der übertriebenen asiatischen Höflichkeit dort erklärte, Wilsons Völkerbund sei „das größte Werk, das je von Menschenhand geschaffen wurde", hat er sich im stillen wohl dabei gedacht, daß dieses „größte Werk" niemals verwirklicht werden wird. Wenn in einigen Einzelheiten — so in der Frage der Schleifung der Festungswerke auf Helgoland und am Kieler Kanal — Amerika jetzt zugunsten Deutschlands zu protestieren sucht, wenn das geistige Kind Wilsons immer mehr zu einem englischen Wechselbalge wird, der der amerikanischen Zucht entwächst, so kann das an dem allgemeinen Charakter des englisch-amerikanischen Kompaniegeschäfts, das für Deutschland eine schwere Gefahr bedeutet, kaum etwas ändern. Und der Geist dieses Abkommens ist ein solcher, daß der Pariser Entwurf nicht die Grundlage zu einem Völkerbunde, sondern zu einem Waffenbunde gegen Deutschland schafft. Allen übrigen Staaten bleibt dann nur übrig, sich an dem allgemeinen Tanze um das goldene Kalb zu beteiligen. So besteht denn auch das erste positive Ergebnis, der erste Akt der angelsächsischen Weltbeglückung, in dem programmatisch beschlossenen Raube sämtlicher deutschen Kolonien, gegen den selbst die französischen Sozialisten auf der Berner Konferenz protestiert haben. Auch in Paris wiesen sie in ihrer Presse sehr mit Recht darauf hin, daß dieser sogenannte Völkerbund in Wahrheit doch nur ein Ententebund sei.

Unter solchen Umständen erscheint es fast unbegreiflich, daß der völkerbundfrohe deutsche Michel immer noch nicht ganz aus seinen amerikanischen Träumen erwachen will. Den vom Staatssekretär Erzberger in seiner Schrift: „Der Völkerbund. Der Weg zum Weltfrieden" empfohlenen Verfassungsentwurf können wir hier übergehen. Diese Schrift wurde im September des vorigen Jahres verfaßt und ist durch die katastrophalen politischen Ereignisse inzwischen längst überholt worden. Das Gleiche gilt von einem dieses Thema behandelnden anonymen Aufsatze in der „Deutschen Rundschau"[1]). Der Verfasser sagt dort unter anderem: „. . . Um so entschlossener muß sich Deutschland an die Spitze dieser Bewegung stellen und den Gedanken des Völkerbundes als die regulative Idee seiner künftigen Politik betrachten." Im Oktober konnte er im Vertrauen auf deutsche Kraft und amerikanische Aufrichtigkeit so noch schreiben. Aber das heutige Deutschland ist zunächst nicht in der Lage, sich an die Spitze irgendeiner Bewegung zu stellen; es kann nur bestrebt sein, sich von einer Bewegung, die ihm mit schweren Gefahren droht, nicht mit fortreißen zu lassen. Ganz unverständlich ist es jedoch, wenn der Prinz Max von Baden in seiner in Heidelberg gehaltenen Rede, oder der Graf Montgelas in einem Artikel über die Pflichten Deutschlands im Völkerbunde[2]), sich von amerikanischen Illusionen auch nach der Veröffentlichung des Pariser Entwurfes nicht freimachen konnten. Von den deutschen Vorkämpfern für die Völkerbundidee scheint sich niemand die doch naheliegende Frage vorzulegen, warum England und Amerika nicht etwa schon 1913, im Jahre der politischen Hochspannung, mit ihrem menschenfreundlichen Plane hervorgetreten sind. Die Antwort kann doch wohl nur lauten: weil damals, bei der bekannten, in den äußeren Umständen hinreichend begründeten Friedensliebe des deutschen Kaisers, wirklich die Gefahr vorgelegen hätte, durch einen dauernden Friedenszustand die politische und wirtschaftliche Zerschmetterung Deutschlands unmöglich zu machen.

Außer den Mittelmächten und Rußland waren auch alle neutralen Staaten von den Pariser Beratungen ausgeschlossen. Sie haben aus dieser, aus leicht verständlichen Gründen erfolgten Nichtbeachtung die natürliche Schlußfolgerung gezogen und stehen dem Plane Wilsons mit dem größten Mißtrauen gegenüber. Denn sie verstehen es recht wohl, daß der Völkerbundgedanke, wie er sich in der amerikanisch-englischen Vereinbarung schließlich manifestiert hat, nicht allein eine Vergewaltigung der Mittelmächte, sondern überhaupt das Ende jeder selbständigen europäischen Politik bedeutet. So ließen sich schon in Schweden, Holland und Spanien viele Stimmen des Protestes vernehmen, während in der Schweiz eine besonders eingehende und scharfe Kritik eingesetzt hat. Da im Völkerbunde jeder einzelne Staat grund-

[1]) Deutschland und der Völkerbund. Novemberheft 1918.
[2]) Im „Berliner Tageblatt" vom 23. Februar 1919.

sätzlich verpflichtet sein soll, sich an einer militärischen Strafexpedition gegen widerspenstige Glieder des Bundes zu beteiligen, somit also der Begriff des neutralen Staates ganz aufhört, so mußte gerade in der Schweiz der Widerstand gegen einen solchen Verfassungsentwurf ein besonders schroffer sein. Denn der Grundsatz der unbedingten, durch die Mächte garantierten Neutralität gilt allen Schweizern deutscher und welscher Zunge geradezu als ein nationales Heiligtum. So schreibt zum Beispiel ein führendes Schweizer Blatt: „Wenn alle Bürgen der schweizerischen Neutralität mit Einschluß Deutschlands dem Völkerbunde angehören würden, so wäre für eine auf Erhaltung ihrer Neutralität bedachte Schweiz die Zugehörigkeit zum Völkerbund gleichwohl unmöglich, weil sich beides nicht miteinander verträgt[1])." Es ist jetzt wirklich die höchste Zeit, daß man auch bei uns sich darüber klar wird, welche furchtbare Gefahr durch die beiden außereuropäischen Mächte — denn auch England muß als britisches Weltreich zu diesen gerechnet werden — für Deutschland und ganz Europa mit dem Völkerbunde heraufbeschworen wird. Es ist immerhin erfreulich, daß wenigstens gegen den Artikel 19 des Wilson-Programms über die deutschen Kolonien von der Nationalversammlung, mit Ausnahme der sieben unabhängigen Sozialisten, einstimmig Verwahrung eingelegt wurde.

Der Artikel 20, der von der Regelung der internationalen Arbeiterfrage handelt, bedeutet in seiner lakonischen Kürze und allgemein gehaltenen Fassung ein so zaghaftes und schwächliches Einlenken in das sozialpolitische Fahrwasser, daß er als Köder für die bereits in allen Staaten Europas in Gärung befindliche Arbeiterschaft sich wohl kaum als wirksam erweisen dürfte. Bei diesen vagen Versprechungen hatte man wohl vor allem die englische Arbeiterschaft im Auge, die bereits seit zwei Jahren von revolutionärem Geist erfüllt ist und schon im Oktober die Forderung stellte, auf der Friedenskonferenz müsse vor allen Dingen die internationale Arbeiter-Gesetzgebung nach deutschem Muster geregelt werden. Die russische Sozialdemokratie, die jüngste der europäischen Großstaaten, hat jedenfalls als erste klar erkannt, daß die schrankenloseste und brutalste Plutokratie der Welt von England und Amerika ausgeht, und darum auch als erste sich in ihrer bolschewistischen Umprägung mit einer unversöhnlichen Kampfansage gegen den angelsächsischen Mammonismus gewandt. Dagegen haben die deutschen Sozialdemokraten sich von den pazifistischen Sirenenklängen, die von Amerika zu ihnen herübertönten und ihnen das heilige Ideal der Völkerverbrüderung vorspiegelten, so sehr betören lassen, daß sie die ersten Opfer der Täuschung wurden. Bei klarem Bewußtsein hätten gerade sie in erster Linie gegen die nur schlecht maskierte Heilige Allianz des britisch-amerikanischen Kapitalismus besonders energisch Front machen müssen. Hätte unsere sozialistische Regierung Verständnis

[1]) „Neue Züricher Zeitung" vom 5. Februar 1919.

für Aufgaben der auswärtigen Politik gezeigt — bisher hat ein solches jedenfalls völlig gefehlt —, so hätte sie schon längst die günstige sozialpolitische Konstellation ausnutzen können, die ihr einen außerpolitischen Resonanzboden in der englischen und französischen Arbeiterschaft bieten mußte. Hier liegt jedenfalls eine politische Kurzsichtigkeit vor, die auf taktische Parteipolitik zurückzuführen ist. So aber hat sie die günstigste Angriffsfläche einer anderen Macht überlassen, die mehr Mut, Fähigkeiten und zielbewußte Energie besitzt als sie, dem russischen Bolschewismus, dem Zersetzungsprozeß des Weltkrieges, dem großen drohenden Weltübel, das der Weltkrieg geboren hat.

In der ganz neuen Epoche der Weltgeschichte, in die wir jetzt nach furchtbaren Umwälzungen eingetreten sind, wird der Kampf des fanatischen, zur Zeit noch keine Kompromisse kennenden Bolschewismus gegen die angelsächsischen, imperialistischen und plutokratischen Weltmachtpläne, gegen die ganze internationale Bourgeoisie, voraussichtlich eine sehr bedeutende, vielleicht verhängnisvolle Rolle spielen. Militärisch haben die russischen Bolschewiken bisher nur in den Einöden Nordrußlands gegen Engländer und Amerikaner mit mäßigem Erfolge gekämpft. Aber der weit gefährlichere Kampf der Ideen ist bereits im Begriff, ganz andere Dimensionen anzunehmen und sich über die ganze zivilisierte und halbzivilisierte Welt auszudehnen. Diese östliche Gefahr, die jetzt von der großen Masse des deutschen Volkes schon besser erkannt wird, als die oben erörterte, mehr verschleierte westliche, ist zunächst für Deutschland eine besonders drohende, weil es schon aus geographischen und politischen Gründen zum ersten Aufmarschgebiet dieses geistigen Kampfes werden muß und zum Teil schon geworden ist. Es handelt sich dabei nicht nur um die Gefährdung materieller Güter, nicht nur um jene europäische Zivilisation, die nach des Chinesen Ku Hung Ming Urteil in seinem Buche „Chinas Verteidigung gegen die europäische Gefahr" im wesentlichen in Kanonen und Fabriken ihren Ausdruck findet, sondern um die gesamten Kulturerrungenschaften des Abendlandes. Erhöht wird die Gefahr noch durch die geistige Wehrlosigkeit der deutschen Sozialdemokratie gegen den Bolschewismus, ihr völlig mißratenes und ungebärdiges Kind. Die baltischen Legionen, die heute im Verein mit deutschen und finnländischen Truppen in Kurland und Estland gegen die Bolschewiken kämpfen, diese deutschbaltischen Krieger, deren niedersächsische Vorfahren vor mehr als siebenhundert Jahren an der gleichen Stelle um dieses Land gerungen haben, sie sind sich mit Stolz dessen bewußt, daß sie nicht allein für ihre engere Heimat, sondern für Deutschland, für die ganze europäische Kultur kämpfen. Die warme Anerkennung, die der englische Admiral Sinclair am 16. Januar 1919 in Reval der Tapferkeit der baltischen Sturmtruppen zollte, indem er in seiner offiziellen, in deutscher Sprache gehaltenen Rede bemerkte, die britische Marine sei stolz auf ihre „deutschbaltischen Vettern", zeigt deutlich, wie lieb

es den Engländern ist, daß wieder einmal andere gegen einen Feind kämpfen, der auch England bedroht.

Da man einen Feind, den man bezwingen will, vor allen Dingen kennen lernen muß, so erscheint heute in Deutschland eine genaue Begriffsbestimmung des Bolschewismus besonders wichtig. Nietzsche hat vor mehr als dreißig Jahren (1886) prophezeit, daß die ganze moderne europäische Zivilisation, die er als morsch, brüchig und kernfaul durchschaute, von einer gewaltigen Flutwelle des russischen Nihilismus hinweggespült werden würde. Er sieht vorausahnend einen „großen Pöbel- und Sklavenaufstand" kommen und macht das Bürgertum für diese bevorstehende Katastrophe verantwortlich, weil es „nicht mehr an die höhere Art der herrschenden Kaste glaube". Und er bemerkt noch unter anderem ausdrücklich: „Das jetzige Deutschland ist eine vorslawische Station und bereitet dem panslawistischen Europa den Weg." — Der Nihilismus oder russische Anarchismus, den Nietzsche im Auge hat, der russische Zerstörungstrieb ohne jeden geistigen Inhalt, ist nicht identisch mit dem erst in neuester Zeit entstandenen Bolschewismus, dessen geistige Wurzeln in Deutschland liegen. Denn Karl Marx ist unstreitig der geistige Vater des Bolschewismus. In dem Jahrzehnt nach den oben erwähnten Prophezeiungen Nietzsches hat der Marxismus in Rußland seinen glänzenden Siegeszug gehalten, von der eben erst entstehenden Sozialdemokratie und der russischen Intelligenz begeistert aufgenommen. Diese „Intelligenz" war bei ihrem völligen Mangel an schöpferischer Kraft jetzt glücklich, ihre materialistische Weltanschauung auf ein wissenschaftliches System gründen zu können, das sie aus eigener Kraft nicht zu schaffen vermochte. Der marxistische Kommunismus ist in seiner russischen Umprägung und Weiterentwicklung als Bolschewismus aus der Ehe des ostjüdischen Fanatismus mit dem russischen „Nitschewo", der schrankenlos breiten Natur der Russen, hervorgegangen. Die jüdischen und russischen Führer der Bewegung haben in rassenpsychologischer Beziehung das miteinander gemeinsam, daß, im Gegensatz zu den meisten westeuropäischen Völkern, die seelischen Hemmungen bei ihnen schwach entwickelt sind. So ist der Bolschewismus im Grunde auch keine eigentliche Umformung, sondern nur die rücksichtslose praktische Verwirklichung Marxistischer Gedankengänge in ihren letzten Konsequenzen. Die extreme radikale Geistesrichtung, die rücksichtslose Aufopferung von Menschenleben zur Verwirklichung ihrer weltbeglückenden Ideale, ist ein gemeinsamer asiatischer Zug der beiden beteiligten Rassen. Dabei mußte das im Marxismus neben der materialistischen Welt- und Geschichtsauffassung deutlich hervortretende metaphysische Element, auf das Johann Plenge hinweist[1]), der fast religiöse, chiliastische Glaube an ein goldenes Zeitalter des Proletariats, auf die mystisch ver-

[1]) „Die Revolutionierung der Revolutionäre" von Johann Plenge. Leipzig 1918. Neue-Geist-Verlag, 1917 schon in der „Glocke" veröffentlicht.

anlagte russische Psyche eine große Anziehungskraft ausüben. Für die große Masse wurde so der Bolschewismus zum wirklichen Glaubensbekenntnis einer politischen Sekte, zu einer mystischen Verheißung, einer sozialen Religion, der immer neue Anhänger und gläubige Jünger zuströmten. Die zahllosen Vagabunden, befreiten Verbrecher und ähnliches Gesindel, das sich der Bewegung anschloß, dürfen uns, wie es leider häufig geschieht, nicht über den geistigen Inhalt und Leitstern dieser Massenpsychose täuschen. — Die Volksherrschaft wird vom Bolschewismus grundsätzlich verworfen, dagegen die Diktatur des Proletariats ausdrücklich proklamiert, die seit Jahresfrist in Rußland restlos durchgeführt ist und in der ganzen Welt herbeigeführt werden soll. Der Bolschewismus in seiner jetzigen, genügend fest umrissenen Gestalt erscheint demnach als die radikalste Steigerung des internationalen Sozialismus, dem er seine Ideale, seine politische Schulung und agitatorische Dialektik entlehnt hat. Im Gegensatz zu dem „Sozialpatriotismus" der Menschewiki, die in enger Anlehnung an den westeuropäischen Sozialismus hauptsächlich die Stärkung der Gewerkschaften und soziale Kulturpolitik anstreben und noch 1916 die Forderung aufstellten, die Internationale müsse an der Individualität eines jeden Landes ihre Grenze finden, verwerfen die Bolschewiki jede Art von Patriotismus als „täuschende Einigkeit der sozialen Klassen einer Nation". Der Bolschewismus ist weder demokratisch noch wirklich sozialistisch, sondern rein kommunistisch, wie auch seine russischen Anhänger sich selbst als Partei der Kommunisten bezeichnen. Seine Quintessenz aber ist die kommunistische Weltexpansion, wie das aus den Worten Lenins deutlich hervorgeht: „Gewiß ist der Endsieg des Sozialismus nur in einem Lande unmöglich. Aber unsere Bauern und Arbeiter, die die Sowjetmacht unterstützen, sind der Vortrupp jener Weltarmee, die jetzt durch den Weltkrieg zersplittert ist, aber nach Vereinigung strebt."

Diese Worte, die der tatsächlichen Lage nicht widersprechen, zeigen uns, daß der Bolschewismus zu einer wirklichen Weltgefahr zu werden droht, die in erster Linie das gesamte wirtschaftliche Leben und die ganze Geisteskultur Deutschlands bedroht. Eine jede Kultur ist individualistisch und aristokratisch, insbesondere die Kultur und ganze geistige Struktur des deutschen Volkes. Grundsätzlich muß deshalb der Bolschewismus als bewußt kulturzerstörende Macht auftreten, und es besteht die große Gefahr, daß die individualistisch entwickelten geistigen Güter des deutschen Volkes durch die verflachenden und entsittlichenden Auswirkungen kommunistischer Masseninstinkte vernichtet werden. Diese Gefahr wird noch durch den Umstand verschärft, daß die bisherigen politischen und geistigen Führer des deutschen Volkes jede Massenbewegung in ihrem aristokratischen Empfinden nicht allein schon aus ästhetischen Gründen schroff ablehnten, sondern überhaupt der Psychologie der Masse ganz verständnislos gegenüberstanden. Gegenwärtig ist der russische Bolschewismus unter den Randvölkern, den Polen, Letten, Esten und Finnen, zum Teil schon

recht stark verbreitet, aber auch in Deutschland findet er, namentlich unter den jungen und unreifen Elementen, bereits eine recht zahlreiche Anhängerschaft. Moralisch und strategisch durch die von der Entente erzwungene Annullierung des Brester Friedens ungeheuer gestärkt, erfuhr er eine weitere Kräftigung durch den eine geschlossenere Einigkeit verbürgenden Zusammenschluß mit dem linken Flügel der Sozialrevolutionäre seit dem Dezember des vorigen Jahres. Die Aufrechterhaltung der Hungerblockade, die, wie Dr. Paul Lensch in der „Glocke" überzeugend nachweist [1]), überhaupt nicht auf politische, sondern auf die schnöden Geldbeutelinteressen amerikanischer und englischer Finanzleute und Agrarier zurückzuführen ist, wird in Mitteleuropa auch weiterhin für die bolschewistische Propaganda einen günstigen Boden schaffen. Bei diesem merkwürdigen Zusammenarbeiten der beiden feindlichen Mächte, des „Wilsonismus" und des Bolschewismus, läßt sich zurzeit natürlich unmöglich voraussehen, wohin diese unheilvollen Verhältnisse in Deutschland schließlich führen werden. Ein finnländischer Politiker sagte mir kürzlich, in Finnland sei man fest davon überzeugt, daß Deutschland den Bolschewismus als eine akute Krankheit schneller und besser überstehen werde als alle anderen Länder Europas. Wir wollen daher hoffen, daß in dem gesunden Sinne der Mehrheit der deutschen Arbeiter, und namentlich der Bauern, dieser furchtbare Irrwahn zu Schanden werden wird. Man darf hierbei auch nicht übersehen, daß im eigentlichen Rußland das gesamte in den Händen der Bauern befindliche Land, etwa die Hälfte des ganzen nutzbaren Areals, schon seit 1862 sozialisiert worden ist, so daß hier schon seit Jahrzehnten ein besonders empfänglicher Boden für das Evangelium des Kommunismus verbreitet war.

Was uns bei der gegenwärtigen politischen Lage außerhalb der deutschen Grenzpfähle am meisten interessieren muß, das sind die Aussichten des agitatorischen Kampfes, mit dem der Bolschewismus gegen den Kapitalismus der Ententeländer, namentlich gegen die weltbeherrschende Plutokratie jenseits des Kanals und des Ozeans, bereits nicht ohne Erfolg begonnen hat. Das auf Clemenceau verübte Attentat und die aus Amerika gemeldeten Verschwörungen gegen das Leben Wilsons sind sicherlich auf bolschewistische Einwirkung zurückzuführen. Wir können uns gerade in dieser durch düstere Schleier verhüllten Schicksalsstunde des neuen deutschen Einheitsstaates am wenigsten auf Prophezeiungen einlassen, aber wir müssen doch alle Entwicklungsmöglichkeiten schon jetzt fest im Auge behalten.

Schon im Jahre 1907 schrieb Trotzky-Bronstein in seinem Buche „Unsere Revolution": „Mit der Staatsgewalt in den Händen, die Gegenrevolution im Rücken, die europäische Reaktion vor sich, wird sie ihren Brüdern in der ganzen Welt den alten Ruf zuschmettern, der diesmal der Ruf der letzten Attacke sein wird: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Und an

[1]) „Aus dem Tollhause des Kapitalismus." 1. März 1919.

einer anderen Stelle sagt Trotzky, der diese zweite kommende Revolution so sicher voraussah: „Ein europäischer Krieg bedeutet unentrinnbar die europäische Revolution." Daß die Art und Weise, in der die Führer des jetzt herrschenden Proletariats diesen Traditionen folgen und von Petersburg und Moskau aus den Weltkampf für ihre Ideale aufnehmen, etwas Großzügiges an sich hat, läßt sich nicht in Abrede stellen. So haben sie, abgesehen von den Tausenden von Chinesen und Koreanern, die jetzt im europäischen Rußland in der Sowjetarmee kämpfen und nach ihrer Rückkehr die neuen Ideen in den fernsten Osten tragen werden, schon vor Jahresfrist in Petersburg ein orientalisches Institut für bolschewistische Propaganda begründet, um alle Länder Asiens mit dem Bolschewismus zu durchdringen. Was die westeuropäischen Länder betrifft, so dürfte Frankreich als reiches Agrarland mit einer wenig zahlreichen Bevölkerung und einer schwachen Sozialdemokratie für die bolschewistische Propaganda ein weniger geeignetes Angriffsobjekt sein als Deutschland und Italien.

Einen sehr viel günstigeren Boden bieten die Industriestaaten England und Belgien, welches letztere jetzt wohl schon ziemlich stark bolschewistisch durchseucht ist. Der bekannte russische Demagoge Professor Peter Struve, der, wie nachträglich aus den Äußerungen einiger Engländer in Kopenhagen bekannt geworden ist, schon 1916 in Kiel unter der deutschen Marine erfolgreiche Hetzarbeit geleistet hat, hielt sich später in England auf und ist gegenwärtig in Amerika. Dort erklärte er im Februar dieses Jahres einem amerikanischen Korrespondenten, England sei heute bereits reifer für den Bolschewismus als Deutschland. Das englische Proletariat hat sich politisch erst in neuerer Zeit von den beiden großen bürgerlichen Parteien abgesondert; aber heute besitzt die englische Arbeiterschaft in den Trade-Unions mächtige Berufsorganisationen und große Erfahrung in den wirtschaftlichen Kämpfen. Diesen Organisationen sind während des Krieges fast alle Rechte genommen worden, was bei den Arbeitern bereits seit zwei Jahren eine wachsende Erregung und Erbitterung hervorgerufen hat. Die Regierung suchte sich jetzt dadurch zu helfen, daß sie bis zur Beendigung der Demobilisierung provisorisch eine neue vermittelnde Institution bildete, die „Shop-stewards" (Werkschaftsobmänner). Diese Neuerung hat sich jedoch nicht bewährt, da diese Leute sich als Schreier und Hetzer erwiesen haben. Auf diesem für ihn recht günstigen Boden entfaltete der von der britischen Regierung nicht anerkannte Gesandte der russischen Republik, Litwinow-Finkelstein, eine jedenfalls recht erfolgreiche Tätigkeit, bis er aus England ausgewiesen wurde. Daß er genügend Zeit gehabt hat, in England Schule zu machen, zeigen die Führer des britischen Bolschewismus, Bill Watson, Gallagher und Mac Lean, von denen der letztere als britischer Konsul längere Zeit in besonders naher Fühlung mit den Führern der russischen Bewegung gestanden hat. Weitere den Bolschewismus begünstigende Momente sind der Mangel an nationaler Geschlossen-

heit, die Sinnfeinerbewegung in Irland, der in England besonders brutal auftretende Kapitalismus und die großen Massen eines verrohten Pöbels in allen Großstädten. Sehr bemerkenswert ist es übrigens, daß ein kürzlich nach Berlin gekommener Engländer, ein Herr Philips Price, russischer Korrespondent des „Manchester Guardian", als ganz überzeugter Anhänger des Bolschewismus aus Rußland zurückgekehrt ist. Das geht aus seinen mündlichen und schriftlichen Äußerungen deutlich hervor, so namentlich auch aus seinem Leitartikel „Der rote und weiße Terror in Rußland"[1]; hier stellt er sich durchaus auf die Seite des roten russischen Terrors, während er England die schändliche Intrige einer in Rußland künstlich erzeugten Hungersnot vorwirft. Dieser Fall dürfte pathognomisch sein, denn er zeigt, bis zu welchem Grade ein feingebildeter Engländer der russischen Infektion unterliegen und ganz zum internationalen Doktrinär werden kann. — Wie der jedenfalls sehr hartnäckige Kampf des Bolschewismus in England schließlich endigen wird, können wir heute nicht wissen; aber mit einiger Sicherheit kann man wohl annehmen, daß dieser Kampf nicht eher ruhen wird, als bis es in diesem Lande zu schweren Erschütterungen und großen sozialen Umwälzungen gekommen ist. — Obschon Nordamerika das reichste Agrarland der Welt ist, dürfte hier die Gefahr des Bolschewismus nicht geringer, vielleicht sogar bedeutend größer sein als in England. Bei der stark entwickelten Industrie, namentlich im Osten und im Zentrum der Vereinigten Staaten, kommt noch ein besonders ungünstiger Umstand von schwerwiegender Bedeutung hinzu, die aus dem Abschaum aller europäischen Länder bunt zusammengewürfelte Arbeiterschaft. Diese proletarische Masse hat vor kurzem einen „internationalen Arbeiterbund" gebildet, der sich die Umwandlung Nordamerikas in eine bolschewistische Republik zum Ziele gesetzt hat. Der Einwand, daß die von den Milliardären fürstlich besoldeten privaten Polizeitruppen jeden bolschewistischen Putsch sofort unterdrücken können, ist nicht ganz stichhaltig, denn die rücksichtslose Niedermetzelung der streikenden Arbeiter von Pittsburg im Jahre 1892 durch solche Polizeitruppen ist im amerikanischen Proletariat bis heute nicht vergessen und kann gerade einen besonders wirksamen Agitationsstoff bilden. Endlich ist noch im Auge zu behalten, daß kein anderes Volk so zu seelischen Epidemien neigt, wie das amerikanische.

Deutschland befindet sich zurzeit inmitten dieses gewaltigen Kampfes zweier Weltanschauungen zwischen zwei Feuern, und es wird den Bolschewismus dauernd wohl nur durch eine gesunde, verständige und vor allem nationale Sozialpolitik bezwingen können. Was die westliche Gefahr betrifft, so muß — abgesehen von den harten Bedingungen des beabsichtigten Gewaltfriedens — doch schon heute die Frage aufgeworfen werden, wie Deutschland sich zu verhalten hat, wenn es sich der „Diktatur der Räuber",

[1]) „Münchener Zeitung" vom 5. März 1919.

wie Paul Lensch den Völkerbund mit Recht bezeichnet, nicht unterwerfen will. Die Beantwortung dieser Frage hängt im wesentlichen davon ab, wie sich die Verhältnisse in dem verwüsteten Rußland in den nächsten Jahren weiter entwickeln werden.

Die Führer der bolschewistischen Bewegung haben sich niemals eine auch nur annähernd klare Vorstellung davon machen können, wie sich die Dinge nach der Verwirklichung ihrer Ideale eigentlich gestalten sollen, denn sie haben in echtrussischer Weise immer nur das Niederreißen im Auge gehabt. Jetzt stehen aber Lenin und Trotzky, wie sie selbst bekennen, vor einem ungeheuren Trümmerhaufen. Vergeblich suchte Trotzky, der jetzt selbst eingestehen muß, daß seine Partei „die Probe nicht bestanden hat", schon im Dezember das völlig verwilderte Volk zu organischer, schöpferischer Arbeit zurückzurufen, während Lenin gleichzeitig bereits versuchte — wenn auch zunächst vergeblich —, die bürgerlichen Elemente zur Wiederaufrichtung der russischen Volkswirtschaft heranzuziehen. Diese aus bitteren Erfahrungen geschöpfte Erkenntnis der Führer, aber auch das auffällig wohldisziplinierte Verhalten der russischen Sowjettruppen im Baltikum [1]), zeigen bereits deutlich die eingetretene Ernüchterung des führenden Parteifanatismus und die ersten Keime einer bevorstehenden Mauserung des Bolschewismus. Die alle Lebensmöglichkeiten vernichtende kommunistische Diktatur des Proletariats muß und wird auch in Rußland zunächst zum Sozialismus zurückkehren. Dann aber eröffnen sich für die deutsche Republik außerpolitische Entwicklungsmöglichkeiten und Aufgaben, deren glückliche Lösung durch den deutschen Sozialismus freilich nur bei einem richtigen politischen Verständnis für die Weltlage möglich erscheint. Denn auch wenn alle radikalen Übertreibungen des Bolschewismus unterdrückt oder spontan geschwunden sind, so bleibt doch in dem heutigen gewaltigen Kampfe der Ideen der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Weltsozialismus und dem kapitalistischen Weltliberalismus unverändert bestehen, eine Gegnerschaft, die keine Waffenruhe mehr kennen wird. Von seiten der deutschen Politik würde schon ein ungewöhnliches Maß von Ungeschicklichkeit dazu gehören, um diesen durch die jetzige Weltlage immer mehr verschärften Antagonismus nicht in ihrem Interesse auszunutzen.

Die Mauserung des Bolschewismus in Rußland, die sich sehr viel schneller und sprunghafter vollziehen wird, als man in Deutschland annimmt, voraussichtlich in dem bekannten russischen Galopptempo, kann bei der Unfähigkeit der Russen, aus sich selbst heraus etwas wirklich Positives zu schaffen, den wirtschaftlichen Wiederaufbau des furchtbar verwüsteten Landes an sich

[1]) Alle Greueltaten im Baltikum im Januar dieses Jahres sind ausschließlich von estnischen und lettischen Banden verübt worden. Der russische Volkskommissar Schreiber, der aus Petersburg nach dem Baltikum entsandt war, um unnötiges Blutvergießen zu verhindern, wurde in Dorpat von estnischen Bolschewisten gehängt.

natürlich nicht gewährleisten. Als die Russen vor mehr als tausend Jahren germanische Fürsten in ihr Land riefen, da erklärten sie ihnen, ihr Land sei groß und fruchtbar, aber es herrsche keine Ordnung darin. Bald, vielleicht schon sehr bald, wird ein ähnlicher Hilferuf aus dem Osten nach Deutschland herüberschallen. Nicht an deutsche Fürsten wird er gerichtet sein, sondern an deutsche Arbeiter, an Landwirte, Fabrikleiter, Ingenieure, Techniker, Werkmeister und Organisatoren jeder Art. Denn weit größer als das Bedürfnis nach ausländischem Kapital wird schon in nächster Zukunft die Nachfrage nach deutscher organisatorischer Arbeit sein, die in der Vergangenheit Rußlands eine so große Rolle gespielt hat. In wirtschaftlicher Beziehung werden die beiden, jetzt schwer geprüften Nachbarreiche, mit Einschluß aller Randstaaten, stets aufeinander angewiesen sein, und das heutige Rußland ist sich in seinen intelligenten Schichten dessen wohl bewußt, daß es zugrunde gehen muß, wenn es nicht den engsten wirtschaftlichen Anschluß an Mitteleuropa wiederfindet.

An diesem Punkte hätte die deutsche Außenpolitik möglichst bald vorbereitend einzusetzen, denn nur auf diesem Wege erscheint gegenüber dem brutalen Vernichtungswillen der Entente auch in Deutschland eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse noch möglich. Ein deutsch-russischer ökonomischer und politischer Zusammenschluß, von dem sich Polen, Böhmen und Ungarn, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, naturgemäß nicht ausschließen könnten, würde als letztes Entwickelungsziel dem durch den Ausgang des Krieges zu politischer Bedeutungslosigkeit herabgedrückten europäischen Kontinent wieder eine wirtschaftliche Hegemonie sichern können. Die ungeheure Bedeutung einer solchen Verbindung, die natürlich einen ganz anderen Machtfaktor darstellen würde als Naumanns Mitteleuropa, ist wohl ohne weiteres klar, doch mag hier wenigstens ganz kurz noch auf einige Einzelheiten hingewiesen sein. Das ganze, so geschaffene Wirtschaftsgebiet mit rund 300 Millionen Bewohnern ist reich an Bodenschätzen und Rohstoffen verschiedener Art, an Kohlen, Eisenerzen, Kupfer, Zink, Steinsalz, Manganerz, Platina, Naphtha, Holz, Flachs, Hanf, Ölfrüchten, nimmt aber namentlich in der Produktion von Lebensmitteln eine dominierende Stellung ein, der gegenüber die landwirtschaftlichen Erträge der übrigen europäischen Länder ganz verschwinden. Sämtliche Ententeländer, mit Einschluß Nordamerikas und Japans, erzeugten z. B. im Jahre 1913 nur 332 Millionen Meterzentner Kartoffeln, Rußland und Deutschland nebst Österreich-Ungarn dagegen 1061 Millionen. Ganz ähnlich verhielt es sich mit der Gerste, während an Roggen diese Länder mehr als das Zehnfache aller Ententeländer lieferten. An Weizen und Fleisch produzierten sie immerhin bedeutend mehr, als das reiche Nordamerika, an Zucker mehr als Nordamerika und Britisch-Indien zusammengenommen (59,8 gegen 43 Millionen). Wenn hier von Rußland die Rede ist, das heute als politischer Begriff ja nicht mehr existiert, so ist

damit selbstverständlich der gesamte, zu erwartende russische Staatenbund gemeint, in dem die überaus fruchtbare, an Weizen, Mais, Tabak und Schlachtvieh reiche Ukraine wirtschaftlich stets die hervorragendste Stellung einnehmen wird. Die russische Weizenproduktion von 1913 mit 170 Millionen Meterzentnern kam hauptsächlich aus der Ukraine, während ganz Nordamerika in diesem Jahre 199 Millionen erzeugte. Ebenso gehören das donische Kosakengebiet und das schwachbevölkerte Westsibirien, das noch 1917 eine glänzende Rekordernte mit 155 Millionen Zentnern Getreide erzielte, zu den fruchtbarsten Gebieten des ehemaligen Zarenreiches. Schon diese kurzen Angaben zeigen, daß in bezug auf die Lebensmittelversorgung ein solches Wirtschaftsgebiet vollkommen unabhängig dastehen würde. Dazu sind noch zwei weitere Umstände zu berücksichtigen. Erstens ist die Landwirtschaft Rußlands noch einer großen Entwicklung fähig, zweitens müßte Japan, das bereits mit der ostsibirischen Republik ein Wirtschaftsabkommen getroffen hat, sich voraussichtlich notgedrungen einer solchen Vereinigung anschließen. Ein solcher Wirtschaftsbund, der so, wie die Dinge heute liegen, den Sozialismus der ganzen Welt zum Kampfe gegen das angelsächsische kapitalistische Ausbeutungssystem aufrufen müßte, könnte jedem noch so brutal oder hinterlistig ersonnenen Völkerbunde wirksam die Spitze bieten.

Aus Bodenstedts Leben

Mit unveröffentlichten Briefen an seine Braut aus den Jahren 1847 bis 1849

Von

Karl Engelmann

Die Jahre, die seiner Rückkehr aus dem Orient (1845) folgten, verbrachte Bodenstedt zum größten Teil in München; er arbeitete dort das auf seinen Reisen gesammelte Material zu seinem Buche über „Die Völker des Kaukasus" aus, mit dem er sich seine Stellung in der deutschen Literatur zu begründen hoffte.

Während dieser Zeit wurde er in Hannover mit dem gastfreien und lebensfrohen Freiherrn von der Malsburg bekannt und verlebte auf dessen Landgut Escheberg bei Cassel glückliche, einer heiteren Gesellschaft gewidmete Wochen der Erholung. Der Baron, schon in vorgerückten Jahren, verstand es, sein Schloß zu einem Mittelpunkt eines geistig angeregten geselligen Lebens zu machen; aus der Residenz Cassel und der weiteren Umgebung versammelte er zahlreiche Gäste, unter denen ihm Künstler besonders willkommen waren. Den alten Baron verband bald eine herzliche Freundschaft mit dem jungen Dichter, durch den die Escheberger Geselligkeit einen frischen Schwung erhielt.

Unter den Gästen des Barons war auch eine junge Blondine, die durch ihren lieblichen Gesang sich die Gunst des alten Herrn gewonnen hatte: Mathilde Osterwald, die Tochter eines kurhessischen Offiziers, der damals in Fulda stand, später in Cassel ein Regiment führte. Sie ist die vielbesungene „Edlitam" Bodenstedts, die ihm als Gattin, Freundin, Muse bis ans Ende seines Lebens treu zur Seite stand. Damals machte ihre jugendliche Erscheinung, ihre Anmut und künstlerische Begabung einen tiefen Eindruck auf den Dichter; auch erkannte er wohl, daß seine Neigung von ihrer Seite erwidert wurde; auf häufigen Spaziergängen, bei Bootsfahrten auf dem Teich des Schloßparks, bei den Aufführungen auf dem kleinen Liebhabertheater fehlte es nicht an Gelegenheiten zur Aussprache; doch vermied damals Bodenstedt eine Erklärung, die ihn fürs Leben gebunden hätte, da die Unsicherheit seiner Lebensstellung, die sich einzig auf den literarischen Erwerb gründete, ihm nicht die Bürgschaft für eine glückliche Ehe zu gewähren schien. Doch schied man, als Bodenstedt im Herbst 1847 Abschied nahm, um eine größere Reise nach Italien anzutreten, mit dem Versprechen, brieflich miteinander in Verbindung zu bleiben.

In Mailand hielt Bodenſtedt ſich einige Wochen auf, um ſein Werk über „Die Völker des Kaukaſus“ zum Abſchluß zu bringen. Er ſchreibt von dort an ſeine „Eſcheberger Nachtigall“:

Mailand, den 21. November 1847.

Mein liebes Fräulein Mathildchen!

Aber wie konnten Sie auch nur einen Augenblick denken, daß es mir unangenehm ſein würde, durch das geſchriebene Wort die Unterhaltungen fortzuſetzen, welche uns einſt bei mündlichem Verkehr in trautem Freundeskreis zu Eſcheberg ſoviel Vergnügen gewährten, wenn wir nach Tiſche beim Tempel oder im Pavillon oder in der Kaſtanienallee unſere Sieſta hielten umduftet von Akazien und ſchwankenden Roſen oder umſchattet von den kühlenden Zweigarmen der grünen Tannenwälder am Berge. Glauben Sie, jene ſommerwarmen Erinnerungen mit den tauſend Blumen, die meine anmutigen Freundinnen hineingeflochten, und der Welt von Tönen, die jauchzend hindurchklingt, ſeien ſobald aus meinem nur zu treuem Gedächtnis verſchwunden? Glauben Sie, mein kleiner Verzug, ich hätte jene ſonnigen Stunden vergeſſen, wenn wir alleſamt geſchäftig im Kahne ſaßen und unſere Herzen vor Freude hüpften, wie die Wellen über welche wir hinſchwebten — wenn Jettchen[1]) mit kecker Hand das Steuer führte und die ſanfte Adelheid[2]) als Schäferin daſaß, während ich mich an Ihre Seite ſetzte und Ihnen heimliche Lieder vorraunte, die ſich in Ihrem Mündchen alſobald verkörperten, und in ſeligen Tönen aufſchwangen durch die Lüfte, allen Nachtigallen zum Aerger und den Engeln und Menſchen zum Wohlgefallen; oder wenn Sie am Flügel im Pavillon mit Ihren kleinen Händchen die großen Taſten ſchlugen und Ihr Puthähnikenlied ſangen, daß die Blumen im Garten neugierig ins Fenſter lugten, und die Bäume vor Freude zitterten und alte Männer begeiſtert vor Ihnen niederknieten und ihre Champagnergläſer zerſchmetterten, womit ſie Ihre Geſundheit getrunken, und Ihnen andächtig das weiße Händchen küßten, gleich wie einer kleinen Heiligen!

Das alles weiß ich noch und „ich weiß noch viel mehr“ wie unſere gute Adelheid treuherzig zu Herrn von Lützow ſagte, als er einſt in Geſellſchaft ſein Erſtaunen über ihre phyſikaliſchen Kenntniſſe ausdrückte . . .

Vor einigen Tagen erhielt ich mit einem dringenden Schreiben von meinem Verleger, der mich um das letzte Manuſkript quälte, Briefe von Haus und Eſcheberg von Jettchen und Adelheid. Ich durfte mir aber leider kaum 5 Minuten gönnen, die Briefe zu leſen, um meinen Gedankengang nicht zu ſtören, der eben mit der Vorrede zu meinem Werke beſchäftigt war.

Geſtern iſt die ominöſe Vorrede endlich abgeſandt und zwar unter Umſtänden, die ebenſo wunderbar ſind wie die Geſchichte des ganzen Buches.

[1]) Henriette von der Malsburg, die älteſte Tochter des Freiherrn.
[2]) Adelheid von Baumbach, eine Verwandte des Hauſes.

Vorgestern mittag war nämlich das Paket schon fertig, kam aber gerade 2 Minuten zu spät auf die Post, worüber ich anfangs sehr erzürnt war, mich später jedoch beruhigte, als ich bemerkte, daß in der Eile der wichtigste Bogen davon vergessen war. Ohne diese Verspätung wäre das Ding ohne allen Zusammenhang gedruckt worden, da die Setzer selten auf den Sinn der Worte zu sehen pflegen. Nachdem ich alles geordnet habe, gebe ich das Paket einem Banquier zur Besorgung, da man dicke Briefe von Gelehrten auf der Post fast regelmäßig öffnet, aus Furcht, es könne etwas gegen die Regierung darin stehen. Auf dem Wege zur Post mit mir begriffen, hat mein Bekannter das Unglück, den dreifach versiegelten Brief fallen zu lassen und zwar mitten in den Straßenschmutz, der um so stärker war, als es eben geregnet hatte! Soviel über die Vorrede. Einige Capitel wurden in Tiflis geschrieben, eines in Etschmiadsin beim Patriarchen von Armenien, am Fuße des Ararat, zwei andere in den Wäldern von Kolchis — alle diese Capitel hatten samt mir im Frühling 1845 das Schicksal unsern der Tscherkessenküste in's Schwarze Meer geschleudert zu werden. Zum Glück war die Stelle, wo unsere Barke umschlug, ziemlich flach und dem Ufer nahe, sodaß die ganze Mannschaft mit dem größten Teil des Gepäcks gerettet wurde. 6 Capitel schrieb ich in München, 2 in Konstantinopel, 9 in Eschenberg, 1 in Frankfurt, 1 in der Schweiz und den Schluß und den Anfang in Italien! Es wird Ihnen Spaß machen, wenn Ihnen (in spätestens 14 Tagen) das saubere Buch zu Händen kommt, zu wissen, daß die Hälfte die Taufe des Schwarzen Meeres erhalten und die Vorrede vor dem Druck durch den Straßenschmutz zu Mailand gezogen wurde . . .

Bodenstedt reiste weiter über Turin, Genua, Florenz nach Rom.

In Rom traf Bodenstedt liebe Freunde in dem Ehepaar Willibald Alexis und genoß in ihrer Gesellschaft die ersten unvergleichlichen Eindrücke der ewigen Stadt. „Eine so lange Reihenfolge ungetrübt schöner, im edelsten Sinne des Wortes genußvoller Tage, wie der erste Monat meines Aufenthaltes in Rom mir bot, hat mir das Schicksal seitdem nicht wieder beschieden."

Er fand in den beiden damals noch jugendlichen Gelehrten Heinrich Brunn, dem Archäologen, und Jacob Burckhardt ideale Führer für die Altertümer und Kunstwerke Roms. Mit gleichgesinnten Genossen: Gustav zu Putlitz, von Seydlitz, Julius von Unger, Levin Schücking u. a., unternahm er Ausflüge in die Campagna oder das Albanergebirge und verbrachte die Abende fröhlich bei einer Flasche Orvieto.

Aus dieser Zeit haben sich einige Aufzeichnungen Bodenstedts erhalten, die seine persönlichen Eindrücke von der ewigen Stadt wiedergeben und die politische Stimmung kennzeichnen:

Rom, den 4. März 48.

Seit ich in Rom bin habe ich zu schreiben verlernt, ich kann nur sehen und staunen; das bischen Eitelkeit, das noch an mir klebte, habe ich abgestreift,

alle meine Gedanken, die kühnsten Phantasiegebilde kommen mir so klein vor, wie ich selbst gegenüber dieser alle Phasen der menschlichen Bildung und Größe umfassenden Wirklichkeit, die mich umgibt und mich in tausend Formen und Gestalten anschaut, bald Sehnsucht weckend, bald zur Bewunderung hinreißend und bald zur Wehmut stimmend, bald begeisternd und bald erdrückend, immer groß und gewaltig, wie im Erhabenen, so im Komischen. Von den tausend Bildern, die täglich meinen Augen vorüberschweben, bietet jedes für sich Stoff genug zu monatelanger Betrachtung; wie vermag unter solchen Umständen der Gedanke dem Auge nachzukommen und die Feder dem Gedanken? Vergebliche Sehnsucht, vergebliches Mühen! Schon inmitten dieser Welt von Trümmern, über welche ich wandere, ist es mit jahrelanger Betrachtung nicht abgetan; dazu kommt jetzt noch die lebensvolle unaufhaltsam drängende Gegenwart, die mit kecken Fingern in den geheimnißvollen Schoß der Zukunft greift, ihr gewaltsam Entschädigung abfordernd für die Entbehrungen der Vergangenheit.

Die Ereignisse überstürzen sich; sie vorsichtig zu überdenken, zu vergleichen, Folgerungen daraus zu ziehen, ist unmöglich; schon ein bloßes Register der Tages-Angelegenheiten zu halten, würde alle Kräfte eines federgewandten Menschen in Anspruch nehmen. Die Geschichte hat Decennien aufzuweisen, welche minder schwer wiegen in der Wagschale der Weltgeschichte als ein einziger Tag aus der Gegenwart. Es will mich fast bedünken, als kehrten die großen Zeiten wieder, wo Napoleon wie ein rächender Gott über die Erde schritt, um die Menschen zu Helden und die Fürsten zu Menschen zu machen. Wird denn nie der Tag kommen, wo die Geschichte der Vergangenheit zur Lehrerin der kommenden Geschlechter wird? Müssen die Könige den Talar, der ihre stolzen Glieder umwallt, denn immer mit dem Blute ihrer Völker rot färben, müssen die Pfade, die zu den kostbarsten Gütern der Menschheit führen, denn immer noch mit Leichen und Trümmern gepflastert werden? Müßige Fragen, vergebliches Grübeln!

Noch macht der Konstitutions-Taumel in Italien alle Köpfe schwindeln, da kommt eine Gewitterwolke aus Westen gezogen, an den Ufern der Seine drängen sich Ereignisse, gegen welche die Bewegungen Italiens, die noch eben das Interesse der Welt in Anspruch nahmen, nur Kinderspiele scheinen, Fürsten werden ermordet, Throne gestürzt, und mit ihren Trümmern die Leichen der gefallenen Könige bedeckt. Die Hauptstadt Galliens als Zifferblatt der neuen Weltgeschichte deutet auf Nacht und Sturm. Färbt eure Purpurtalare schwarz, ihr Gewaltigen der Erde, und wandelt sie um zu Trauermänteln, denn das Wehe das ihr den Völkern gebracht, kommt jetzt über Euch; streift den Blendschein der Majestät von Eurem Antlitz und wandelt in Demut, um die Zeit zu sühnen, die rächende Zeit, deren warnende Zeichen ihr verhöhntet. Ihr habt die Völker und ihre Rechte mit Füßen getreten, jetzt treten die Völker euch und euer Unrecht mit Füßen, denn die Geschichte übt Vergeltung.

Diese politischen Stürme hatten für den Reisenden selber die üble Folge, daß er durch den Sturz der österreichischen Papiere in finanzielle Verlegenheit geriet. Er beschleunigte daher seine Abreise von Rom. Die Fahrt ging wieder über Florenz; überall strömte die begeisterte Jugend zu den Fahnen. In Norditalien fand Bodenstedt die Verbindungen nach Deutschland durch die Heere gesperrt, hoffte aber noch über Venetien durchzukommen. Bei Recoaro geriet er in kämpfende Truppen und sah die römische Guardia Civica vor den kroatischen Reitern die Flucht ergreifen. Die Flüchtlinge ließen ihren Zorn an dem Reisenden aus, dessen hannoverscher Paß ihnen verdächtig erschien, und so wurde Bodenstedt als österreichischer Spion nach Venedig, das sich damals auf kurze Zeit unabhängig gemacht hatte, eingeliefert und in der Casa Cattaneo in eine nicht sehr strenge Haft genommen. Die Vermittlung eines Landsmannes, des „Dottore Stieglitz", des Gatten der bekannten Charlotte Stieglitz, der in Venedig damals eine große Rolle spielte, befreite ihn aus seinem Gefängnis. Von seinem Befreier herumgeführt, besichtigte Bodenstedt unter so sonderbaren Umständen die Kunstschätze Venedigs und machte mit einigen hervorragenden Venezianern Bekanntschaft. Auf dem Seeweg, in einer elenden Fischerbarke fand er weiter seinen Weg nach Triest, wo er völlig erschöpft anlangte.

Auf der Heimreise machte er in Augsburg einen längeren Aufenthalt, um sich mit dem Leiter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Dr. Kolb, dem er aus Italien öfters Korrespondenzen zugesandt hatte, zu besprechen. Von ihm erfuhr er die für ihn niederschmetternde Kunde, daß sein Verleger Bankerott gemacht habe und der Ertrag seiner zweijährigen Arbeit für ihn verloren sei. Auf den Rat des Dr. Kolb setzte er sich mit dem Direktor des Österreichischen Lloyd, Herrn von Bruck, damals einem der politisch führenden Männer Österreichs, in Verbindung und wurde von ihm als Leiter des Journals des Lloyd in Triest verpflichtet. In Augsburg gewann er nun die ersten tiefen Eindrücke von der gewaltigen politischen Umwälzung, die sich inzwischen in Deutschland vollzogen hatte. Er schreibt darüber:

Augsburg, den 26. April 48.

Mein liebes Fräulein Mathildchen!

.... Sie sind gewiß neugierig, meine Ansicht über den gewaltigen Umschwung der Dinge in Deutschland zu wissen, und ich muß Ihnen in dieser Beziehung ehrlich gestehen, daß der freudige Enthusiasmus, welcher bei der ersten Nachricht der Bewegungen in mir auftauchte, bei näherer Betrachtung der Dinge trüben und nur zu wohl begründeten Ahnungen für die nächste Zukunft meines Vaterlandes gewichen ist. Unabweisbar summen mir jetzt immer die Worte Schillers in den Ohren:

Feste seh ich froh bereiten,
Doch in ahnungsvollem Geist
Hör ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt!

Die plumpe Nachahmung Frankreichs wird unser Unheil werden. Es überläuft mich kalt, wenn ich so viele ungewaschene Buben jetzt das große Wort führen höre, wenn ich sie über Sachen sprechen höre, zu deren Verständnis ihnen noch die Elementarbegriffe fehlen. Es schaudert mich bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Permanenz des neuaufgetauchten vielköpfigen Despotismus, der noch viel schlimmer ist als der alte ...

Doch nächstens mündlich ein Mehres. Ich kann Ihnen freilich den Tag noch nicht bestimmen, wann ich Ihnen in Fulda einen Besuch machen werde, doch hoffe ich, wird der Tag nicht mehr fern sein ... Jedenfalls schreibe ich Ihnen vorher noch einmal. Empfehlen Sie mich inzwischen freundlichst Ihrer verehrten Umgebung und empfangen Sie einen herzlichen Gruß von Ihrem pilgernden Freunde

Fritz Bodenstedt.

Er reiste nun nach Frankfurt, um sich seinem neuen Chef vorzustellen und zugleich der Eröffnung der deutschen Nationalversammlung beizuwohnen. Manche alte Bekannte begegneten ihm hier: Freiherr von der Malsburg mit seiner Tochter, Willibald Alexis, der Orientalist Fallermeyer und andere. Die Nationalversammlung machte ihm nicht den erwarteten großen Eindruck. Sie schien ihm vielmehr ein rechtes Abbild der Zerfahrenheit und Zielloſigkeit der Deutschen zu sein. Von dieser Seite erhoffte er nicht mehr die Lösung der deutschen Frage.

Von dort ging er nach Fulda, um seine „kleine Nachtigall" wiederzusehen und sich mit ihr förmlich zu verloben. Trotz seiner noch immer unsicheren Lebenslage scheinen die Eltern keine Schwierigkeiten gemacht zu haben.

Aus Triest schreibt er an seine Braut:

„Der plötzliche Wechsel des Klimas hat mich — ohne ein ernstliches Unwohlsein zu erzeugen — doch etwas angegriffen, meinen Körper ausgedorrt, mein Gesicht kupferbraun gefärbt und mich für den Augenblick alles Appetites beraubt. In der Tat herrscht hier diesen Sommer eine fast asiatische Hitze, wovon Ihr lieben Menschen in Eurem frühlingsfrischen Fulda Euch keine Idee machen könnt. In den vornehmsten Speisehäusern, wo auch elegante Damen in Menge erscheinen, denn das Leben ist hier ganz italienisch, legt man ungeniert Halstuch und Rock ab um wenigstens Luft beim Essen schöpfen zu können. Ueberhaupt welch ein Unterschied zwischen Fulda und Triest! Dort eine mit der lieblichen Umgebung harmonierende, stillgemütliche Ruhe und Heiterkeit, friedliche Menschen, welche ihre Zeit mit mäßiger Arbeit, Spazierengehen, Essen, Trinken und Schlafen hinbringen, ohne andere Mißhelligkeit, als die welche irgend eine Gruner'sche Klatscherei erzeugt — hier ein ewiges Drängen und Treiben, ein Gemisch von Trachten und Menschen wie nur große Hafenstädte Aehnliches bieten können; eine bewaffnete Volkswehr, die sich bei jedem Allarmschuß von den Schiffen auf die Wälle drängt, ein fortwährendes Trommelgewirbel, Schießen, Laufen und Toben. — In

meiner Stellung als Redakteur eines Blattes, welches hier von jedermann gelesen wird und die politische Stimmung des ganzen Küstenlandes leitet, habe ich mich auch schon in einen großen Kampf verwickelt, den ich um so ernstlicher durchzufechten gedenke, als ich ihn selbst durch mein politisches Glaubensbekenntnis vorsätzlich veranlaßt habe. Die Bevölkerung von Triest, ihrem Kern nach aus italienischen, slawischen und deutschen Kaufleuten bestehend, ist nämlich — obwohl gut österreichisch gesinnt — durchaus gegen einen Anschluß an Deutschland. In demselben Sinne haben sich auch die Deputierten in Frankfurt ausgesprochen. Nun begreifst Du, daß ich den Leuten zu Gefallen meine unwandelbare Überzeugung, daß nur durch die engste Verbrüderung mit Deutschland ein Zusammenhalten des Kaiserstaates möglich ist, nicht aufgeben kann, ohne mir selbst und meinem Charakter untreu zu werden. Heute habe ich eine große Adresse an die Bürgerschaft erlassen als Antwort auf eine Demonstration und eine Menge Drohbriefe, die mein harmloser Aufsatz erzeugt hatte. Führe ich die Sache siegreich durch, so gebührt mir allein das Verdienst, Triest für Deutschland gerettet zu haben, da ich hier der einzige Schriftsteller von echt deutscher Farbe bin; — unterliege ich meinen zahlreichen Gegnern, so habe ich wenigstens das Bewußtsein, nach Kräften für mein Vaterland gewirkt zu haben. Du kannst Dir aber leicht denken, daß ich in diesem Wirrwarr einer ganzen Bevölkerung gegenüber alleinstehend, wenig Zeit und Ruhe finde und daß mir auch zuweilen der Appetit dabei vergeht. Meine Schreibereien — die freilich nicht ganz so zart sind als das was ich in Fulda schrieb — hätten wahrscheinlich nicht so viel Aufsehen gemacht, wenn nicht die Wiener Journale, welche mit den bisherigen ‚Abscheidungsgelüsten' der Küstenbewohner unzufrieden waren, meine Ankunft mit Jubel begrüßt hätten, da sie nach meiner bekannten Gesinnung erwarteten, daß ich von vornherein das deutsche Banner aufstecken würde." — — — „Die wohltuenden Eindrücke von Fulda leben in mir um so lebendiger als ich dergleichen hier jetzt ganz vermisse und gleichsam vermeiden muß. Ersatz dafür bietet mir der blaue Himmel und das mir zu Füßen brausende unendliche Meer das mir immer ein liebevoller Tröster gewesen und oft schon in nächtlichem Einklang mit mir geklagt hat, als ich noch ein heimatverlangender, müder Wanderer, einsam umherirrte an Asiens ungastlichen Küsten."

In einem anderen Briefe klagt er sehr über körperliche Leiden, die durch das Klima verursacht waren und ihn schwer quälten und eine Zeit lang fast arbeitsunfähig machten. Es heißt dann weiter (29. Juli): — „Auch das politische Streiten in Österreich erregt mir einen moralischen Katzenjammer. Im Vergleich zu dem Wiener Parlamente erscheint mir die Frankfurter Nationalversammlung, an welcher doch auch mancherlei zu tadeln ist, noch wie eine Versammlung von Halbgöttern. Denk Dir nur, mein Vorgänger in der Redaktion, H. v. Schwarzer, der entlassen wurde, weil man ihn hier nicht brauchen konnte, ist jetzt in Wien ein Minister geworden! Ein Mensch

der nicht einmal im Stande war, ein Journal zu leiten, soll jetzt die Leitung eines Kaiserstaates mit übernehmen. Es ist eine Zeit der blauen Wunder und glücklich ist nur der, der sein Herz und seinen Verstand allen Eindrücken verschließen kann. — Heute morgen erhielt ich für unser Journal einen langen Schlachtbericht von Radetzky, woraus ich ersehe, daß die Oesterreicher in letzter Zeit große Fortschritte gemacht haben; das Nähere wirst Du wohl in den Zeitungen lesen. — Wenn nicht Mißgeschicke hindernd dazwischen treten, werde ich zu Weihnachten ein Jahrbuch der Adria herausgeben, mit Beiträgen von mir, Anastasius Grün, Grillparzer u. Anderen. Von meinen neuesten Gedichten, welche darin vorkommen werden, schicke ich Dir eines, welches ich am Tage der Ankunft des Reichsverwesers in Frankfurt schrieb. Du kannst Willibalda eine Abschrift davon senden und sie nebenbei freundlichst von mir grüßen, ebenso wie unsere liebenswürdigen Fuldaer Freundinnen."

Im Herbst 1848 wurde Bodenstedt durch das ehrende Angebot des Baron von Bruck überrascht, in Wien Leiter einer neuzugründenden Zeitschrift des Österreichischen Lloyd zu werden. Er folgte dem Ruf mit Freuden. Das Wiener Klima hatte auf seine von Hitze und Anstrengung erschöpften Nerven die wohltätigsten Folgen. Auch fand er hier, nachdem er sich erst einmal in der neuen Tätigkeit eingearbeitet und freie Zeit zur Verfügung hatte, eine anregende, bedeutende Geselligkeit, die er in Triest schmerzlich entbehrt hatte.

Bodenstedt war nicht lange in Wien, als die politischen Stürme der Herbstrevolution dort losbrachen: Straßendemonstrationen, Aufruhr, politischer Mord, Flucht des Kaisers und der Regierung, Sieg der Revolution, alles das entwickelte sich nun in rascher Folge vor seinen Augen. Dabei war er in einer Stellung, die ihm eine genaue Kenntnis der politischen Vorgänge ermöglichte und zur Pflicht machte. Als maßvoller Liberaler, dem die Ausschreitungen der Revolution ebenso verhaßt waren, wie das engherzige Regiment der alten Regierung, suchte er jederzeit mäßigend einzuwirken. Bei der herrschenden Erregung der Massen, bei dem bald einsetzenden Terror der revolutionären Führer war seine Stellung eine schwierige, und er mußte große Vorsicht gebrauchen.

Es ist sehr merkwürdig, daß diese aufregenden Wochen, die Nerven und Gemüt so gewaltig in Anspruch nehmen mußten, die heiteren, sinnigen, lebensfrohen Lieder des Mirza Schaffy ans Licht gebracht haben. Die politischen Ereignisse hatten die Freunde, die sich im Salon Landesmann oder am Mittagstisch im Heiligen Geist zu versammeln pflegten, enger zusammengeschlossen. Bodenstedt, der die Spannkraft und Heiterkeit des Geistes am meisten bewahrt hatte, wußte die Gesellschaft mit Erzählungen aus der bunten Welt des Orients zu unterhalten und von der düsteren, schreckensvollen Gegenwart abzulenken. Damals bildete er in seiner Phantasie die Gestalt seines alten Lehrers des Tatarischen in Tiflis zu dem Typ des lebensfrohen,

beschaulichen Zechers und Weisen aus; damals entstanden oder fanden ihre endgültige Prägung die meisten der kleinen Lieder des Mirza Schaffy, die bald das ganze deutsche Publikum entzücken sollten. In den stürmischen Nächten, die der Einnahme Wiens vorausgingen, während die brennenden Vorstädte das Dunkel erhellten, entstanden die ersten Kapitel seines Reisewerks „Tausend und ein Tag aus dem Orient", das er auf Zureden seiner Freunde niederzuschreiben begonnen hatte.

In den ersten Revolutionstagen schreibt er an seine Braut:

Wien, 2. October 1848.

Mein Herzensmädchen.

Ich werfe täglich ein paar Zeilen auf die Post, in der Hoffnung daß, wenn ein Brief erbrochen oder verloren geht, doch vielleicht der andere an den Ort seiner Bestimmung gelangt. In welch einer schrecklichen Lage mußt Du gewesen sein, so ganz ohne Nachricht von mir zu bleiben, mich eingeschlossen zu wissen in einer Stadt, wo Aufruhr, Brand und Verwüstung herrschte, während von außen ringsumher hundert Feuerschlünde auf uns herabdonnerten. Dein Zustand war viel schrecklicher als der meine, denn inmitten der Gefahr kommt man vor lauter Aufregung, Spannung und emsiger Geschäftigkeit garnicht zur Besinnung; während der Fernstehende sich alles schrecklicher vorstellt, als es eigentlich ist. Du weißt, daß diese wilden Zustände mir eigentlich nichts Neues waren, deshalb war es auch nur der Gedanke an Dich, was mich wahrhaft beunruhigte. Erst in diesen Tagen der Schrecknis und des Jammers bin ich mir so recht bewußt geworden, was wir uns einander sind und immer bleiben werden. Du wirst mir glauben, mein herziges Mädchen, daß ich mit meiner gewöhnlichen Ruhe die Gefahr weder muthwillig aufgesucht habe, noch ihr feige ausgewichen bin. In den bedrängtesten Stunden suchte ich gewaltsam den Gedanken an Dich zu unterdrücken, denn nur wenn ich an Dich dachte, durchschaute ich ganz die Tiefe des Abgrundes vor welchem ich stand. Ich habe in früheren Jahren oft dem Tode ins Auge gesehen und nie seine Schrecken gefühlt; erst durch den Gedanken an Dich lernte ich ganz die furchtbare Bedeutung des kalten Wortes kennen. Denn der Tod ist nicht schrecklich für die welche er trifft, sondern für die welche zurückbleiben. Ich versetzte mich zuweilen in meine Lage und Dich in die meinige und ich begriff, daß es noch etwas viel Schrecklicheres giebt als Sterben. Ich will den Gedanken, die sich mir hierbei aufdrängen, nicht weiter Raum geben — wir wollen, liebes Mädchen, die Schreckniſse der Vergangenheit vergessen und dem Himmel danken daß er uns für einander erhalten hat, wie er uns ja auch für einander geschaffen . . .

Ich schließe hier, um Dir morgen eine Fortsetzung meiner Berichte zu senden. Grüße alle die lieben Unseren herzlich von mir und empfange auf Deiner reinen Stirn einen heißen Kuß von

Deinem Fritz.

Ich trug während der gefahrvollen Zeit Deinen letzten Brief als Talisman mit mir; ich glaube der hat mich gerettet.

Wien 11. October 1848.

Mein liebes, gutes Mädchen.

Ich schrieb Dir gleich nach dem Ausbruche der Revolution nach Escheberg um Dich über mein Schicksal zu beruhigen. Gestern erhalte ich Deinen herzigen Brief aus Fulda, der mir so viel liebe aber auch trübe Nachrichten bringt. Hoffentlich werden die Escheberger Dir meinen Brief ohne Säumnis nachgeschickt haben und das Nähere über den traurigen Zustand unserer Stadt wirst Du schon genugsam aus den Zeitungen wissen. Meine Person ist als solche jetzt nicht mehr gefährdet, sonst wäre ich nicht mit dem Leben davon gekommen als ich diese Nacht mitten unter den Reihen meiner mich verkennenden republikanischen Feinde focht bei dem Angriff Jellachichs auf die Vorstadt Mariahilf. So ist die Gefahr welche mir bevorsteht, keine andere mehr als solche, welcher alle Bewohner Wien's ausgesetzt sind, denn Jedermann der irgend einen Säbel oder ein Gewehr handhaben kann, muß unter die Waffen treten. Die Gefahr, welche von außen droht, hat die streitenden Parteien im Innern etwas ausgesöhnt und alle haben sich einstweilen zu gemeinsamem Handeln verbunden. Den Schleier welcher unsere nächste Zukunft verhüllt, vermag keines Sterblichen Hand zu lüften. Vor dem einen Thore steht Jellichich mit seinen wilden Croaten und Serben; vor dem anderen Thore droht General Auersperg mit einem bunt gemischten Heere von 20,000 Mann. Gerüchte laufen daß die Ungarn im Anzuge seien; in der Stadt sind alle Läden und Gewölbe geschlossen; die Straßen sind doppelt, theilweise dreifach verbarrikadiert, vor jeder Barrikade brennt ein flackerndes Wachtfeuer, und um das Feuer her sitzen Weiber und Männer, theils zerlumpt, theils seltsam bewaffnet und gekleidet — theils mit todesmuthigen, theils mit rohen, wilden Gesichtern. Wer unbewaffnet über die Straße geht, wird insultiert. Von Zeit zu Zeit donnern Kanonenschüsse von den Basteien her als Zeichen der Verständigung mit dem außerhalb lagernden Landsturm. Die Verwirrung ist unbeschreiblich und — die Würfel mögen fallen wie sie wollen — der armen, schönen Stadt steht eine finstere Zukunft bevor. Wie in der Politik, so auch im Haß und in der Liebe fehlt hier die Klarheit der Erkenntnis; es giebt keine farbenbestimmte Parteien, die gründlich wissen was sie wollen. Des Nachts ist unser Zustand am peinlichsten; an Schlaf ist bei dem unaufhörlichen Schießen und Sturmleuten natürlich nicht zu denken; auch würde es dem schlecht ergehen, den man während der Gefahr ruhig im Bett fände. Mir fallen fast die Augen vor Müdigkeit zu während ich dies schreibe, doch weiß ich, daß in der Zeit der Bedrängnis jedes Wort von mir für Dich und die Deinen einen doppelten Werth hat; darum werde ich wie heute, so auch künftig jede freie Minute benutzen, Dir

zu schreiben. — Was ich Dir früher über H. von Bruck geschrieben habe, halte ja geheim, oder verbrenne lieber den ganzen Brief, damit er nicht zufällig in andere Hände geräth. An solche Ministercombinationen ist jetzt ebenso wenig zu denken als an Ruhe und Frieden. Täuschen mich meine Berechnungen nicht, so muß das, was ich Euch im Mai in Fulda prophezeite: Krieg mit Rußland, bald in Erfüllung gehen . . .

In einer Viertelstunde muß ich wieder auf meinem Posten sein und werde dann wohl nicht Zeit haben, Dir wieder zu schreiben bis sich das nächste Schicksal der Stadt entschieden hat. Ich bemerke Dir dieses damit Du Dich nicht unnütz über mich beunruhigst. Wenn Du keinen Brief erhältst, darfst Du annehmen, daß es mir gut geht und nur an Gelegenheit zum Schreiben fehlt, denn falls mir ein Unglück zustoßen sollte, würdest Du gleich durch einen Freund von mir davon in Kenntnis gesetzt werden.

Heute sind sämtliche Posten ausgeblieben, woraus ich schließe, daß die Tragödie von Wien in den Hauptstädten Deutschlands ein Nachspiel gefunden hat. Sag' Deinen herrlichen Eltern viel Liebes von mir und entschuldige mich daß ich Deinem Vater noch nicht geschrieben habe; ich bin leider zu sehr geplagt; des Nachts muß ich Wache stehen und am Tage, den Säbel an der Seite, die Druckbogen corrigieren, denn das Blatt erscheint täglich fort. Und dabei bin ich ein so großer Sünder daß ich eher 3 mal an Dich schreibe als 1 mal an meine eigenen Eltern. Das kommt davon wenn so ein kleiner Schelm wie Du einem sonst vernünftigen Mann den Kopf verdreht. Leb' wohl für heute Du liebes, herziges Mädchen! Grüß alle denen daran liegt.

Bald wirst du wieder hören von Deinem Fritz.

Mein herziges Kind. Wien 18. Oktober 1848.

Ich hatte mir vorgenommen, Dir heute morgen einen recht ausführlichen Brief zu schreiben, wurde aber wie gewöhnlich durch unvorhergesehene Besuche und Störungen anderer Art daran verhindert. Um Dich jedoch nicht ganz in Ungewißheit über meine Lage zu lassen, schreibe ich Dir kurz vor Tisch ein paar flüchtige Zeilen, was Dich noch mehr freuen wird als unter anderen Umständen die längste Epistel von mir, da ich Dir gleich von vornherein melden kann, daß ich jetzt persönlich wieder eben so sicher bin als vor der Revolution. Ich weiß, daß Dir mein Schicksal mehr am Herzen liegt, als das Schicksal der ganzen österreichischen Monarchie und darum werden Dich diese Zeilen vollkommen beruhigen, wenn Du auch hinterher erfährst daß in diesem Augenblicke die ganze Bevölkerung Wiens unter den Waffen ist, und daß zwei große schlagfertige Heere vor den Thoren der Stadt stehen, das eine befehligt von Fürst Windischgrätz und das andere von dem Croatenhäuptling Jellachich. Gegen diese beiden Heere rückt die Armee der Ungarn heran unter General Mòga und in Wien sind nicht 10 Menschen welche im mindesten zweifeln, daß es heute, wie vor 35 Jahren bei Leipzig, zu einer

großen Völkerschlacht kommen werde. Ich gehöre zu den wenigen welche daran zweifeln, darum bin ich heute so ruhig und hätte um alles in der Welt gern weiter nichts gethan als den ganzen Tag an Dich zu denken und mich mit Dir zu beschäftigen, wenn ich nicht unglücklicherweise ein Sclave meiner Geschäfte wäre. Das Journal muß täglich erscheinen und ich muß täglich daran arbeiten, gleichviel ob bei trüber oder heiterer Stimmung. Uebrigens habe ich das Vergnügen zu sehen, daß meine flüchtigen Tagesberichte in fast allen Zeitungen nachgedruckt werden; sogar die englischen und französischen Blätter bringen Uebersetzungen davon. Auf die erträgliche Stimmung, die ich unter den trüben Zuständen der Gegenwart bewahre, hat die Anwesenheit einer Anzahl gleichgesinnter Bekannter mit welchen ich meine Tisch- und Mußestunden zubringe: Karl Beck, Berthold Auerbach, Friedrich Hebbel, Kaufmann, Kuranda etc. einen großen Einfluß. Ich fühle mich nie ganz unglücklich, wenn ich unter Menschen bin. Am meisten verkehre ich mit Beck und Auerbach, die nicht blos talentvolle Schriftsteller, sondern auch treffliche Menschen sind. Beide fangen jetzt an sich bei meinem Journal zu betheiligen . . .

Dein Fritz.

Wien 4. November 1848.

Mein herziges Kind.

Nach und nach treffen vereinzelte Briefe aus Deutschland ein, aber von Dir ist keiner darunter. Aus Frankfurt reichen meine Nachrichten bis zum 20., aus Berlin bis zum 24. October und aus Fulda, dem lieben Städtchen, das für mich jetzt den Mittelpunkt der ganzen Welt bildet, erfahre ich gar nichts. Ich wage nicht daran zu denken, daß Dir oder unseren lieben Angehörigen Etwas zugestoßen sein könnte, was Euch am Schreiben verhinderte. Der Himmel, der mich Dir auf so wunderbare Weise erhalten hat, wird an Dir für mich auf gleiche Weise seine Wunder üben. All mein Sinnen und Denken, mein ganzes Leben ist zu sehr mit Dir verschmolzen, als daß ich mir das Dasein ohne Dich überhaupt als möglich denken könnte. Ich hatte früher keinen Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne des Wortes; Deine blauen Augen aber haben, Dir selbst unbewußt, die Flammen des Ehrgeizes gewaltsam in mir auflodern lassen. Du denkst von mir so groß und schön, daß ich alle meine Kräfte anspornе, das wirklich zu werden wofür Du mich hältst, und was Dir genügt, darf des Beifalls aller Guten gewiß sein. Du mußt mich aber nicht mißverstehen u. nicht glauben, mein Ehrgeiz sei darauf gerichtet, irgend eine hervorragende Stellung im Staate oder dergl. zu erringen; nie waren meine Gedanken solch eitlem Streben ferner als in diesem Augenblicke. Ich habe die sogenannten Großen der Erde in der Nähe kennen gelernt und weiß, daß die meisten von der Größe nichts haben als den Schein. Daß alle blendenden Aeußerlichkeiten für mich keinen Reiz haben, weißt Du so gut wie ich selbst und daher wirst Du auch wissen, daß der Ehrgeiz in mir nichts

anderes ist, als ein fortdauerndes ernstes Streben, der kleinen Engelseele, deren ganzes Trachten darauf gerichtet ist, mir die Erde schon zum Himmel zu machen, immer würdiger zu werden und die Liebe die sie mir geschenkt hat, zu verdienen.

Den 5. October (November).

Ich wurde gestern an der Fortsetzung dieses Briefes verhindert durch einen Schwarm von Menschen, die aus den wieder geöffneten Vorstädten herbeigeeilt kamen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir theils ihre Freude ausdrückten daß sie und ich mit dem Leben davongekommen, theils ihre Noth klagten über die großen Verluste welche der Belagerungszustand und die Erstürmung der Stadt für Viele herbeigeführt. In den Vorstädten haben die Croaten durch Brand und Plünderung viel Unheil angestiftet, in der inneren Stadt hingegen wird von dem Militär auf strenge Manneszucht gehalten.

Da es mir bei meiner sehr beschränkten Muße unmöglich ist, Dir so vollständige Schilderungen der hiesigen Vorgänge zu liefern, wie ich wohl möchte, so will ich Dir wenigstens einen leitenden Faden geben, wonach Du das Wahre aus den Zeitungsberichten selbst mit leichter Mühe herausfinden kannst.

1. Das Traurige und Trostlose bei der ganzen Geschichte war, daß man für keinen der streitenden Theile mit Begeisterung Partei nehmen konnte. Es wurde gesündigt von oben und von unten; von unten mit Unverstand und wilder Leidenschaft — von oben mit Unverstand und kalter Berechnung.

2. Alles was man über den vielgepriesenen Heldenmuth der Bevölkerung Wiens sagt, ist eitel Thorheit. Die Wiener Philister sind nicht mehr und nicht minder tapfer, als alle anderen Philister Deutschlands; ein Bataillon regelmäßiges Militär genügt, sie alle aus dem Felde zu schlagen. Die ganze Stadt kommt mir vor wie ein großes Theater, wo mit den Stücken auch die Schauspieler wechseln. Wird Revolution gespielt, so tritt die radicale Partei auf mit ihren Anhängseln von Proletariern und politischen Abenteurern aller Nationen. Die ungeheure Mehrzahl der Conservativen spielt dann blos die Zuschauer. Diese letztere, gründlich feige Partei wagt nur aufzutreten unter dem Schutze der Armee. Es ist Thatsache, daß hunderttausende von Einwohnern in letzter Zeit terrorisiert wurden von ein paar tausend bewaffneten Proletariern. Daß unter solchen Umständen bei der großen Masse von Heldenmuth keine Rede sein kann, wirst Du begreifen. Die ganze Weltgeschichte hat keine so gigantische Dummheit aufzuweisen als die Wiener Revolution war. Man zündete überall an und wunderte sich dann daß es brannte. Man stieß das Alte um und wagte und wußte nichts Neues dafür an die Stelle zu setzen. Die Revolution hat keine einzige hervorragende Persönlichkeit, keinen einzigen großen Gedanken erzeugt, welcher dem Geschichtsschreiber als Anhalt dienen könnte. Es war ein Trauerspiel ohne Helden, ein Riesenkind ohne Kopf. Fluch und Wehe dem alten Systeme, das ein

solches Zwittergeschlecht erzeugt hat, unfähig zum Denken wie zum Handeln, im guten und im bösen Sinne! —

Die Gegenrevolution, die nach der Einnahme Wiens einsetzte, verleidete Bodenstedt seine Stellung an der Spitze einer politischen Zeitung. Die zahlreichen Hinrichtungen freiheitlich gesinnter Männer, die er nicht billigen konnte, die scharf gehandhabte Zensur, schließlich die Zumutung der neuen Regierung des Fürsten Schwarzenberg, in sein Blatt offiziöse Artikel aufzunehmen, die seiner Überzeugung widersprachen, veranlaßten ihn, die Stellung niederzulegen. Sein Gönner, der Baron von Bruck, der aus dem Direktorium des Lloyd ausgeschieden und Minister geworden war, bot ihm die Leitung eines Handelsblattes an, der er sich nicht gewachsen fühlte. Er zog es vor, nach Berlin zu gehen, wo er literarische Beziehungen vor allem mit der von Oldenberg geleiteten „Deutschen Reform" angeknüpft hatte. Der von Deckersche Verlag, der diese Zeitschrift herausgab, verlegte ihm nun sein Reisewerk aus dem Orient und die Lieder des Mirza Schaffy. — Die folgenden Briefe sind noch alle aus Wien an seine Braut gerichtet:

Wien, 7. Dezember 48.

Mein liebes, gutes Mädchen.

Es ist nun schon 5 Tage her, seit ich einen Brief zur Beantwortung der herzlichen Zeilen Deines Vaters schrieb, aber immer mit dem Absenden wartete, weil ich auch ein Blättchen für Dich beilegen wollte. Das hätte ich nun freilich gleich thun können, ohne 5 lange Tage darüber vergehen zu lassen, aber ich erwartete täglich H. v. Bruck, mit dem ich erst umständlich mich besprechen wollte ehe ich bestimmte Pläne für die nächste Zukunft machte. Und da ich weiß, wie Du immer um mich besorgt bist, so wollte ich Dir nicht eher wieder schreiben, bis ich Dir etwas über meine Lage mittheilen könnte. Da kam plötzlich die Abdankung des alten Kaisers (das Gescheiteste was er im Leben gethan hat) und die Thronbesteigung des neuen, wobei die Minister natürlich zugegen sein mußten, und so fügte es sich, das H. v. Bruck, bei dem besten Willen hierher zu kommen, mich von einem Tage zum andern vertröstet, weil er seiner eigenen Schritte nicht Herr ist. Da dachte ich, es wäre doch eine Sünde, mein kleines Mathildchen so lange ohne Nachricht zu lassen, und ich schob eine politische Korrespondenz, die ich eben angefangen hatte, bei Seite, weil doch nichts Gescheites daraus geworden wäre, da Du mir heute Morgen störend im Kopfe summst und alle politischen Rücksichten wegsingst. Du möchtest gern alles wissen, was ich treibe und thue und darum will ich Dir vor allem etwas von meinem gesellschaftlichen Leben erzählen.

So lange ich Redacteur war, besuchte ich eigentlich gar keine Gesellschaft — soweit darunter ein Gemisch von Damen und Herren verstanden wird. Der Verkehr mit einigen auserlesenen Bekannten, deren Namen ich Dir schon früher geschrieben habe, war meine einzige soziale Erquickung nach den Mühen des Tages. Seit aber Auerbach und ähnliche deutsche Gemüther

Wien verlassen, und besonders seit ich die Redaction niedergelegt habe und mehr ein zurückgezogenes Leben führe, fühlte ich mich zuweilen recht einsam, bis mich vor kurzem der Zufall in einen Kreis führte, wo ich jetzt hin und wieder schon angenehme Stunden zubringe. Ein junger, geistreicher Schriftsteller, Hieronymus Lorm, hatte — ohne mich anders als aus meinen Schriften und Auerbachs Gesprächen zu kennen, einen so wunderhübschen Aufsatz über mich geschrieben, daß mir selbst Damen nie etwas so Schmeichelhaftes — wenigstens nicht mit soviel Geist — gesagt haben. Es erregte das um so mehr meine Aufmerksamkeit, da H. Lorm in seinem Buche „Oesterreichs poetische Schwingen und Federn" die Mehrzahl unserer Schriftsteller mit aller Schärfe seiner feinen Kritik geißelt. Vor Kurzem machte ich seine persönliche Bekanntschaft und er benutzte diese Gelegenheit, mich seiner Familie die hier ein großes Haus macht vorzustellen. Du weißt, wo ich gern gehört werde, erzähle ich gern und die Leute schienen mich mit großem Wohlgefallen zu hören, so daß ich gleich am ersten Abend bis tief in die Nacht hinein sitzen blieb. Ein paar Tage darauf wurde ich in demselben Hause zu einer Abendgesellschaft eingeladen und fand dieses Mal dort alles beisammen, was Wien an Schöngeistern und Künstlern beider Geschlechter Großes in sich schließt. Friedrich Hebbel, Karl Beck, M. Pollac, Betty Paoli, Louise Neumann etc. Dazu eine Menge junger Damen die, wie Du weißt, noch neugieriger sind als die Männer. Die Männer waren größtenteils alte Bekannte von mir, aber von den Damen kannte ich keine einzige. Nun kannst Du Dir denken, wie meine arme Zunge in Anspruch genommen wurde, da ich doch jeder Dame wenigstens eine Frage zu beantworten hatte. Am meisten wurde ich jedoch von der ältesten Schwester meines neuen Freundes in Anspruch genommen, die für die größte Schönheit in Wien gilt und, wie mir scheint, etwas zu tief in Auerbachs Augen geblickt hat, denn ich mußte ihr fortwährend von ihm erzählen und dann schien sie alles andere ringsherum zu vergessen. Seit jenem Abend nun bin ich dermaßen mit Einladungen und Besuchen überhäuft, daß es den Leuten am liebsten wäre, wenn ich von einem Haus ins andere wanderte. Da ich jedoch wichtigere Sachen zu thun habe, so bleibt meine Thüre unabänderlich immer bis Abends 7 Uhr geschlossen; dann ziehe ich mich an und gehe in Gesellschaft. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich nicht alle Leute besuche, die mich einladen, sondern eine strenge Auswahl getroffen habe, so daß sich mein ganzer Verkehr auf vier bis fünf Häuser beschränkt. Sobald ich die theilweise sehr interessanten Personen, mit welchen ich am meisten zusammenkomme, etwas näher kennen gelernt habe, werde ich mehr davon erzählen. —

Wien 16. Febr. 1849.

Mein herziges Kind.

Bei Deinem letzten Briefe, der mir die traurige Nachricht Deiner Erkrankung bringt (mit der Einlage von Jettchen Malsburg) konnte ich leider

mein früheres Versprechen nicht halten, Dir binnen drei Tagen zu antworten, da ich ebenfalls durch ein heftiges Schnupfenfieber aufs Krankenlager geworfen und ein paar Wochen hindurch vollkommen schreibunfähig gemacht wurde. Mit acht Tagen darf ich wieder in den Mittagsstunden ausgehen, habe Dir aber nicht schreiben mögen, eben weil ich so vieles auf dem Herzen habe, was sich besser von Angesicht zu Angesicht, als durch die Feder mittheilen läßt. Mein Aufenthalt in Oesterreich ist in geistiger wie in körperlicher Beziehung ein ziemlich leidenvoller gewesen und es ist hohe Zeit, daß ich mich gewaltsam aus der Choleraluft die hier weht und dem schwarzgelben Geiste der wieder mächtige Fortschritte macht, losreiße, um ein paar Wochen bei Dir auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Die oesterreichische Antwort auf die preußische Note dient nur dazu, meine Abreise zu beschleunigen; zugleich wird mir dadurch die Verpflichtung einer politischen Mission auferlegt. Ich werde Breslau, Berlin, Leipzig, Frankfurt etc. im Fluge berühren, und Versammlungen halten, um das Volk über die perfiden Absichten unserer Regierungen aufzuklären, die auf nichts hinauslaufen als die deutsche Einheit zu Gunsten der Habsburger Ochsen aufs Neue zu untergraben. Zu gleicher Zeit werde ich auf dieser Reise dauernde Verbindungen für die Zukunft anknüpfen, falls die Berliner Unterhandlungen, die noch immer in der Schwebe sind, zu keinem günstigen Resultat führen sollten. Es wird mir jetzt nicht mehr schwer fallen, eine feste Stellung zu gewinnen, da ich in Oesterreich sowohl wie in Deutschland eine starke Partei hinter mir habe, wie die vielen mir aus allen Provinzen zugehenden Adressen beweisen.

Bei der hier herrschenden gedrückten Stimmung und dem neu auftauchenden Despotismus wird das Leben in Wien nachgerade unerträglich, und meine Abreise wird das Signal zur Auswanderung aller besseren deutschen Schriftsteller sein.

Bruck hat mir neuerdings sehr günstige Anträge gemacht; aber ich habe nicht Lust, mich einer Regierung zu verkaufen, die gerade das Gegentheil von dem will was ich anstrebe. Doch über alles dieses mündlich mehr. In wenigen Tagen reise ich ab, und in wenigen Wochen bin ich bei Dir. Daß ich von jeder Stadt die ich berühre, Dir ein Reisebriefchen senden werde, versteht sich von selbst. Hoffentlich werden diese Zeilen Dich wieder im besten Wohlsein antreffen, oder Dich jedenfalls kurieren, wenn Du noch unwohl sein solltest. Ich werde Euch viel zu erzählen haben, da ich mancherlei weiß, wovon die Zeitungen nicht berichten dürfen. Wir werden die Herbst- und Winterstürme auf ein paar Wochen vergessen, wenn ich wieder als Frühlingsbote bei Euch einziehe.

Ein Jahr später führte Bodenstedt seine geliebte Edlitam heim und gründete in Berlin seinen jungen Hausstand.

Biologische Briefe an eine Dame

Von

J. von Uexküll

(Fortsetzung)

Siebenter Brief. (Entstehung)

Du schreibst mir: „Ich sitze im Sonnenschein auf den Stufen des Pavillons und beobachte eine Hummel, die auf dem schmalen Beet von Löwenmaul zu Löwenmaul fliegt. Die prächtig gefärbten Blumen bieten ihrem Flug sichere Ziele. Die verschlossene Blüte öffnet dem Druck des schweren Hummelkörpers willig ihr federndes Scharnier, das sich beim Abflug wieder schließt. Die Höhlung der verwachsenen Blütenblätter scheint auf die Hummel zugeschnitten. Honig, Staubblätter und Stempel erfüllen eine scheinbare Gegenleistung zum Besuch der Hummel, freilich in eigenem Interesse.

Alles das erschien früher so einfach erklärlich. Man nahm an, Hummel und Blume variierten planlos, bis die gegenseitigen Varianten zueinander paßten und dadurch einen so großen Vorteil über alle anderen erzielten, daß diese im Kampf ums Dasein ihnen gegenüber erlagen.

Das war vielleicht ganz falsch gedacht — aber es hatte etwas ungemein Beruhigendes. Jetzt tritt die Planmäßigkeit auf und zwingt sowohl Blume wie Insekt unter ein gemeinsames Gesetz. Wie sollen die Gestaltung des Löwenmauls und die Organisation der Hummel dem gleichen Gesetz folgen können, da sie doch räumlich wie zeitlich völlig getrennt entstehen und keine denkbaren Wirkungen aufeinander ausüben können? Das hat etwas Beunruhigendes und Verwirrendes."

Du hast recht, die großen Lebensprobleme tragen etwas Beunruhigendes und Verwirrendes in unser Leben hinein, weil sie auf ein unbekanntes Etwas hinweisen, das uns wie allen Lebewesen gemeinsam ist, und das uns alle viel näher angeht, als wir gemeinhin wahr haben wollen.

Auch darin hast du recht, daß die gegenseitige Übereinstimmung zweier Subjekte, die sich wechselseitig als Merkmalsträger dienen, zu den schwierigsten Problemen der Biologie gehört.

Als ich noch auf den Darwinismus eingeschworen war, der alle Gestaltungsvorgänge in planlose Variationen auflöste, fand ich es sonderbar,

daß alle Tiere in einem Punkte wenigstens niemals variierten: Bei allen Tieren nämlich, die Beine besitzen, sind die zum gleichen Paar gehörigen Beine immer gleich lang. Da scheint doch ein festes Gesetz vorzuliegen, das der Variation spottete.

Aber erst der Einblick in die Vorgänge der Entstehung der Tiere aus dem Keim hat mir die Unhaltbarkeit der Variationslehre bewiesen.

Wenn ich es versuchen soll, diese höchst sonderbaren und unwahrscheinlichen Vorgänge zu schildern, so muß ich wiederum damit beginnen, einen überaus populären Begriff als wahrheitswidrig zurückzuweisen. Eine Entwicklung gibt es nicht, es gibt nur eine Entstehung. Die fertige Knospe, deren Blätter zusammengefaltet einander umschließen, entfaltet oder entwickelt sich. Aber aus dem Keim des Fruchtbodens müssen die Blätter erst entstehen. Denn ein jeder Keim enthält anfangs kein anderes Gefüge als das einer Zelle, mag es sich um tierische oder pflanzliche Keime handeln.

Die Irrwege, die die Naturforscher gegangen sind auf der Suche nach einem unsichtbaren Gefüge im Keim, aus dem sich das Gefüge des Erwachsenen herleiten ließe, sind ebenso zahlreich wie enttäuschend gewesen.

Erst das Experiment hat hier Klarheit geschaffen. Wenn, wie angenommen wurde, ein dem späteren Gefüge des Körpers entsprechendes Keimgefüge vorhanden war, so mußte es bei Halbierung des Keimes mit halbiert werden, und die beiden Hälften mußten zwei halbe Tiere erzeugen. Dies ist aber nicht der Fall: ein halber Keim läßt immer ein ganzes Tier aus sich hervorgehen, wenn auch von halber Größe.

Diese Erkenntnis, die wir Driesch verdanken, stürzte die ganze Entwicklungslehre. Es gibt im Keim nichts Zusammengewickeltes, das sich entwickeln könnte. Es gibt im Keim nur Material und Kräfte, aus denen das ganze Lebewesen jedesmal als etwas ganz Neues entstehen muß.

Das einzig Feste, das vorhanden ist, ist die Regel, nach der das Neue entsteht. Eine Regel aber kann man nicht mit dem Messer spalten, ebensowenig wie eine Melodie. Solange Material und Kräfte ausreichen, wird die Regel sich als ein Ganzes betätigen und ein Ganzes hervorbringen.

Nicht ohne Vorbedacht habe ich den Beweis geführt, daß eine Spieluhr niemals eine Melodie erschaffen kann, sondern daß jede Spieluhr ihr Dasein einer Melodie verdankt: Da die Entstehung eines jeden Lebewesens in allen Punkten einer Melodie gleicht, nur daß sie Zellen anstatt der Töne rhythmisch ordnet, ist es ganz aussichtslos, nach einer Spieluhr im Keime zu suchen, die diese Melodie erzeugt. Die Spieluhr selbst wäre immer nur ein Erzeugnis der Melodie.

Wir haben bei der Beobachtung der Entstehung eines Lebewesens aus dem Keim Gelegenheit, einer Melodie zu lauschen, die die Natur ohne Hilfsmittel eines Apparates vor uns abspielen läßt.

Ein jeder Keim besteht zuerst aus einer Zelle. Bei der Vermehrung spaltet sich jede Zelle in zwei Tochterzellen, die sich auf die gleiche Weise vermehren. Dabei entsteht jedesmal ein besonderes Teilungsorgan in den Zellen, das vornehmlich das Kernmaterial sorgfältig spaltet. Ist die Teilung vollzogen, so verschwindet das Teilungsorgan, um bei der nächsten Teilung wieder gebildet zu werden. Dieser Vorgang erinnert uns an das Entstehen der Scheinfüße der Amöben, die nach vollbrachter Tätigkeit wieder eingezogen und verflüssigt werden. Nur greifen die Scheinfüße nach außen, die Werkzeuge des Teilungsorganes nach innen.

Das durch Teilung hervorgebrachte Zellmaterial wird nach einer festen Regel verschoben und in abgegrenzte Keimbezirke gespalten. Bei alledem erleiden die Zellen keine auffallende Veränderung — sie bleiben reine Protoplasmazellen. Erst wenn die Keimbezirke gebildet sind und die Gestalt des Körpers sich abzuzeichnen beginnt, tritt ein neuer Prozeß ein: In den einzelnen Zellen entstehen kleine Werkzeuge, die, sobald sie ausgebildet sind, wie Fugen und Zapfen ineinander passen und den einheitlichen, arbeitsfähigen Mechanismus des Körpers darstellen. Nur ein Rest Protoplasma verbleibt in jeder Zelle, der zur Wiederherstellung abgenutzter oder beschädigter Werkzeuge dient.

Solange die Keimbezirke aus Protoplasmazellen bestehen, kann man ihnen einen Teil des Materials entziehen, sie werden trotzdem ein ganzes Organ liefern mit allem Zubehör, nur kleiner als das normale. Freilich paßt das kleinere Organ nicht in den Zusammenhang der Nachbarorgane von normaler Größe. Also auch hier beherrscht eine Regel, die sich dem Messer des Anatomen entzieht, die Gestaltungsvorgänge. Zugleich erkennen wir, daß die Teilregel, die das Organ bildet, nichts anderes ist als eine automatisch abklingende Melodie, die keinen Überblick über die Menge des Materials besitzt und ohne Rücksicht auf den fehlerhaften Endeffekt das ihr zugewiesene Material verarbeitet.

Das ändert sich mit einem Schlage, sobald die Werkzeuge fertiggestellt sind und die gemeinsame Arbeit aufgenommen haben. Dann beherrscht eine einheitliche Funktionsregel das weitere Wachstum der Organe, das sie im Interesse der gemeinsamen Arbeitsleistung hemmt oder fördert und selbst erhebliche Eingriffe wieder ausgleicht.

So sehen wir zwei Melodien am Werk: eine Entstehungs- oder Gestaltungsmelodie, die die protoplasmatischen Zellen, und eine Funktionsmelodie, die die Werkzeugzellen beherrscht. Die eine beherrscht den werdenden, die andere den fertigen Organismus. Die eine vertritt den Erbauer, die andere den Betriebsleiter unserer Maschinen.

Vergleicht man die Gestaltungsmelodien verschiedener Tierarten miteinander, so zeigt sich, daß bei allen verwandten Formen die Melodien lange Zeit die gleichen bleiben und erst in den letzten Stadien voneinander ab-

weichen. Je geringer die Verwandtschaft ist, um so eher zweigen die Melodien voneinander ab. Oft zeigt es sich, daß bereits angelegte Organe im weiteren Verlauf der Melodie wieder umgestaltet werden und ganz andere endgültige Organe liefern. Solche Vorkommnisse sind von großer Bedeutung zur Feststellung von Verwandtschaften.

Im ganzen betrachtet, bieten alle Gestaltungsmelodien den Anblick eines ungeheuren Springbrunnens, der sich sogleich in viele Strahlen spaltet. Die einen bleiben kurz, während die anderen unter immer wiederholten Teilungen höher und höher steigen. Aber jeder Strahl zeigt seine eigene, nie abgerissene Melodie, die ihm eigentümlich ist, wenngleich er die Anfangstakte mit vielen anderen gemeinsam hat.

Die Gestaltungsmelodie wird auf ein rhythmisches Eingreifen von Faktoren, die man Gene nennt, zurückgeführt. Die Gene beherrschen alle Veränderungen der protoplasmatischen Zellen, bis diese die Werkzeuge ausgebildet haben, die sich zur Körperorganisation zusammenschließen. Man muß den Genen einerseits körperliche Eigenschaften zugestehen, mit denen sie auf die Stoffe im Protoplasma einwirken, andererseits gehorchen sie unbekannten Impulsen, die sich nicht in die Kausalreihe einfügen lassen. Das Auftreten der Impulse ist einer anderen Regel unterworfen gleich den Tönen einer Melodie. Man wird daher am besten von „Genimpulsen" reden, die durch eigene Systeme miteinander verbunden sind.

Die Gestaltungsmelodie wird durch diese Zurückführung auf ihre Elemente zu einer Impulsmelodie, die für das Leben als solches charakteristisch ist und den anorganischen Vorgängen mangelt.

Die Gene als körperliche Gebilde bilden selbständige Elementareinheiten und sitzen wahrscheinlich in der färbbaren Substanz des Kernes der Keimzelle. Während der Zellteilung werden sie nach und nach über die neuentstehenden Zellen verteilt, bis die endgültigen Zellen nur noch diejenigen Gene beherbergen, die zum Aufbau ihrer speziellen Werkzeuge nötig sind.

Ist der Mechanismus des Körpers endlich fertig ausgebildet, dann haben die Gene ihre Rolle ausgespielt. Sie dienen nur noch zum Wiederherstellen vernichteter oder verletzter Werkzeuge.

Eine Ausnahme bilden die Fälle, in denen auch im weiteren Leben neue Organe oder Organteile geschaffen werden. Denn jede Neuschöpfung geht über Fähigkeiten eines Mechanismus hinaus. Wir kennen solche übermechanische Eingriffe der Gestaltung schaffenden Genimpulse in drei Fällen: erstens bei den Handlungen der Einzelligen, zweitens bei den Instinkthandlungen, drittens bei den Handlungen höherer Tiere.

Die Amöben sind mangels dauernder Organe darauf angewiesen, sich von Fall zu Fall neue Scheinfüße zu bilden, mit denen sie sich fortbewegen, dann aber wieder in ihren flüssigen Leibesinhalt zurücknehmen und auflösen. Die Infusorien bilden um einen verschluckten Nahrungstropfen eine Blase,

die sich nacheinander in eine Speiseröhre, einen Magen, einen Darm und endlich in einen After verwandelt.

Die Instinkthandlungen vieler Insekten laufen zwar gesetzmäßig, aber nicht zwangsmäßig ab, so daß man nicht auf eine fertige Spieluhr im Steuerorgan schließen kann. Das beste Beispiel liefert der Trichterwickler. Das ist ein nur wenig Millimeter langer Rüsselkäfer, der in ein Birkenblatt erst eine der schwierigsten mathematischen Linien hineinschneidet, die es ihm ermöglicht, das Blatt zu einer Düte zusammen zu rollen, wobei er die elastischen Widerstände des Blattes und die Saftzufuhr durch die Rippen berücksichtigen muß. In diesem Falle läßt sich schlechterdings keine noch so komplizierte Spieluhr ersinnen, die die Bewegungen des Tierchens beherrschen könnte. Eine solche Leistung vermögen nur Genimpulse zu vollbringen, deren Melodie eine dauernde Umgestaltung des Steuerorgans vornimmt, so daß es vielseitigen Ansprüchen genügt.

Die Handlungen der höheren Tiere, soweit sie nicht zwangsmäßig als Reflexe ablaufen, fordern immer Neueinstellungen des Steuerorganes gegenüber der stets wechselnden Fülle der Merkmale. Das kann ein fertiges Gefüge nicht leisten; dazu bedarf es ebenfalls des Eingreifens der Genimpulse.

Gelingt es uns auch in der angedeuteten Weise, mit Hilfe der Analogie von Tonmelodien eine halbwegs befriedigende Anschauung der Gestaltungsmelodien zu gewinnen, so ist das für die Funktionsmelodien der fertigen Tiere viel schwieriger.

Will man freilich in der Funktionsmelodie nichts anderes sehen als eine bloße Betriebsregel, wie sie uns bei all unseren Maschinen bekannt ist und im gesamten Betriebe eines jeden Organismus nachweisbar ist, so ist die Sache sehr einfach. Leider liegen die Dinge nicht so auf der Hand, wie wir es wohl wünschen. Die Funktionsmelodie ist keine aus dem Gefüge abzuleitende Regel, die von der Gestaltung von Zahnrädern und Kolben abhängt. Sondern sie ist ein Faktor, der über dem ordnungsmäßigen Ablauf der Funktionen wacht. Sie läßt nach Bedarf ein Organ für das andere einspringen. Sie regelt das Wachstum nach den Bedürfnissen der Funktion. Sie reguliert dauernd den Mechanismus des Körpers. Sie ist mit einem Wort keine abgeleitete, sondern eine beherrschende Regel.

Wenn man näher zusieht, ist sie als die Beherrscherin des arbeitenden Organismus das eigentliche Ziel, auf das die Gestaltungsmelodie zustrebte.

Nicht ohne Grund hat K. E. v. Baer allen Lebewesen eine Zielstrebigkeit zugesprochen, indem er darauf hinwies, daß jeder ausgebildete Organismus nicht eine beziehungslose Gestalt sei wie ein Kristall, sondern eine nach allen Richtungen mit der Welt in Wechselbeziehungen stehende Mannigfaltigkeit besitzt. Diesen beziehungsreichen Platz in der Welt voll auszufüllen, ist das Ziel der ganzen Keimesgestaltung.

Fassen wir die Gesamtheit aller Funktionskreise, die das Tier mit seinen Merkmalsträgern verbinden, als den Inhalt der Funktionsmelodie auf, so ist damit ausgesprochen, daß auf ihr die gesamte Einpassung beruht.

Ist die Einpassung das lebendige Ziel, der jede Organismenbildung von vornherein zustrebt, so ist damit gesagt, daß die melodische Abfolge der Genimpulse, die die Eigenschaften der Organismen schafft, bereits unter der Herrschaft der Einpassung stand. Dann ist aber die Einpassung selbst nicht bloß eine von uns erkannte Beziehung zwischen so heterogenen Dingen wie Tier und Merkmalsträger, sondern sie ist in Wahrheit ein aktiver Zug, der durch seine Gestaltungsmacht Subjekt und Umwelt zusammenführt.

Die Planmäßigkeit ist die Weltmacht, die Subjekte schafft. Ein Subjekt ist aber nicht ein bloß beliebig hingestellter Mechanismus, sondern ein allerseits fest verankerter Organismus und bildet mit seiner Umwelt ein einheitlich zusammengefaßtes Bündel tätiger Beziehungen.

So stellt allendlich die aktiv tätige Beziehung den letzten entscheidenden Faktor in der Organismenwelt dar, der wie ein Magnet das Widerstrebende zusammenführt.

Die Gesamtheit aller in stetem aber gesetzmäßigem Wechsel befindlichen Beziehungen ist die Planmäßigkeit. Das Mittel, sich durchzusetzen, bieten ihr die im Protoplasma wirksamen Genimpulse. Das Primäre aber ist die Beziehung.

Wenn du nun von diesem Standpunkt aus wieder den Hummelbesuch beim Löwenmaul beobachtest, so wirst du nicht mehr in beiden zwei heterogene Wesen sehen, die im Grunde nichts miteinander zu tun haben, sondern du wirst in ihren dir so wunderbar erscheinenden Wechselbeziehungen den Faktor erblicken, der ihre sich gegenseitig ergänzenden Gestalten geschaffen hat.

Achter Brief. (Art.)

Jede Eigenschaft eines Lebewesens ist Ausdruck einer Beziehung, die durch Aufsuchen der entsprechenden Eigenschaft des Merkmalsträgers aufgedeckt werden kann. Es gehört also zu jeder Eigenschaft der Lebewesen eine komplementäre Eigenschaft in der Umwelt, um die Beziehung voll zu machen.

Die Anerkennung der Beziehung als den Gestalten bildenden Faktor in der Lebewelt enthebt uns nicht, der Aufgabe der Entstehung der Beziehungen nachzuforschen.

Die Zurückführung der Eigenschaften der Lebewesen auf die Eigenschaftsanlagen oder Gene im Keim erweckt die Hoffnung, daß wir uns hier der Planmäßigkeit als der Quelle alles Lebens auf Reichweite nähern.

Wenn wir den Keim einer Hummel neben den Keim eines Löwenmauls halten, werden wir feststellen können, daß eine Anzahl von Genen der beiden Lebewesen sich wechselseitig bedingen, das heißt, daß sie komplementäre Gene sind.

Die Gene der Färbung des Löwenmauls entsprechen den Genen des Sehorgans bei der Hummel. Die Gene der Duftdrüsen beim Löwenmaul entsprechen den Genen für das Geruchsorgan bei der Hummel. Die Gene, die das federnde Scharnier im Löwenmaul bilden, entsprechen den Genen für den massigen Bau des Hummelkörpers. Alle diese Beziehungen sind notwendig, damit die Hummel stets ein wohlverschlossenes Honigreservoir vorfinde.

Andererseits entsprechen die Gene für die Behaarung der Hummel den Genen für Staubbeutel und Stempel im Löwenmaul, weil durch diese Beziehungen die für das Löwenmaul nötige Fremdbestäubung verwirklicht wird.

Es ist klar, daß, wenn jede Hummel und jedes Löwenmaul mit den komplementären Genen ausgestattet ist, es nicht notwendig ist, jede einzelne Hummel auf jedes einzelne Löwenmaul einzupassen. Es genügt, wenn die beiden Arten durch komplementäre Gene ineinander eingepaßt sind.

Damit fällt die Frage nach der Entstehung der Gene mit der Frage nach der Entstehung der Arten zusammen.

Um an die Frage nach der Entstehung der Arten herantreten zu können, ist es nötig, uns erst eine Anschauung einer Art zu verschaffen, um zu wissen, wie das Ding eigentlich aussieht, dessen Entstehung wir erforschen wollen.

Zu diesem Zweck leihen wir uns von einer gütigen Fee einen Zauberstab, der die Eigenschaft besitzt, alle Mitglieder einer Art zu zwingen, ihre sämtlichen Lebensverrichtungen im gleichen Takt auszuführen. Dies einfache Mittel würde es uns ermöglichen, überall die Mitglieder der gleichen Art herauszufinden. Wir würden sehen, wie die Art aus verschiedenen Völkern besteht, die oft weit entfernt voneinander wohnen und doch allesamt vom gleichen Pulsschlag belebt erscheinen. Um unserer Anschauungsfähigkeit nicht allzuviel zuzutrauen, beschränken wir uns auf einen Hühnerhof und lassen hier alle Eier unter den brütenden Hennen gleichzeitig ihre Gestaltung vollziehen. Alle Küken schlüpfen a tempo aus und gehen in gleichem Schritt und Tritt, picken gleichzeitig ihre Körnchen und Würmchen, flüchten gleichzeitig zur Mutter, wachsen gleichzeitig heran, schlafen und wachen in denselben Zeiten. Die Hähne krähen wie auf ein Signal. Die Hennen legen gleichzeitig Eier und brüten ebenfalls zur gleichen Zeit. Worauf das gleiche Spiel von neuem beginnt.

Je mehr wir uns in diesen Anblick vertiefen, um so mehr gewinnen wir den Eindruck, ein einziges Wesen vor uns zu haben, das, obgleich aus einzelnen Individuen bestehend, dennoch von den gleichen Strippen bewegt wird wie ein Hampelmann.

Diese gleichen Strippen sind in der Tat vorhanden, ihre Wirkung wird nur durch unseren kleinen Kunstgriff augenscheinlich. Es sind dies die gleichen Funktionskreise, die all diesen Einzelwesen gemeinsam sind. Lassen wir sie gleichzeitig ablaufen, so erkennen wir ihre Identität. Identisch sind die

Regeln der Betriebsleitung und identisch die Gestaltungsregeln. Identisch der ganze Bauplan.

So ist es ein Gesetz, das diese Art beherrscht. Es unterscheidet sich von allen anderen Artgesetzen oder Bauplänen, weil es über andere Beziehungen verfügt, die für andere Arten charakteristisch sind. Das Gesetz aller Arten ist ein periodisches, denn immer lösen die Gestaltungsregel des Keimes und die Funktionsregel des Gestalteten einander ab. Infolge dessen ist die Art selbst ein periodisch gebautes Wesen, das abwechselnd aus fertigen Individuen und sich bildenden Keimen besteht. Seine Gestalt zeigt eine zeitliche Gliederung: ein abwechselndes Auseinanderstreben und Wiedervereinigen. Beide Perioden lösen dauernd einander ab. So reicht jede Art in die graue Vorzeit hinein, unabänderlich sich gleichbleibend.

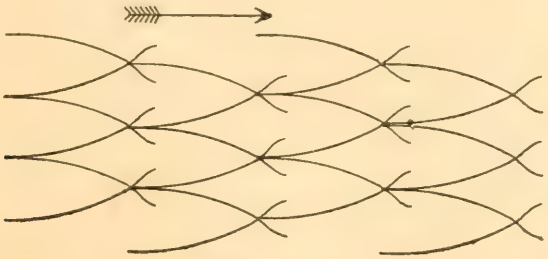


Abbildung 5.

Will man das Schema einer Art zu Papier bringen, so ergibt sich ein ziemlich einfaches Maschenwerk (Abbildung 5), das man beliebig verlängern kann.

Aus der Kreuzung der Linien entspringen zwei neue Linien, die die neue Generation andeuten sollen. Die sich kreuzenden elterlichen Linien begleiten noch einige Zeit die Linien der Kinder. Die durchgehende Einheit des Maschenwerkes wird durch immer erneute Vereinigung von elterlichen Individuen geschaffen.

Die Unveränderlichkeit der Arten ist durch neuere Forschungen endgültig bewiesen worden. Jennings konnte bei Einzelligen, die sich durch Teilung fortpflanzen, zeigen, daß jeder abgestoßene Teil, der den Keim zu einem neuen Individuum bildet, immer wieder das gleiche Individuum ohne die geringste Abweichung hervorgehen läßt und das über mehr als fünftausend Generationen hinweg.

Durch Johannson wissen wir, daß alle Nachkommen, die einem Elternpaar entstammen, die die gleichen Eigenschaftsanlagen besitzen, den Eltern gleich sind.

Wären, wie wir bisher stillschweigend angenommen, alle Mitglieder einer Art sich tatsächlich gleich, so hätte die Unwandelbarkeit der Arten niemals in

Zweifel gezogen werden können. Sie wäre in die Augen springend gewesen. Nun weichen aber in allen Arten die gleichzeitig lebenden Individuen nicht unerheblich voneinander ab. Diese Verschiedenheit beruht zum Teil auf den verschiedenen Einflüssen, denen der Keim während seiner Bildung und denen das junge Lebewesen während seines Wachstums ausgesetzt ist. Das gilt besonders für Pflanzen, auf deren Wachstum der Standort von einschneidender Wirkung ist.

Zum Teil aber beruht die Verschiedenheit der erwachsenen Individuen auf einer Verschiedenheit ihrer Gene im Keim. Nennt man mit Johannson die Gesamtheit der Gene den Genotypus und die Gesamtheit der aus ihnen entstehenden Eigenschaften den Phaenotypus, so kann man sagen, die Verschiedenheit der Individuen einer Art beruht zum Teil auf genotypischen, zum Teil auf phaenotypischen Ursachen.

Uns interessieren hier wesentlich die ersten, denn sie zeigen uns, daß die Art als Ganzes mehr Eigenschaftsanlagen besitzt als das Einzelwesen und daher auch durch eine größere Zahl verschiedener Beziehungen mit ihrer Umwelt verknüpft ist als das Individuum. Der Genotypus der Art ist reicher als der des Individuums.

Durch Mendels wundervolle Entdeckungen kennen wir die Art und Weise, wie sich bei der Kreuzung der Individuen mit verschiedenem Genotypus der Austausch der Gene vollzieht. Jeder Keim erhält sämtliche väterlichen wie mütterlichen Gene, er verwertet aber zur Bildung seines Phaenotypus nur die sogenannten dominierenden Gene. In den Geschlechtszellen jedoch finden auch die nicht in Erscheinung getretenen, die sogenannten recessiven Gene ihren Platz. Und da sie hier von den dominierenden Genen getrennt werden, können sie bei der nächsten Generation die Gestaltung mitbestimmen.

Da die Gene als ganz selbständige Faktoren gleichmäßig über alle Geschlechtszellen verteilt werden, so bildet sich in jeder Geschlechtszelle ein eigener Genotypus für ein ganzes Individuum. Die Genotypen der Geschlechtszellen weisen bereits sämtliche Permutationen aus den beiden Genotypen der Eltern auf. Und diese können bei genügender Anzahl von Nachkommen in der zweiten Generation sämtlich in die Erscheinung treten.

Diese Permutationen aus den Genen der Eltern haben nun lange Zeit hindurch eine echte Variation vorgetäuscht, auf der Darwin seine Lehre begründete.

Jetzt wissen wir, daß zwei Grundpfeiler des Darwinismus, sowohl die Anpassung wie die Variation, auf Irrtum beruhten.

Eine Variation gibt es nicht, der Genotypus der Art als Ganzes ist fest und unveränderlich, ganz unabhängig davon, in welchen Permutationen er auftritt.

Damit entfällt auch die Möglichkeit, die Art auf ein einziges Elternpaar

zurückzuführen, denn der Genotypus einer Art ist immer reicher als die beiden Genotypen der hypothetischen Voreltern.

Die Entstehung neuer Arten ist noch niemals beobachtet worden.

Was wir beobachten können, beschränkt sich immer nur auf eine Gruppenbildung ähnlicher Individuen, die aus der Art ausscheiden, indem sie sich nur noch untereinander kreuzen. In diesem Fall gehen zwei neue Unterarten aus der alten hervor. Sie sind aber beide ärmer an Genen, als es die alte Art war. Eine Entstehung wirklich neuer Arten mit neuen Eigenschaften auf diese Weise ist ausgeschlossen.

Über die Entstehung neuer Gene wissen wir nichts, können auch beim heutigen Stand unseres Wissens keine Aufklärung erwarten, da ein jedes Gen nur der einseitige Ausdruck einer Beziehung ist, und die Beziehung als wirksame Naturkraft unseren Blicken ebenso entzogen ist wie die Schwerkraft, die ihrem Wesen nach auch nichts anderes ist als eine Beziehung zwischen Massen.

Vergleichen wir die Gesetze der organischen Welt, welche die Beziehungen zwischen den Quantitäten und den Qualitäten — wozu auch die Formen zu rechnen sind — beherrschen, mit den Gesetzen der anorganischen Welt, welche nur die Beziehungen von Quantitäten beherrschen, so gewinnen wir damit eine einheitliche Grundlage für sämtliche Naturgesetze. Die Beziehung ist ebenso ausschlaggebend für die Wärme, die Elektrizität, den Magnetismus, die Schwere und die chemischen Bindungen, wie für sämtliche biologischen Zusammenhänge zwischen Subjekten und Merkmalsträgern. Es beruht dann das Weltgeschehen, wie sich Chamberlain ausdrückt, überall auf polaren Gegensätzen.

Wir haben nur den Beweis zu führen, daß die biologischen Beziehungen mit der gleichen Naturnotwendigkeit zum Ausdruck kommen, wie die anorganischen Beziehungen. Und dieser Beweis ist in der Tat durch die Einpassung restlos zu führen. Wenn man bedenkt, daß wir es bei der beobachteten Einpassung immer bloß mit dem Phaenotypus eines Subjektes zu tun haben, der infolge der mannigfachen äußeren Einflüsse den Genotypus immer nur annähernd zum Ausdruck bringt, so kann man wohl behaupten, daß in den Genen das Beziehungsgesetz restlos verwirklicht ist und die Gene ihrem Beziehungsgesetz ebenso vollkommen gehorchen wie der fallende Stein der Gravitation.

Ein grundlegender Unterschied zwischen den Beziehungen der anorganischen und der organischen Welt wird freilich immer bestehen bleiben. Die anorganischen Beziehungen verknüpfen die komplementären Faktoren immer direkt, während die organischen Faktoren durch ein Subjekt in Beziehung gesetzt werden. Die physikalischen Beziehungen sind infolge dessen planlos, die biologischen dank der Planmäßigkeit des Subjektes planvoll.

Sehen wir von der Verflechtung der Beziehungen in die Planmäßigkeit des Subjektes ab, so dürfen wir fordern, daß, wie in der anorganischen Welt,

auch in der biologischen Welt jede aus einem Gen hervorgegangene Eigenschaft immer eine komplementäre Eigenschaft in der Außenwelt besitzt.

Wir können aber nicht erwarten, daß in jedem einzelnen Fall die latent vorhandene Beziehung auch aktuell werde. Wenn wir ein Hühnchen unter Wasser aus dem Ei schlüpfen lassen, so wird keine einzige seiner Beziehungen aktuell und das Tier geht zugrunde, weil seine Beziehungen zur Außenwelt die Bedingungen seines Daseins bilden.

In jedem Gen ist eine leitende Beziehung verkörpert, die nach Ausbildung der Eigenschaft aktuell werden kann, wenn sie mit ihrer komplementären Eigenschaft in der Umwelt in Berührung kommt. Das Gen ist also an die komplementäre Eigenschaft niemals direkt physikalisch oder chemisch, sondern nur indirekt, das heißt biologisch, gebunden.

Die biologische Bindung kann eine beliebige Eigenschaft eines Subjektes mit mehreren komplementären Eigenschaften in Beziehung setzen. Diese Beziehungen brauchen aber nicht alle im Bauplan des gleichen Subjektes verwertet zu sein, sondern können den Bauplänen verschiedener Subjekte angehören.

Die Schwere und Größe des Hummelkörpers, die zum Scharnier des Löwenmaules paßt, verleiht zugleich dem Flug der Hummel die lebendige Kraft, die ausreicht, um die Spinnwebe zu zerreißen, die leichteren Insekten verhängnisvoll werden. Zugleich aber wird der Hummelkörper dadurch den Vögeln sichtbar, denen die Hummel häufig zum Opfer fällt. Die Behaarung des Hummelkörpers findet in der Kälte der Luft eine komplementäre Eigenschaft, die zu ihrem eigenen Bauplan gehört. Zugleich aber ist sie selbst komplementär zur Form und Lage der Staubfäden und dem Stempel des Löwenmauls, die zum Bauplan der Pflanze gehören.

Nichts ist lehrreicher, als diesen wechselvollen Verschränkungen der Beziehungen, die ich als Einpassung bezeichne, nachzugehen, denn sie lehren uns, daß auch der Kampf ums Dasein nur ein Glied der allgemeinen Planmäßigkeit ausmacht.

Damit fällt der letzte Pfeiler des Darwinismus. Planlose Variation, planlose Anpassung und Planlosigkeit des Kampfes ums Dasein, das waren die drei Gründe, warum Darwin die Planmäßigkeit in der lebendigen Welt leugnete. Alle drei beruhten auf Irrtum.

Beim Studium des Kampfes ums Dasein hat es sich herausgestellt, daß jene Lebewesen, die durch die Eigenschaften ihres Körpers zahlreichen Feinden Angriffsflächen (das heißt Komplemente) liefern, den Verlust an Individuen durch eine gesteigerte Zahl von Nachkommen ausgleichen. Auch die Fähigkeit, zahlreiche Nachkommen zu erzeugen, beruht auf besonderen Genen.

Diese Tatsache gibt uns den Schlüssel zum wahren Verständnis der Art. Die Art besitzt, wie wir sahen, eine zeitliche Gliederung. Sie umfaßt ab-

wechselnd die in Bildung begriffenen Keime und die ausgebildeten Körper mit ihren sämtlichen Funktionskreisen.

Es gibt aber keine gemeinsame Leistung der Art, die aus den Einzelleistungen der Individuen gebildet wird. Dagegen kann man von einer Harmonie aller Einzelleistungen der Individuen reden, auch wenn sie nicht im gleichen Takt erfolgen. Das erlaubt uns, die Einzelindividuen als harmonische Faktoren anzusprechen. Bisher war die Art nur als eine rhythmisch wiederkehrende Harmonie in Gestaltung und Leistung der harmonischen Faktoren anzusehen.

Nun erfahren wir, daß auch die Zahl der rhythmischen Faktoren in der Harmonie mit inbegriffen ist, die sich durch diesen Umstand selbst erhält.

Dadurch stellt sich die Art nicht bloß als eine die Töne umschließende, sondern auch Töne erzeugende Harmonie dar. Sie wird dadurch zu einem einzigartigen Naturwesen, in dessen Anblick wir uns besonders vertiefen müssen, weil uns jede Analogie mangelt, die ihr nur annähernd gerecht würde.

Als unwandelbares planvolles Ganzes erstreckt sich die Art in die Vergangenheit unserer Erdgeschichte. Alles deutet darauf hin, daß sie als Ganzes entstanden ist, wie jedes Subjekt als ein Ganzes entsteht.

Die Aussichten, etwas Näheres über die Artentstehung zu erfahren, sind sehr gering. Wir können höchstens sagen: von dem oder dem Zeitpunkt an setzt die neue Harmonie ein. Ein neuer Genotypus der Art, der zahlreiche Genotypen der Individuen harmonisch umschließt, ist dann sicher vorhanden. Welche Genotypen sich dabei geändert, welche neuen Gene entstanden sind — das wissen wir nicht. — Die Planmäßigkeit hat eine neue Masche aufgenommen.

Neunter Brief. (Familie.)

Mit der Anerkennung der Art als eines in sich abgeschlossenen selbständigen Lebewesens ist auch das Schicksal der Haeckel-Darwinschen Affenkomödie besiegelt, die eine Zeitlang zu einer religiösen Fehde auszuarten drohte. Die Art „Mensch" ist ein Lebewesen für sich, mit eigenen Gesetzen und eigenem Ursprung.

Gewiß haben die Menschen viele Gene mit den Affen gemein, und gewiß läuft die Gestaltungsmelodie des menschlichen Keimes längere Zeit mit der Gestaltungsmelodie der Affen parallel. Aber das menschliche Subjekt, das von einer Gestaltungsmelodie gebildet wird, ist völlig einzigartig und durchaus verschieden vom Subjekt „Affe".

Gewiß weisen die Menschen unter sich große Verschiedenheiten besonders in ihren Merkwelten auf. Um das festzustellen, braucht man gar nicht zu den Wilden Afrikas zu gehen; davon kann man sich im eigenen Vaterlande zur Genüge überzeugen. Aber trotzdem ist der Gesamtplan aller menschlichen Anlagen dem Gesamtplan des Affentypus wesensfremd.

Die Abgrenzung der Arten ist durch die häufig eingetretene Abspaltung von Unterarten und Rassen nicht immer ganz leicht durchzuführen. Aber im großen und ganzen ist die Art etwas durchaus Feststehendes und bildet die Grundlage der gesamten Systematik in der Tier- und Pflanzenkunde.

Die Gestalt der Art, die einem riesigen Maschenwerk gleicht, können wir nicht durch ein bloßes Abtasten unseres Blickes uns zu eigen machen, wie die räumlichen Gestalten unserer Umwelt. Denn einerseits besteht die Art aus lauter räumlich getrennten Einzelgestalten, und zweitens ist auch die Beobachtung der zeitlichen Entstehung dieser Gestalten notwendig, um die Gestalt der Art zu entdecken.

Die Art ist zwar nicht unsichtbar, aber „über-sichtbar", das heißt ihre Erkennungsmöglichkeit geht über die Fähigkeiten unserer Sinnesorgane hinaus. Wenn wir daher auch keine unmittelbare sinnliche Anschauung des sonderbaren Wesens, das wir Art nennen, gewinnen können, so ist sie dennoch unserem Fassungsvermögen nicht entzogen, und die Vertiefung in die gegenseitigen Beziehungen der Arten bereichert und vereinfacht zugleich unsere Umwelt.

Wir erblicken dann die großen Richtlinien des Weltgefüges. Denn alle diese überindividuellen Weltbausteine sind mit der größten Sicherheit ineinandergefügt — nicht bloß mit all ihren räumlichen, sondern auch ihren zeitlichen Eigenschaften.

Wenn beim Anblick des Sternenhimmels der Astronom seine Person zu einem nutzlosen und nichtigen Staubkorn zusammensinken sieht, so fühlt sich der Biologe angesichts des Baues der lebendigen Welt zu einem einfachen Baustein herabsinken, gegenüber den Abermillionen anderer Bausteine, die seit undenklichen Zeiten zu diesem Bau benutzt wurden. Aber er fühlt sich doch von den gleichen Weltgesetzen geschaffen, die den ganzen Bau schufen, und eingefügt in das Ganze, nicht nutzlos und nichtig, sondern als notwendig und planvoll.

Solange wir uns nur das Schicksal eines einzelnen Individuums vor Augen halten, scheint der Zufall eine Hauptrolle zu spielen, denn allzu häufig bleiben die Beziehungen des Individuums zur Umwelt nur potentiell und entgehen dadurch unserer Beobachtung. Erst wenn wir eine genügend große Anzahl von Individuen kennen lernen, werden die Beziehungen aktuell und für uns erkennbar. Erst dann ist es möglich, die Gesamtheit der Funktionskreise zu übersehen und die Einpassung des Individuums in seine Umwelt festzustellen.

Aber erst wenn wir den Blick auf die Gesamtheit der Art richten, erkennen wir, daß auch die stets eintretenden Zufälligkeiten des Einzeldaseins im Plan des Ganzen aufgenommen sind.

Geht es auch über unsere Fassungskraft hinaus, das Gesamtgefüge der Arten zu überblicken, von dem das uns umgebende Leben der Welt getragen wird, so gewinnen wir doch ein Verständnis für die Einheit in dieser über-

wältigenden Mannigfaltigkeit, wenn wir weiter zurücktretend einen Blick auf die Erdgeschichte werfen. Dann erhebt sich vor unseren staunenden Augen ein Palast mit so viel Stockwerken, als es Erdperioden gibt. In jedem Stockwerk ist ein anderer Plan verwirklicht, der ihm seinen Stempel aufdrückt, beginnend von dem einfachen Zusammenleben der niederen Strahltiere und Kruster mit den beschalten Cephalopoden im Silur bis zu der grotesken Fauna und Flora der Kreide.

Es wäre sehr zu wünschen, daß einmal ein Riesenmuseum nach diesem Plane erbaut werde, um uns durch Wiedergabe der Hauptvertreter aller Tierklassen jeder Epoche einen Einblick in den verschiedenen Stil der einzelnen Stockwerke des Erdpalastes zu verschaffen.

Nachdem wir die Art als Ganzes kennen gelernt und bei dem Aufbau der Arten in den verschiedenen Erdepochen verweilt haben, wenden wir uns wieder den Elementen zu, aus denen sich die Art zusammensetzt. Die Elemente der Art sind die Individuen. Sie liefern das riesige Maschennetz, das die Art darstellt und das sich über weite Räume und unübersehbare Zeiten erstreckt.

Das erste, was wir an den Individuen aller Arten wahrnehmen, ist ihre Teilung in zwei Geschlechter. Aus der Verbindung zweier Individuen verschiedenen Geschlechtes geht überall die neue Generation hervor. Die Paarung ist notwendig, um die immer erneute Mischung der Gene hervorzubringen. Aus der neuen Mischung entstehen neue Individuen, die zueinander in einem harmonischen Verhältnis stehen. Man spricht anstatt von einer Harmonie der Art gewöhnlich von einem Artcharakter, der besonders bei den Unterarten als Rassencharakter schärfer ausgeprägt ist und dann deutlich zum Vorschein kommt.

Jedem Individuum wird auf seinen Lebensweg außer seiner eigenen Organisation noch ein bestimmter Schatz an Genen mitgegeben, der bei der künftigen Paarung zur neuen Mischung dienen soll.

In der körperlichen Organisation sind die Geschlechtsorgane mit einbegriffen, die als Werkzeuge der Paarung dienen. Außerdem muß aber jedes Individuum mit bestimmten Sinnesorganen ausgestattet sein, die es ihm ermöglichen, das Individuum des anderen Geschlechtes zu „bemerken", und ebenso muß das Individuum mit besonderen äußeren Merkmalen versehen sein, damit es vom anderen Geschlecht „bemerkt werden" kann.

Beide Geschlechter müssen sich gegenseitig als Merkmalsträger dienen, damit die Funktionskreise des Paares ineinandergreifen können.

Würde die Fortpflanzung ohne Paarung vonstatten gehen und ein jedes Individuum den ihm mitgegebenen Schatz an Genen allein zur Gestaltung bringen, so wäre damit die Mischung ausgeschlossen, und in ödem Einerlei würden die Nachkommen den Vorfahren durch alle Zeiten gleichen, ja identisch bleiben und nur in ihrem Phaenotypus eine hinfällige Variation zum Aus-

druck bringen. Dann gäbe es auch keine Art mit ihrem weitspannenden, vielfarbigen Maschenwerk, sondern nur unverbundene Ketten ewiggleicher Individuen.

Sehr viele Tiere bedürfen zu ihrer vollen Ausbildung außer dem ihrem Keim mitgegebenen Nahrungsmaterial im Ei oder der mütterlichen Blutzufuhr auch noch einer Nahrungszufuhr, die aus der von den Eltern eingeheimsten Beute besteht. Das erfordert besondere Handlungen von seiten der Eltern, die man unter dem Ausdruck *Brutpflege* zusammenfaßt. Die Brutpflege umfaßt ferner in vielen Fällen den Bau geeigneter Wohnungen, wie Nester oder Höhlen, sowie Schutzmaßnahmen gegen Feinde und dergleichen mehr.

Die Handlungen, aus denen sich die Brutpflege zusammensetzt, können nicht dem Zufall oder der durch Versuch und Irrtum erworbenen Erfahrung überlassen werden, wenn sie wirklich ihre Aufgabe erfüllen sollen.

Es müssen die Eltern bestimmte festgeregelte Handlungen vollbringen, damit die Jungen gedeihen. Solche Handlungen nennt man *Instinkthandlungen*.

Wie kommen Instinkthandlungen zustande?

Es ist klar, daß, wenn sich in der Merkwelt eines Tieres gleichzeitig mehrere Reize aussendende Merkmale befinden, die Handlungen der Tiere eine große Unsicherheit aufweisen müßten. Bald würde dieser, bald jener Funktionskreis zu spielen beginnen, was zu Verwirrung führen müßte.

Es sind daher von der Natur gewisse Schutzmaßnahmen gegen die Überzahl an Merkmalen getroffen worden.

Bei den niedersten Tieren ist die Zahl der Merkmale an sich verschwindend klein. Aber bei etwas höheren Tieren mit mehreren Funktionskreisen läßt sich die Zahl der Merkmale nicht anders einschränken als durch die Einführung einer „Reizschwelle", die die Wirksamkeit bald dieses, bald jenes Merkmales aufhebt.

Die bekannteste Schwelle bildet der Schlaf, der alle Reize unterdrückt. Die nächst wichtige Schwelle ist die Sättigung, die alle Merkmale der Beute aufhebt. Es sind aber noch viel mehr Schwellen vorhanden, die wir unpassenderweise mit dem Namen menschlicher Gefühle bezeichnen, wie Furcht, Liebe usw. Von solchen Gefühlen wissen wir bei den Tieren nichts. Das einzige, was wir wahrnehmen können, ist die Tatsache, daß in gewissen Fällen die Schwelle eines Funktionskreises stark herabgesetzt ist, während sie für sämtliche andere Funktionskreise erhöht ist. Das schlagendste Beispiel dafür bietet das Verhalten der Tiere während der Brunft, während welcher nur Merkmale der Tiere des anderen Geschlechtes wirksam sind, die Merkmale der Feinde oder der Beute aber verschwinden.

Ist ein Tier durch seine Schwelleneinstellung (die man sich als eine physiologische Erregungshemmung im Merkorgan vorstellen kann) nur für die Merkmale eines Funktionskreises zugänglich geworden, so kann daraus

bereits eine geregelte Abfolge seiner Handlungen entspringen, wenn sich in der Umwelt die Merkmale in bestimmter Reihenfolge ablösen.

So folgt auf das Geruchsmerkmal der Beute notwendigerweise das Gesichtsmerkmal, sobald sich ein Raubtier auf das erste Merkmal hin der Beute genähert hat. Auf das zweite Merkmal, das dem gleichen Funktionskreis angehört, stürzt sich das Tier auf die Beute und zerreißt es mit den Zähnen, wobei als drittes Merkmal der Geschmack einsetzt.

Aber nicht in allen Fällen liefert die Umwelt selbst die Merkmalsreihe, die die Handlungsfolge regelt. Sobald zum Beispiel ein Tier seine erlegte Beute nicht auffrißt, sondern zum Fraß für seine Jungen nach Hause schafft, versagt die Umwelt. Dann muß die Handlungsfolge durch eine innerlich festgelegte Regel der Schwellenfolge erweckt werden. In diesem Fall wirkt die erlegte Beute nicht als Merkmal für die eigenen Freßbewegungen, sondern als Merkmal für das Heimtragen.

Am besten bekannt sind uns durch die schönen Arbeiten Fabres die Handlungsfolgen bei der Brutpflege der Schlupfwespe, die in ihre selbstgegrabene Höhle, in der sich die Brut befindet, die gelähmten Beutetiere schleppt. Wie Fabre zeigen konnte, beruht die Handlungsfolge auf einer der Schlupfwespe eigentümlichen Merkmalsfolge und muß sofort zerreißen, sobald man ein notwendiges Merkmal entfernt. In diesem Falle ist die Dunkelheit der Höhle ein notwendiges Glied der Merkmalsfolge. Wird sie durch Freilegen der Höhle beseitigt, so verliert die Schlupfwespe ihre sonst so sichere Orientierung; sie rennt mit der Beute fassungslos hin und her, wobei sie rücksichtslos die eigene Brut niedertrampelt.

Solche Beispiele klären uns darüber auf, daß in den Umwelten der meisten Tiere nur ein Merkmal gleichzeitig auftritt, und daß die Abfolge der Merkmale durch eine innere Regel festgelegt ist.

Eine solche Regel kann auch durch häufig wiederholte Erfahrung erworben werden — dann spricht man von Erfahrungshandlungen. Sehr zahlreiche in dieser Hinsicht angestellte Versuche, wobei man die Tiere in ein Labyrinth setzte, durch das sie sich hindurch finden mußten, um zur Nahrung zu gelangen, haben in der Tat bewiesen, daß es möglich ist, selbst bei Krabben Ansätze zur Bildung von Erfahrungsregeln festzustellen. Denn die Krabben lernten den kürzesten Weg zu finden und schlugen ihn später mit ziemlicher Sicherheit wieder ein.

Aber die durch Erfahrung gewonnenen Regeln entbehren doch immer die absolute Sicherheit und Unwandelbarkeit jener Regeln, welche die vor aller Erfahrung auftretenden Instinkthandlungen der Tiere besitzen.

Die Instinkthandlungen können aus einer Reihe von Einzelhandlungen bestehen, die nur von einem Merkmal ausgelöst werden. Dann haben wir es mit geregelten Vorgängen im Steuerorgan zu tun.

Meist aber liegt eine von vornherein festgelegte Abfolge von Merkmalen

den Instinkthandlungen zugrunde. Die Merkmale müssen dann in der normalen Umwelt der Tiere stets vorhanden sein, sei es, daß sie durch vorliegende Handlungen der Tiere erst geschaffen wurden, sei es, daß sie notwendigerweise zu den normalen Merkmalsträgern gehören.

Auf solchen instinktiven Merkmalsreihen beruht der Nestbau der Vögel. Ein jeder Vogel vermag, selbst wenn er als Ei dem elterlichen Nest entnommen wurde, das elterliche Nest mit vollkommener Sicherheit neu zu bauen. Sobald das nötige Nestmaterial vorhanden ist, erfaßt er, ohne je zu zögern, den passenden Halm und bringt ihn zum Nest. Welche Merkmale ihn dabei leiten, ist leider noch unbekannt. Jedenfalls leiten sie ihn mit absoluter Sicherheit.

So schafft die Natur unmittelbar die Eigenschaften und Handlungen in den beiden Geschlechtern einer Art, die zur Familienbildung bestimmt sind. Sie formt auch die Menschen zweigeschlechtlich und versieht auch sie mit Impulsregeln, die freilich durch Erfahrungsregeln meist verdunkelt werden.

Im Familienleben soll sich die Harmonie der dem gleichen Genotypus angehörenden Individuen vor allem bewähren. Die Familiengemeinschaft ist so enge, daß unwillkürlich die einzelnen Familienglieder einander auf immer neue Merkmale der Umwelt aufmerksam machen, so daß ein jeder durch die Anregung des anderen seine Merkmale erweitert, bis schließlich eine gemeinsame Merkwelt die ganze Familie umgibt.

Denkt man sich das Familienleben in gleicher Freiheit über ein ganzes Volk verbreitet, und sind die Familien zugleich durch einen brüderlichen Verkehr miteinander verbunden, so muß das ganze Volk wie ein tausendfaches Glockenspiel wiederklingen, wenn ein neuer, schöner Gedanke die Menschenwelt durchweht.

In Neapel, wo das Volkslied noch lebendig ist, singen die Komponisten ihre Lieder erst den Straßensängern vor. Von ihnen übernehmen sie die Sangeskundigen aus dem Volk, die die Lieder auf ihren Familienfesten vortragen. Nach wenig Monaten hören die Komponisten ihre eigenen Lieder wieder, oft durch wundersame Variationen bereichert. Dann erst erscheinen die Lieder im Druck.

Was in Neapel im Volkslied verwirklicht ist, könnte, wenn alle Familien eines Volkes daran teilnehmen, für alle Kunst, alle Religion, alle Philosophie zur schönen Wahrheit werden — nur muß dazu das Volksideal von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in seinem tiefsten Sinne verwirklicht sein. Worunter die gleiche Betätigungsmöglichkeit der individuellen Fähigkeiten jeder Familie in brüderlicher Harmonie zu verstehen ist.

Nur dann kann eine wahre Symphonie all der tausend verschieden abgestimmten Glocken ertönen. Wird dagegen die Gleichheit den Familien aufgezwungen, so endet das Ganze in einem leeren Schellengeklingel.

(Weitere Briefe folgen.)

Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk

Von

Harry Maync

(Fortsetzung)

V. Der Epiker und Dramatiker

In einem Briefe des Jahres 1893 bemerkt Liliencron, er sei „nur ein Lyriker; nichts weiter. Oder es müßte jetzt mit der ‚2. Periode', der ‚berühmten 2. Periode' kommen." In beidem hat der Dichter recht, sowohl mit der bestimmten Aussage, wie mit der zugegebenen Möglichkeit. Als Gesamterscheinung und dem innersten Wesen seines Talents nach ist er fraglos als Lyriker anzusprechen. Aber das umfänglichste und bezeichnendste Werk seiner in der Tat alsbald einsetzenden zweiten Periode, das zugleich das größte seines ganzen Dichterlebens ist, der „Poggfred", nennt sich „ein kunterbuntes Epos". In ihm ist der Dichter über sich selbst hinausgewachsen, und doch gehört auch in ihm das Beste dem Lyriker an. Im Hinblick auf den entstehenden „Münchhausen" schrieb Immermann: „In der Poesie wird vielleicht nicht viel mich überleben, aber zu einem Werke werden sich alle meine Kräfte versammeln, und von diesem Werke hoffe ich die Erhaltung meines Namens bei meinem Volke." Gerade so dachte Liliencron von seinem „Poggfred". Er nennt ihn „das einzige Buch, das ich von mir mag, mein Luxusbuch", und ein andermal das einzige Buch, das sich, so viel er sehen könne, nach seinem Tode halten werde. Der „Poggfred" bedeutet für sein Lebenswerk, was der „Faust" für Goethe, der „Oberon" für Wieland, der „Ofterdingen" für Novalis, der „Phantasus" für Tieck, der „Grüne Heinrich" für Keller bedeutet. Er offenbart am eindringlichsten und stärksten Kern und Wesen von Liliencrons menschlicher und dichterischer Eigenart. All sein Persönlichkeitsgehalt und all sein Künstlertum haben sich hier vereinigt zu einem Organismus besonderer Gattung, der mit allen seinen Vorzügen und Schwächen echtester Liliencron ist.

Wir können das Keimen und allmähliche Wachsen des Poggfred-Motivs bis in des Dichters Frühzeit zurückverfolgen. Schon 1869 malt er seinem Vertrauten Seckendorff seitenlang bis ins einzelne das „kleine hübsche Schloß" aus, das er gern sein nennen möchte. Es müßte einsam in Wald und Hügeln liegen, aber nur eine bis eineinhalb Stunden von einer Stadt mit gutem Theater entfernt. Eine „niedliche hübsche" Gattin müßte es mit ihm teilen und die Seele einer guten und lebensfrohen Geselligkeit sein. Pferde und Wagen dürften so wenig fehlen wie eine gediegene Bücherei. Dieses Wunsch-

bild eines stillen, vornehmen Besitzes zu innerer Einkehr und fröhlichem Daseinsgenuß ließ ihn nie wieder los und begegnet auch in seiner Dichtung wieder und wieder; so in dem Gedicht „Einsamkeit und Manneskampf". Immer greifbarer wird es dem geistigen Auge; dem Gedicht „Auf dem Jungfernstieg" entnehmen wir, daß es ein Heideschlößchen in der holsteinischen Heimatlandschaft sein solle, nahe bei Hamburg, so daß man zu Wagen rasch Streits Hotel erreichen kann. „Gegeben auf Unserm Jagdhaus Poggfred", ist die Zueignung zu der Sammlung „Nebel und Sonne" unterzeichnet; auch im „Mäcen" begegnet schon dieser Name, wie die Namen der im Epos ihre Rolle spielenden Jagdhunde auch in selbständige lyrische Gedichte eindringen. Gedichte wie „Verbannt" könnten ohne weiteres auch Poggfred-Kantusse sein, und umgekehrt könnte mancher Kantus ebensogut unverändert als völlig selbständiges Kunstgebilde auch unter den erzählenden Gedichten stehen. Ein wahres Epos ist der „Poggfred" so wenig wie Klopstocks „Messias" oder Byrons „Don Juan", er ist vielmehr eine große Symphonie aus allen Motiven des Lyrikers. Er trägt im einzelnen keinen neuen Zug zu dem Bilde bei, das wir von dem Lyriker Liliencron gewonnen haben. Er läßt alle Töne und Inhalte seiner Gedichte wiederkehren und enthält nichts, was sich nicht auch in jenen findet. Das Neue ist einzig der große, aber sehr lockere Rahmen, der diese reiche und bunte Fülle von Einzelrhapsodien zur höheren Einheit verbinden soll.

Der „Poggfred" ist ein großes Sammelgefäß, in das der Dichter während langer Jahre hineinleitet, was ihm in besten Stunden aus dem Innern quillt, eine Dichtung, die, vom Besonderen ausgehend, sich ins Allgemeine erweitert, ein Lebenstagebuch, das zum Welttheater wird. Das Werk ist seinen Gegenständen, seiner Anlage, seiner Entstehung nach so persönlich wie möglich. Auch in ihm schreibt Liliencron sich, ist er Gelegenheitsdichter im großen, Goetheschen Verstande des Wortes. Wir haben auch in diesem Buche, was Hermann Kurz in Mörikes Gedichten fand: ein Menschenkind mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen. Das Poggfred-Manuskript liegt als das geliebte poetische Hausbuch des Dichters gleichsam immer offen aufgeschlagen an stiller, geweihter Stätte, um aufzunehmen, was der Tag und was die Jahre an guten Ernten bringen. Liliencron ist kein Wanderer nach einem festen Ziel, sondern ein schlendernder Spaziergänger mit unbeschränkter Zeit. Er füllt seine Blätter je nach Lust und Stimmung, ohne Hast und beschränkenden Plan. Wie die Gesänge der „Ilias" und der „Odyssee", des „Messias", des „Don Juan", des „Olympischen Frühlings" sind auch die des „Poggfred" nicht in gleichmäßiger Folge und der Reihe nach entstanden und ans Licht getreten; einige hat Liliencron gleich nach Vollendung für sich erscheinen lassen, zum Beispiel in der „Jugend". Er hat sie in den verschiedenen Ausgaben des ganzen Werkes wiederholt umgestellt, ohne weitere Veränderungen in ihnen vornehmen zu müssen, und den Leser beschwört er, sich ja nicht an die gedruckte Ordnung zu halten:

Ihr könnt's von vorne lesen und von hinten,
Auch aus der Mitte, wenn es euch gefällt.
. . . . . .
Tut, drin zu lesen, wirklich wer den Schwur,
Um's Himmels willen, nur nicht die „Gesänge"
Wie einer Zwiebelreihe tote Schnur
„Herunterhaun", sonst kommt er ins Gedränge.

Dies „Epos mit und ohne Held" ermangelt einer durchgeführten Handlung und einer durchgeführten Idee. Es hat kein Thema und keine Tendenz, keine Entwicklung und keine Steigerung, keinen Anfang und kein Ende. Es ist ein Dekamerone in Versen von unbegrenzter Zahl der Tage. Im Jahre 1896 erschien die Richard Dehmel gewidmete und Gesang für Gesang mit Dehmelschen Versen als Motti versehene Dichtung zuerst mit zwölf Kantussen, im Jahre 1904 zählte sie schon vierundzwanzig, und schließlich ist sie auf deren neunundzwanzig angewachsen. Liliencron äußert sich selbst einmal absprechend über die „ewige Poggfrederei", die bei ihm „zur Manier und zur Manie" geworden sei, und glaubt mehrmals den unwiderruflich letzten Kantus gedichtet zu haben; aber erst 1906 macht er wirklich den Schlußstrich unter das Werk, das an sich beliebig lange hätte fortgesetzt werden können. Es lag in der Natur oder Unnatur der Sache, daß je nach Seelenstimmung und Schaffensglück die einzelnen Gesänge nicht nur der Art, sondern auch dem Wert nach ungleich gerieten. So schönen und meisterlichen wie „Die kleine Fiete", „Heilwig Wohnsfleth", „Unsterbliche auf Reisen", stehen namentlich unter den späteren auch minder gelungene gegenüber. Zuweilen hat Liliencron in ärmeren Stunden sein großes Lebens- und Lieblingsbuch auch um wenig gehaltvolle Strophenfolgen vermehrt; manches darin ist nicht geworden, sondern gemacht.

Kein Wunder daher, daß dem „Poggfred" die volle künstlerische Einheit abgeht. Freilich teilt er diesen Mangel gerade mit größten Meisterwerken der Dichtung wie den Epen Homers und Wolframs von Eschenbach. Die stofflich-formale Einheit wenigstens fehlt dem „Poggfred", dessen eigentlicher „Held" Liliencron selbst ist und der, wie Goethes „Faust", letztlich allein durch die darin zum starken Ausdruck gelangende Persönlichkeit des Dichters zusammengehalten wird. Aber damit, daß das Werk sich nicht in den Rahmen seiner Gattung fügt, ist es noch nicht gerichtet. Es ist eben ein Werk eigener Art und trägt sein Gesetz in sich selbst. Wir halten uns an die Leuchtkraft der Sonne und nicht an ihre Flecken, und darin, daß es uns künstlerisch bereichert, liegt zugleich auch seine künstlerische Berechtigung und Rechtfertigung.

Der „Poggfred" bedeutet die Flucht des Dichters aus seinem eingeengten und bitterschweren Leben in die heiteren Gefilde freischaffender Kunstübung. Der darbende, fast zugrunde gehende Poet rettet sich aus der gemeinen Alltäglichkeit in den beglückenden Wunschtraum. Dabei legt er die uns bekannte, ihm so sehr zusagende Maske des lebens- und kunstfreudigen reichen Edelmannes an. „Froschfrieden" nennt er das buen retiro seiner

Phantasie, wo er alles in Fülle besitzt und genießt, was ihm die neidische Wirklichkeit versagt. In diese selbstgeschaffene Märchenwelt lebt er sich mit derselben erstaunlichen realisierenden Kraft der Einfühlung hinein, wie Brentano in sein Baduz, Mörike in sein Orplid. Jeder Mensch erträumt sich sein Schlaraffenland, und jeder gestaltet es nach seinen persönlichen Neigungen und Wünschen. Denken sich Gerhart Hauptmanns verhungerte Weber ihr Paradies voll von Sauerkraut und Leberwürsten, so stattet der arme Freiherr sein Nirgendheim nach den Bedingungen und Bedürfnissen seines Standes aus. Als Schloßherr mit unbegrenzten Mitteln sitzt er behaglich und gastfreundlich auf der eigenen Scholle und fährt, so oft es ihm beliebt, nach Hamburg, sich bei Pfordte gütlich zu tun. Tatsächlich hat er oft gehungert oder nur trockenes Brot gekaut; hier gehen ihm Austern und Pommery und dazu die Lpman niemals aus. In Wirklichkeit hat er jahraus jahrein dieselbe abgeschabte Friesjoppe getragen; in Poggfred hält er darauf, die täglichen Mahlzeiten stets im Frack einzunehmen. Wie oft hat ihm der Groschen für die Straßenbahn gefehlt; jetzt stehen ihm jederzeit sein Sechserzug von Hellfüchsen mit dem reichgalonierten Neger vorauf, der Viererzug von Persern oder das Gig mit den Orlow-Trabern zur Verfügung.

Aber alles das ist nur Rahmen, nur Requisit. Er geht im Wohlleben nicht auf; es ist dem reichen Baron das Selbstverständliche, aber ebenso selbstverständlich ist dem „Märchenschwelger und Gedankenschweifer" das höhere Leben der Seele, der Phantasie. Das einsame Jagdschlößchen ist bloß ein irdisches Absteigequartier für den Weltwanderer, das wirkliche Leben für den Dichter nur ein Sprungbrett in sein wahres Sein. Nicht die Wiedergabe erlebter Tatsächlichkeiten, so viel deren der „Poggfred" enthält, ist das eigentliche Ziel; sein Innenleben, das Leben seiner reichsten Stunden will Liliencron hier ausleben, uns vorleben. Halb im Leben und halb im Traum stehen auch hier seine Augen; Leben und Lüge könnte auch dieses Werk heißen, dessen Herz und Nerv die Lust zu fabulieren, der künstlerische Spieltrieb ist. Der Dichter erklärt, in seinem Buche „nur ein paar Blätter aus dem Lebenstanze" darzubieten, beglänzt von den drei Schemen Erinnerung, Traum und Phantasie; und „Umschau, Rückschau, Einkehr" halte er in seinem Buche, „einsamer Gedanken Ernte sich zu schneiden". Er spricht einmal von seinem „Gedankenvariété", und bunt genug geht es zu in diesem Raritätenkasten. Das ist wie eine Laterna magica, wie ein Kaleidoskop, und unablässig wechseln die glänzenden, farbenreichen Bilder. Ein wahres Pandämonium der Stoffe und Formen, der Stile und Stimmungen erschließt sich uns. Schon Kantusüberschriften wie: „Panorama um Golgatha", „Der Gottfinder", „Der sonderbare Herr vom Mars", „Buntes Theater", „Die besoffenen Bauern", „Graf Johann der Andere von Kiel und seine Kinder (1315)", „Professor Emil Wolff und der Dämon", „Die zwölf Trakehner" bezeichnen diese Vielseitigkeit. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle führt auch hier der Weg.

Persönlichstes und Typisch-Ewiges, Menschliches-Allzumenschliches und Überirdisch-Kosmisches, friedliches Idyll und tiefster Weltschmerz, erdhafte Leiblichkeit des täglichen Lebens und ausschweifende Phantastik, heiliger Ernst und heiterster Scherz, höchstes Pathos und tolle Groteske, flüchtige Eindrücke und tiefe Gesichte lösen einander ab. Bald ist Liliencron Impressionist und bald malt er al fresco, bald bietet er linienstrengen Klassizismus, bald eigenwilligstes Barock. Jetzt scheint ein Böcklin oder ein Symbolist großen Stils den Pinsel zu führen, jetzt ein Thoma oder Uhde, und dann wieder ein Ostade, ein Breughel, ein Baluschek. Hier schauen wir in die Welt Dantes, dort in die Wilhelm Buschs; hier gibt Boccaccio den Ton an, dort umfängt uns die Stimmung der Heiligenlegende und des Kindermärchens. So werden zwischen Himmel und Überbrettl, zwischen Bibel und Bänkelsang alle Register gezogen.

Wir sitzen mit dem Dichter bei silbernen Platten und knallenden Pfropfen, und wenige Seiten weiter fahren wir mit ihm von Stern zu Stern durch das Weltall. Jetzt trägt uns ein edles Halbblut durch die holsteinische Heide und jetzt der Hippogryph der Musen ins alte romantische Land. Der Dichter läßt uns an seinen Schlacht- und Liebeserlebnissen teilnehmen, unterhält uns durch satirische Zustandsschilderungen mit genauer Angabe von Ort und Zeit, setzt sich höchst persönlich und unter Nennung der wirklichen Namen mit seinen Kritikern und literarischen Gegnern auseinander und läßt sich zur Wiedergabe harmlos-neckischer Schnurren vom Schlage der Reuterschen „Läuschen und Rimels" herab. Aber plötzlich ist er dann der „Spökenkieker", der Seher, der Wunder und Weisheit kündet. Eben waren wir noch in der Gesellschaft von Manon, Fiete und der zieren Lite, und schon steigen der Vorwelt silberne Gestalten vor uns auf: Christus erscheint, es erscheinen die Großen der Geschichte wie Cäsar und Napoleon, die Großen der Kunst wie Dante und Byron. Und ihnen gesellen sich allerlei allegorische und symbolische Gestalten. So finden sich bei einem Herrenreiten Mazeppa, Seydlitz und Zieten mit den apokalyptischen Reitern, dem wilden Jäger der Mythe und der Spottgeburt des deutschen Pegasusritters zusammen.

Meister Detlev, wo habt Ihr all das tolle Zeug her, möchten wir unseren Dichter fragen, wie der Kardinal von Este den Ludovico Ariosto, dessen erfindender Phantasie ähnlich die Liliencrons in allen Räumen schweift. Wie frei und hemmungslos vermag er zu erfinden und zu gestalten; man nehme nur etwa die kurze Terzinenreihe, in der er die abenteuerliche Geschichte von des toten Byron Herzen erzählt. Aber er schöpft auch aus der Überlieferung, aus alten Chroniken. Sein sogenanntes Epos ist eine Perlenkette, die sich aus einer Anzahl kleinerer epischer Erzählungen, die streckenweis lyrisch-balladenhaft gefärbt sind, zusammensetzt. Aber ist es nicht aus einem Guß, so ist es doch aus einem Geiste. Die „Philosophie" darin, erklärte Liliencron einem Biographen, sei das Beste daran; natürlich meint er nicht die ab-

gezogene Begriffswelt des grübelnden Denkers, sondern die blühende Intuition des schauenden Dichters und seinen Tiefblick in Welt und Leben.

Das Poggfred-Motiv ist so wenig folgerecht durchgeführt wie das Narrenschiff-Motiv bei dem alten Sebastian Brant. Oft verlieren wir Schloß Froschfrieden gänzlich aus dem Auge und aus dem Gedächtnis, so wie wir in Heines „Reisebildern" oft vergessen, daß wir auf Reisen sind. Auch dieses Heinesche Werk und sein Halbepos „Atta Troll", das ja nur versifizierte Reisebilder darstellt, sind solche weite Sammelbecken zur Aufnahme verschiedenartigster Inhalte; aber wer wollte sie missen und herabsetzen, weil sie sich den groben Gattungsbegriffen der Poetik nicht fügen! Wir treten doch nicht vor den Dichter, um ihm etwas abzufragen, was wir zu hören wünschen, sondern wir harren ehrerbietig dessen, was er uns zu sagen hat, stellen uns auf ihn ein, daß sein Gedicht sich uns erschließe. „Poggfred" ist in erster Linie Ausdrucksdichtung, nicht Gestaltungsdichtung. Sein Schöpfer will sich selbst aussprechen, nicht irgend welches Formproblem bewältigen. So vieles Schöne und Bedeutende uns auch hier der Formenkünstler Liliencron schenkt, sehr oft schlägt er der Form absichtlich ein Schnippchen. Der „Poggfred" steht in einer Linie mit dem „Godwi", den Brentano als einen „verwilderten Roman", oder mit dem „Münchhausen", den Immermann als eine „Geschichte in Arabesken" in die Welt sandte.

Liliencron hat sehr eifrig der Annahme widersprochen, seine Poggfred-Dichtung sei unter dem Einflusse Byrons entstanden: „ich habe immer Byron erst *nach* einem beendeten Kantus gelesen; eben um *nicht*, wenn auch unbewußt, von ihm angeregt zu werden". Nun, gelesen hat er ihn doch also während seiner Dichterarbeit, und er hat in ihr den Lieblingsdichter seiner Mutter, der von früh an auch zu den seinigen gehörte, aufgerufen und gefeiert. Es ist wohl gerade das Bewußtsein, auf des Lords Spuren zu gehen, was ihn um seine Selbständigkeit besorgt sein läßt. Aber äußere Anlehnung braucht ja die Eigenart im höheren Sinne keineswegs auszuschließen, und so ist auch Liliencron hier durchaus kein bloßer Byron-Nachahmer. Er hat mit dem Epiker des „Don Juan" die Ungebundenheit und Buntheit des Stoffes, das höchst persönliche Hervortreten des Verfassers, die zahllosen Abschweifungen und Einlagen, Zitate und Randbemerkungen, die kühne Willkür der Technik, besonders auch in der Reimwahl, und vor allem die Form der Stanze gemein, aber im ganzen steht er durchaus als ein Eigener da. Neben den ottave rime herrscht, und zwar gerade in den höchstgestimmten Abschnitten, die Terzine vor. Mit ihr folgt Liliencron Dante, dem „Großherrn der Terzine", dem er gleichfalls zeit seines Lebens in hoher Bewunderung nahe gestanden hat; aber auch ein Dante-Epigone ist er darum so wenig wie der Dichter von „Hermann und Dorothea" ein Homeride. Nicht selten lösen sich beide Strophenformen innerhalb desselben Kantus ab, wie denn überhaupt auch die metrische Musterkarte der Dichtung sehr abwechselungsreich ist. Lange

Strecken sind im englischen Blankvers, wieder andere im „Klappermühlenton" Buschscher Knittelverse gehalten. Vielleicht hätte der durch Goethe so ausdrucksfähig gemachte alte deutsche Vers der kurzen Reimpaare, einheitlich durchgeführt, dem deutschen Inhalt noch besser angestanden. Denn Stanze und Terzine sind gar strenge Formen für einen so romantisch bunten Stoff. Nicht als ob Liliencron ihrer nicht technisch Herr geworden wäre, als Wort- und Vers- und Reimkünstler versagt hätte; im Gegenteil, er hat hier vielfach Wundervolles, geradezu Klassisches geleistet in Vers und Reim, an Klang und Bild, und manche Gesänge ragen auch als Ganzes vor uns auf als Kunstgebilde von adliger Vollendung, und ihre Strophen türmen sich wie makellos behauene und gefügte Marmorquadern. Aber zuweilen ist das Ethos der Stanze, der Terzine, bewußt oder mit Absicht, nicht gewahrt und damit die innere Form verfehlt. Ein Metrum ist kein Behältnis, das man beliebig füllen könnte, sondern jedes hat seinen besonderen Charakter und stellt besondere Anforderungen, die man nicht ungestraft bei Seite schiebt. Goethe gab einem feinen Schillerschen Urteil vollkommen recht, als er dem Freunde schrieb: „Wenn man den Inhalt meiner ‚Römischen Elegien' in den Ton und die Versart von Byrons ‚Don Juan' übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen." Liliencron will so wenig wie Byron im überkommenen Strophen-Stil bleiben:

Die Stanze ist mir nur der Zellenstand,
Den Honig bringen meine heimischen Bienen.
Und der Terzinen Sankta Trinitas
Dämmt die Gedankenflut ins rechte Maß.

Das letzte tut sie nun eben nicht immer. Vielmehr sprengt Liliencron oft genug die gegebene strenge Form durch Lässigkeit und Eigensinn. Er gestattet sich wie Heine, und nicht bloß wie dieser zu komisch-satirischer Wirkung, die gewagtesten Reime und steht besonders auch in Stanze und Terzine recht stark unter dem Zwange des Reimes, der seine zwei Genossen braucht und sie nimmt, wo er sie nur findet. Ferner ergeht sich der Dichter auch in diesen klassischen Formen in seiner beliebten romantischen Ironie. Er spricht im Gedicht von eben diesem Gedichte, zitiert sich selbst mit Namen und glossiert in Seitenbemerkungen sich und seine Zeit, seinen Gegenstand und die dichterische Technik; gerade wie Byron gefällt er sich in Stoßseufzern komischer Verzweiflung über die Mühe des Dichtens und Reimens und arbeitet stark mit Gänsefüßchen und Anspielungen.

*

Daß es Liliencron nicht gegeben ist, geschlossene Kunstwerke von großen Maßen aufzuführen, beweisen nicht minder als der „Poggfred" auch seine Romane und seine Dramen. Zu solchen Gebilden langt Kraft und Atem des Lyrikers nicht aus, gerade so wie sich dem Novellenmeister Storm der Roman, den Lyrikern und Erzählern Mörike und Geibel, Keller und Meyer

das Drama versagte. Liliencron ist auch viel zu sehr auf Selbstdarstellung angelegt, als daß er sich restlos in andere Charaktere einfühlen und sie nachschaffend objektiv vorführen könnte. Und er ist der Mensch des unmittelbaren Erlebnisses und der gedrängten Fülle des Augenblicks, nicht der Mensch, der als Dichter weite Räume und große Zeitfolgen überspannt, allmählichen Entwicklungen Schritt für Schritt bedächtig nachgeht. Der Impressionist und Realist gibt mit sicherer Kunst einzelne Ausschnitte aus einem Menschenleben anschaulich wieder, aber ein ganzes langes Menschenleben vor uns zu entfalten, gelingt ihm nicht. Das beweisen seine Romane, die weder psychologisch durchgeführte Entwicklungsgeschichten von Persönlichkeiten noch mit epischer Breite und Fülle behandelte Zeit- und Umweltschilderungen sind. Sie tragen den Namen Roman zu Unrecht, denn gerade der eigentliche epische Zug geht ihnen ab. Sie sind Ich-Dichtungen in Prosa, Gelegenheitspoesie, und bleiben allzuoft in der Wiedergabe von Tagebüchern stecken. Die wahre und reine Kunstform des Romans erreichen sie nicht und muten im ganzen recht dilettantisch an.

Liliencron hat vier Erzählungen den Romantitel verliehen; von ihnen kranken namentlich die drei ersten an einer Magerkeit des Stoffgehalts, der sich schon in dem geringen Umfang der Bücher bekundet.

Des Dichters Verleger Wilhelm Friedrich war es, der ihn 1886 anregte, sich doch einmal auf diesem Felde zu versuchen, und schon dreiviertel Jahre später war „Breide Hummelsbüttel" fertig. Das Buch hat der mit dem Boden der Heimat so innig verwachsene Naturfreund Liliencron geschrieben und dem Helden sowohl wie anderen Gestalten der Erzählung unverkennbare Züge des eigenen Wesens geliehen. So ist der selbstgeschichtliche Gehalt des Werkes, dessen Handlung sich auch an die eigene Familiengeschichte anlehnt, erheblich. Neben der Darstellung der prächtig angeschauten und stimmungsvoll wiedergegebenen Natur verdient in diesem Roman auch die Menschendarstellung Lob. Scharf gegeneinandergestellt sind die beiden feindlichen Vettern Hummelsbüttel. Graf Henning, der reiche Majoratsherr, ist ein Mensch von lebensfeindlicher Strenge und fanatischer Härte und endet in religiösem Wahnsinn; der bis über die Ohren verschuldete Baron Breide ist zwar von unerhörtem Leichtsinn, aber durch seine Gutherzigkeit, seinen edlen Stolz und seinen Humor doch immer liebenswert. Als er sein Gut verloren hat, schießt er sich nicht die übliche Kugel vor den Kopf, sondern rafft sich zusammen und nimmt den schweren Lebenskampf auf, der ihm bisher fremd geblieben ist. Um sich und seiner Frau das Dasein zu fristen, kriecht der an völlige Unabhängigkeit gewöhnte Freiherr in einer kleinen Stellung bei der Eisenbahn unter. Der leichtfertige Genießer erzieht sich zum pflichtgetreuen Mann und gibt schließlich das eigene Leben für die Rettung eines fremden Kindes dahin. Eine rechte Entwicklung also, die den Segen und Adel der Arbeit weist. Den besten Helfer findet Breide in seiner schönen, früher von

ihm vernachlässigten Gattin Heilwig, die, obschon oft durch ihn betrogen, doch von dem Guten in ihm nicht lassen kann und ihm treu und tapfer zur Seite steht. In der Geschichte dieser Frau und dieser Ehe hat der Dichter seine Seelendarstellung geboten. Dagegen ist Aufbau und Ausbau des Romans (dessen elftes Kapitel, beiläufig bemerkt, kaum zwei Seiten füllt) recht mangelhaft. Dazu wird die dünne Handlung noch von allerlei Nebenhandlungen und unorganischen Einlagen überschnitten. Wir finden da neben Kriegserinnerungen und langen Auszügen aus Chronikwerken vor allem auch breite Auslassungen über zeitgenössische Dichtungen und den Verfall der Literatur. Sie gehören einem reichen Baron Heesten, der nichts Höheres kennt als die moderne Poesie und ihre Förderung und der damit das Sprachrohr des Dichters selbst ist. Immer von neuem hat Liliencron, am bedeutendsten im „Poggfred", diesen Typus abgewandelt.

Dieser gibt auch seinem zweiten Roman, dem 1889 erschienenen „Mäcen", Namen und Inhalt. Auch der Mäcen ist ein holsteinischer Edelmann, der übrigens zu seinen vielen Besitzungen ein Schlößchen Poggfred zählt; auch er lebt nur der deutschen Dichtung und der großartigen Begünstigung ihrer lebenden Vertreter. Das Ganze ist eine höchst naive Utopie, die uns manches Lächeln abnötigt. Der Mäcen, der allein der Schiller-Stiftung vierundzwanzig Millionen vermacht, ist bei seinem fabelhaften Reichtum keineswegs protzenhaft, vielmehr innerlich schlicht und eine prächtige Persönlichkeit; ein geistiger Epikureer und Lebenskünstler, selbst übrigens nicht Dichter. Von epischer Entwicklung und epischem Stil ist kaum zu sprechen. Da ist nichts von einer fortlaufenden, gesteigerten und abgeschlossenen Handlung; sogar eine Einteilung in kapitelartige Abschnitte fehlt bezeichnenderweise. Der Roman ist nur der Abdruck von Wulff Gadendorpps hinterlassenen Notizbüchern. Sie enthalten in regelloser Wechsel und ungepflegter Sprache Erörterungen, Auszüge aus Büchern und Gedanken über diese, Listen von Lieblingswerken und bogenlange Abschriften aus Lieblingsdichtern, auch so bekannten wie Uhland, Platen und Lenau; dazu „Beobachtungen, Stimmungen, Bilder, Erlebtes, Gedachtes: im ganzen ein ziemlicher Mischmasch", wie der erdichtete Verfasser in seinem letzten Willen selbst erklärt. Kurz, sehr viel Persönliches und nur Persönliches, sehr viel unkünstlerische Stofflichkeit und dazu eine ausgesprochene Tendenz. Denn auch hier wird das Elend des deutschen Dichters in den grellsten Farben dargestellt, die Dichtung vor der Literarrevolution der achtziger Jahre nicht etwa bloß kritisiert und satirisch bekämpft, sondern verhöhnt und beschimpft, dagegen laut die Werbetrommel gerührt für die Jüngstdeutschen, die fast sämtlich mit Namen aufgeführt, gerühmt und in Proben bekannt gemacht werden. Neben manchem feineren literarischen Urteil können nur sonstige Einzelheiten wie des Dichters warmes und tiefes Naturgefühl für diesen als Ganzes verfehlten, kaum ernst zu nehmenden Roman einigermaßen entschädigen.

Nicht höher steht der in der Münchener Zeit wurzelnde, aber erst 1899 gedruckte Roman „Mit dem linken Ellbogen". In ihm gibt Liliencron die ebenso alte wie richtige Losung aus, ein Roman solle nicht irgendwelche Tendenz vortragen, sondern Menschen und Schicksale zeigen. Hier tritt denn auch die literarische Tendenz einigermaßen zurück; dafür erscheint aber diesmal die Menschendarstellung ziemlich gemacht und gezwungen. Schon darum ist Liliencron unsicher, weil er in dieser Erzählung, vom Boden der heimischen Scholle weichend, süddeutsche Umwelt nachzubilden sucht. Wir haben die Geschichte eines hübschen Schwabenmädels aus dem Volke, das sich der zudringlichen Männer mit sicherem Ellbogenstoß zu erwehren lernt, und besonders ihr Verhältnis zu einem norddeutschen Grafen, dem buckligen Malte Kjerkewanden, der ein feiner Kunstfreund und sympathischer Mensch ist. Leider hält sich die Handlung, deren Stoff nur zu einer Novelle ausgereicht hätte, nicht frei von unerlebten, schlechten Romanmotiven, und wiederum erscheint sie durch unorganische Briefeinlagen und sonstige Füllsel künstlich in die Breite getrieben. Auch hier liegen angeblich, wie so oft bei Liliencron, Aufzeichnungen eines anderen zugrunde, auch hier fehlt eine Einteilung in Kapitel, auch hier müssen wir in einem mißlungenen Roman mit hübschen Einzelheiten vorlieb nehmen.

Noch am meisten Roman ist der vierte, letzte und umfangreichste, des Dichters letztes größeres Werk überhaupt und sein eigentlicher Lebensroman, zu dem der Plan bis in Liliencrons Anfänge zurückreicht: „Leben und Lüge. Ein biographischer Roman." Das ordentlich in Bücher und Kapitel geteilte Werk hebt als gut und straff geführte Erzählung an, doch geht im weiteren Verlauf die gerade und große Linie mehr und mehr verloren. Auch hier wird die immer magerer werdende Handlung durch zahlreiche umfängliche Einschübe zersetzt, durch zum Teil ganz unverarbeitete persönliche Motive überwuchert; neben Briefen, Sondererzählungen und einer Lyrik-Anthologie hat Liliencron in „Leben und Lüge" vor allem seine Kriegstagebücher untergebracht. Auch hier macht er viele Worte über das Literaturelend in Deutschland, auch hier seinen Helden zu einem der millionenreichen Magnaten und Mäcene, dergleichen er selbst so gern einer gewesen wäre. Während die psychologische Durcharbeitung der meisten übrigen Personen oberflächlich geblieben ist, stellt der Held, ein Halbbruder seines Schöpfers, eine fesselnde Charakter- und Seelenstudie dar. Wie sehr sich manche Züge des Grafen Kai Vorbrüggen mit solchen Liliencrons decken, war schon mehrfach hervorzuheben. Indessen weist die Selbstdarstellung in dem biographischen Roman am meisten künstlerische Stilisierung auf. Dieser Wirklichkeit ist der Schleier der Dichtung nicht ferngeblieben. Auch rein äußerlich weicht der Dichter vielfach bewußt vom Erlebten ab. Zwar hat auch Kai die Kieler Gelehrtenschule besucht, hat als Leutnant in Mainz gestanden und die beiden Kriege mitgemacht, aber sein Geschlecht leitet sich von einem südfranzösischen Troubadour ab, und er selbst ist als Sohn eines Generals im Nordosten Deutsch-

lands zur Welt gekommen und hat im Laufe seines Lebens die halbe Welt bereist. Auch „Leben und Lüge" ist gewiß kein künstlerisch ausgeglichenes Werk, aber streckenweis wenigstens zeigt es eine schöne Ruhe und edle Reife, und ein metaphysisch-mystischer Unterton bei aller Wirklichkeitsfreude gibt ihm auch einen höheren geistigen Gehalt.

*

Erstrecken sich Liliencrons Versuche im Roman über seine gesamte Schaffenszeit, so beschränkt sich sein vergebliches Ringen um die Palmen des Dramatikers auf die Einsamkeit der Jahre von Kellinghusen, das heißt auf die Zeit, da der Anfänger noch unsicher umhertastete. Sobald er sich über Art und Richtung seiner Begabung klar geworden war, sparte er sich weiteres nutzloses Mühen und entsagte der Bühnendichtung gänzlich. Seine Dramen wissen noch nichts von der neuen naturalistischen Strömung, sondern weisen den typischen Idealstil der Schiller-Epigonen auf. Sie sind um weniges eigenartiger, nur um vieles kräftiger als die Jambendramen eines Uhland oder Geibel. Als Vorbild ist Shakespeare, zumal mit den von Liliencron besonders geliebten Königsdramen, zu erkennen, ferner, auch mit seiner Neigung zum Irrationalen und Übernatürlichen, Heinrich von Kleist, und vor allem Ernst von Wildenbruch, dem Liliencron sich menschlich in mancher Hinsicht verwandt fühlte. Wildenbruchs große, einander rasch folgende Triumphe lockten auch den sich selbst und zugleich den bis dahin so schmerzlich vermißten Erfolg suchenden Liliencron auf die Bahn des geschichtlich-nationalen Dramas.

Wie Wildenbruch ist auch Liliencron ein Mensch der Tat und der Bejahung. Auch er verfügt über eine starke Kraft und Leidenschaft des Willens und des Ausdrucks, über den Blick für das Wesentliche und Wirksame, über die Gabe der künstlerischen Verdichtung, den Sinn für die große Linie und die mächtig bewegte Handlung, den Trieb zum Heroischen und Nationalen; was für Wildenbruch die preußisch-deutsche, das ist für Liliencron die dänisch-holsteinische Geschichte. Nicht minder aber sind sich die beiden Dichter in ihren dramatischen Mängeln verwandt. Es ist bemerkenswert, daß Liliencron, der Wildenbruch übrigens im allgemeinen durchaus nicht unkritisch gegenübersteht, in „Breide Hummelsbüttel" gerade dessen „Fürsten von Verona" lobt, eines seiner mißlungensten Stücke, in dem äußerliche Stoffüberladung und roher Theaterlärm die innere Seelenlosigkeit nur um so schärfer hervortreten lassen. In einem Brief an Friedrichs verlangt Liliencron vom Dramatiker vor allen Dingen: „Schneid und Schneidigkeit: Haue, Schreien, grellgelb, purpur, tiefblau, Gerämpel, Geraffel, Faustnasenstüber, Schildgeklirr, Du Hund, Bestie, Gewinsel ꝛc." Das sind die Grundsätze des Balladendichters, und nicht nur sein erstes Drama, das tatsächlich aus einer Ballade erwachsen ist, mutet wie eine aufgeschwemmte Ballade an. Während der Anfänger sonst zur Langatmigkeit neigt, geraten ihm seine Stücke — ähnlich wie seine Romane — meistens zu kurz. Ganz auf rasch fort-

schreitende Handlung bedacht, hat er für die Charakteristik und seelische Begründung keine Zeit und muß hinterher zu künstlichen Füllseln greifen, um dem Drama genügend Körper zu geben. Seine geschichtlichen Dramen reichen nicht von fern an Hebbels Gedankentiefe oder an den erschütternden Stimmungsgehalt von Ibsens „Kronprätendenten" heran. Der Zug zum äußerlich Theatralischen, zu Waffenlärm und Mord und Brand, der Hang zum Knalligen und Dröhnenden geben seinen Stücken etwas von der alten hohlen Haupt- und Staatsaktion. „Kinder: ich zeig euch mal, was Wumdiwum ist, Leidenschaft, Kraft, Eifersucht, Neid, Blut: Menschen. Fast ohnmächtig müßt ihr nachher aus dem Theater wanken, und schreien: Ein Böffffstöckckck, ein Böffffstöckckck bei Kempinsky!" So schreibt Liliencron, und das ist nur zum kleinsten Teil Selbstironie, als 1906 sein erstes Drama endlich einmal auf die Bühne gelangte.

Dieser Erstling, 1883 gedichtet und ein Jahr später im Druck erschienen, ist „Knut der Herr". Das fünfaktige Jambendrama behandelt den gleichen Stoff aus der altdänischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts wie des Dichters Ballade „Herzog Knut der Erlauchte". Das „Ritter-, Rassel- und Räuberspiel", wie Liliencron selbst es seinem Regisseur gegenüber bezeichnet, weiß, obwohl es ganz in Blut getaucht ist, nichts von ergreifender Tragik. Die Charaktere sind nicht ausgeführt, und zumal das Überweib Ulwida, das nebenbei die Rolle der Frau Potiphars spielt, ein geiles und blutdürstiges Scheusal ohne innere Glaubhaftigkeit. Die dramatische Verwicklung ist plump angelegt und entfaltet sich nach voraufgegangener Ankündigung, ohne Spannung zu erregen, ganz programmäßig. Der letzte Akt des mangelhaft aufgebauten und an bloßen Redeszenen überreichen Stückes fällt vollends ab.

Höher steht das 1884 niedergeschriebene Schauspiel „Die Rantzow und die Pogwisch" aus der dänischen Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Es ist nicht so sehr Rededrama, seine Handlung in ihrer Steigerung folgerichtiger und dramatischer gefügt. Aber es ist noch immer zu sehr klirrendes Spektakelstück voll Mord und Totschlag. „Zug! Muck! Schneid! Radau!!!", so kennzeichnet Liliencron selbst einen Hauptauftritt. Erfreulich wirkt dafür neben der völkischen Wärme und Kraft die gediegenere und eigenartigere Sprache und der Einschlag eines guten Humors.

Ein Drama aus der neueren Geschichte seiner Heimat, das an ein gewaltiges Naturereignis des Jahres 1825 anknüpfend einen Liebeskonflikt behandelt, hat Liliencron 1886 unter dem Titel „Sturmflut" rasch hingeworfen, jedoch des Druckes nicht für wert erachtet. Er hat es später in die Novelle „Der blanke Hans" umgearbeitet, die erst nach seinem Tode ans Licht getreten ist.

Wie Wildenbruch hat Liliencron neben der Geschichte der engeren Heimat auch die große Weltgeschichte dramatisch behandelt, besonders voll starken Nationalstolzes die deutsche Geschichte. In dem 1886 abgeschlossenen vieraktigen Trauerspiel „Trifels und Palermo" hat er die überlange

Reihe epigonenhafter Hohenstaufendramen um eines vermehrt. Sein Held ist der als furchtbarer Blutmensch gefaßte, von einem dämonischen Eroberer-ehrgeiz beherrschte Kaiser Heinrich der Sechste, den der Dichter von einer ungeschichtlichen, schwer glaublichen Liebesleidenschaft ergriffen werden läßt.

Wie auf diesen Kaiser, der nur den einen Gedanken hat: Deutschlands Größe, kommt Liliencron immer wieder in seinen Schriften auf noch eine andere Herrschergestalt von dämonischer Furchtbarkeit zu sprechen, „die bekannte Merowingerin-Scheusalin" Brunhilde. Sie steht im Mittelpunkte seines ebenfalls 1886 entstandenen und ebenfalls in Blut und Greueln watenden Trauerspiels „Die Merowinger", das der Dichter selbst sehr hoch bewertete. Gewiß ist die achtzigjährige geborene Fürstin in ihrer ungebrochenen Größe ein fesselnder Charakter, und solche Maria Stuart- und Borgia-Naturen darzustellen, ist dem Dichter zum Beispiel auch in seinem von der anderen Merowingerin Fredegunde handelnden Balladengedicht gelungen; aber die dramatische Technik läßt auch in diesem Stück viel zu wünschen übrig.

Zwischendurch entstanden zwei Dramen, die auf Eindrücke aus Liliencrons amerikanischer Zeit zurückgehen. „Pokahontas. Drama aus den Kolonien. 1607", hat zur Heldin eine liebenswerte, durch die unglückliche Leidenschaft zu einem bereits vermählten Engländer zugrunde gerichtete Indianerin. Das Stück ist in jeder Hinsicht mißraten. Und das Gleiche gilt von dem zweiaktigen bürgerlichen Drama in Prosa „Arbeit adelt", das uns lediglich durch die persönliche Beziehung auf den Dichter selbst einigen Anteil abnötigen kann: ein deutscher Offizier, der nach dem französischen Kriege schuldenhalber den Abschied genommen hat, dient in Amerika einem reichen Manne als Reitknecht und gewinnt schließlich dessen Tochter. Liliencron selbst hat das Stück verworfen und von der Aufnahme in die Gesamtausgabe seiner Werke ausgeschlossen.

Von allen diesen Dramen hat keines sich die Bühne zu erobern vermocht. Das Äußerliche der Stoffe, in denen gehäufte Schreckniſse für Tragik herhalten müssen, die Unzulänglichkeit der Technik und die Oberflächlichkeit der Charakteristik sind gar zu empfindlich. Doch fehlt es ihnen keineswegs an Einzelschönheiten, an glänzenden Szenenbildern und eindrucksvollen Gruppen; die Sprache ist glutvoll und kräftig, der Vers im allgemeinen vortrefflich. Wie manche Gedichte Liliencrons einen starken dramatischen Nerv aufweisen, so ist umgekehrt das Beste in seinen Dramen lyrischer Natur. Sie bergen viel echte poetische Stimmung und Formvollendung, viel edle Bildlichkeit und reine Sprachmelodik, und manche Motive aus ihnen hat der Dichter gleichzeitig oder später mit besserem Gelingen auch lyrisch ausgemünzt. Wenn ihm Storm nach der Lesung von „Trifels und Palermo" dringend anriet, fortan den ganzen Ernst seines Lebens auf die dramatische Poesie zu wenden, so bewies er damit nur, daß ihm selbst das Drama ein fremder Bereich war.

(Schluß folgt.)

Musik

Aus dem Berliner Musikleben

Wer etwa in den Monaten Januar bis März nach Berlin gekommen ist und in das Vergnügungstreiben hineingesehen hat, der muß den Eindruck gewonnen haben, daß Deutschland nicht etwa niedergebrochen und in seinem Wirtschaftsleben verwüstet ist, sondern daß es sich dem Taumel der Siegesfreude hingibt. Freude war in Trojas Hallen! Die Theater und Opernhäuser überfüllt, die Konzerte ausverkauft und dann Tanz, Tanz, Tanz: Maskenbälle, Kostümfeste, Fünfuhrtees und dergleichen. Die Parabel vom Mann im Syrerland hat vielleicht nur in der französischen Revolution eine grausigere Veranschaulichung erfahren als jetzt hier.

Geben wir uns keinen Täuschungen hin und gebrauchen wir keine Phrasen: es sind nicht edle Regungen, die sich in diesen Formen äußern, es ist nicht der Drang, sich durch Kunst erheben zu lassen, in der Kunst die traurige Gegenwart zu vergessen, sondern die alleroberflächlichste Genußsucht, die sich bis zum Rauschzustand gesteigert hat. Überhaupt ist es mit der Erhebung durch die Kunst ein eigen Ding. Wer die Besucher unserer Opernvorstellungen und Konzerte genau beobachtet, der muß zu der Überzeugung kommen, daß einen wirklichen Kunstgenuß nur verschwindend wenige suchen und finden. Ganz abgesehen von den allzu vielen, die während der schönsten Musik dumpf und stumpf dasitzen und ihre Butterbrote verzehren — selbst in Konzerten höchsten Ranges macht sich diese scheußliche Unsitte breit —, treiben die meisten doch nur den blödesten Personenkultus. Das läßt sich recht bequem in den Konzerten unserer Gesangssterne feststellen. Da sieht man das Publikum in den Seitengängen neben den Sitzreihen sich zusammenschieben und nach vorwärts drängen, bis sie am Podium in hellen Haufen stehen, nicht um besser zu hören — das können sie von ihrem Platz gut genug —, sondern um genauer zu sehen, was für ein Kleid, was für Schuhe und Strümpfe sie trägt, welche Blumen sie bekommt, wie er lächelt, wen er ansieht und dergleichen mehr. Viele Besucher betrachten so ein Konzert eben nur als ein gesellschaftliches Ereignis, dem sie beigewohnt haben müssen, um nachher darüber reden zu können.

Das klingt trostlos, ist aber eine traurige Wahrheit. Im allgemeinen hat sich der Zusammenhang zwischen Musikern und Publikum heute so gelockert, daß engere Berührungspunkte kaum mehr zu finden sind, was bei den Schaffenden noch deutlicher hervortritt als bei den Nachschaffenden, den darstellenden Künstlern, und hierauf etwas näher einzugehen wird vielleicht ganz lohnend sein.

Beginnen wir bei der Oper. Frankreich und Italien hatten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine Opernkultur, das heißt, eine Gemeinsamkeit künstlerischer Anschauungen bildete die breite Grundlage, auf der die Persönlichkeit des einzelnen Komponisten feststand und trotzdem ihre Eigenart entfalten konnte. Dort war es ein Dichter wie Quinault und Musiker wie Lully und Rameau, die das Gerüst bauten, das anderthalb Jahrhunderte hielt, dort wurde der dramatische Zweck der Gattung stark betont und treu gewahrt; in Italien dagegen hatte sich die Oper unter Führung der Apostolo Zeno und Metastasio und unter der Ein-

wirkung hauptsächlich der Neapolitanischen Komponistenschule immer mehr in eine rein musikalische Angelegenheit gewandelt: die Sänger und Sängerinnen waren zur Hauptsache geworden, ihnen zuliebe wurde geschaffen. Der Versuch Hamburgs, eine deutsche Oper aus dem Boden zu stampfen, mißglückte gänzlich, trotz Keiser und Telemann; denn es fehlte eben an allem, an einem Plan und Ziel, an geschulten Dichtern und Komponisten, und so geriet Deutschland ganz in die Hörigkeit Italiens, das mit seinen Erzeugnissen alles überschwemmte. Die Hasse, Graun, Naumann, Gaßmann und ihre Verwandten sind dem Geist nach Italiener, die Ausführenden waren es von Geburt, von einer deutschen Oper konnte also nicht die Rede sein. Nun sollte man meinen, daß ein Künstler vom Ausmaß eines Gluck in Deutschland hätte Schule machen müssen. Stritt er doch gegen die italienische Schablone, indem er mit seinem Textdichter Calzabigi die Oper wieder auf einfache Verhältnisse zurückführen wollte, auf das rein Menschliche, auf Gefühl und Leidenschaft. Aber er wurde nur von wenigen verstanden und wendete sich nach Frankreich, dessen Opernüberlieferung seinen Bestrebungen näher stand und wo er trotz aller Schwierigkeiten schließlich durchdrang. Vielleicht wäre das auch in Deutschland am letzten Ende geschehen, wenn nicht hier durch die Romantik ein Zersetzungsprozeß eingeleitet worden wäre, der sich als verhängnisvoll erweisen sollte. Die Romantik ist kulturfeindlich, das heißt, sie verhätschelt das Einzelwesen zuungunsten allgemeiner völkischer Anschauungen, und so sehen wir denn, wie das Opernwesen in Deutschland sich seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr zersplittert. Wir haben einige glänzende Künstlerpersönlichkeiten — ich brauche wohl nur Weber zu nennen —, aber wir haben keine Oper, die mit der Gesamtheit ihrer Erscheinungen im Volke wurzelt. Selbst Richard Wagner hat an dieser Lage nichts ändern können; er wollte Wege weisen, doch seine Stimme ist verhallt als die eines Predigers in der Wüste. Seine Werke sind die festesten Stützen unserer Operntheater, aber um seine Lehren kümmert sich kein Mensch, es herrscht der alte planlose Opernschlendrian. Deutschland hat nie, wie Italien, ganze Geschlechter von Operntextdichtern hervorgebracht; jeder einzelne Komponist hat hier immer Umschau nach geeigneten Mitarbeitern halten müssen, und so ist es noch heute. Keiner steht auf dem Boden einer festen Überlieferung, jeder fängt jedesmal von vorn an; keiner weiß deshalb auch, für wen er eigentlich schreibt, er komponiert ins Blaue hinein und wartet, ob sich ein Publikum für ihn findet. Diese Zerrissenheit und dieser Mangel an allgemeinen Zielen ist ein alter Fehler der Deutschen, leider nicht allein in der Kunst — und an diesem Fehler geht das Land jetzt zugrunde.

Alles das spiegelt sich natürlich in den Aufführungen des Deutschen Opernhauses und des früheren Königlichen Opernhauses wider. Die Wahl der neustudierten Werke läßt nirgends feste Richtlinien erkennen, erscheint wie vom Zufall gegeben, und die neuen Stücke, die wir zu hören bekommen, streben alle nach den verschiedensten Richtungen auseinander; vergebens sucht man nach einer gemeinschaftlichen Anschauung, nach einem Band, das die verschiedenen Individuen miteinander verknüpfte.

Dem Opernhaus unter den Linden muß wenigstens eins nachgerühmt werden: was an älteren Werken in neuer Fassung vorgeführt wurde, war durchweg wertvolles Kunstgut. Es sind dort Volksvorstellungen zu billigen Preisen eingeführt, und gleich die erste brachte ein Juwel alter Kunst, Glucks „Orpheus". Es ist dasjenige Stück, in dem der große deutsche Meister zuerst ganz bewußt jenes Programm durchführte, dem er später in der Vorrede zu seiner Alceste Worte verlieh. Grundsätze werden hier aufgestellt, die im neunzehnten Jahrhundert

Richard Wagner aufs neue betonen mußte, und die uns so selbstverständlich erscheinen, daß wir kaum begreifen, wie sie jemals nicht befolgt werden konnten: daß die Musik der Handlung zu dienen habe und sich nicht selbstherrlich ausbreiten soll — wer möchte dies nicht als erste Forderung für die Opernkomposition anerkennen? Und wie Gluck dies durchgeführt hat, das muß auch heute noch ergreifen und rühren. Welche Größe fassen die Umrisse der ersten Klagegesänge um Eurydikens Tod ein, wie erschütternd wirken die Auftritte im Hades, das schroffe „Nein" der Furien den Bitten des Sängers gegenüber; und wie sich dann die Stimmung allmählich lichtet, wie die erst so Unerbittlichen erweicht werden, wie der Tondichter dann die Gefilde der Seligen malt, wie er den Übergang vom höchsten Glück zum tiefsten Schmerz findet, das ist in seiner Art unübertrefflich und vorbildlich für alle Zeiten. Auch Mehuls „Josef in Ägypten" ist eine Oper, in der edle Einfachheit herrscht, und sie ist auch eine Merkwürdigkeit, denn es kommt keine Frauenrolle in ihr vor. Daß der Textdichter nicht versucht hat, hier irgendeine Liebesgeschichte einzuflechten, was die Einheitlichkeit der Handlung sehr gestört hätte, muß ihm hoch angerechnet werden. Aber obwohl diese Oper fast fünfzig Jahre jünger ist als der „Orpheus", übt sie doch eine weniger starke Wirkung aus. Der musikalische Zuhörer wird immer an der Feinheit und Vornehmheit der Musik sowie an der außerordentlich guten Arbeit seine Freude haben, er wird aber auch die geringere Schöpferkraft empfinden und des sanften Gefühlsausdrucks schließlich müde werden. Die Wechselreden waren durch Max Zenger sehr geschickt in Rezitative umgewandelt, und das Stück erschien in dieser Fassung einheitlicher als in seiner ursprünglichen Form. An weiteren Gaben bot das Opernhaus noch eine recht gute Aufführung von Richard Wagners „Tannhäuser", leider mit der Pariser Venusbergszene und den unmöglichen drei Grazien, und Humperdincks „Königskinder", deren holder Märchenzauber die Zuhörer aufs neue berückte.

Von neuen Werken hat die Oper in den letzten beiden Wintern nur eins gebracht: „Notre Dame" des Wieners Franz Schmidt. Eine Reihe von Bildern, aus Victor Hugos Roman „Notre Dame de Paris" herausgeschnitten und lose nebeneinandergestellt. Wenn man solche Operntexte erlebt, empfindet man immer wieder, wie spurlos Richard Wagner im ganzen vorübergegangen ist. Er hat Nachahmer gefunden, aber keinen Nachfolger. Ich meine nicht etwa, daß seine Grundsätze in Bausch und Bogen angenommen und daß nach ihnen allein geschaffen werden solle — o nein! Aber das eine hätte aus seinen Werken und Schriften wohl erkannt zu werden verdient: nur das Bühnenwerk, ob mit, ob ohne Musik, ist lebenskräftig, das sich auf den einfachsten Verhältnissen aufbaut und die ursprünglichsten, allgemein menschlichen Gefühle als Triebfedern hat. In „Notre Dame" jedoch sehen wir ein buntes Durcheinander, dessen Zusammenhänge nur der erfaßt, der den Roman kennt, dem die Mehrzahl der Zuhörer also ohne Anteil gegenübersteht. Und danebenher läuft dann eine sehr hübsche, farbige Musik, nicht von heißem Blut durchflossen, nur mit vielem Geschmack zusammengestellt. Ist das eine Oper?

Kein größerer Gegensatz läßt sich denken als der zwischen diesem Stück und der Oper „Die Hügelmühle" von Friedrich E. Koch, die das Charlottenburger Deutsche Opernhaus ans Licht brachte. Wie zu seinen Oratorien, so hat Koch sich auch zu dieser Oper die Dichtung selbst geschrieben. Die Handlung ist sehr einfach und faßt aufs neue den uralten Zwiespalt zwischen Liebe und Leidenschaft. Der Hügelmüller liebt wohl des Försters sanfte Schwester, aber er wird doch durch die sinnlich freche Magd stärker entflammt, und als er sie in den Armen des Knechts findet, zündet er die Mühle an, die alle drei unter ihren Trümmern begräbt. So

sieht der Grundriß aus, den Koch nun mit manchen, auch heiteren Episoden organisch verbunden hat. Was ihm vorschwebte, war eine Volksoper, ohne Zugeständnisse an den niedrig gerichteten Geschmack und dargestellt mit allen Mitteln der neueren Musik. Dies ist ihm gelungen, nur zeigt sein Tonsatz eine Sprödigkeit und Herbigkeit, die bei dem Zuhörer sehr viel guten Willen zur Einfühlung voraussetzt; für oberflächlichen Genuß ist diese Musik, dies ganze Werk, das selbst die Heiterkeit in die Strenge der Stilisierung einbezieht, nicht geschaffen; aber wer sich ihm mit Ernst nähert, der empfindet bald den Reiz dieses starken und selbständigen Gefühlsausdrucks und gibt sich ihm gern hin.

Wieder völlig anders geartet ist „Der eiserne Heiland" von Max Oberleithner und noch anders „Das höllisch Gold" von Julius Bittner, die beide gleichfalls im Deutschen Opernhaus aufgeführt wurden. Die Ereignisse im „Eisernen Heiland" berühren uns nicht einmal äußerlich, die Voraussetzungen sind zu grotesk. Der Schmied eines Gebirgsdorfs wird von den Dorfinsassen mit Feindschaft verfolgt, weil er eine Fremde aus dem welschen Süden als Weib heimgeführt hat, und er scheint sich auch selbst schuldig zu fühlen, denn in langen Nächten hat er als Sühnegabe einen mächtigen eisernen Heiland geschmiedet, der auch eine Versöhnung herbeiführt und auf Bergeshöhe im ewigen Schnee aufgestellt wird. Ein fahrender Spielmann aus der Heimat seiner Frau entflammt grundlose Eifersucht im Schmied, und in rasendem Wahnsinn schleppt er das Weib zum eisernen Heiland und fesselt sie an das Kreuz, wo sie im Eiswind erfriert, während er selbst von dem Spielmann erstochen wird. Es macht den Eindruck, als ob das Ganze nur um dieses Schlußbildes willen erfunden sei: das ragende Kruzifix in einsamer Höhe mit der daran gebundenen Frau, ringsumher Schneeberge in blauer Ferne, davor der tobende Wahnsinnige, ein Effekt (nach Wagner eine Wirkung ohne Ursache), hohl und kalt. Die Musik gibt sich geschmackvoll und sucht der Handlung eng zu folgen; nur zeigt sie ein gar zu allgemeines Gesicht und wirkt in ihren lyrischen Entladungen etwas schwächlich, so daß die Aufmerksamkeit des Zuhörers bald erlahmt.

„Das Höllisch Gold" hat eine vom Komponisten selbst erfundene und gestaltete hübsche Fabel. Ein Jungteufel wird auf die Welt geschickt, um sich im Seelenfang zu üben, und findet gegen einen Beutel Gold auch in einem alten Weib eine gefällige Vermittlerin. Sie erregt die Eifersucht eines Mannes gegen seine Frau; doch als er sich mit gezücktem Messer auf sie stürzt, breitet das Muttergottesbild, zu dem sie sich flüchtet, segnend die Arme über sie. Da ihm nun die Seele des Eifersüchtlings entwischt ist, so faßt der talentvolle Teufel kurz entschlossen die alte Bettel und fährt mit ihr zur Hölle. Diese Vorgänge hat Bittner musikalisch recht gut gekennzeichnet, die einzelnen Persönlichkeiten heben sich kräftig voneinander ab, besonders für den Teufel findet das Orchester die besten Wendungen, in seinem Kichern und Knurren flackert ein Tropfen Fegefeuer ergötzlich auf. Auch die hexenhafte Kupplerin ist trefflich gemalt, verzerrte Tanzrhythmen begleiten ihr Auftreten. Wo es sich um Gefühlsausdruck handelt, gelingt es Bittner nicht so, denn seinen Melodien fehlt das Überzeugende, jene Wärme, die den Zuhörer wieder erwärmt und seine Seele mitklingen läßt. Immerhin ist dieser Einakter eine bemerkenswerte Erscheinung.

Von den Einstudierungen des Deutschen Opernhauses will ich nur zwei betrachten. Die eine ist „Der polnische Jude" von Carl Weis, jene Geschichte nach Erckmann-Chatrian, wo der Mordwirt träumt, er sei vor Gericht gestellt, und an den Ängsten dieses Traumes stirbt. Wir haben das Stück schon öfter in Berlin gesehen, und es hat immer sein Publikum gefunden, teils weil die Handlung in ihrer Schlichtheit etwas Überzeugendes hat und weil die gut erfundene Musik

sich ihr so gut anschmiegt. Bedenklich dagegen scheint mir die andere, Mascagnis „Cavalleria rusticana“. Wer da gehofft hatte, daß durch den Krieg die Neuitaliener mit ihren blutrünstigen Machwerken beiseite geschoben wären, der sah sich zu seinem Schmerz getäuscht, und daß mit dem unbedeutendsten, dem man doch nun genugsam hinter die schäbigen Kulissen gesehen hat, der Reigen eröffnet wurde, ist noch besonders traurig. Der große Erfolg dieser Italiener in Deutschland beruht nur auf der Wirkung des Gegensatzes: auf die engen Röcke folgten die weiten, auf die langen die kurzen, auf die kleinen Hüte die großen, so ist es bei jeder Mode, die ja auch in der Kunst ein lautes Wort mitspricht. Man war des hohen Ernstes Richard Wagners müde geworden, wollte nicht mehr Geist und Sinne anspannen, sondern mühelos genießen, und da kamen die Mascagni, Leoncavallo, Puccini gerade recht, denn sie verlangten vom Zuhörer keine Einfühlungsarbeit, brachten ihm vielmehr alles auf dem Präsentierteller fertig angerichtet dar. Das war bunt, grell, knallig, aufregend — was wollte man mehr? Und so begann die Überschwemmung der deutschen Opernbühnen mit den mittelmäßigsten italienischen Erzeugnissen. Soll das nun wieder anfangen? Wir wollen es nicht hoffen!

Alle hier erwähnten neuen Opern streben nach verschiedenen Richtungen, ein gemeinsames Band läßt sich nirgends erkennen. Das wiederholt sich im Gebiet der Konzertmusik.

Der Zusammenhang, den ich vermisse, kann und soll nun keineswegs willkürlich hergestellt werden. Goethe sagt einmal zu Eckermann: „Ich habe in meinem Beruf als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte.“ Wenn so von jedem Künstler vorgegangen würde, dann müßte, sollte ich meinen, eine Kunstübung entstehen, in der jene Gemeinsamkeit in den Anschauungen und Gefühlen sich kundtäte, falls nämlich die Künstler selbst national fühlten und dächten. Aber das ist es eben: jenes starke Gefühl für völkische Zusammengehörigkeit, das zum Beispiel beim Engländer so stolz ausgeprägt ist und ihn zu dem brutalen Grundsatz „right or wrong, my country“ geführt hat, jene heilige Liebe zur Heimat und ihrer Sitte, die fehlt dem modernen Deutschen und besonders dem deutschen Künstler, der eher einem farblosen, charakterschwachen Internationalismus zuneigt. Solange dies nicht anders wird, können wir auch keine neue, bodenständige Musik bekommen.

So muß ich mich damit begnügen, einzelne Erscheinungen auch einzeln zu betrachten. In einem der Philharmonischen Konzerte führte Arthur Nikisch eine Ouvertüre zu Shakespeares „Was ihr wollt“ auf, ein geistreich gemachtes Stück, mit vielen überraschenden, feinen Wendungen und mit frischem Humor. Es scheint, daß der Komponist die fabelhaften Vorgänge im Argonner Wald nicht allzu ernst nimmt, sondern mit überlegenem Lächeln in diese bunte, phantastische Welt hineinsieht. Aber das ist gerade hübsch und gibt dem Werkchen seinen besonderen Reiz. In einem anderen dieser Konzerte gab es nach E. W. Korngolds „Schauspielouvertüre“, die ja sehr geschickt gesetzt ist, ohne doch Wesentliches zu sagen, Variationen über ein Bachisches Thema von Georg Schumann, die sehr anziehend waren. In immer neuen Veränderungen zeigt die alte Weise ihre Triebkraft, Bild reiht sich an Bild, bis eine glänzende Fuge zum Schluß überleitet, der das Thema in seiner ursprünglichen Gestalt wiederkehren läßt.

Eine andere Variationenreihe über ein altes Volkslied von Joseph Haas war

in einem der Konzerte Hermann Henzes mit dem Philharmonischen Orchester zu hören, Konzerte, die durch Vorführung neuer Werke sehr verdienstlich wirken. Diese Haasschen Variationen sind etwas herber als die von Schumann, sie zeigen eine lebhafte Einbildungskraft und tüchtiges, technisches Können. Im gleichen Konzert erklang auch die symphonische Dichtung für Streichorchester „Verklärte Nacht" von Arnold Schönberg, die trotz mancher Ansätze zu stimmungsvoller Melodie im ganzen in ein uferloses Phantasieren ausläuft. Ganz auf dem sichern Boden gesunden Musizierens stand dagegen der „Elfenreigen" von Friedrich Klose, der leicht beschwingt dahertanzte und die Zuhörer herzlich erfreute. Nicht neu an sich, aber unbekannt in unseren Konzertsälen war die Symphonie von Hermann Goetz, dem arg Vernachlässigten, dessen reizvolle „Rispetti" auf Texte aus Heyses Italienischem Liederbuch übrigens jüngst Annette Thieme anmutig sang. Die Symphonie wurde an Stelle des erkrankten Felix v. Weingartner von Arthur Nikisch dirigiert. Goetz — seine prächtige Oper „Die bezähmte Widerspenstige" ist beschämend selten auf den deutschen Bühnen erschienen — versucht darin, außermusikalische Vorgänge zu versinnlichen, mit besonderem Glück im Intermezzo, das die Wanderfahrt zweier jungen Burschen mit Hornklängen und Waldstimmung erfreulich schildert. Der langsame Satz klingt etwas grüblerisch und spannt weite Melodiebogen, und ein hurtig und in stiller Fröhlichkeit hinlaufendes Finale schließt das anmutende Werk glücklich ab.

Ferner gab es auf dem Gebiet der Kammermusik manches Neue. So spielten die Herren Schnabel und Flesch eine erst im Jahre 1918 entstandene Violinsonate von Hans Pfitzner, die ich zum Wertvollsten rechne, was uns dieser nachdenkliche Künstler geschenkt hat. An einen mit tiefer Empfindung getränkten ersten Satz schließt sich ein langsamer Mittelsatz, der den Hörer in weltenferne Regionen entrückt, eine mystische, verklärte Stimmung breitet sich aus, bis das stürmische, frisch zupackende Finale einsetzt und uns wieder in die Welt der Wirklichkeiten zurückleitet. Das Trio in D-Dur op. 33 von Ewald Straesser, dem Kölner Künstler, der sich schon durch andere Kammermusikwerke und mehrere Symphonien vorteilhaft bekannt gemacht hat, wurde durch die Herren Georg Schumann, Willy Heß und Hugo Dechert vermittelt. Ein Werk von gedrängter Kürze. Anziehend ist besonders das Andante, das besonnen rezitativisch beginnt, dann ein stürmischer Aufschwung und ein allmähliches Zurücklenken in die Stimmung des Anfangs. Der erste Satz will rhapsodisch zerbröckeln, der letzte setzt sehr straff ein, gliedert sich gut und gibt einen kräftigen Abschluß. Wertvoller noch finde ich ein Klaviertrio in E-Moll von Robert Kahn, das der Komponist selbst im Verein mit Leopold und Eugenie Premyslav vorführte. Es hat die ungewöhnliche Zahl von fünf Sätzen: ein rüstiges Allegro, schön erfunden und meisterhaft gestaltet, eröffnet es, dann ein Elfenspuk in der Mondnacht, Ernst und Anmut ziehen Arm in Arm vorüber, und aus dem Finale strahlt ein fröhlicher Lebensmut. Höchst sympathisch berührte endlich ein drittes Klaviertrio (op. 19) von Richard Barth. Es wurde vom Hamburger Trio der Herren Edmund Schmidt, Jan Geesterkamp und Aler Kropholler dargebracht, ist aus reicher Phantasie geschaffen, knapp und sicher geformt und besonders liebenswürdig in dem vielgliedrigen Adagio mit Ländlereinschlag und dem Scherzo in Kirmesstimmung. Daß auch Aufführungen von ausländischer Musik stattfanden, ganze Konzerte mit ungarischen, finnischen, schwedischen Kompositionen, sei nur nebenher erwähnt, da die künstlerische Ausbeute nicht groß war.

Ein sehr reizvolles Stückchen wurde von den Damen Lotte Leonard und Therese Bardas sowie den Herren Valentin Ludwig und Wilhelm Guttmann in die

Öffentlichkeit eingeführt, das „Deutsche Volksliederspiel" von Hermann Zilcher. Ein Liederspiel im eigentlichen Sinne ist es nicht, denn es hat keine fortlaufende Handlung, vielmehr sind Lieder aus des „Knaben Wunderhorn" zusammengestellt und in drei Teile gegliedert, und diese Lieder werden als Quartette oder auch als Einzel- und Zwiegesänge musikalisch gestaltet. Zuerst handelt's vom „Wunderhorn" selbst, von „Maienlust", dann ein Kinderkonzert und „Das Lied vom fröhlichen Musikus". Im zweiten Teil ist's Sommer: Frau Nachtigall singt und bringt Liebesbotschaft, das Käuzlein schreit, Liebeslust, Liebesleid. Der dritte gehört dem Soldaten, und an die Verse von „Frommer Soldaten seligstem Tod" schließt das mächtige Lied vom „Schnitter Tod" an. Mit dem Sang von der „Schönheit der Kreatur in Gott" findet das Ganze seinen Abschluß. Zilcher hat diese Liederreihe nun in feinsinnigster Weise vertont. Die Erfindung ist im allgemeinen zart, steigert sich aber bisweilen zu großer Kraft und wärmster Empfindung, wie in dem Erntelied „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod" oder dem Schlußhymnus. Auch der Humor und der Scherz kommen zu Wort, zum Beispiel in dem sehr hübschen Kinderkonzert, wo die Klänge der verschiedenen Instrumente nachgeahmt und geschickt ineinander verflochten werden, oder dem Baßlied mit Quartett „Ein Musikus wollt fröhlich sein".

Siegfried Ochs brachte mit dem Philharmonischen Chor zwei kleinere neue Werke zur Aufführung. Das eine ist der dritte Psalm von Richard Wetz „Ach Herr, wie sind meiner Feinde soviel!", ein ernstes, gehaltvolles Stück, gut gemacht und mit bürgerlicher Tüchtigkeit erfunden; das andere eine Art Ballade für Soli, Chor und Orchester von Paul Gräner, „Wiebke Pogwisch". Detlev von Liliencron schildert hier den Untergang eines ganzen Rittergeschlechts nach der Schlacht in der Hamme. Frau Wiebke trägt ihren sterbenden Mann selbst auf ihr Schloß, wo er neben den acht gefallenen Söhnen seine Ruhe findet. Der Tonsatz Gräners charakterisiert die Vorgänge gut und gibt besonders in den Chorteilen eindrucksvolle Bilder. Das wertvollste und eigentümlichste Chorwerk aber bescherte Georg Schumann mit der Singakademie den Berlinern: „Der Sonne-Geist" von Friedrich Klose.

Ich habe dies Oratorium schon im vorigen Juni bei seiner Uraufführung in München gehört und seine starke Wirkung verspürt, ein Eindruck, der sich hier wiederholte. Freilich gehört zum vollen Genuß des schwierigen Werkes, daß man sich mit der Dichtung von Mombert genau vertraut gemacht und sich in ihre phantastische Gedanken- und Anschauungswelt vollkommen eingelebt hat, sonst wird man dieser Schöpfung ziemlich hilflos gegenüberstehen. Das Ganze ist eine mystisch-poetische Naturphilosophie. Die „Himmlische", von einem Stern begattet, gebiert die Himmelsblume, aus deren Samen der Urbaum aufwächst; Himmelsstrom und Baum erzeugen Sonne, den schönen Knaben, der von der Sternenziege gesäugt, von andern Sternbildern behütet und gefeiert wird. Der Jüngling hört das Sehnsuchtslied der flöteblasenden Nymphe und eilt zur Erde hinab, von Liebe entbrannt. Doch nicht lange vermag er im Irdischen zu verweilen, sein göttliches Wesen treibt ihn wieder hinauf in den himmlischen Bereich. Und wieder lockt Liebe und Sehnsucht ihn zur Erde, und wieder zieht es den himmlisch Geborenen zum Himmel, in ewigem Wechsel. Und der alte Hirt, der in Asien seine Herde hütet, deutet im Schlußteil das Symbol: „Zuletzt erkannte ich in dir das Sinnbild des Menschengeistes. Nun überschwebt mich mein Glück." Der Menschengeist ist göttlichen Ursprungs und strebt deshalb zum Himmel empor, aber er gehört auch der Erde an, und so ist sein Los ewige Sehnsucht. Die Musik arbeitet mit sehr starken Mitteln; im Orchester kommen alle irgend gebräuchlichen Instrumente

vor, bis zu Klavier, Celesta und Donnermaschine, selbst die neuerfundene Baritonflöte wird verwendet, und doch hat man nicht das Gefühl, daß hier mutwillig ein großer Apparat aufgeboten wird, es klingt nichts gesucht, sondern alles nur sehr reich und farbig. Die Stimmen bewegen sich meist in freier Rezitation, die Umrisse verlaufen, doch gibt es rhythmische und periodische Gliederungen, so daß das Ohr nicht den Halt verliert. Die Harmonik wandelt in durchaus modernen Bahnen, ohne zu experimentieren, ohne Ausschreitungen zu begehen, sie bleibt bei aller Belebtheit im wesentlichen tonal. Zwei Hauptmotive durchziehen das ganze Stück und prägen sich sofort ein: das des Sonne-Geistes, das in zwei Quinten aufsteigt, und das der Erde, durch zwei gebrochene übermäßige Dreiklänge gekennzeichnet, andere Nebenmotive schließen sich an, und dies Vorausdeuten und Nachrückwärtsweisen beschäftigt wohl den Geist der Zuhörer, aber der Melodiestrom ist so kräftig, daß die Beteiligung der Empfindung keinen Schaden leidet. Es wäre so sehr zu wünschen, daß dies Werk mit seinem Tiefsinn und seiner Gefühlswärme, mit seinen zauberischen Instrumentalwirkungen und seinen bald wuchtigen, bald holdselig zarten oder strahlenden Chören recht weite Verbreitung fände; leider ist dazu wenig Aussicht vorhanden, denn die technischen Anforderungen sind außerordentlich hoch, so daß voraussichtlich nur Vereine allerersten Ranges, die auch über bedeutende Mittel verfügen, sich seiner werden annehmen können. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei anderen Werken Kloses, und das ist sehr zu bedauern.

Wenn von Berliner Chorgesang die Rede ist, muß auch der „Madrigalchor des Akademischen Instituts für Kirchenmusik" erwähnt werden, denn seine Leistungen sind die feinste Blüte chorischer Gesangskultur. Nur eine kleine Anzahl von Mitgliedern, aber ausgewählte und gründlich gebildete Stimmen, unter der Leitung von Carl Thiel, einem Künstler, der mit höchstem Geschmack und sicherstem Musikgefühl in die Absichten der Schaffenden alter und neuester Zeit eindringt und ihre Werke nachformt in einer Stilreinheit, wie sie selten genug erreicht wird. Strenge Gebundenheit und ein freies Gestalten aus regster Phantasie vereinigen sich in seinen Vorträgen zu einem harmonischen Ganzen. Für gewöhnlich pflegt der Chor den unbegleiteten Gesang; zu seinem letzten Konzert hatte er aber ein kleines Orchester, Klavier und Orgel zur Begleitung herbeigezogen. Es wurden vier Kantaten musiziert: „Die Gerechten werden weggerafft" von Philipp Krieger, „Herr, wenn ich nur dich habe" von F. W. Zachow, dann die bekannte, liebliche Kantate J. S. Bachs „Du Hirte Israels", von der Schweitzer meint, man könne mit ihr den Menschen die Furcht vor Bach nehmen, endlich ein neues Werk von Friedrich E. Koch: „Die Weissagung des Jesaias", und über dies will ich einige Worte sagen. Es ist für Solosopran, gemischten Chor, Streichquartett, zwei Hörner und Orgel geschrieben, die Worte hat der Verfasser aus Bibelsprüchen zusammengestellt. Drei knappe Teile: „Die Weissagung", „In Zuversicht" und „Erfüllung". Ein kerniges, festlich bewegtes Vorspiel, in dem der Geist des alten Weihnachtsliedes „Es ist ein Ros' entsprungen" umgeht, motivisch kaum nachweisbar, aber aus der Stimmung herauszufühlen, eröffnet das Stück, dann setzt der Solosopran ein mit den Worten „Vernehmt mit Andacht, was Jesaias uns geweissagt: das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht . . ., ein Reis wird aufgehen vom Stamme Isais" und so weiter. Hier klingt wieder jenes Prätoriussche Lied an, und das Ganze ist in lichten, frohen Farben gehalten. Nach diesem Einzelgesang stimmt der Chor die Worte an: „Gelobt sei der Gott Israels, denn er hat sein Volk erlöst", ein Satz von meisterhafter Polyphonie, in dem die Hoffnungsfreude alle Stimmen belebt und jeder einzelnen reichen Ausdruck gibt. Danach beginnt wieder der Sopran: „Siehe, ich verkündige euch große Freude,

die allem Volke widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Jesus Christus" — und wie in freudiger Ungeduld fällt der Chor der Einzelstimme ins Wort und jubelt „Ehre sei Gott in der Höhe". Es ist ein Werk reifster Künstlerschaft, zwar nur in einen engen Rahmen gespannt, aber innerhalb dieser Begrenzung von großer Kraft und Eindringlichkeit. Die neuere protestantische Kirchenmusik — ich meine hier die wirkliche, für den Gottesdienst bestimmte Kirchenmusik, nicht eine Musik von allgemein religiösem Charakter — ist recht arm an solchen ernsten und bedeutenden Schöpfungen; mit um so größerer Freude ist diese Kantate zu begrüßen.

Soll ich noch von Solistenkonzerten reden? Eine Übersicht, auch nur eine annähernde, zu geben, ist unmöglich; denn zu Hunderten drängen die Vokal- und Instrumentalkünstler nach Berlin und aufs Podium, selten genug aus der Überzeugung, Wichtiges und Neues sagen zu können, als vielmehr meistens, um in den Zeitungen besprochen zu werden und um diese Besprechungen, wenn sie gut ausfallen, als Reklame zu benutzen. Wieviel Überflüssiges und Mittelmäßiges da unterläuft, brauche ich wohl nicht zu sagen. Besonders erschrecklich ist der Tiefstand der Liederabende. Entweder findet man gutes Material und schlechte Ausbildung oder gute Kultur und geringe Stimmittel; trifft einmal beides zusammen, kann man getrost von einer Ausnahme sprechen, und dann fragt sich's immer noch, wie es mit der Gestaltung steht. Nämlich die Sänger und Sängerinnen von der Bühne haben die Erfahrung gemacht, daß für sie Konzerte sehr einträglich sind: die Oper hat sie bekanntgemacht, hat ihnen ein großes Publikum zugeführt, das nun auch ihre Konzerte füllt. Gewöhnlich wissen sie aber mit dem Liedgesang wenig oder nichts anzufangen und übertragen die Manieren der Oper auf das Konzert, wovon das durchschnittlich urteilslose Publikum natürlich nichts merkt. Dadurch wirken sie in doppelter Weise verderblich; einmal schädigen sie die eigentlichen Konzertsänger durch ihren Wettbewerb sehr empfindlich, dann aber drücken sie den Geschmack am Liedgesang hinunter. Es gibt freilich Künstler, die geistig wandlungsfähig genug sind, um auf beiden Gebieten Vorzügliches zu leisten, wie Emmi Leisner, Lola Artôt de Padilla, Irma Tervani, Cläre Dux, Heinrich Schlusnus, Rudolf Laubenthal und andere; doch die stehen abseits von der großen Masse. Ein wunder Punkt sind ferner die Programme, die sich meistens in dem Schema Schubert, Schumann, Brahms, Wolff bewegen. Man atmet auf, wenn einmal etwas anderes vorfällt, wenn etwa Lotte Leonard Bachsche Arien mit obligater Oboe und Trompete singt, Helene Siegfried, die Dedekind und Erlebach ans Licht zieht und gar zu Monteverdis „Orfeo" hinabsteigt, George Walter selten gehörte Stücke aus J. S. Bach aneinanderreiht oder Frau Fischer-Maretzki Goethische Frauengestalten zusammenstellt und die Lila, Elmire, Mignon, Philine, Gretchen, Klärchen in musikalischem Gewande an uns vorüberführt. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung war Frau Hoffmann-Onegin, die zunächst durch ihre Mittel geradezu überwältigt, durch einen Alt von üppigstem Wuchs, strahlend, warm, von Wohlklang gesättigt. Dazu kommt dann eine vollkommene Beherrschung des Materiellen, ein müheloses Schalten mit allen Schattierungen und Ausdruckskräften und ein Vortrag von größter Natürlichkeit. So wurde ihr Abend mit Goethe-Liedern ein Genuß seltenster Art.

Bei den Instrumentalkünstlern, welcher Art sie auch sein mögen, fällt — immer im Durchschnitt angesehen — ein allgemeiner Zug auf: die Neigung, die Vorschriften des Komponisten nicht streng zu beobachten, sondern die eigene „Auffassung" der meistens ganz unmißverständlichen Niederschrift gegenüberzustellen. Das rasch hingeworfene Wort von B. A. Marx in seiner „Anleitung zum Vor-

trag Beethovenscher Klavierwerke", daß eine geistreiche Auffassung auch gegen den Komponisten Recht haben könne, hat geradezu verheerend gewirkt. In der Tat ist nämlich die Mißachtung dessen, was der Schöpfer eines Werkes gewollt hat, weder geistreich noch gar genial, wie so mancher vermeint, sondern einfach dumm. Die schlichte Erzählung Richard Wagners von der Aufführung der neunten Symphonie Beethovens durch Habeneck mit dem Orchester des Conservatoire in Paris hat auf mich immer geradezu ergreifend gewirkt. Er berichtet (in der nicht oft genug zu lesenden Abhandlung „Über das Dirigieren"), daß es ihm bei dieser Aufführung wie Schuppen von den Augen gefallen sei, weil er zum erstenmal das hörte, was Beethoven genau bezeichnet hingeschrieben hatte, und das war nur erreicht worden durch jahrelanges, hingebendes Einüben, nicht durch irgendeine Intuition. Ehrfürchtiger Fleiß allein hatte die Musiker dahingebracht, nach Überwindung aller technischen Hindernisse, oder vielmehr gerade durch ihre Überwindung auch den Geist zu erfassen, der nichts anderes ist als die Melodiebewegung im richtigen Zeitmaß mit allen vom Komponisten vorgeschriebenen Schattierungen.

Von solcher Ehrfurcht ist man im allgemeinen heute sehr abgekommen, nicht zum Vorteil der darstellenden Tonkunst. Immerhin gibt es namentlich unter den jüngeren Künstlern eine ganze Anzahl, die bei aller persönlichen Selbständigkeit dem Werk höchste Treue wahren. Adolph Busch ist so einer, von den jetzt wirkenden Geigern vielleicht der hervorragendste. Bei ihm vereinigen sich schlechterdings alle guten Eigenschaften zu einem bezwingenden Ganzen: ein herrlicher Ton, die Fähigkeit, den musikalischen Gehalt eines Tonstückes ganz stark nachzuempfinden und das Empfundene auf den Zuhörer zu übertragen, und dabei nicht das geringste Abweichen von der Niederschrift des Komponisten. Aufstrebende, hoffnungsvolle Talente sind die junge Ungarin Ibolyka Gyarfas, eine temperamentvolle Geigerin, und die sehr begabte Violoncellistin Else Hilgert, ein halbes Kind noch, und doch schon auf hoher Stufe der Technik und der musikalischen Reife. Auffallend groß ist der Nachwuchs an bedeutenden Klavierspielern. Waldemar Lütschg, Edwin Fischer, Elly Ney, Kurt Schubert sind schon länger bekannt, Claudio Arrau und Erwin Nyregyhazi, beide noch kaum dem Knabenalter entwachsen, haben schon Aufsehen erregt durch ihr großes Können und ihren intensiven Musiksinn, endlich Wilhelm Kempff, das stärkste und eigenartigste dieser jungen Talente. Denn er besitzt nicht nur alle Eigenschaften, die den großen Klavierspieler machen, sondern dazu noch eine ungewöhnliche schöpferische Begabung. Sein freies Phantasieren über gegebene Themata, eine jetzt fast vergessene Kunst, ist erstaunlich, immer neue Quellen scheinen sich seiner Einbildungskraft zu erschließen, und aus einem kleinen Keim wächst ein abgerundetes Ganzes empor. Hier reift, scheint es mir, etwas ganz Großes heran.

Carl Krebs.

Literarische Rundschau

Zum Verfassungsrecht des Deutschen Reiches

Die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten von Deutschland (Demokratische Reichsrepublik). Ein Entwurf mit Begründung von Professor Dr. Fritz Stier-Somlo. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1919.

Der Verfasser ist durch seine Vorarbeiten über „Politik" und „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt" zur Lösung der schwierigen Aufgabe aufs beste vorbereitet. Auf Grund genauester Kenntnis des bestehenden Rechts und der vorbehaltlosen Annahme des demokratischen Gedankens, insbesondere des Wahlgesetzes und der Wahlordnung vom 30. November 1918 will er „der Mittler sein zwischen dem, was war und dem, was kommen muß". Diese Aufgabe hat er in seiner Arbeit ausgezeichnet gelöst. Er hat vor allem das, „was kommen muß", sehr richtig eingeschätzt, und darum ist er auch dem Schicksal so mancher Entwürfe von Verfassungen entgangen, jenseits der Linie zu geraten, auf der die praktischen Entwürfe und die künftigen Erörterungen im Reichstage sich bewegen. So werden seine Ausführungen sowohl für die parlamentarischen Verhandlungen wertvolle Anregungen sowie auch nach ihrem Abschluß einen wichtigen Beitrag zur Verfassungsfrage bilden. Da es dem Reichsminister Preuß nicht möglich war, eine schriftliche Begründung des aus dem Staatenhause hervorgegangenen Entwurfs der Verfassung zu geben, kann allen denen, die sich für Verfassungsfragen interessieren, die Arbeit des Verfassers aufs angelegentlichste empfohlen werden. Freilich, wenn man vom Rathause kommt, ist man klüger, und wenn die amtlichen Entwürfe vorliegen, ist die Kritik leichter. Gleich die vorgeschlagene „Firma" scheint dem Verfasser Anlaß zu Bedenken gegeben zu haben, da er zur Auswahl den Namen „Demokratische Reichsrepublik" in Klammern beifügt. Der erste Name erinnert an die „Vereinigten Staaten von Amerika" und daran, daß dort ursprünglich die Gründung eines Staatenbundes beabsichtigt war. So ist, abgesehen von seinem Zauberklang, der alte Name „Deutsches Reich" für den Bundesstaat vorzuziehen, falls nicht etwa ein Wortkünstler eine Verbindung dieses Namens mit dem Worte „Freistaat" findet.

Verfasser stellt fest, daß die bisherigen Gewalten im Reiche und in den Einzelstaaten nicht mehr bestehen. Sie haben ja verzichtet. Die neuen Gewalten sind aber noch nicht allgemein anerkannt. Darum ruht der Gründungswille, abweichend von der Ansicht des Verfassers, bei dem alleinigen Souverän, dem deutschen Volke, nicht auch zugleich bei den Freistaaten. Ihre Mitwirkung bei dem jetzt vorgelegten Entwurf scheint mir mehr ein Akt der Staatsklugheit als der Notwendigkeit.

Mit Rücksicht auf die bisherigen Verhältnisse Preußens zum Reiche bemerkt der Verfasser: „Die Abgrenzung der Zuständigkeit der Freistaaten muß in einer Weise vorgenommen werden, daß sie jede überragende Hegemonie eines Staates

verfassungsrechtlich ausschließt, wenn auch nach Größenverhältnissen und Leistungen eine Abstufung gewisser Rechte und Pflichten unvermeidlich und eine führende Stellung im Bundesstaate tatsächlich-politischer oder wirtschaftlicher oder kultureller Natur" sehr wohl möglich ist. Das Bedenkliche dieser Hegemonie beruhte nicht so sehr auf dem politischen Gegensatz der maßgebenden Faktoren des Reiches und Preußens, auch nicht auf der Herrschaft einer Kaste in Preußen, sondern nach der Ansicht Treitschkes auf dem unerhörten Versuch, den noch nie eine Großmacht gewagt habe, zugleich einen Einheitsstaat und ein lebendiges bündisches Reich zu leiten. Dieser Versuch war nur einer Militärmonarchie möglich, die trotz ihres guten Willens vielfach den Anschein erwecken mußte, das Reich zu einem Anhängsel herabzusetzen. Mit dem Wegfall dieser Monarchie und mit der Errichtung der demokratischen Republik sind eigentlich die Ursachen weggefallen. Mit dem Beitritt Deutschösterreichs wird das nichtpreußische Deutschland aufhören, als ein Anhängsel zu erscheinen. Man braucht darum kein Verfahren zu ersinnen, dem Preußenaar die Federn schmerzlos auszureißen und ihn frei nach Dingelstedt den Hamlet-Monolog „Sein oder Nichtsein" parodieren zu lassen. Der Verfasser steht solchen Gedanken völlig fern. Dagegen sieht er mit Recht Abhilfe in der Steigerung der Abhängigkeit der Freistaaten vom Reiche. Allerdings haben hier die Freistaaten starken Widerspruch gezeigt und ihre partikularistischen Absichten zum Teil durchgesetzt. Abweichende Hoffnungen werden wohl nur in geringem Umfange sich verwirklichen. Darum bleibt nur übrig, die Macht des Staatsoberhauptes zu stärken. Leider will der Verfasser dieses im wesentlichen auf äußere Repräsentation des deutschen Volkes beschränken. Wenn man sich an manche Vorgänge aus der noch kurzen Zeit der Reichsrepublik erinnert, kommen einem unwillkürlich die Verse aus dem Jahre 1848 in den Sinn:

Zentralgewalt, Zentralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Zentrum und Gewalt!

Gerade die Schaffung des Friedens im Innern verlangt bei den bevorstehenden heftigen wirtschaftlichen Kämpfen eine starke Präsidentengewalt. Besonders verlangen dies die Verhältnisse eines Bundesstaates. Das Beispiel eines kleinen neutralen Staates, wie der Schweiz, mit einer schwachen Präsidentengewalt wird für das Deutsche Reich als nicht nachahmenswert erklärt. Ähnlich wie der amtliche Entwurf schlägt der Verfasser vor, den Präsidenten durch das Volk wählen zu lassen. So wertvoll dieser Vorschlag auch ist, so genügt er allein nicht, um eine starke Präsidentengewalt zu sichern. Immerhin kann dann die Wahl des Präsidenten nicht zum Gegenstande des parlamentarischen Kuhhandels gemacht werden. Die Frage, ob dem Parlament oder nach amerikanischem Muster dem Präsidenten die überragende Stellung einzuräumen sei, hätte doch mehr als eine kurze Beziehung auf die Vereinigten Staaten von Amerika verdient. Jedenfalls will der Verfasser eine stärkere Stellung des Präsidenten als der amtliche Entwurf. Auch in seinen übrigen Vorschlägen bezüglich des Präsidenten lehnt er sich mehrfach an die amerikanische Verfassung an. So ist sein Vorschlag einer vierjährigen Wahlperiode vorzuziehen; sieben Jahre, wie im amtlichen Entwurf, sind für einen schlechten Präsidenten viel zu lange. Mit Recht verlangt er ferner vom Präsidenten, daß er Deutscher von Geburt sei; unsere Demokratie scheint die Internationalität nur bei gekrönten Häuptern zu bemängeln. Erfreulich ist, daß die Minister (so auch nach dem amtlichen Entwurf) nicht dem Volkshause anzugehören brauchen. Aber während der Entwurf das Vertrauen des Volkshauses verlangt, unterscheidet der

Verfasser nach englischem Vorbild engeres und weiteres Kabinett und verlangt nur für jenes das Vertrauen der Nationalversammlung. Die Bestimmungen des Entwurfs scheinen mir vorzuziehen zu sein.

Die Bestimmungen des Wahlrechts zur Nationalversammlung (übereinstimmend mit dem Wahlrecht zum Volkshause des Entwurfs) wären durch eine Vorschrift zu ergänzen, durch die bei der Verhältniswahl das System der freien Listen eingeführt würde. Die festen Listen bedeuten, wie die bisherigen Wahlen gezeigt haben, eine Bevorzugung der Parteien. Dieses System ist nicht demokratisch, denn es verletzt die Gleichheit, weil die in Parteien organisierten Wähler bevorzugt werden; es ist nicht freiheitlich, denn es gestattet dem Wähler nicht, seinem freien Willen Ausdruck zu geben, vielmehr, je größer der Wahlbezirk ist, desto mehr kommt der Wähler in die Lage, Kandidaten seine Stimme geben zu müssen, gegen die er Einwendungen zu erheben hat, was seine Wahlfreudigkeit vermindert; es kann auch den Parteien Verlegenheiten bereiten, denn auf einer Liste, die nicht mehr zu ändern ist, können sich Personen befinden, gegen die bedenkliche oder gar strafbare Handlungen nachträglich bekannt werden. Die passive Wahlfähigkeit auf das Alter von dreißig Jahren beschränken, halte ich für überflüssig; man kann dies nach den treffenden Ausführungen Treitschkes den Wählern überlassen. Dagegen wäre mit dem Verfasser zehnjährige Staatsangehörigkeit zu fordern, da sie ja weniger im Interesse der Wähler als in dem des Reiches läge. Der Vorschlag des Verfassers, die Legislaturperiode auf fünf Jahre zu bemessen, ist dem Entwurf, der drei Jahre vorsieht, vorzuziehen. Ich vermisse eine Erweiterung des § 193 des Strafgesetzbuches, wonach jeder Wähler sich im Schutze der berechtigten Interessen vier Wochen vor der Wahl über die Regierung, die früheren Abgeordneten und die Kandidaten frei äußern kann. Eine solche Bestimmung ist die folgerichtige Ergänzung des bestehenden freien demokratischen Wahlrechts und entspricht auch der Stellung der Wähler als der Träger der Souveränität.

Man kann es verstehen, daß der Verfasser nach § 13 Absatz 2 wahrheitsgetreue Parlamentsberichte zwei Jahre nach den Verhandlungen nicht mehr von jeder Verantwortlichkeit frei lassen will, weil sonst auch solche, die sich als Verleumdungen herausgestellt haben, von der Presse immer wiederholt werden könnten. Weshalb soll man sich dann aber zwei Jahre lang ruhig beschimpfen lassen? Man wird die Abhilfe tiefer suchen müssen. Gegen verleumderische Beleidigungen unter dem Schutz der parlamentarischen Immunität wäre, wie gegen alle Fälle straffloser Beleidigung, ein objektives Strafverfahren einzuführen. Behauptungen, die hier widerlegt wären oder die die Abgeordneten von der Tribüne zurückgenommen hätten, dürften nicht mehr wiederholt werden; die Abgeordneten müßten natürlich auch hier ihr Zeugnis verweigern dürfen.

Nach § 18 will der Verfasser die Entscheidung über die Legitimation der Mitglieder der Nationalversammlung allein dem Staatsgerichtshof überweisen, während der amtliche Entwurf zu dieser Behörde auch Abgeordnete zuzieht. Auch Reichsminister Preuß hält jenes Verfahren mit Recht für besser. Wenn es auch nicht möglich ist, die Eisenbahnen und anderen Verkehrsanstalten in die Reichsverwaltung zu überführen, so wären doch wenigstens nach dem Vorschlage des Verfassers hier einheitliche Einrichtungen und Verwaltungen einzuführen. Es ist natürlich nicht möglich, alle die zahlreichen ausgezeichneten Anregungen und Vorschläge anzuführen, diese möge man in der Arbeit selber nachlesen.

Richard Hetz.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Friedmann. — Alle Wege führten zu dir. Roman von Rudolf Friedmann. 89 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Gawronsky. — Die Bilanz des russischen Bolschewismus. Auf Grund authentischer Quellen dargestellt von Dimitry Gawronsky. 88 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1919.

Geilinger. — Der Weg ins Weite. Von Max Geilinger. 57 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Gothein. — Warum verloren wir den Krieg? Von Georg Gothein, Mitglied des Reichstags. 95 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Gottscho. — Patentpraxis. Von Dr. Lucian Gottscho, Patentanwalt. 144 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Grabein. — Pension Highlife. Roman von Paul Grabein. 237 Seiten. Leipzig, Oldenburg und Co.

Greyerz. — Schweizerdeutsch. Von Otto von Greyerz. 1.: Ältere Mundartproben. 75 Seiten. (Schweizerische Bibliothek. Nr. 7.) Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Grimm. — Deutsche Märchen. Erzählt von den Gebrüdern Grimm. Mit Zeichnungen von Max Slevogt. 62 Seiten. (Das Märchenbuch. 1. Buch.) Berlin, Bruno Cassirer. 1918.

Grimm. — Deutsche Märchen. Erzählt von den Gebrüdern Grimm. Mit Zeichnungen von Leopold von Kalkreuth. 95 Seiten. (Das Märchenbuch. 2. Buch.) Berlin, Bruno Cassirer. 1918.

Gröbl. Das Gottscheerland. Von Prof. Dr. Hans Gröbl. 8 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. Nr. 13.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Grothe. — Das Wirtschaftsleben der Türkei. Beiträge zur Weltwirtschaft und Staatenkunde. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Vorderasien-Gesellschaft von Privatdozent Dr. jur. et phil. Hugo Grothe. Band II: Geld, Industrialisierung und Petroleumschätze der Türkei. Von R. Stern, Prof. Geh. Hofrat; G. Herlt, früherer Herausgeber des Konstantinopeler Handelsblattes; E. Schultze, Dr. phil. 170 Seiten. Berlin, Georg Reimer. 1918.

Günther. — Wie steht es um die deutsche Volkswirtschaft. Von E. Günther. 28 Seiten. (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Günther. — Ferienbuch für Jungen. 2. Teil: Herbst und Winter. Unter Mitarbeit von Herm. Emch, Aarburg; Prof. Dr. Aug. Forel, Yvorne; Dr. Hans Friedrich, München; Hans Meyer, Glarisegg; H. Noll-Tobler, Kaltbrunn; Dr. Max Ockli, Glarisegg; Prof. Dr. Steinmann, Aarau. Herausgegeben von Hans Günther (W. de Haas). 142 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Hagen. — Die südafrikanische Krise. Von Maximilian von Hagen. Sonderabdruck aus dem August-Heft 1918 der „Preußischen Jahrbücher". 22 Seiten. Berlin, Georg Stilke. 1918.

Halévy. — Präsident Wilson. Eine Studie über die amerikanische Demokratie. Von Daniel Halévy. 318 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Hanselmann. — Das private Fürsorgewesen in der Schweiz. Von Dr. H. Hanselmann. 60 Seiten. (Schriften für Schweizer Art und Kunst. Nr. 95/96). Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Hasenclever. — Die Menschen. Schauspiel in 5 Akten von Walter Hasenclever. 98 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1918.

Hasselberg. — Eine Lessingreliquie aus Gleims Freundschaftstempel. Von Felix Hasselberg. 15 Seiten. Berlin-Friedenau, Oskar Rautbe. 1919.

Hauff. — Zwerg Nase. Von Wilhelm Hauff. Mit Zeichnungen von Karl Walser. 52 Seiten. (Das Märchenbuch. 5. Buch.) Berlin, Bruno Cassirer. 1918.

Hauschner. — Die Siedelung. Roman von Auguste Hauschner. 365 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1918.

Hausenstein. — Über Expressionismus in der Malerei. Von Wilhelm Hausenstein. 76 Seiten. (Tribüne der Kunst und Zeit.) Berlin, Erich Reiß Verlag.

Hefele. — Das Gesetz der Form. Briefe an Tote. Von Hermann Hefele. 134 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1919.

Heilborn. — Die kupferne Stadt. Von Ernst Heilborn. 217 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Heilmann. — Stunden der Stille. Sonntagsgedanken von Dr. Alfons Heilmann. 238 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Hellmann. — Die großen europäischen Revolutionen. Eine Gegenwartsstudie von Siegmund Hellmann, Professor für Geschichte an der Universität München. 26 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Henseling. — Sternbüchlein für das Jahr 1919. Von R. Henseling. 69 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Hoensbroech. — Zwei Welten. Vier dramatische Bilder von Paul Reichsgrafen von und zu Hoensbroech. 178 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Höffding. — Humor als Lebensgefühl. (Der große Humor.) Eine psychologische Studie. Von Harald Höffding. Aus dem Dänischen von Heinrich Goebel, Hildesheim. 205 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner.

Hoffmann. — Der kleineuropäische Gedanke. Von Dr. Karl Hoffmann. 190 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1918.

Hönn. — Woodrow Wilson, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Offener Brief von Karl Hönn. 30 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1919.

Huch. — Der Sinn der Heiligen Schrift. Von Ricarda Huch. 354 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1919.

Jaffé. — Die Finanz- und Steueraufgaben im neuen Deutschland. Von Professor Dr. Edgar Jaffé, Finanzminister des Volksstaates Bayern. 38 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Jensen. — Der Tag des Deutschen. (Schriftenreihe, herausgegeben von M. Hobohm.) Heft 12: Die alte und die neue Gesinnung in der Politik. Von Prof. Dr. Paul Jensen. 56 Seiten. Berlin, Hans Robert Engelmann. 1919.

Jerusalem. — Moralische Richtlinien nach dem Kriege. Ein Beitrag zur soziologischen Ethik von Wilhelm Jerusalem. 57 Seiten. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1918.

Joest. — Jens Palmström. Novellen von Elisabeth Joest. 178 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Jouve. — Ihr seid Menschen. Von P. J. Jouve. 134 Seiten. Zürich, Max Rascher. 1918.

Jung. — In der Morgensonne. Kindheitserinnerungen von Frieda Jung. Mit Originalzeichnungen von Paul Lenk und Berta Martin. 250 Seiten. Berlin-Dahlem, Burckhardthaus-Verlag. 1919.

Jung. — Freud und Leid. Von Frieda Jung. 128 S. Berlin-Dahlem, Burckhardthaus-Verlag. 1919.

Jung. — Maienregen — Gottessegen. Von Frieda Jung. 110 Seiten. Berlin-Dahlem, Burckhardthaus-Verlag. 1919.

Jünger. — Katholisch - sozialistische Mittelstandsbewegung. Eine neue Gefahr im deutschen Katholizismus von Karl Jünger. 67 Seiten. Bonn a. Rh., Albert Falkenroth. 1918.

Jungnickel. — Aus den Papieren eines Wanderkopfes. Von Max Jungnickel. 95 Seiten. Berlin-Schöneberg und Leipzig, Franz Schneider Verlag.

Kämpfer. — Letzte Liebe. Roman in Selbstgesprächen von Hartfried Kämpfer. 63 Seiten. Celle, Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung. 1919.

Kandt. — Meine Seele klingt. Nachgelassene Gedichte aus dem Kriege von Richardt Kandt. 71 Seiten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1918.

Kaplun-Kogan. — Quellen und Studien. 1. Abteilg.: Recht und Wirtschaft. 1. Heft: Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki. Nach russischen Zeitungen von Dr. Kaplun-Kogan. 266 Seiten. (Osteuropa-Institut in Breslau.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Karwath. Eros. Roman von Juliane Karwath. 283 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Katsch. Heinrich von Treitschke u. die preußisch-deutsche Frage von 1860–1866. Von Hildegard Katsch. 161 Seiten. (Historische Bibliothek. Bd. 49.) München und Berlin, R. Oldenbourg.

Literarische Rundschau

Kantsky. — Demokratie oder Diktatur. Von Karl Kautsky. 46 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1918.

Kay. — Ein Appell an die Träumer und an die Arbeiter. Von John de Kay, Autor von „Die Welt-Allianz", ein Überblick über Nationalismus, Arbeit und Welthandel, und ein Weg, um der Lohnsklaverei und dem Kriege ein Ende zu machen. 13 Seiten. Bern-Bumplitz, Buch- und Kunstdruckerei Benteli A.-G. 1919.

Keyserling. — Das Reisetagebuch eines Philosophen. Von Graf Hermann Keyserling. 670 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Kneip. — Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten u. Wunder. Von Jakob Kneip. 114 Seiten. (Der Ryland Werke. Bd. 4.) Jena, Eugen Diederichs. 1919.

Koch. — Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung (Deutsche Renaissance). Rede bei Übernahme des Rektorats der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau am 30. September 1918 von Max Koch. 72 Seiten. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung. 1919.

Koeniger. — Grundriß einer Geschichte des katholischen Kirchenrechts. Von Dr. theol. Albert Michael Koeniger, o. ö. Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes. 91 Seiten. Köln, J. P. Bachem. 1919.

Kohne. — Ellernbrook. Roman von Gustav Kohne. 403 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Kolb. — Die Last. Von Annette Kolb. 15 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Kosch. — Romantische Jahresrundschau. Sonderabdruck aus dem romantischen Jahrbuch Eichendorff-Kalender 1919. Herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Kosch. 72 Seiten. München, Parcus und Co.

Kraus. — Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre. Von Oscar Kraus. Mit Beiträgen von Carl Stumpf und Edmund Husserl. 167 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Krüger. — Rugge Wäge. Von Ferdinand Krüger. 300 Seiten. (Nedderdütsch Böken. 59. Band.) Hamburg, Richard Hermes.

Kurz. — Lisardo. Roman von Hermann Kurz. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Heinz Kindermann. 180 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1919.

Lazko. — Menschen im Krieg. Von Andreas Latzko. 200 Seiten. (Europäische Bücher.) Zürich, Max Rascher Verlag A.-G.

Latzko. — Frauen im Kriege. Geleitwort zur Internationalen Frauenkonferenz für Völkerverständigung in Bern. 14 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1918.

Lehfels. — Die große Woge. Ein Roman aus der Franzosenzeit von Georg Lehfels. 281 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Lehmen. — Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage, zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Alfons Lehmen S. J. 4. Band: Moralphilosophie, 3 verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Victor Catrein S. J. 370 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919.

Lenz. — Drei Lustspiele nach dem Plautus. Von Jakob Michael Reinhold Lenz. Für die heutige Bühne bearbeitet von Wilhelm von Scholz. 141 Seiten. München, Georg Müller.

Lepsius. — John Bull. Eine politische Komödie. Von Johannes Lepsius. 95 Seiten. Potsdam, Tempelverlag. 1919.

Lienert. — Züricher Sagen. Erzählt von Meinrad Lienert. 115 Seiten. Zürich, Rascher u. Cie. 1918.

Lodgmann v. Auen. — Für die Selbstbestimmung Deutschböhmens. Rede von Dr. Rudolf Lodgmann v. Auen, Landeshauptmann von Deutschböhmen. Mit einer Karte. 16 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. Nr. 7.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Martinet. — Die Tage des Fluches. Gedichte 1914 bis 1916. Von Marcel Martinet. Deutsch von Felix Beran. 132 Seiten. Zürich, Max Rascher. 1919.

Mayer. — Die Trennung von Kirche und Staat, was sie bedeutet und was sie zur Folge hat. Von O. Mayer. 26 Seiten. (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Mayer-Leiden. — Letzter Ritt. Kriegsbilder von Kurt Mayer-Leiden. 132 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Mereschowski. — Vom Krieg zur Revolution. Ein unkriegerisches Tagebuch von Dimitri Mereschowski. 176 Seiten. München, R. Piper und Co. 1918.

Meyer. — Exerzier-Reglement der Rechtspflege. Von Moritz Meyer, Doktor der Rechte, Landgerichtsrat in Hechingen am Zoller. 91 Seiten. Tübingen, Buchhandlung Kloeres. 1919.

Meyer. — Anneli. Erlebnisse eines kleinen Landmädchens von Olga Meyer. Buchschmuck von H. Witzig. 124 Seiten. Zürich, Rascher u. Cie. 1919.

Millenkovich. — Die österreichische Tonkunst. Von Max von Millenkovich. 84 Seiten. (Österreichische Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen waffenbrüderlichen Vereinigung, geleitet von Hofrat Prof. Dr. R. v. Wettstein. 10. Bändchen.) Wien und Leipzig, Carl Fromme G. m. b. H.

Moeller van den Bruck. — Das Recht der jungen Völker. Von Moeller van den Bruck. 120 Seiten. München, R. Piper und Co.

Mohr. — Der Kampf um Türkisch-Asien. Die Bagdadbahn. Von Anton Mohr. Aus dem Norwegischen ins Deutsche übertragen von Margret Platzbecker. Mit einer Karte in Zweifarbendruck. Bildschmuck (nach photographischen Abzügen) von Gertrud Brandt. 160 Seiten. Meißen, C. E. Klinckht und Sohn.

Morawski. — Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung von Marian Morawski S. J., weiland Professor an der Jagiellonischen Universität in Krakau. Genehmigte Übersetzung aus dem Polnischen von J. Overmans S. J. 258 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Musäus. — Rübezahl. Erzählt von K. A. Musäus. Mit 50 Zeichnungen von Max Slevogt. 102 Seiten. (Das Märchenbuch. 6. Buch.) Berlin, Bruno Cassirer. 1918.

Naine. — Diktatur des Proletariats oder Demokratie. Von Charles Naine. 31 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1919.

Neuburger. — Weimars Vermächtnis. Der Geist der klassischen Zeit in seiner Bedeutung für den Neuaufbau Deutschlands von Paul Neuburger. 73 Seiten. Berlin, Verlagsanstalt Arthur Collignon.

Noak. — Wohnungsnot und Mieterelend, ein Erbstück des alten Staates. Von Victor Noak, ehrenamtlicher Geschäftsführer des Ansiedlungsvereins Groß-Berlin. 43 Seiten. Berlin, Ernst Wasmuth A.-G. 1918.

Nohl. — Pädagogische und politische Aufsätze. Von Hermann Nohl. 116 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1919.

Omeikus. — Wladimir Omeikus. Gefänge und Visionen. 148 Seiten. Leipzig, Xenien-Verlag.

Oollenhoven. — Die drei Stufen des Völkerrechts. Von C. van Oollenhoven, Prof. an der Universität Leiden. 105 Seiten. Haag, Martinus Nijhoff. 1919.

Paust. — Die kleine Clauß. Ein Roman aus dem Industrieleben von Clara Paust. 352 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1918.

Payer. — Deutsch-Österreich und wir. Von Friedrich Payer. 30 Seiten. (Der Aufbau. Herausgegeben von Conrad Haußmann. 2. Heft.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Pesch. — Neubau der Gesellschaft. Von Heinrich Pesch. S. J. 24 Seiten. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Herausgegeben von der Schriftleitung. 1. Heft.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Aus der Werkstatt des ersten deutschen Kanzlers

Neue Schriftstücke aus der amtlichen Tätigkeit des Fürsten Bismarck

Herausgegeben und eingeleitet von

L. Raschdau

(Fortsetzung)

An S. M. den Kaiser. 12. Mai 1874.

Die Fürsten Radziwill sind im Begriffe, ihr Grundstück Wilhelmstr. 77 behufs Parzellirung und Bebauung zu verkaufen.

Wenn dies geschieht, so schwindet damit die Möglichkeit, den noch vorhandenen Komplex größerer Gärten zwischen der Wilhelms- und der Königgrätzerstraße dauernd zu erhalten. Es wird, sobald Herr von Decker nicht mehr lebt, von seinen Erben die gleiche Operation mit dem Grundstück N° 75 vorgenommen werden und der zwischen beiden liegende Garten des Auswärtigen Amts, der nur 65 Schritt breit ist, wesentlich von seiner Haltbarkeit als Garten verlieren, wenn er zwischen zwei hohe Brandmauern eingeklammert wird. Der Garten des Reichskanzleramts (N° 74) ist der am wenigsten mit Bäumen bestandene, die genannten vier Gärten von N° 77 einschließlich bis N° 74 einschließlich werden sich nur erhalten lassen, wenn die Größe des ganzen Grundstücks die jetzige bleibt und in Folge dessen diese vier Grundstücke die Möglichkeit bieten, sie für das Reichstagsgebäude, welches bisher vergebens ein Unterkommen sucht, in Aussicht zu nehmen . . .

Ein Privatmann wird bei der Kostspieligkeit der Grundstücke keines derselben in der Absicht, es als Garten beizubehalten, erwerben wollen. Verfällt daher jetzt das Radziwillsche Grundstück der Bebauung, so wird meiner Meinung nach auch das Deckersche ihm folgen, weil ein angemessener Grund zur gesetzlichen Expropriation desselben sich dann wegen der Unzulänglichkeit des Ueberrestes wohl nicht wird finden lassen. Um dies abzuwenden, würde es zunächst darauf ankommen, der Parzellirung und Bebauung des Radziwillschen Grundstücks vorzubeugen. Zur Zeit, als der Vossische Garten sich in ähnlicher Lage befand, erlaubte ich mir den Vorschlag, denselben für das Allerhöchste Hausvermögen zu erwerben, in der Voraussicht, daß sich in einigen Jahren die Möglichkeit bieten würde, für Staatszwecke diesen Erwerb wieder abzugeben, und daß, falls sich diese Voraussetzung nicht bestätigen sollte, die Möglichkeit, 1.400,000 Taler, welche gefordert wurden, durch Par-

zellirung wieder zu gewinnen, auch für das kgl. Hausvermögen nicht ausgeschlossen bliebe. Wäre es zu dem letzteren gekommen, so würde die dortige Straßenanlage gewiß geschmackvoller ausgefallen sein, als sie jetzt ist. Meine Rechnung auf die Leichtigkeit, das Grundstück jederzeit durch Verkauf an Private zu verwerten, hat darin ihre Bestätigung gefunden, daß die erfolgte Parzellirung einen Ertrag von mehr als 400,000 Taler ergeben hat. Für das Radziwillsche Grundstück hat mir der Fürst Anton 2 Millionen 6—700,000 Taler als Preis genannt. Von dem Unternehmer, welcher dasselbe behufs Parzellirung zu kaufen, dem Staate aber den Vorrang zu lassen bereit ist, höre ich indessen, daß der wirkliche Preis bei den gegenwärtigen Konjunkturen 2 Millionen Taler vielleicht, aber nicht mehr erreichen würde. Es fragt sich nun, ob Ew. Majestät geneigt sind, entweder im Interesse des kgl. Hauses, oder in dem des deutschen Reichs, einem der verschiedenen Pläne näher zu treten, welche zur Erhaltung des Grundstücks führen könnten. Der eine wäre der Ankauf des Radziwillschen Grundstücks behufs Austauschung gegen das jetzige kgl. Hausministerium N° 73 an das Deutsche Reich im Anschluß an das Reichskanzleramt; der zweite ein Antrag der Regierung Ew. M. an den gegenwärtig noch versammelten Landtag behufs Erwerbung des Grundstücks, um dasselbe für künftige Bauzwecke des Deutschen Reichs oder des Preußischen Staates zu erhalten, ev. bis man die Frage der Erwerbung des Deckerschen Grundstücks bei etwaiger Erbteilung oder im Wege der gesetzlichen Expropriation näher treten könnte. Ich halte es wohl für möglich, daß im Abgeordnetenhause eine Majorität für die nötige Geldbewilligung zu gewinnen ist; jedenfalls wird bei Einschlagung eines solchen Verfahrens künftig der Vorwurf vermieden werden, daß die Reichsbehörden die materiellen Bedürfnisse des öffentlichen Bauwesens nicht vorgesehen hätten. Sollte es nicht beliebt werden, das Reichstagsgebäude an der Königgrätzerstr. aufzuführen, so wird sich bei dem fortschreitenden Bedarf des Reichs an Bauplätzen immer eine andere staatliche Verwendung finden lassen, sei es für weitere Entwicklung des Reichskanzleramts, welches mit seinem gegenwärtigen Raume nicht ferner auskommen wird, oder für das Auswärtige Amt, welches seine dem Handelsministerium gegenüber liegende Baustelle N° 61 und das daran anstoßende Haus am Wilhelmsplatz veräußern könnte, wenn seine Localitäten durch Erwerb des Nachbargrundstücks unter ein Dach gebracht werden könnten und welche bisher für den Staatssecretär als auswärtigen Minister gar keinen und für den Kanzler eine sehr unzulängliche Dienstwohnung besitzt. Ein Verlust ist bei Erwerb des noch immer zehn Morgen großen Grundstücks selbst für 2 Millionen Taler nicht zu befürchten, für einen Käufer, der wie der Staat im Stande ist, mit der Verwertung zu warten. Lassen sich schließlich die oben angeregten Pläne nicht verwirklichen, so kann der Staat den unerwünschten Zustand, welcher eintreten würde, wenn er sich jetzt ganz passiv verhielte, nämlich die Parzellirung und Bebauung des

Radziwillschen Grundstücks, immer noch selbst herbeiführen, und wird, da er günstige Konjunkturen abzuwarten vermag, schwerlich Verluste dabei erleiden [1]).

von Bismarck.

Kissingen 13. Juli 1874.

An den Vize-Präsidenten des Staatsministeriums Camphausen.

Ich halte zunächst für dringend geboten, dieses Verbrechen (das Kissinger Attentat gegen Bismarck) politisch als Ausgangspunkt für Maßregeln zu benutzen, welche doch unentbehrlich sind. Wenn wir uns von solchen Vorgängen nicht lehren lassen und sie politisch nicht zu benutzen wissen, dann glaube ich, fehlen wir an unserer Aufgabe und an unserer Pflicht. Was bei der Untersuchung strafrechtlich herauskommt, ist meines Erachtens ganz gleichgültig, die Hauptsache ist die politische und legislative Action zur Verhinderung weiterer Verbrechen und zur Erzwingung wenigstens des äußerlichen konventionellen Friedens.

von Bismarck.

10. Dezember 1874.

An den Unterstaatssecretär im Staatsministerium Schuhmann.

Ew. pp. übersende ich den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die vorläufige Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der Altkatholiken, den der altkatholische Abgeordnete Petri in den Landtag zu bringen beabsichtigt, und der mir vertraulich mitgeteilt worden ist. Ich halte eine gesetzliche Regelung der bezeichneten Verhältnisse für dringend und würde, vorbehaltlich näherer Erwägung und Beratung, damit einverstanden sein, daß sie, wie der Antragsteller beabsichtigt, nach Analogie des Badischen Gesetzes vom 15. Juni d. J. erfolge.

von Bismarck.

25. April 1875.

An die Minister des Innern Grafen zu Eulenburg und des Kultus Dr. Falk.

Bei der steigenden Spannung der Konfessionen ist auch die Gereiztheit bei Abhaltung von Prozessionen im Wachsen. Es drängt sich daher die Frage auf, ob nicht im Interesse des Friedens eine Einschränkung oder eventuell ein generelles Verbot derselben an denjenigen Orten sich empfehlen würde, wo sie, sei es auch nur einmal, zu öffentlichem Aergerniß, als Hutabschlagen, Zwang zum Stillstehen oder Frontmachen u. s. w., Anlaß gegeben haben. Mit welcher Anmaßung und Rohheit dabei verfahren wird, habe ich selbst bei meinem Aufenthalt in unseren katholischen Provinzen zu erfahren Gelegenheit gehabt, und es liegt nur an der Gewohnheit der anderen

[1]) Bekanntlich erfolgte dann der Ankauf und zwar zu einem Preise von zwei Millionen Taler für das Reich.

Konfessionen, sich solche Vergewaltigungen gefallen zu lassen, daß diese Auftritte so selten in die Oeffentlichkeit gelangen. Ew. pp. ersuche ich daher, in Erwägung ziehen zu wollen, ob nicht das Abhalten von Prozessionen, wobei die Anmaßung der Geistlichen und ihr Streben, auf die Massen Einfluß zu üben, immer neue Nahrung findet, ganz allgemein gleich anderen gottesdienstlichen Handlungen auf das Innere der Kirche einzuschränken, oder wenigstens an den Orten, wo dabei ärgerliche Auftritte vorkommen, generell zu verbieten wäre.

von Bismarck.

8. Mai 1875.

Schreiben an den Kultusminister Dr. Falk.

Bei Rücksendung der Anlagen des Votums vom 29. v. M. teile ich Ew. Excellenz mit, daß ich die Projekte der Errichtung eines Denkmals für den Großen Kurfürsten auf dem Schlachtfelde bei Fehrbellin nicht befürworte. Zunächst würde ich es für richtiger halten, alle bereits in Angriff genommenen Monumente zu vollenden, resp. gut auszustatten, bevor neue begonnen werden. Daß die Bedeutung des Großen Kurfürsten, namentlich des großen Siegs, den er mit geringen Kräften über das damals mächtige Ausland zuerst erfocht, mehr als bisher in Erinnerung gesetzt werde, halte ich für vollkommen angezeigt. Der Zweck wird aber meines Erachtens nicht entsprechend erreicht, wenn ein Denkmal in einer von allem Verkehr fernliegenden Gegend gesetzt wird. Eine große Stadt oder mindestens ein Punkt an einer großen Verkehrslinie, etwa der Lehrter Eisenbahn bei Rathenow, würde mir dazu geeigneter erscheinen, zumal Rathenow die Einleitung zu Fehrbellin bildete. Inzwischen kann ich der Erfüllung ausgesprochener Wünsche S. M. und des Kronprinzen nicht entgegentreten und stelle Ew. Excellenz anheim, ohne meine Mitwirkung mit dem Herrn Finanzminister in Verbindung zu treten[1]).

von Bismarck.

28. November 1875.

Bericht an S. M. den König. (Auszug.)

... Die preußischen Archive haben bisher dem Staate nicht alles das geleistet, was sie leisten sollten; sie haben insbesondere die historische Wissenschaft nicht in dem Grade durch bedeutende Publikationen gefördert, wie dies in Wien, Brüssel, London, und vor allem in Paris seit langer Zeit geschehen war. Grade diese der öffentlichen Beurteilung am meisten ausgesetzte Seite ihrer Aufgabe ist bisher in Preußen vernachlässigt worden. Es war ferner eine, aller Orten gleich auffallende Erscheinung und kein geringer Schade in unseren politischen Zuständen, daß unsere gebildeten Klassen, sonst wohl unter-

[1]) Auf Antrag des Kronprinzen beschloß der König, auf den Höhen bei dem Dorfe Hackenberg ein Denkmal zu errichten und den Grundstein am 18. Juni 1875 legen zu lassen.

richtet, grade von der Vergangenheit Preußens relativ wenig wissen und kein inneres Verhältniß zu unserer vaterländischen Geschichte haben — ein Umstand, der nicht wenig zu dem Uebermaß doktrinärer Tendenzen in unserer inneren Politik und zu dem in den Parlamenten und der Presse zu Tage tretenden Mangel an Verständniß für auswärtige Politik beiträgt. Ich habe deßhalb den Professor von Sybel bei Uebernahme der Archivdirektion aufgefordert, durch Publikation wichtiger und interessanter Urkundenwerke aus unseren archivalischen Reichtümern das Interesse für unsere vaterländische Geschichte auch in weiteren Kreisen zu wecken und einem fruchtbaren Verständniß derselben breitere Grundlage zu bereiten. Zu diesem Zwecke war es der Natur der Sache nach erforderlich, Gegenstände zu wählen, welche den heutigen Stimmungen möglichst nahe liegen und ein lebendiges nationales Gefühl anzuregen geeignet sind. Kein anderes Gebiet konnte dazu passender erscheinen, als die glorreiche Zeit der Befreiungskriege.

Allerdings ist bereits zahlreichen Forschern, Häußer, Gervinus, Duncker, Treitschke, von Ranke, Oncken, der Zugang zu einzelnen Aktenserien dieser Periode, wie überhaupt der Zeit von 1797 bis 1840, eröffnet und von ihnen zu bedeutenden und vielbemerkten Darstellungen benutzt worden. Eine Suspension derartiger Arbeiten würde also in der wissenschaftlichen Welt einen peinlichen Eindruck machen. Dazu kommt, daß keiner dieser Autoren einen vollständigen Einblick in das Gesammtmaterial zu nehmen in der Lage war; und mit Sicherheit kann es ausgesprochen werden, daß dadurch das Gesammtbild der preußischen Politik an vielen wichtigen Punkten beeinträchtigt worden und eine Vervollständigung der Publikationen nur die Folge haben wird, eine Reihe ungünstiger Vorurteile zu entfernen. Nach diesen Gesichtspunkten entwarf der Archivdirektor den Plan zu drei Urkundenwerken. Zuerst diplomatische Korrespondenzen und Dokumente aus der Zeit vom Februar 1813 (dem Abschluß der russischen Allianz) bis zum Ende des Wiener Kongresses. Daß Alles, was hier in den Akten vorliegt, ruhmreich für den preußischen Namen ist, bedarf keiner Ausführung. Wohl aber ist zu betonen einmal, daß die bisher geläufige, zumeist aus französischen und englischen Quellen geschöpfte, Ansicht uns mit ungerechter Zurücksetzung beurteilt, sodann daß soeben eine österreichische Publikation (durch Professor Beer in Wien) in Arbeit ist, welche diese Tradition für uns sicher nicht verbessern wird; endlich, daß in den echten Akten grade das persönliche Eingreifen Sr. Majestät des hochseligen Königs, vor Allem während des Wiener Kongresses, sehr viel glänzender hervortritt, als in der landläufigen Darstellung. Dasselbe gilt sodann von dem zweiten Plane eines Urkundenwerks zur Geschichte der jetzigen preußischen Heerverfassung bis zu ihrem dermaligen Abschlusse 1819. Es giebt kein glorreicheres Blatt in unserer inneren Geschichte; es sind hier die Grundlagen zu der Erhebung von 1813, wie zu den Reformen gelegt worden, durch welche Eure Kaiserliche und Königliche Majestät den Deutschen Kaiser-

thron zu einer niemals früher erreichten Machtstellung wieder aufgerichtet haben. Und auch hier gilt wie oben: die Geheimhaltung der echten Quellen hat bisher den geschichtlichen Ruhm Sr. Hochseligen Majestät verdunkelt. Es zeigt sich, daß Allerhöchstderselbe nicht erst nach Tilsit, sondern schon 1803 die leitenden Gedanken der Heerorganisation gefaßt hat, aus deren späterer Verwirklichung Preußens moderne Größe erwachsen ist. Wie viele Menschen wissen bisher davon? Ohne Zweifel nach ähnlichen Erwägungen hat dann auch General-Feldmarschall von Moltke für das beabsichtigte Unternehmen jede Unterstützung zugesagt.

Auf den dritten der erwähnten Entwürfe — eines Urkundenbuchs über die damalige Reform der Landesverwaltung — gehe ich hier nicht näher ein, weil die Vorarbeiten dazu sehr viel weitsichtiger wären und eine Reihe von Jahren erfordern würden.

Nach dem eingehenden Berichte des Archivdirektors kann ich nicht annehmen, daß in jenen beiden Publikationen irgend etwas zu Tage treten würde, wodurch das Andenken des Hochseligen Königs und damit das vaterländische Interesse geschädigt oder das Gefühl der Pietät verletzt werden könnte. Im Gegenteil bin ich der Ansicht, daß sie, wenn die Ausführung der Größe des Gegenstandes entspricht, im vollen Sinne des Worts, Monumente des preußischen Ruhmes werden müssen. Eurer Majestät darf ich zugleich ehrfurchtsvoll versichern, daß nichts zur Publikation gelangen wird, was vom Standpunkte vaterländischer und historischer Auffassung nicht zur Publikation geeignet ist. . . .

Oesterreich hat den ganzen Bestand seiner Archive bis 1815 ohne irgend einen Rückhalt der Geschichtsschreibung mit dem besten politischen Effekte eröffnet.

Preußens Vergangenheit hat wahrlich keinen Grund, das Licht mehr zu scheuen; wohl aber würde eine plötzliche Beschränkung der bisher zugelassenen Freiheit der Forschung uns Mißdeutungen aussetzen[1]).

von Bismarck.

Varzin 12. October 1876.

Schreiben des Grafen Herbert Bismarck an den Staatsminister von Bülow.

Ew. Excellenz beehre ich mich im Auftrage des Reichskanzlers beigehenden, gegen das Projekt der Pariser Weltausstellung gerichteten Artikel der National-Zeitung vom 11. d. M. einzureichen. Der Reichskanzler ist mit der Beantwortung der Frage, ob wir die Pariser Ausstellung beschicken sollen, wie dieser Artikel sie giebt, im Ganzen einverstanden; er freut sich, die Frage in diesem Sinne öffentlich besprochen zu sehen, und teilt die Ansicht

[1]) Der König genehmigte zunächst das von der Archivverwaltung geplante Urkundenwerk über die auswärtige Politik Preußens vom Februar 1813 bis zum Schlusse des Wiener Kongresses. Aus dieser Veranlassung entstand das Werk von Hassel, Geschichte der preußischen Politik, erster Teil, 1807 bis 1808 (erschienen April 1881).

des Verfassers des betr. Artikels (Lehmann?), würde es auch für sehr nützlich halten, wenn dieselbe in weiteren Kreisen Boden gewänne. Mit Rücksicht darauf bittet der Reichskanzler Ew. Excellenz, die Sache vertraulich mit dem Herrn Staatsminister Hoffmann besprechen und demselben den Wunsch des Reichskanzlers ausdrücken zu wollen, daß er sich vorläufig womöglich jeder Aeußerung über eine Beteiligung des Deutschen Reichs an der projektirten Pariser Ausstellung enthalten und deßhalb an ihn gerichtete Fragen keinenfalls im zustimmenden Sinne beantworten möchte.

Der Reichskanzler wünscht, daß auch noch andere Zeitungen in ähnlicher Weise wie die „Post" es bereits getan, Auszüge aus dem beregten Artikel der National-Zeitung brächten; der ganze Artikel wäre zu weitschweifig und in allen Teilen auch nicht zu unterschreiben; in abgekürzter Form könnte aber auch der nicht amtliche Teil des Staatsanzeigers denselben besprechen oder doch erwähnen.

Graf Bismarck.

Varzin, den 6. November 1876.

Votum des Fürsten Bismarck an das Staatsministerium, betreffend die Pariser Ausstellung von 1878 [1]).

Nachdem die Deutsche Presse eine Zeitlang lebhaft die Frage wegen diesseitiger Beschickung der projektirten Pariser Ausstellung erörtert hatte, sind diese Erörterungen neuerdings fast gänzlich verstummt. Es liegt die Befürchtung nahe, daß sich in weiteren Kreisen unter jenem Schweigen die Meinung festsetzen könnte, als ob zwingende Gründe und gleichsam Rücksichten des internationalen guten Tones uns einfach die Pflicht aufnöthigten, uns der Ladung Frankreichs zu fügen. Und doch würde der Mangel an politischer Logik und an Unbefangenheit, der uns Paris gegenüber nur zu leicht überkommt, eine erneute Bethätigung finden, wenn wir uns Illusionen über die Aufnahme hingäben, welche Deutsche Aussteller in Paris zu gewärtigen haben.

Wenn noch in diesen Tagen eine Composition von Richard Wagner, welche der sehr beliebte Pariser Concert-Dirigent Pasdeloup einem dortigen gewählten Publikum vorzuführen beabsichtigte, mit großem Lärm zurückgewiesen wurde, nur weil sie von einem Deutschen Tonsetzer herrührt, wenn M. Pasdeloup selbst, um vor Franzosen auftreten zu können, seinen wahren Namen „Wolfgang" und seine Deutsche Abstammung verheimlichen muß und wenn der Vorstand der Pariser Kunst-Academie es hat geschehen lassen müssen, daß einem in dieselbe als Schüler aufgenommenen jungen Mecklenburger nur seiner Deutschen Nationalität halber von seinen Französischen

[1]) Die folgende hochinteressante Auslassung ist zum großen Teil von der Hand des Fürsten in der Urschrift. Im weiteren Verlauf beschloß der Bundesrat einstimmig, die Beteiligung an der Pariser Weltausstellung abzulehnen.

Miteleven unter nationalen Beleidigungen die Thür gewiesen worden ist — so wird hierdurch die Rolle im Voraus gekennzeichnet, welche Deutsche Aussteller in Paris zu spielen gewärtig sein müssen.

Die wenigen französischen Blätter, welche diese Vorkommnisse überhaupt einer Besprechung unterziehen, entschuldigen dieselben, indem sie die Frage aufwerfen: „was haben die Deutschen überhaupt in Paris zu suchen?"

Solche Vorgänge und Auffassungen geben schlagende Commentare zu den phrasenhaften Versicherungen, daß die Deutschen Theilnehmer an der Ausstellung von der Französischen Gastlichkeit und Ritterlichkeit einer liebenswürdigen Aufnahme versichert sein dürften.

Bei den in dieser Hinsicht zu hegenden Besorgnissen wird sich die Erinnerung an die Thatsache nicht fern halten lassen, daß vor nicht allzulanger Zeit, und zwar bisher ohne jede Sühne oder Tadel, der Mord Deutscher Reichsangehöriger von Französischen Geschworenen als eine straflose Handlung beurtheilt worden ist.

Jedenfalls ist vorauszusehen, daß, gleichviel wie die Deutsche Betheiligung an der Ausstellung sich sachlich gestalten möge, dieselbe doch der Mißgunst in dem einen, und der Mißachtung in dem anderen Falle von Französischer Seite begegnen wird.

Im umgekehrten Falle würde bei analoger Sachlage sich schwerlich ein Französisches Blatt bereit finden lassen, die Beschickung einer Berliner Ausstellung zu befürworten. Wollte Deutschland ungeachtet jener unzweideutig bethätigten gehäßigen Stimmung der Franzosen einer, weil allen Staaten der Welt, so auch ihm zugegangenen Einladung Folge leisten und als Gast Frankreichs von dem Gastrechte Gebrauch machen, formelle Anerkennungen und Gefälligkeiten beanspruchen und hinnehmen, mit einem Worte, sich dem Hausrechte Frankreichs vertrauensvoll hingeben, so würde dies meines Erachtens mit dem nationalen Ehrgefühl nicht verträglich sein und uns in demüthigende oder politisch sehr schwierige Lagen bringen. Wir würden gegen die Ungezogenheiten Einzelner hülflos sein, internationale Fragen aus denselben nicht machen können und nur das Gefühl von Kränkungen heimbringen, die wir durch würdeloses Vorgehen verdient hätten.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß im gesellschaftlichen Privatleben eine unter analogen Umständen und Beziehungen der Betheiligten ergangene Einladung eine ablehnende Beantwortung finden, und daß die letztere, als durch die Gebote des Taktes und des Ehrgefühls bedingt, allseitig gebilligt werden würde. Den gleichen Rücksichten wird man sich auch im staatlichen Verkehre nicht entziehen können.

Neben den Geboten des Anstandes und des Ehrgefühls hat die Frage, ob und inwieweit unser Theilnehmen an der Ausstellung oder unser Fernbleiben für den Handel und die Industrie Deutschlands von Bedeutung sein könnte, ein vermindertes Gewicht; selbst wenn sich commerzielle oder industrielle

Vortheile von einer Beschickung der Pariser Ausstellung erwarten ließen, so wären sie auf Kosten unserer nationalen Würde zu theuer erkauft, darüber können wir nicht lediglich die Stimmen aus den gewerbtreibenden Kreisen entscheiden lassen; die Regierung muß darüber ihre eigene Meinung haben und vertreten; sie bleibt für das Ergebniß verantwortlich.

In der That aber erachte ich die Hoffnung auf jene Vortheile für trügerisch, irrthümlich und durch die bei den bisherigen Weltausstellungen seit 1855 gemachten Erfahrungen nicht gerechtfertigt.

Der Fremdenverkehr in London, Paris, Wien und Philadelphia hat zweifellos vorübergehend dabei gewonnen, und die auf denselben angewiesene Pariser Geschäftswelt wird es auch im vorliegenden Falle der Französischen Regierung Dank wissen, wenn es derselben gelingt, das Ausstellungsprojekt in den früheren Dimensionen zu verwirklichen.

Deutschland aber hat, wie mir scheinen will, im Rückblick auf die drei letzten Vorgänge von 1876, 1873 und 1867 sicherlich keine Veranlassung, für eine neue und nach allseits getheilter Ansicht jedenfalls verfrühte Schaustellung ganz unverhältnißmäßige Opfer zu bringen, und dies zu einem Zeitpunkte, wo solche dem Staate wie den einzelnen Betheiligten besonders schwer fallen würden, und nicht einmal ein auch nur ebenso günstiges Resultat wie das sehr problematische aus den Jahren 1867 und 1873 in Aussicht steht.

Ich kann auch bei diesem Anlaß nur die voraussichtliche Erfolglosigkeit aller der einen großen Kostenaufwand erfordernden Anstrengungen betonen, die von sogenannter berufener Seite empfohlen werden, und die den augenblicklichen Rückgang oder Stillstand unserer Industrie kaum verdecken aber sicher nicht beheben würden. Auch in andern Ländern, und namentlich in England, rechnet man darauf, daß unsere Ausstellung hinter der eigenen zurückstehen werde, und haben wir zu erwarten, daß namentlich England und Belgien uns aus diesem Grunde zur Betheiligung zureden werden.

Zur Durchführung wesentlicher Verbesserungen der allgemein anerkannten Mängel unserer früheren Ausstellungsweise fehlen uns, zur Zeit wenigstens, die nöthige Zahl geeigneter Persönlichkeiten und vor allem die hinreichende staatliche Disciplinirung der Aussteller und der bei ihrer Sichtung mitwirkenden Organe.

Manche öffentliche Blätter gefallen sich darin, es als eine wenn auch unerwünschte Nothwendigkeit und als selbstverständlich zu behandeln, daß Deutschland der ohne vorgängige Verständigung oder Anfrage von Frankreich ergangenen Ladung Folge leiste, auch wenn es ihm selbst nicht paßt.

Ich muß dies theils der Gedankenlosigkeit, womit unsere Preß-Organe noch immer Französischer Leitung zu folgen und dem Publikum täglich jede Französische Trivialität mitzutheilen gewohnt sind, theils aber auch den Stimmen solcher Leute zuschreiben, deren Ansichten durch den Gedanken an Annehmlichkeiten, Auszeichnungen, Belehrungen oder Zerstreuungen beeinflußt sind, zu welchen amtlich oder privatim eine Ausstellung Gelegenheit bietet.

Man hat auch wiederholt unter dem Hinweise, daß das Französische Unternehmen ein erfreuliches Zeichen friedfertiger Gesinnungen sei, unsere Betheiligung als eine politisch gebotene bezeichnet. Allein abgesehen davon, daß diese Erwägung, wenn sie zutreffend wäre, durch die vorstehend angedeuteten Rücksichten überwogen werden würde, läßt das Vorgehen Frankreichs in dieser Sache und die dabei zu Tage getretene Eile doch wohlberechtigte Zweifel darüber zu, ob die Bethätigung einer aufrichtigen und deshalb dauernden Friedensliebe das Ziel, und nicht vielmehr ein, noch auf die Zeit von zwei Jahren bemessenes Friedensbedürfniß Frankreichs den Anlaß des Ausstellungs-Unternehmens bildet.

Nach alledem gebe ich als Mitglied der Regierung und namentlich als Vertreter der auswärtigen Politik meine Stimme gegen die Betheiligung des Reiches an der Pariser Ausstellung ab und hoffe daß die verbündeten Regierungen sich in dieser Beziehung nicht von der in der Presse hervortretenden Tagesansicht leiten lassen, sondern der öffentlichen Meinung gegenüber eine feste und leitende Stellung nehmen werden.

Ich würde in der Betheiligung einen politischen Fehler sehen, der sich nach mehreren Richtungen strafen würde und den ich nicht gern mitmachen möchte.

Gastein, den 19. Sept. 1879.

An das Auswärtige Amt.

Mit dem Nuntius Jacobini habe ich soviel konferirt, als meine geschwächte Gesundheit es gestattete. Derselbe tritt heute seine Rückreise nach Wien an. Sein Bestreben ging hauptsächlich dahin, Zugeständnisse in Form allgemeiner prinzipieller Sätze zu erlangen. Ich habe mich auf nichts der Art und auf sachliche Verhandlungen überhaupt nicht eingelassen, sondern den Standpunkt festgehalten, daß der Reichskanzler für preußische Kultus-Fragen weder Unterhändler sein, noch selbständig Instructionen erteilen könne. Die maßgebende Quelle solcher Instructionen könne nur der preußische Kultusminister sein; dieser habe zu ermessen, welche Zugeständnisse oder Ablehnungen er vor den Häusern des preußischen Landtags werde verantworten können. Der Zweck Roms sei Änderung der bestehenden preußischen Gesetze; über diese Materie seien zwar Staatsverträge nicht in Aussicht zu nehmen, wohl aber könnten wir uns gemeinsam überzeugen, welche Modificationen der preußischen Gesetze für Rom unentbehrlich und welche für Preußen zulässig erschienen. Dazu sei aber notwendig, daß des hommes spéciaux von beiden Seiten in Wien unserem Botschafter und dem Nuntius beigegeben werden, daß diese neben dem Text der preußischen Gesetzgebung ihre Wünsche und Zugeständnisse in margine zu Papier brächten. Hierzu sei der Kultusminister bereit und habe seinen vortragenden Rat, Herrn Hübler, bereits dazu designirt. Meine Empfehlung, daß der Nuntius auch seinerseits sich deutsche Arbeits-

kräfte adjungiren möge, schien derselbe zu befolgen bereit. Seine Abneigung gegen diesen langsamen und arbeitsamen Weg der Unterhandlung war unverkennbar, und noch heute bei seinem Abschiede strengte er sich an, irgend ein allgemein formulirtes Princip als Ergebniß unserer hiesigen Besprechungen zu gewinnen, entweder die Anerkennung der „autonomie de l'église" im allgemeinen, oder die Rückkehr der Bischöfe mit der Zusage, letztere an Ausübung ihrer Functionen nicht zu hindern. Das päpstliche Zugeständniß wegen der Anmeldungen schien er bereit zu erweitern, wenn er irgendwelche Zusicherung in Betreff der 5 päpstlichen Gegenforderungen erhielte, unter denen die Rückkehr der Bischöfe und die Freiheit des Seminar-Unterrichts am häufigsten wiederkehrten. Ich beharrte bei der Antwort, daß es Sache der preußischen Regierung sei, über die Möglichkeit von Konceſſionen auf diesen Gebieten Beschluß zu fassen, daß aber diese petitio principii schwerlich Aussicht auf Annahme habe. Der Nuntius verlangte dann, daß von Preußen wenigstens formulirte Gegenvorschläge gemacht würden, aus denen das Maß des in Betreff der päpstlichen 5 Punkte zu erwartenden Entgegenkommens klar ersichtlich wäre. Ich versprach, diesen Wunsch zur Kenntniß des Herrn Kultusministers zu bringen, fügte aber hinzu, daß alle Diskussion auf dem Gebiete der Principien nichts an der Notwendigkeit ändern werde, den konkreten Text der preußischen Gesetze zum Leitfaden der Unterhandlungen zu nehmen; denn Principien, auch wenn die Verständigung über ihre Wortfassung gelänge, erhielten ihre praktische Bedeutung immer erst durch die Fassung, in welcher sie in den einzelnen Gesetzen zum Ausdruck gelangten. Ein Einverständniß über ein Princip würde daher wahrscheinlich nichts anderes schaffen, als ein neues Feld von Meinungsverschiedenheiten in Betreff der richtigen oder unrichtigen Anwendung oder Ausführung des Princips.

Die stundenlangen Diskussionen bewegten sich wesentlich in Wiederholungen und Amplificationen dieser und ähnlicher mehr akademischer Erörterungen; daß der Papst den Frieden aufrichtig wünsche, und daß Seine Heiligkeit viel von unseren Besprechungen erwartet habe, war schließlich in den Augen des Nuntius wohl das gewichtigste Argument.

Über die Frage der Rückkehr zu dem Rechtszustande zur Zeit des Erlasses der Bulle de salute schien der Nuntius von Rom ablehnende Antwort erhalten zu haben, und meiner Vermutung, daß man in Rom die heutige Lage der Kirche in Preußen trotz der Maigesetze doch wohl noch als einen Gewinn im Vergleich mit ihrem Besitzstande von vor 1840 betrachte, setzte er keinen Widerspruch, sondern ausweichende Haltung entgegen. Ich empfahl ihm den laudatoribus temporis acti gegenüber, welche den heutigen Zustand als diokletianisch bezeichneten, die Frage, ob sie die Rückkehr zum status quo von 1825 wollten, entgegenzuhalten. Ich fügte hinzu, daß ich eine definitive Antwort des Herrn Kultusministers hierüber noch nicht hätte, weil letzterer sich mit dem Staatsministerium darüber beraten werde; prima facie habe

Seine Excellenz nur einen Zweifel geäußert, ob die preußischen Katholiken mit der Rückkehr zu der preußischen Gesetzgebung von 1824 zufrieden sein würden.

Der einzige direkte Vorschlag, den ich bei Besprechungen gemacht habe, war der sogenannte Franchi'sche vom vorigen Jahre: Anerkennung der Anmeldepflicht gegen Wiederherstellung einer preußischen Gesandtschaft in Rom. Ich fand damit keinen Anklang, weil der Papst fürchten müsse, daß die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen beider Höfe bei den Katholiken den Eindruck machen werde, als sei der kirchliche Friede nach Meinung des Papstes vollständig hergestellt. Es müsse dann wenigstens irgend eine handgreifliche Konzession, wie etwa die Zulassung der verurteilten Bischöfe, noch dazu kommen. Ich erwiderte, daß selbst eine königliche Begnadigung der Bischöfe ohne Änderung der Gesetzgebung, also ohne Zustimmung beider Häuser des Landtags, denselben noch nicht die Möglichkeit der Wiederaufnahme ihrer kirchlichen Functionen gewähren werde, und daß meiner Ansicht nach die Frage von der Wiederbesetzung der nach gesetzlicher Auffassung erledigten Bischofsstühle nur gleichzeitig mit einer allgemeinen Beendigung des Streites entschieden werden könne. Ich wolle aber auch diesen Punkt der preußischen Regierung referiren, damit letztere ihn in ihren Instructionen für den Prinzen Reuß [1]) berücksichtigen könne. Mein heutiges Angebot ginge nicht weiter als meine Instruction vom vorigen Jahre auf der oben erwähnten Franchi'schen Basis.

Als das einzige wirkliche Ergebnis unserer Unterhandlungen kann ich den Eindruck ansehen, unter welchem der Nuntius abzureisen scheint, daß sich kein Ausweg werde finden lassen, auf welchen man die négociations laborieuses zwischen der Preußischen Botschaft und der Nuntiatur in Wien werde vermeiden können, wenn er auch lebhaft über den damit verbundenen Zeitverlust klagte.

Ich bitte vorstehendes dem Herrn Kultusminister vertraulich mitzuteilen.

v. Bismarck.

14. März 1880.

An den Kultusminister von Puttkamer [2]).

Das Breve des Papstes an den ehemaligen Erzbischof Melchers vom 24. v. M., dessen wichtigster Passus durch Ew. pp. Schreiben vom 7. d. M.

[1]) Damals Botschafter in Wien, wo vielfach die Verhandlungen mit dem dortigen Nuntius geführt wurden.

[2]) Dieser für die Beratung im Staatsministerium bestimmte Erlaß entstammt, nach den gelehrten Ausführungen zu urteilen, die an englische Muster anknüpfen, zweifellos der Feder des Geheimrats Bucher, der in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes die Kirchensachen nach den Weisungen des Fürsten Bismarck zu bearbeiten hatte.

bereits zur Kenntnis des Staatsministeriums gebracht ist, betrifft den nächstliegenden Kernpunkt der mit dem Päpstlichen Stuhle geführten Korrespondenzen und mündlichen Verhandlungen; und der Erlaß des Breve in Verbindung mit der amtlichen Mitteilung desselben an den Botschafter Prinzen Reuß erscheint als ein Entgegenkommen, durch welches die Kurie aus der in den Wiener Besprechungen behaupteten Haltung heraustritt, und kann als eine Handlung des Papstes, von dem wir bisher nur Worte vernommen haben, bezeichnet werden. Der Inhalt der Ankündigung ist freilich, wenn nach kanonischem Sprachgebrauch gedeutet, in Betreff der Zeit der Erfüllung und des Umfangs derselben zu beschränkt, um uns zu befriedigen. Nach dem gewählten Ausdruck „ordinarii dioecesium" ist zu vermuten, daß der Papst die Weisung erst erlassen will, wenn die Bischofsstühle wieder besetzt sind. Ob es rätlich und wie es tunlich sei, die Wiederbesetzung zu erlangen bezw. von Regierungswegen zu fördern, ist in Ew. pp. uud des Herrn Justizministers Voten vom 28. Januar und 27. Februar eingehend erörtert. Danach würde die Begnadigung der abgesetzten Bischöfe, angenommen daß sie politisch zweckmäßig wäre, dieselben nicht auf ihre Sitze zurückführen, sondern ihnen nur die Wählbarkeit wiedergeben. Da der Pronuntius Jacobini von der Annahme ausgeht, daß die Begnadigung, die zu den päpstlichen Postulaten gehört, wie eine restitutio in integrum wirken würde, so würde er bei eventueller Wiederaufnahme der Besprechungen darüber in Anknüpfung an seine früheren Aeußerungen aufzuklären und ihm zu sagen sein, daß die Beendigung der Sedisvacanz nur durch neue Wahlen der Kapitel herbeigeführt werden könne. Auf diese knappe, juristisch zu haltende Mitteilung würde ich mich aber beschränken und nicht etwa dem Pronuntius nahe legen lassen, daß der Papst die Kapitel bestimmen möge, zu Neuwahlen zu schreiten. Denn ein Wink der Art würde die meines Erachtens nicht nützliche und auch nicht richtige Vorstellung erwecken, daß die Regierung mehr als der Papst und daß sie überhaupt das Fehlen der Bischöfe empfände. In dem bisher nicht warscheinlichen Falle, daß der Papst unaufgefordert die Geneigtheit zu erkennen gäbe, auf die Kapitel zu wirken, würde ich aus den von Ew. pp. und dem Herrn Justizminister entwickelten Gründen kein Bedenken tragen, den Bischofseid fallen zu lassen.

Die Auslegung des Breve anzuregen, würde ich den Prinzen Reuß nicht instruiren, weil dieselbe vorerst für meine Auffassung von untergeordneter Bedeutung ist und ich irgend welche legislative Schritte unsererseits erst dann für indicirt halten kann, wenn der Papst wirklich die geistlichen Oberen angewiesen hätte, die in § 15 des Gesetzes vom 11. Mai 1873 vorgeschriebene Anzeige zu machen, diese die Anweisung befolgt hätten und damit der Regierung die Möglichkeit gegeben wäre, das Recht der Recusation auszuüben, welches die Kurie sich in anderen Staaten seit lange und ohne Anstand gefallen läßt. So lange das nicht geschehen, wird die Er-

wiederung des Entgegenkommens unsererseits sich auf eine weitere schonende Handhabung der kirchenpolitischen Gesetze beschränken müssen, sofern dazu überhaupt noch Gelegenheit ist, worüber zu befinden ich Ew. pp. erleuchtetem Ermessen und der Erwägung des Königlichen Staatsministeriums anheimstellen muß.

Für die legislative Tätigkeit, deren Zeit erst gekommen sein wird, wenn die Befolgung des angeführten § 15 konstatirt ist, wird die Erwägung maßgebend sein müssen, daß wir für die fortdauernde Befolgung eine Garantie nicht haben würden und durch einen Vertrag, in welcher Form auch immer, nicht gewinnen wollen. Daraus folgt meines Erachtens, daß die Revision der einschlagenden Gesetze sich darauf beschränken muß, wie es in Ew. pp. Votum ausgedrückt ist, unnötige Härten zu mildern und Bestimmungen zu ändern, deren Wert sich entweder im Laufe der Zeit als problematisch erwiesen hat oder bezüglich deren Zweifel obwalten können, ob bei ihrer Gestaltung die richtige Grenzlinie zwischen Staat und Kirche festgehalten worden ist. Diese letztere Kategorie würde ich so verstehen und glaube auch nach Ew. pp. Vorschlägen zu den einzelnen Gesetzen dieselbe von Ihnen so verstanden, daß es sich dabei nur um die Wahl anderer, mit der Terminologie der katholischen Kirche in weniger schroffem Widerspruch stehenden Ausdrücke, unter Festhaltung des Zwecks und der virtuellen Wirkung des zu amendirenden Gesetzes, handeln wird. Dagegen wird der Staat von den Kampfmitteln, wie Ew. pp. sie bezeichnen, von der Richtung, wie ich lieber sagen möchte, welche er dem dauernden Ungehorsam des Klerus gegenüber nach und nach sich zu schaffen hatte, meines Erachtens nichts aufgeben dürfen. Die betreffenden Gesetzesbestimmungen können schlummern, so lange Friede bleibt, aber auch unangewandt werden sie dazu wirken, den Frieden zu erhalten, so lange sie anwendbar bleiben.

Es möge mir gestattet sein, dabei einen vergleichenden Blick auf die engliche Rechtspflege zu werfen. Die aus der Zeit der Plantagenets stammenden barbarischen Arten der Todesstrafe auf Hochverrat und verwandte Verbrechen wurden zwar durch die Revision des Strafrechts in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts abgeschafft und durch den Strang ersetzt, aber die Definitionen der Verbrechen blieben unverändert. Erst als man durch die Chartisten-Bewegung und den Aufstandsversuch in Irland 1848 wieder in die Lage kam, jene alten Gesetze anzuwenden, und dabei erkannte, daß für die vorliegenden Handlungen die Todesstrafe nicht mehr der gänzlich veränderten Gesittung entspreche und daß deßwegen schuldigsprechende Verdikte der Geschworenen nicht zu erlangen sein würden, erst da wurden durch eine Parlaments-Akte geringe Staatsverbrechen unter der neuen Bezeichnung treason-felony ausgesondert und mit gelinderen Strafen belegt. Noch näher liegt die Erinnerung an das Verbrechen des Praemunire; dasselbe ist ursprünglich definirt: „Eine ausländische Gewalt in England einzuführen und

imperium in imperio zu schaffen durch den Gehorsam gegen päpstliches Vorgehen, der verfassungsmäßig dem Könige allein gebührt."

Die ursprüngliche Definition des Verbrechens und die darauf gesetzte Strafe gelten heute noch, man hat es aber der Staatsraison nicht entsprechend gefunden, gegen die von dem Papst 1850 ernannten Bischöfe Anklage erheben zu lassen.

Freilich haben die englischen Richter bei ihrer hohen Stellung, bei ihrer geringen Zahl, bei ihrem reifen Lebensalter und bei ihrem in der Regel vorhandenen großen Vermögen, dem stake in the Country, in der Anwendung der Gesetze eine weite Diskretion, wie sie nach unserer Gerichtsverfassung den Richtern nicht gegeben ist und bei ihrer großen Zahl und ihrer rein technisch-juristischen Gewöhnung nicht gegeben werden kann. Die englischen Richter sind, wie auf dem Festlande von doctrinärer Seite im Tone des Vorwurfs gesagt worden ist, „alle Politiker", richtig gesagt Staatsmänner. Ein ähnlicher Unterschied findet zwischen den Staatsanwaltschaften beider Länder statt. Es sei endlich noch erwähnt, daß der englische Richter bei geringeren Vergehen die Verkündigung des Strafurteils auf unbestimmte Zeit vertagen und den Angeklagten unbehelligt lassen kann „until called up for judgment". Dieses Verfahren wird nicht selten angewandt, wo besonders mildernde Umstände vorliegen und zu erwarten ist, daß der Angeklagte sich durch die über ihm schwebende Verurteilung von Wiederholung desselben oder Verübung anderer Vergehen abhalten lassen wird.

Das staatliche Bedürfnis einer gewissen Elasticität in der Anwendung der Gesetze auf politischem und auf polizeilichem Gebiete ist auch bei uns zuweilen und in der vorliegenden Frage ohne Zweifel vorhanden. Dasselbe kann nur dadurch befriedigt werden, daß der Regierung durch ein Gesetz Fakultäten verliehen werden, gewisse Bestimmungen der kirchenpolitischen Gesetze nicht zur Anwendung bringen zu lassen, die Erhebung von Anklagen und die Ausführung von Verwaltungs-Maßregeln auf diesem Gebiete zu hindern oder auf unbestimmte Zeit zu sistiren, wenn sie dies im Staatsinteresse für geboten hält. In der Begründung eines derartigen Gesetzentwurfs, dessen Formulirung den Herren Ressortministern anheimzugeben wäre, dürfte Gewicht darauf zu legen sein, daß der Papst die entsprechende discretionäre Gewalt besitzt und ausübt, wie sich das in der Sistirung des gegen staatstreue Pfarrer in der Diöcese Trier von den Behörden der Kurie eingeleiteten Strafverfahrens und sonst gezeigt hat, und in der sehr verschiedenen Praxis, welche in Betreff des Recusationsrechts des Staats gegen Kandidaten in den verschiedenen Ländern beobachtet wird.

Ueber eine Instruction an den Prinzen Reuß zu etwaiger Fortsetzung der Besprechungen mit dem Pronuntius Jacobini wird erst Beschluß gefaßt werden können, nachdem das Königliche Staatsministerium seine Auffassung festgestellt haben wird.

Abschrift dieses Schreibens habe ich den übrigen Mitgliedern des Staatsministeriums zugehen lassen und Seine Erlaucht den Grafen Stolberg ersucht, die Sache demnächst auf die Tagesordnung des Staatsministeriums setzen zu wollen.

von Bismarck.

7. Mai 1880.

Votum des Fürsten Bismarck, betreffend den Entwurf eines Gesetzes wegen Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze. (Auszug.)

Dem Beschlusse des Staatsministeriums vom 17. März 1880 gegenüber habe sich seine (des Fürsten Bismarck) Auffassung der zu befolgenden Kirchenpolitik einigermaßen geändert. Bei jenem Beschlusse sei davon ausgegangen, daß den von der Kurie abgegebenen theoretischen Erklärungen zunächst entsprechende tatsächliche Schritte derselben zu folgen hätten und dann, gleichsam als Gegenleistung gegen diese, seitens der preußischen Regierung in dem Sinne vorzugehen sei, daß sie sich vom Landtage Vollmachten zu einer milderen Handhabung der einschlagenden Gesetze verschaffte.

Für die Absichten der römischen Kurie finde er das Hauptinterpretationsmittel immer in der Haltung des Centrums. Die Haltung des letzteren bei der Zolldebatte habe ihm Vertrauen zu den Absichten der Kurie eingeflößt. Die seitdem und besonders wieder in neuester Zeit hervorgetretene, auch bei Fragen ohne kirchliche Bedeutung der Staatsregierung entgegengestellte, schroff oppositionelle Haltung habe ihm dieses Vertrauen wieder geraubt. Er glaube nicht daran, daß der Papst in bestimmt formulirte Konzessionen von Erheblichkeit willigen, nicht daran, daß die etwa zugestandenen befriedigend würden gehandhabt werden ...

Aber auch abgesehen hiervon liege in der Durchführung des gedachten Beschlusses immer eine Art zweiseitigen Geschäfts, das man gerade vermeiden wolle, man gelange gewissermaßen zu einem moralischen Konkordat, an das man sich gebunden erachten werde.

Um dies zu vermeiden, solle man das, was man überhaupt den katholischen Untertanen geben könne, ohne den Staat zu schädigen, gratis geben im eigenen Interesse dieser Untertanen, ohne Rücksicht auf das, was der Papst biete, aus der eigenen gesetzgeberischen Machtvollkommenheit heraus. Dann bleibe man Herr seiner Handlungen. So lange man das Schwert der jetzigen Gesetzgebung behalte, wenn man es auch bei Seite lege, habe man überhaupt die bis zum Jahre 1848 bestandene Machtvollkommenheit des Staats wieder inne, könne den Kulturkampf als für uns erledigt ansehen und ruhig erwarten, was der Papst seinerseits bringen werde. Man bedürfe seiner Gegenkonzessionen nicht und schneide den von klerikaler Seite ausgestreuten Verleumdungen und den Agitationen des Centrums die Wurzeln ab. Erlange man ein Gesetz im Sinne des vorliegenden Entwurfs, erlasse dann der König eine Amnestie der

erkannten Strafen und werde diese auf Grund des Gesetzes zu einer Rehabilitation erweitert, so werde dem katholischen Wähler nicht mehr mit Erfolg vorgesagt werden können, daß der Staat den katholischen Glauben unterdrücke und seine Bekenner verfolge. Er sei darüber, was nach dem Zustandebringen des Gesetzes zu geschehen habe, mit sich noch nicht schlüssig und glaube diese Sorge der Zukunft überlassen zu können. Gegenwärtig komme es nur auf die Zustimmung dazu an, daß man sich jetzt die mehrgedachten Vollmachten vom Landtag verschaffe [1]).

22. Juni 1880.

Schreiben an den Vize-Präsidenten des Königl. Staatsministeriums Grafen zu Stolberg-Wernigerode. (Auszug.)

Auf Grund persönlicher Beziehungen und Mitteilungen erlaube ich mir, Ew. Erlaucht nachstehende Ansichten über politische Vorgänge in der Provinz Hannover während der letzten Jahre mitzuteilen.

Meiner Ueberzeugung nach haben wir in dieser Provinz nur einen Gegner zu bekämpfen, das Welfentum im ultramontanen Verbande, und wir haben gegen dasselbe nur einen nennenswerten Bundesgenossen, die nationalliberale Partei. Ich habe es deßhalb nicht ohne Sorge angesehen, daß sich in den letzten Jahren auf Kosten der National-Liberalen in Hannover die dort nicht heimische Parteibildung der Deutsch-Konservativen, und, wie anzunehmen, unter Mitunterstützung der gouvernementalen Einflüsse, bei den Wahlen ein Terrain erworben hat, welches den National-Liberalen zwar verloren geht, aber der Regierung nicht zu Gute kommt. In Hannover wäre es meines Erachtens die Aufgabe der Königlichen Regierung gewesen, das vorhandene starke und preußenfreundliche Element der National-Liberalen mit dem vollen Einfluß der Regierung öffentlich zu unterstützen. Den Versuch, eine spezifisch preußische konservative Partei dort zu schaffen, halte ich für einen verfehlten. Die Hoffnung, mit einer solchen die angeblich gemäßigten Anhänger des Welfentums für uns zu gewinnen, dürfte sich jetzt schon als eine trügerische bewährt haben.

Meiner Ueberzeugung nach hat die Spaltung der preußenfreundlichen Elemente in Hannover die Schwächung ihrer Gesammtwirkung und eine Stärkung der Welfen zur Folge gehabt. Ich halte es für erklärlich, daß die in der Provinz Hannover stehenden altpreußischen Beamten und Offiziere auf den Gedanken gekommen sind, eine preußisch-konservative Partei zu bilden, welche nicht blos zu den Welfen, sondern auch zu den National-Liberalen bei Wahlen in Widerspruch steht. Ich halte aber diese Bewegung für einen

[1]) Die Frucht vorstehender Erklärungen im Staatsministerium war der dem Abgeordnetenhause unterm 19. Mai 1880 vorgelegte Entwurf eines Gesetzes, betreffend Abänderungen der kirchenpolitischen Gesetze.

politischen Fehler, den meines Erachtens die Königliche Regierung nicht hätte fördern, sondern hindern sollen. Ich glaube, daß dies noch jetzt in Vorbereitung auf die nächsten Wahlen indicirt ist, und bitte Ew. Erlaucht, im Staatsministerium die Frage anzuregen, ob ich für diese meine Ueberzeugung auf die Unterstützung der Herren Kollegen rechnen darf.

Ich halte für jetzt und vielleicht für die ganze Dauer der Generation, welche bei Langensalza focht, das deutsche konservative Unternehmen in Hannover für ein fruchtloses. Es kann die national-liberalen Bestrebungen wesentlich schädigen und ihnen einen besonders kräftigen Teil des ursprünglichen Bestandes entziehen; denn ursprünglich stimmten meines Wissens die preußisch-gesinnten Konservativen in Hannover mit den National-Liberalen antiwelfisch, indem sie mit Recht für ihre Aufgabe erkannten, zunächst für Preußen und demnächst erst für die konservative Fraktion zu wirken. Die welfischen Elemente, auf deren Heranziehen die deutsch-konservativen Bestrebungen berechnet sein können, also der Adel, die Geistlichkeit und ein Teil des Bauernstandes, stehen noch für Jahre, und namentlich so lange sie Anlehnung an den Kulturkampf haben, in einem so fundamentalen Gegensatze zu dem preußischen Royalismus der Deutsch-Konservativen, daß sie noch heute die Rechtsgültigkeit der Annexion negiren und eine Stellung einnehmen, zu der den Deutsch-Konservativen der Zugang fehlt. Unser Bestreben muß meines Erachtens sein, die reichsfreundlichen Elemente den Welfen gegenüber zu vereinen und nach Möglichkeit zu verhindern, daß diejenigen, welche den National-Liberalen nicht sympathisch sind, gegen dieselben stimmen oder wirken. Alle Elemente, welche die Annexion als dauernde Einrichtung ansehen und wollen, sollten einheitlich wirken und den National-Liberalen, als dem stärksten unter ihnen, die Führung überlassen.

Die publizistischen und die Wahlbestrebungen der deutsch-konservativen Partei an sich sind nicht lebenskräftig. Ihr Organ hat keine Zukunft, seine Leser beschränken sich auf die nach Hannover verzogenen Alt-Preußen, die wir nicht zu gewinnen brauchen, und die publizistischen und rhetorischen Feindseligkeiten, welche von dort her gegen die National-Liberalen verübt werden, haben kein weiteres Ergebniß, als ein Gegenstand der Freude und des Spottes der Welfen zu sein. Diese Bestrebungen der Konservativen in Hannover, die ich für einen politischen Fehlgriff halte, dienen nur dazu, den Gegensatz zwischen der preußischen Kolonie und der einheimischen Bevölkerung zu verschärfen und ähnlich wie in Hessen die National-Liberalen zu schwächen, respektive weiter nach links zu drängen.

Ew. Erlaucht bitte ich um eine Aeußerung, ob Sie geneigt sein wollen, die vorstehende Auffassung mit mir gemeinsam den Herren Kollegen gegenüber zu vertreten[1]).

von Bismarck.

[1]) Graf Stolberg antwortete im wesentlichen zustimmend.

(Schluß folgt)

Deutschösterreichs Südgrenze

Von

Peter Mont

Die Auflösung der habsburgischen Monarchie hat eine Anzahl von Problemen gezeitigt, die auch eine durchaus unparteiische, nur von idealsten Beweggründen geleitete Friedenskonferenz vor die schwierigsten Aufgaben stellen mußten. Nun ist nicht zu leugnen, daß die Pariser Konferenz einseitig gegen das deutsche Volk orientiert ist und daher, wenn sie sich nur vom Gefühl leiten ließe, ungerechte und unheilvolle Entscheidungen fällen könnte. Von diesen Entscheidungen wird aber die ruhige und glückliche Fortentwicklung nicht nur Mitteleuropas abhängen; eine ungerechte Lösung der nationalen Fragen würde einen Herd der Unruhe mitten in Europa erzeugen, der eine ewige Bedrohung des Friedens bilden würde. Wir geben darum die Hoffnung nicht auf, daß in Paris schließlich politische Einsicht und kühle Erwägung der Tatsachen den Sieg davontragen und Wilsons Grundsätze unverfälscht zur Durchführung kommen werden. Nebenbei bemerkt: wenn wirklich jemand das Recht zustehen sollte, Völker zu belohnen und zu bestrafen, wodurch hätte es Deutschösterreich verdient, anders behandelt zu werden als die übrigen Nationalstaaten, die auf dem Boden der Monarchie entstanden sind? Das Volk hat den Krieg nicht gewollt, es hat nicht barbarischer gekämpft als die anderen Völker, Kriegsgefangene und „feindliche Untertanen" wurden wohl nirgends besser behandelt. Als der psychologische Moment kam, in dem das habsburgische Joch abgeschüttelt werden konnte, das alle Völker der Monarchie in gleicher Weise bedrückte, hat sich die deutschösterreichische Republik als erste konstituiert. Der Vorwurf, bis zum Zusammenbruch unter Habsburgs Banner gekämpft zu haben, trifft nicht minder die anderen Nationen der ehemaligen Monarchie. Trotzdem bemühen sich diese, es so hinzustellen, als ob Deutschösterreich der wahre und alleinige Erbe der Monarchie wäre: Erbe ihrer Schuld und ihrer Schulden. Sie dagegen, als „Verbündete der Entente", glauben sich berechtigt, es nach dem Prinzip Vae victis! zu behandeln.

Deutschösterreich hat sich vom ersten Tage an loyal auf die Basis der Wilsonschen Leitsätze gestellt, das Selbstbestimmungsrecht aller Völker proklamiert und seinem Wunsch, sich mit seinen Nachbarn freundschaftlich zu verständigen, Ausdruck gegeben. Diese aber haben nicht nur gemischtsprachliches, sondern auch rein deutsches Gebiet mit Gewalt besetzt, um die Friedens-

konferenz vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Die Ententemächte, die sich schließlich genötigt sahen, diesem Treiben Einhalt zu tun, haben seinen Zweck wohl durchschaut. In ihrer Note heißt es: „Diejenigen, die Gewalt anwenden, lassen die Vermutung aufkommen, daß sie an der Gerechtigkeit und Rechtsgültigkeit ihrer Forderungen zweifeln, daß sie ihren Besitz an Stelle des Beweises ihres Rechtes zu setzen gedenken und daß sie ihre Souveränität mehr auf Gewalt gründen wollen, als auf nationale oder Rassenzusammengehörigkeit, auf die von der Geschichte geschaffenen natürlichen Bande."

Vielleicht wird diese Warnung von neuen Eroberungszügen abschrecken; Unterdrückungsmaßnahmen und gewaltsame Slawisierung im besetzten Gebiete schreiten leider fort. Es ist tragikomisch, daß gerade die Tschechen, die erbittertsten Feinde des alten Österreich, die Erben der k. k. Unterdrückungspolitik geworden sind und die alten Hochverrats-, Standrechts- und Preßknebelungsparagraphen ebenso virtuos handhaben wie die Stürgkh und die Hochenburger. Sie haben den „historischen Rechten" der Monarchie gegenüber ihr Selbstbestimmungsrecht geltend gemacht, treten noch heute für das Selbstbestimmungsrecht der Slowaken in Ungarn ein, aber vom Selbstbestimmungsrecht der Deutschen in Böhmen wollen sie nichts wissen, da werden sie plötzlich historisch. Die Länder der Wenzelskrone müssen bleiben, wie sie „historisch geworden" sind — „indivisibiliter ac inseparabiliter". Da das Papier heute zwar rar, aber noch immer geduldig ist, läßt sich auch dieser Widerspruch verschleiern. „Die 2½ Millionen Deutschen in Böhmen, die 300000 Deutschen in Kärnten sind nichts anderes als germanisierte Slawen; eine Volksabstimmung würde daher ein tatsächliches Vergewaltigungsrecht festlegen, hätte also keine beweisende Kraft." Der Berner Sozialistenkongreß ließ sich auf diese Spitzfindigkeiten der Tschechen, die nach Longuets Ausspruch dem Chauvinismus Tür und Tor öffnen würden, nicht ein. Auch einen schwedischen Vermittlungsantrag ließ er fallen. Wird aber dargetan, daß diese Behauptungen mit den geschichtlichen Tatsachen nicht vereinbar sind, so weisen die Gegner nach, daß es im betreffenden Gebiete in prähistorischer Zeit slawische Ansiedlungen gab, die Deutschen daher Eindringlinge sind. Diese Art von Beweisführung führt zu dem merkwürdigen Prinzip, daß derjenige Stamm am meisten Anrecht auf ein Land hat, bei dem es am längsten her ist, daß er es besessen hat. Es war natürlich leicht, diese Methode ad absurdum zu führen. Denn wenn schon leider kein Vertreter der Gattung Pithecanthropus mehr existiert, dem wir die Erde ausfolgen könnten (unsere nationalen Gegner haben vermutlich nicht den Ehrgeiz, näher mit ihm verwandt sein zu wollen, als wir), so wären wir zum mindesten verpflichtet, den größten Teil Europas den Kelten, Amerika den Indianern zu übergeben. Sollte diese Forderung viel lächerlicher sein als die von tschechischer Seite gestellte nach Einverleibung Wiens ins tschechoslowakische Imperium, weil vermutet wird, daß in vorgeschichtlicher Zeit hier eine slawische Ansiedlung

bestand? Ähnlich reklamiert Fabiancic Kärnten als jugoslawische Provinz, weil bayrische Grafen im Jahre 822 nach Kämpfen mit einbrechenden slawischen Horden das Land besetzten, dieses also „mit Bächen slawischen Blutes getränkt" ist. Aus diesem Blut entspringt ein mystisches Recht, das stärker ist als die Tatsache, daß (nach der letzten Volkszählung 1910) von 381747 Einwohnern 300962 Deutsche waren, daß von 262 Gemeinden 123 rein deutsch sind, keine einzige rein slowenisch, weitere 51 Gemeinden zu mehr als 95 Prozent, 24 zu mehr als 50 Prozent deutsch sind, also nur 59 von 262 Gemeinden eine slowenische Majorität aufweisen. Die beiden wichtigsten Städte, Klagenfurt und Villach, liegen im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, in dem der slowenische Einschlag höchstens 3 Prozent beträgt; trotzdem ist es nur der Schlagfertigkeit der kärntnerischen Volkswehr zu danken, daß sie der beabsichtigten Besetzung durch südslawische Truppen bisher entgingen.

In Kärnten blüht deutsches geistiges Leben seit dem Mittelalter. Die Reformation hat deutsches Schulwesen bis in die Dörfer verbreitet. Die slowenische Literatur wurde wie die tschechische von der deutschen Romantik erweckt, die sich liebevoll mit dem slawischen Volkstum beschäftigte. Der slowenische Kärntner, dem der Deutsche von jeher Kulturvermittler gewesen ist, erkennt dies gern an; der slowenische Bauer, der die Produkte seines Bodens in die deutschen Städte trägt, weiß den Vorteil deutscher Sprachkenntnis zu schätzen. Tatsächlich sind fast alle Kärntner Slowenen zweisprachig. Ihr eigenes Idiom hat in jahrhundertelanger Kulturgemeinschaft viel deutsches Sprachgut aufgenommen, selbst in der Formenbildung ist deutscher Einfluß zu erkennen. Man kann Volkslieder hören, die halb slowenisch, halb deutsch sind. So verständigen sich die Kärntner Slowenen sehr wohl mit ihren deutschen Landsleuten, aber nur schwer mit ihren Krainer Stammesgenossen. Nach alledem begreifen wir das Ergebnis einer Abstimmung im Frühjahr 1918. Damals handelte es sich nur um den Anschluß des slowenischen Gebietes von Kärnten an den südslawischen Staat, der im Rahmen der Monarchie geschaffen werden sollte, also eine wirtschaftlich relativ wenig einschneidende Maßregel. Trotzdem verhielten sich von 59 Gemeinden mit slowenischer Majorität 34 ablehnend, 16 enthielten sich der Abstimmung, nur 9 stimmten zu.

Wir besitzen über die Verhältnisse in Kärnten das Zeugnis eines unverdächtigen Gewährsmannes, des Herrn Fred du Bois, eines französischen Schweizers. Er hat seine Beobachtungen in einem Berichte niedergelegt, den er im Januar 1919 an den Generalsekretär des Anti-Orlog-Raad im Haag sandte [1]).

Du Bois legt dar, daß Kärnten infolge seiner geographischen Gestalt eine Einheit bildet, die ohne schweren Schaden für alle Bewohner nicht zer-

[1]) Flugblätter für deutschösterreichisches Recht Nr. 10, Wien 1919.

rissen werden kann. Die Mauer der Karawanken, die die Kärntner Slowenen von den Krainern trennt, hat bewirkt, daß jene sich in Sitten, Gebräuchen und Sprache der deutschen Bevölkerung nach und nach angliedern. Die Abtrennung auch nur des rechten Drau-Ufers würde für die Bewohner dieses Ufers verhängnisvoll sein, weil sie auf die wirtschaftliche Zusammengehörigkeit mit Klagenfurt und Villach unbedingt angewiesen sind. Krain würde sich nicht durch ein gleichwertiges Absatzgebiet entschädigen können, da sie ja durch die Karawanken getrennt sind. „Das allgemeine kärntnerische Zusammengehörigkeitsgefühl, der einhellige Wunsch, jede Teilung des Landes um jeden Preis zu verhindern, das sind die Eindrücke, die ich auf meinen Wanderungen von Dorf zu Dorf gewonnen habe."

Wenn Du Bois berichtet, daß die Bewohner der von den Jugoslawen besetzten Gebiete die Befreiung von diesen inständig herbeisehnen, stimmt das zu einer Meldung, daß die slowenischen Bauern von den jugoslawischen Truppen entwaffnet wurden, und zu der Tatsache, daß an der Befreiung von Ferlach aus den Händen der Jugoslawen slowenische Bauern teilnahmen.

Die Annexion der kerndeutschen Städte Klagenfurt und Villach würde nach der Ansicht von Du Bois eine Irredenta entstehen lassen, die eine ständige Gefahr für den Frieden bedeuten würde. Und er kommt zu dem Schlusse: „Die einzige Möglichkeit, diese Gefahr zu bannen und den Frieden wirklich auf sicherer Grundlage aufzubauen, ist, Kärnten den Kärntnern zu lassen und die Karawanken als südliche Grenze gegen Krain zu bestimmen."

Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Kärntner ist so stark, daß sogar der naive Gedanke einer selbständigen kärntnerischen Republik Wurzel fassen konnte, weil man hoffte, auf diese Weise leichter der Zerreißung des Landes zu entgehen. Übrigens geben sich auch die Jugoslawen keiner Illusion hin. Die „Jugoslavia" schrieb am 28. Jänner 1919: „Kärnten bildet durch das tausendjährige Zusammenleben der Slowenen und Deutschen ein Problem für sich. Das, was vom Anfang zusammen war, zusammenwuchs, sich paarte, zusammen lebte, litt und sorgte, das läßt sich nicht so über Nacht trennen und auseinanderreißen." Nur möchten sie am liebsten das Kind mit dem Bade ausgießen und das fast zu 80 Prozent deutsche Land einfach annektieren.

In Südsteiermark haben die Jugoslawen gleich tüchtig zugegriffen und selbst die alte deutsche Stadt Marburg besetzt. Die Art, wie die widerstrebende Bevölkerung gefügig gemacht werden soll, illustrieren die Heldentaten des Generals Majster. Den südslawischen Ansprüchen, nach denen 66000 Deutsche miteinverleibt werden sollen, steht ein deutschösterreichisches Projekt von Pfaundler gegenüber, das etwas künstlich sein mag, aber den Vorteil hat, daß im deutschsteierischen Gebiet nur 4,1 Prozent Slowenen bleiben würden, im südslawischen nur 6,5 Prozent Deutsche. Auch würde dadurch die Südbahnverbindung von Marburg nach Kärnten und Tirol für

Deutschösterreich gerettet. Eine endgültige Entscheidung wird hier nur die Volksabstimmung bringen können. Natürlich wird es notwendig sein, wirtschaftliche Einheiten zusammen abstimmen zu lassen, damit nicht Vernunft Unsinn werde.

Wenn Kärnten eine starke Individualität ist, so ist Deutschtirol es in noch höherem Grade. Das Tiroler Volk hat schon vor einem Jahrhundert für sein Selbstbestimmungsrecht geblutet und wird sich nie vergewaltigen lassen. Bezeichnend ist, daß auch hier die Idee einer selbständigen Republik auftauchte, die freilich die Klerikalen für ihre Zwecke auszubeuten suchten.

In Tirol ist die Abgrenzung eine verhältnismäßig leichte. Die Sprachgrenze ist scharf und seit Jahrhunderten konstant, eigentliche gemischte Gemeinden gibt es im deutschen Sprachgebiet nicht. Abgesehen vom Gerichtsbezirk Neumarkt, wo die Zahl der Italiener 16 Prozent beträgt, erreicht sie wohl nirgends mehr als 5 Prozent. In ganz Deutschsüdtirol — mit Ausnahme der (unbestrittenen) Bezirkshauptmannschaft Lienz — beträgt die Zahl der Italiener nur 3 Prozent. Wir dürfen also annehmen, daß Italien, das ja wissen muß, was eine Irredenta bedeutet, die Besetzung Tirols bis zum Brenner nur als vorläufige Maßregel betrachtet, die den Bestimmungen der Friedenskonferenz nicht vorgreifen will.

Auf mecklenburgisch-märkischen Gewässern

Schwerin bis Potsdam

Von

Marie von Bunsen

Wiligrad, 11. August 1915.

Bei strahlendem Sonnenschein ruderte ich auf den Schweriner See hinaus. Der Bootsdiener des gastlichen Obotriten-Ruderklubs schilderte mir einen lohnenden Umweg; so spähte ich nach den „zwei großen Pappeln", entdeckte sie, fand einen von Wiesenblumen umkränzten Kanal, glitt in den verschwiegenen Haidensee, fuhr an Buchten und Wäldern, weißen Wasserrosen und goldgelben Mummeln vorüber. Dann gelangte ich in den Ziegelsee, auch hier Wald und Bäume und Schilfausbuchtungen, nirgends jedoch ein Ausfluß zu sehen, und die Generalstabskarte versagte. Einen still vor sich hinbrütenden Fischer ersehend, befrug ich ihn und gelangte in den gesuchten Kanal. Weiden warfen willkommenen Schatten, der magentarote Weiderich, Schwanenbinsen und Vergißmeinnicht blüten, es war überaus hübsch, aber mit meinen langen Auslegerriemen kam ich bedenklich langsam von der Stelle. In einemfort verhedderte ich mich im Schilf; ich versuchte zu staken, das ging ganz glatt, als ich jedoch nach der Karte griff und ausrechnete, daß ich es nur zu zwei Kilometer die Stunde brachte, griff ich wieder zu den Riemen. Ehe ich endlich die Brücke und den großen Schweriner See vor mir sah, war die Hälfte der Zeit verstrichen und noch nicht annähernd die Hälfte des Weges vollbracht. In bedenklich blauer Ferne erhoben sich die tiefbeschatteten Waldufer, die Giebel des Wiligrader Schlosses; um sechs Uhr erwartete man mich dort, dabei fand ich statt der glasglatten Fläche der Ausfahrt kabbliges Wasser und einen widrigen Wind! Mir ahnte, daß ich es in der Zeit nicht machen würde, und bald wußte ich es genau. Ich legte mich in die Riemen, aber um sechs Uhr erschien mir das Walduferziel fast ebenso blau als vorhin. Endlich, endlich hörte ich eine Stimme und, mich wendend, erkannte ich den heranrudernden Herzog Johann Albrecht, der mich willkommen hieß. Nun hatte ich auch Landschutz, es ging rascher, ich kam in den Schatten der Baumufer und landete im kleinen Hafen. Auf der kleinen Mole stand die weiß und blau gekleidete jugendliche Herzogin — wenige Frauen haben

ein so anmutiges, ein so gewinnendes Lächeln! Durch die alten Buchen ging es zur Schloßterrasse hinauf; meine aus Berlin mit Koffern gekommene Jungfer hatte alles herausgelegt; in einer halben Stunde, buchstäblich in einer halben Stunde, stand ich, durch das heiße Bad erfrischt, ordentlich frisiert, in angemessener Kleidung in der hohen, getäfelten Halle, um mit der Oberhofmeisterin, den Hofherren und einem anderen Gast das Herzogspaar zu erwarten.

Wiligrad, 14. August.

Das Schloß ist erst eine Generation alt, und doch hat es eine Überlieferung, eigene Luft. Ist es der Gegensatz der behaglichen, erlesenen Kostbarkeit der Zimmer zu der schweigsamen Tiefe des ringsumgebenden Buchenwaldes? Oder ist es die Vereinigung urdeutschen Wesens mit den mannigfaltigen Interessen der Vielgereisten? In der Halle liegen stoßweise inländische und ausländische Zeitungen und Zeitschriften, Fäden ziehen sich weit hinaus. Mein Wohnzimmer hat Zitronenholztäfelung aus einem Potsdamer Prinzengemach des achtzehnten Jahrhunderts, brokatbezogene Möbel der gleichen Zeit, und aus dem Fenster sehe ich auf eine uralte Steinfünte, in der die Wenden, die Vorfahren des Gastherrn, alter Überlieferung zufolge, zu der Christentaufe gezwungen worden sind. Gegensätze, zur Harmonie verquickt!

Im mecklenburgischen Renaissancestil ist das Schloß gebaut; es hat eine anziehende Note. Der erste Johann Albrecht, er hieß der Gelehrte und herrschte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, stand mit Italien in Verbindung, ließ norditalienische Motive in den norddeutschen Giebelbackensteinbau übertragen. So gibt es Arkaden, Friese mit flotten, floralen Ornamenten, Medaillons mit Köpfen; das Ganze ist ruhig, vornehm, wie man es im Norden jener Zeit nicht allzu oft findet. An der efeubekleideten Eingangswand zeigen die eingelassenen Medaillons neben den Zügen der Erbauer und des großherzoglichen Bruders auch die der Schwiegereltern der ersten Herzogin; da hängt Karl Alexander und die Großherzogin Sophie. Und nicht nur hier, auch anderswo weht einem Weimarer Luft entgegen; mitten im Buchengrund steht in einer Lichtung der Schlangenaltar aus dem Park an der Ill.

Wiligrad, 15. August.

Heute besuchte ich Brüsewitz, die Jugendheimat des Grafen Schack. In Mecklenburg darf man wirklich nicht nur das Land unseres vortrefflichen Inspektors Bräsig ersehen — einzig in Deutschland besitzt Mecklenburg einen unabhängigen Adel, der kraft seines Grundbesitzes, nicht kraft der drei vorgesetzten Buchstaben, eine geschlossene politische Macht bedeutet. Ob diese Entwicklung dem Land mehr nützte oder schadete, bleibe unerörtert; sie hat manche eigenartige und wertvolle Persönlichkeit hervorgebracht, nicht nur Blücher und Moltke, sondern auch ungewöhnlich feingebildete Weltmänner. Dieser Adel ist stolz darauf, daß seine Töchter niemals Fürstengeliebten wurden (einige vergaßen sich allerdings und machten glänzende Laufbahn, so

die berüchtigte „Landesverderberin" in Württemberg, Fräulein von Grävenitz, so Fräulein von Vieregg, welche die „zweite Frau" des dänischen Königs Christian des Vierten wurde, so Anna Sophie von Reventlow, die es 1721 sogar zur Königin von Dänemark brachte). Im allgemeinen leben diese Familien mit Ausnahme einiger in der Residenz verbrachten Winterwochen still auf ihren Gütern. Sie haben einige ansprechend vornehme Gewohnheiten, einzig in Deutschland besteht zum Beispiel bei ihnen bis zum heutigen Tag die Sitte, sich auch im engsten Familienkreis abends zu Tisch umzuziehen. Sie haben Stil.

Natürlich war Adolf von Schack ein weißer Rabe; im Adel jedes Landes wäre er das gewesen. Anderswo hätte man diesen hochgebildeten Aristokraten-Kunstgönner in weiten Kreisen vielleicht mehr beachtet, anderswo hätte man schwerlich dem bösartigen, durch die Taten widersprochenen Klatsch Gewicht beigelegt. Gewiß hat er für ein paar hundert Taler Kunstwerke erworben, die viele Tausende wert waren, aber daß er den Mut hatte, unverstandene Kunst, auf die man ihn hinwies, zu unterstützen, das war sein Verdienst. Seiner Bildersammlung zuliebe lebte er einfach, er mußte haushalten, konnte nicht mit vollen Händen geben; auf das dankbarste wurden jedoch auch diese bescheidenen Summen damals von den sich mühsam durchringenden Böcklin, Feuerbach und Lenbach angenommen.

In Brüsewitz ist er vor genau hundert Jahren geboren, hat dort seine Kindheit, seine Jugend verlebt, hat Feinsinniges darüber geschrieben. Ich fand eine übliche fruchtbare norddeutsche Gegend, Wiesen und Wälder und Landstraßen mit Baumreihen bepflanzt. Als ich vor das Herrenhaus trat, war ich trotz der schönen alten Bäume, trotz der guten altmodischen Nebengebäude enttäuscht. Das war ja ödes neunzehntes Jahrhundert, grauer Stuck, kleiner Zinnenschmuck am flachen Dach. Nachher erkannte ich die Geringfügigkeit des Schadens; mit Ausnahme der Fassade war alles echt; diese Ausschmückung wurde vom Vater vorgenommen, als Adolph etwa fünfzehn Jahre alt wurde; gewiß haben die Kinder sie als „romantisch" bewundert. Auf das liebenswürdigste führte mich die Herrin des Hauses umher; deutlich erinnert sie sich ihres Onkels, oft verbrachte der gütige, stattliche, fast erblindete Greis den Sommer bei ihnen, hing an der alten Heimat.

Fast unberührt ist diese geblieben, in den wohnlichen Zimmern stehen die guten alten Möbel seiner Eltern, hängen die ihm vertrauten Bilder. In einem Raum sind es Stiche in einfach gediegenen Mahagonirahmen, Blücher bei Ligny, Napoleons Tod und dergleichen mehr; und im Eßzimmer, wo mit der Kinderschar Tee getrunken wurde, fesselte mich eine handgemalte Tapete mit Szenen der sonnenanbetenden Inkas. Phantastische Felsenufer, Fürsten mit Federkronen, Tempel, Priester und Volk; wie interessant, wie lebendig werden diese Gestalten dem Adolf und seinen Geschwistern gewesen sein! Fenstertüren führten auf die altgraue Steintreppe, auf Hortensienkübel,

ringsumher erhoben sich auf dem Rasen herrliche alte Eichen, knorrige, urzeitliche Riesen, und dahinter dehnte sich jene dunkle Lindenalleereihe, die er so liebte. Nur der Ausblicktempel am Ende, wo er mit seinem Lehrer nachts die Sternbilder besah, sich in sie vertiefte, wurde altersschwach, ist unlängst zusammengesunken. Dort, wo einst der Burggraben sich zog, hat Adolf spannende Räuberzüge unternommen, und zu seinen wertvollsten, glücklichsten Stunden rechnete er die, in denen die Erzieherin seiner Schwestern mit ihm im Garten umherging, mit ihm über Dichter und Künstler sprach, ihn in seinem Drang nach Schönheit ermutigte und stärkte. Das Kämmerchen, in dem er verstohlen dichtete, denn bei den Eltern durfte er nicht auf Verständnis rechnen, wird wohl noch vorhanden sein, und hier im Saal steht der Bücherschrank seiner Mutter, den er einmal beschreibt. Da reihen sich die Bücher, die heute noch leben und noch lange leben werden, neben Lieblingen jener Zeit, etwa den de la Motte Fouqués, die heute schwerlich einer öffnet.

Es ist der richtige Saal eines norddeutschen Herrenhauses, lang, nicht übermäßig hoch; auf dem Parkett ließe es sich gewiß wundervoll tanzen. Zu Weihnachten wurde hier aufgebaut, all die Männer und Frauen haben auf diesen gediegenen alten Möbeln plaudernd gesessen, der weiße Kachelofen hat sie gewärmt. Hier hing ein Gemälde von Palermo; der Knabe hat dieses Bild geliebt, hat sich vorgenommen, später diese Wunderwelt mit eigenen Augen zu sehen.

Den 16. August.

Im Motorboot des zum Besuch angekommenen Herzogs Adolf Friedrich machten wir einen Ausflug nach dem fernsten Ende des Sees. Von Hohen-Viecheln führte ein Wasserweg nach Wismar; ehemals war dies eine wichtige Verbindung, der Ort diente als Stapelplatz, so hat er eine noch immer stattliche, weithin sichtbare Kirche. Vor langer Zeit, Ende des dreizehnten Jahrhunderts, fand hier eine die Phantasie erregende Begegnung statt. Es kehrte der nach dem Heiligen Land gepilgerte Herzog Heinrich von seinem treuen Knappen Martin Bleyer begleitet zurück; sechsundzwanzig Jahre war er vom Sultan in Syrien und in Kairo gefangen gehalten worden. Endlich freigelassen, traf er im Hochsommer 1298 hier in Hohen-Viecheln mit seiner Gemahlin Anastasia, der Regentin des Landes, zusammen. Ein anderer Mann und eine andere Frau, ein Menschenalter mit seinen Erfahrungen und Entwicklungen trennte die beiden. Haben sie sich nachsichtig verstehend wieder zusammengefunden? Gab es nach dem heißersehnten, aber doch vielleicht allzu lange hinausgeschobenen Augenblick innere Verwicklungen? Nur Gutes ist von beiden überliefert worden.

Die Kirche ist eine hierzulande typische, roter Backstein, eine ansprechend lebendige, dabei einfache Architektur. Innen war sie ehemals mit Schnitzaltären und großen Kruzifixen der Lübecker Schule des vierzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geschmückt worden, mit Renaissance- und Barockgestühl,

dann, während der in Mecklenburg architektonisch verhängnisvollen sechziger Jahre gründlich vorgenommen, mit den besten Absichten ästhetisch verwüstet. Interessant war die Holzstatue eines Ritters von Plessen aus dem dreizehnten Jahrhundert, gut erhalten, bildnismäßig realistisch, ein jugendliches Gesicht, das Panzerhemd um die schlanke, steifstarre Gestalt. Außen hatte der Restaurationssatan der Kirche glücklicherweise nicht die Haut abgezogen; in den feinsten Tönen ragte der hohe Bau empor, graugelblich verschimmelt, lilagrau verblaßt stand er zwischen dem Tiefgrün der Bäume, an der niederen Kirchmauer blühte goldgelber Rainfarren.

Der Pastor führte uns umher, wir lernten auch seine Familie und sein Haus kennen. Eine harmonische, musikliebende Welt; das alte, den weiten See beherrschende Pastorhaus lag im weitläufigen, obstreichen Terrassengarten, der von anziehenden Blumenrabatten erhellt wurde. Die Luise von Voß hätte sich hier abspielen können.

Unten am Ufer erhoben sich stattliche Gebäude; der Besitzer, der „Erbfischer", stand dort, um die Herzöge zu begrüßen. Ihren Vorfahren hatte im vorvorigen Jahrhundert im Unwetter sein Vorfahre das Leben gerettet; so war dieser Familie auf ewige Zeiten das Fischereirecht über den Schweriner See verliehen worden. Als Wetterfahne prangte auf dem Wohnhaus ein weithin sichtbarer Hecht.

Wir fuhren über das glatte, silberbesonnte Wasser; der Herzog Adolf Friedrich — er ist Gouverneur von Togo, nur dem Urlaubszufall verdankt er es, der englischen Gefangenschaft entronnen zu sein — erzählte vom Sultan, von Enver Pascha, er kam eben aus Konstantinopel.

Erbkrug Schweriner Fähre, 17. August.

Heute früh meldete mir die Jungfer Regen; so schlimm war es nicht, eher verdichteter Nebel, und auch dieser hörte auf. Aber ob trocken oder feucht, ich wollte weiter; alles Schöne, auch der Aufenthalt in Wiligrad, muß ein Ende nehmen. Ich überwachte das Ausschöpfen der Formosa, ging dann zur Verabschiedung hinauf, wurde von allen hinuntergeleitet, sah noch lange die Gruppe auf der Steinmole vom dunkeln Waldhintergrund eingerahmt stehen. In dem Heckloch hatte ich einen Buchenzweig aus dem Wiligrader Wald; uralte Quellen rauschen in seinem Schatten, die Granitblöcke der Heidenfriedhöfe aus sagenhaftester Vorzeit liegen unter ihnen, grasumgeben.

Ein perlgrauer Dunst; phantastisch wirkte das ferne Schweriner Schloß, mit seinen Türmen erhob sich der blasse Umriß über die noch bläßere Flut. Diese Beleuchtung stand ihm; fast glaubte man den einstigen uralten, überaus malerischen Bau statt der Zutaten des neunzehnten Jahrhunderts zu sehen. Ich hielt auf eine langgestreckte Insel, auf den Kaninchenwerder, wanderte am Ufer entlang. Gewaltige verknorpelte, verwehte Ulmen, Eichen und Kiefern; Schwärme von Wildenten zogen vorüber.

Dann weiter, auf mein heutiges Nachtquartier zu. Tiefe Wälder umrahmten den See, auch Dörfer mit Uferwiesen, mit grauen Strohdächern, die sich inmitten der Obstbäume versteckten. Am Ende des Sees, dort, wo die Stör hinausfließt, lag inmitten großer Bäume der Erbkrug, die Schweriner Fähre. Aus dem Nebeldunst war ein feiner Regen geworden, da war das Einkehren erfreulich. Ich erhielt ein Zimmer mit Sofa, Lehnstuhl, patriotischen Büsten und Nippsachen. Die Wirtsfrau brachte mir Kaffee und Kuchen in mecklenburgischer Fülle, ich sah auf vollbehangene Birnbäume, auf die Fachwerkscheune mit braungelbem Strohdach und las Fritz Reuter. Vor recht langer Zeit hatte ich ihn in Berlin kennen gelernt, hier wirkte er reizvoller, zündender. So auch damals Don Quichotte in einem abgelegenen kastilischen Städtchen, auf den Zug wartend, während die Mauleseltreiber nebenan eine Garküche umstanden, der Geistliche auf einem Rößchen vorbeitrabte. Bei Fritz Reuter sind manche Farben verblaßt; nur wenige von uns sind heute „gut" genug, um die Gemütsstellen so recht zu genießen; seine Ironie erscheint uns zu harmlos und selbstverständlich. Aber seine Komik, sein Humor ist jung und saftig, wird es bleiben. Mit Entzücken lachte ich und freute mich und bewunderte, während der mecklenburgische Tonfall in das Zimmer drang und gelbköpfige Linings und Minings und Fritzings, saubere stramme Kinder, in der offenen Scheune spielten und lärmten.

Nachher zum Abendbrot setzte sich die Wirtin zu mir, sprach menschlich und verständig über den Krieg. Draußen stand das soeben Eingekochte, sie hatte schon viel Saft und Fruchtmus den Lazaretten geschickt.

18. August.

Morgens schien hellblaue Luft durch weißen Dunst. Die Wirtin schnitt mir einen Strauß purpurner und zitronengelber Dahlien für das Heckloch. Von ihr wie von allen anderen bekam ich das bekannte, sich Tag für Tag wiederholende, mitleidsvolle Erstaunen zu hören: „Was kann Ihnen nicht alles zustoßen! ... und so allein macht es doch unmöglich Vergnügen!" Lächelnd ruderte ich davon, die Stör hinunter. Sie gefiel mir außerordentlich gut, mit ihrem durchsichtigen Wasser schlängelte sie sich durch das grüne, vom Tiefdunkel der Wälder begrenzte Tal, Wiesenblumen spiegelten sich, gelber Wasserdost, weiße Dorfchrysanthemen, magentarote Kuckucksblumen und himmelblaues Vergißmeinnicht. Dann folgten höhere Ufer, Getreidefelder; auf der Luftlinie stand ein Bauer mit schwarzweißen Ochsen, im Begriff, den Pflug zu wenden; er sah mich regungslos an, das gab einen prachtvollen Umriß. Öfters kamen Brücken, und die der hiesigen Gegend sind recht niedrig; da hieß es, jedesmal sich zeitig flach zurücklegen, während die dunklen Balken dicht über den Augen vorbeiglitten.

In einem größeren Dorf kam die erste Schleuse; ich band die Formosa fest, kletterte an das Ufer, fand ein nettes Häuschen mit Kapuzinerkresse,

Teerosen und Ringelblumen in buchsgefaßten Beeten. Im sauberen Zimmer bat ich um den Schein, und nun versetzte der Schleusenmeister mir einen Stoß: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß die Schiffahrt auf der Stör-Elde seit vier Tagen auf sechs Wochen unterbrochen ist? Da hängt die Bekanntmachung, lesen Sie selber." Ich las erschüttert mit eigenen Augen, daß wegen Schadhaftigkeit des Dükers Ausbesserungen vorgenommen würden, meinte aber, äußerlich wenigstens zuversichtlich, irgendwie würde ich mein Boot schon hinüberbringen. „Na, ich will es Ihnen wünschen", und gutmütig schleuste er mich durch. Eigentlich soll man das nämlich selber vornehmen; immerhin war das Herumwirtschaften mit Eisenbarren und Hebeln etwas verwickelt, und ich ließ mir lieber dabei helfen. Am Ende des herrlichen großherzoglichen Forstes sollte die schadhafte Stelle liegen. Auf jeden Fall wollte ich diese Fahrt durch den Wald genießen. Schilf und Rohr und gelbe Mummeln, tiefgrüner Laubwaldgrund, der eigenartige Adlerfarrnduft, Unterholzgewirr.

Halbwegs kreuzte ein kleiner Wasserlauf, hier landete ich und wanderte durch den Wald nach dem Friedrichsmoor-Jagdschloß. Am Wasserlauf ging ich an leuchtend grünen Wiesen vorbei, immer im Schatten der Eichenreihen, Pilze und Farren am Weg, Schmetterlinge, weit und breit kein Mensch zu sehen. Dann schimmerte am Ende des Eichenganges etwas Helles, ich kam an ein wie verzaubert daliegendes Schlößchen. Das einfache weiße Fachwerkhaus mit seinen Flügeln, seinem gebrochenen rötlichbraunen Dach lag im bläulichen Schatten, die Türen, die Fensterläden waren grünlich, das grüne Hauptportal schmückten springende grüne Hirsche und ein Jagdhorn, grausteinerne Stufen führten hinauf. Keine Pracht, aber ein vornehmer guter Bau. Sonnenbeschienene Gräser und Maßliebchen wuchsen im Hof; auf den Rasen der breiten, in die Waldtiefe führenden Eschenreihen fielen die grünen Schatten der Stämme. Auf den vorgekrallten Wurzeln einer gewaltigen Esche rastete ich und sah die Vergangenheit vor mir. Herzog Friedrich, der fast die ganze zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewissenhaft und sorgsam sein Land regierte, hat sich dies Jagdschloß erbaut. Vielfach wird ihm das Beiwort „der Fromme" angehängt; das gibt ihn ungenügend wieder; er war gut, er war edel, er war hochgebildet, beschäftigte sich ernstlich mit wissenschaftlichen Fragen, lernte im späteren Alter noch hebräisch. Unter ihm gedieh der Pietismus mehr als gut war, doch zeigte er selber keine engherzige Ader; das Gebet um die „Segnung des Strandes", also um ergiebige Schiffbrüche, schaffte er ab, förderte die Volksschulen, das allgemeine Wohl, die öffentliche Gesundheit. Im besten rationalistischen Stil jener Zeit war auch ihm „höchste Glückseligkeit, sein Volk glücklich zu wissen". Er sammelte ungewöhnlich gute Kunstwerke, hegte und pflegte Blumen. In Ludwigslust wurde der schickliche Aufwand des Herrschers geboten, hier in Friedrichsmoor trat die Einfachheit, die ihm um der Volkslasten willen am

Herzen lag, zutage. Die damaligen Menschen gaben jedoch lustige Farbentöne, hier drängten sich die Diener in ihren Rotröcken, die grünen Leibjäger mit der Meute. Seine aus Württemberg stammende Herzogin (ihre Mutter war eine Brandenburg-Schwedt), liebte die Jagd, ritt täglich mit ihren Damen aus, trug, so oft es anging, den kleidsamen Jagdrock mit den Aufschlägen und Tressen, den dreieckigen Hut auf dem gepuderten Haar. So ist sie mit ihren Damen unendlich oft unter diesen Eschen einhergesprengt.

Nun zurück und weiter auf dem stillen Waldwasserweg. Etwas beklommen; wie würde die Stromsperrenfrage sich lösen? Und als ich aus dem Baumdunkel hinausruderte, sah ich in der Ferne einen quergelegten Damm mit arbeitenden Menschen. Bald unterschied ich russische Gefangene, Wachen und einen Aufseher; an diesen wandte ich mich und bat, ob am Ende einige seiner Leute freundlichst das Boot hinübertragen würden. „Jawohl, machen wir." Ich kletterte auf den Damm, ein Dutzend der breitschultrigen, kräftigen Gestalten faßten die Formosa, und ehe ich es mich versah, glitt sie auf der andern Seite des Hindernisses ins Wasser. Dankerfüllt drückte ich dem Aufseher ein Zweimarkstück in die Hand; anscheinend war es mehr als er erwartet hatte, denn sichtlich beeindruckt meinte er, nun solle ich mir aber noch bei seiner Frau nebenan im Wärterhaus von ihrer schönen Milch geben lassen. Ich wollte mich jedoch nicht länger aufhalten, fand auch meine Gegengabe für den geleisteten Dienst recht gering.

Es kamen Fluren und Felder, bald strahlend besonnt, bald mit tief satten Gewitterwolkentönen, bald im grauverschwommenen Regen. Auf der weiten Ebene verfolgte ich die Luftkämpfe, in der Ferne schwebte eine gewaltige lange, mit einem Blick nicht übersehbare Wolkenmasse über das Land, an drei verschiedenen Stellen gingen Regenschleier nieder. Langsam nahten sie sich, der purpurschwarze Lindwurm verschlang die Himmelsbläue, ergoß sich über mein Haupt.

Dann war ich in der Elde, ruderte zu Berg; gewiß war es kein reißender Strom, aber doch ein merklicher Widerstand, eine spürbare Steigerung des Kräfteverbrauches. Bald verzichtete ich darauf, heute noch Parchim zu erreichen, der Waldweg hatte allein anderthalb Stunden beansprucht; so hielt ich nach über sechsstündiger Ruderzeit an einem Dorf, band die Enden an einen Pfahl und sah mich nach einer Unterkunft um. Nur eine anscheinend recht mäßige Gastwirtschaft und Materialhandlung war zu ermitteln; sie lag nicht mal sehr nahe, und mühsam scheppte ich in vier Absätzen meine Bündel und — weit schwerer — Maststange, Segel und die zwei Paar Riemen heran. Dorfkinder sahen offenmündig zu, kamen nicht darauf, anzufassen und sich ein Geschenk zu verdienen. Bei dem schlampigen Mädchen (spitzenbedeckte Bluse, Perlenkette um den entblößten Hals) bestellte ich Abendbrot und besah mir das Dorf. Anziehend war die alte Kirche aus grauverwittertem Backstein, den unregelmäßige Feldsteinblöcke durchsetzten, hohe gotische Fenster,

kleine Portale, ein Chorausbau, ein hohes, spitzes Dach. Daneben stand der hölzerne Glockenbau, in seiner stillen, selbstverständlichen Balkenkonstruktion merkwürdig an solche in Japan erinnernd. Ringsumher erstreckte sich der Kirchhof mit einigen guten alten Kreuzen; alles umwucherte gelbes Johanniskraut, und auf den neueren, gepflegten Gräbern blühten Feuerlilien, weiße Phloxe und Verbenen. Mächtige Kiefern reckten hagere Glieder, unter der breitschattigen alten Linde standen verwitterte Bänke, auf denen viele Geschlechter von Leidtragenden mit roten Augen ein frisches Grab angestarrt hatten.

Aus der Kirchhofsschönheit zurück in die Häßlichkeit der Nachtunterkunft. Eine verräucherte, städtisch-proletarierhafte Wirtsstube, wo mir, gerecht will ich sein, reichlich und gut Bratfische vorgesetzt wurden. Die Wirtin sah ich nicht, aus der Küche wurde das Spitzenblusenmädchen „Fräulein" gerufen, die dreijährige, krummbeinige, ungewaschene Tochter des Hauses hieß Erika. Dann ging es, von einem kleinen Lichtstummel erleuchtet, durch den schmuddligen Tanzsaal auf einer Hühnerstiege durch schmutzigen Hängeboden in eine fast leere Kammer. Mit meiner Reisedecke richtete ich mich auf den gewürfelten Federbetten ein und schlief gut. Darauf kam es im Grunde hauptsächlich an.

Parchim, 19. August.

Gern verließ ich morgens die Gastwirtschaft und Materialienhandlung (es war die einzig schlechte Unterkunft auf dieser Wanderung, die einzige, welche auf dieser Wanderung selbst meine Ansprüche nicht erfüllte). Während Flöße den Weg versperrten, pflückte ich mir für das Heckloch hellmagentarote Wiesensalbei und weiße Schafgarbe, dann kam auch ich an die Reihe. Als der Schleusenmeister mich zwischen den beiden Wassertoren fest eingekeilt hatte, fragte er freundlich aber bestimmt nach meinen „Papieren". (So hatte es sich doch gelohnt, daß ich im fernen Alexanderplatz, qualvoll unter all den Wartenden stehend, mir einen Paß geholt hatte.) Da noch niemals eine einzelne Dame die mecklenburgischen Gewässer befahren hat, kam ihm diese Kriegsneuheit unheimlich vor; vielleicht entsprach ich auch seiner Vorstellung einer englischen Spionin. Er setzte die Brille auf, verglich mich genau mit der Beschreibung und mit dem Bild; es war nichts zu machen, was er auch im Herzen denken mochte, der Paß war einwandfrei.

Die üppigen Wiesen- und Feldblumen hatten aufgehört, es erstreckten sich sandige Dünenerhebungen und Kiefernwälder. Zwar floß die Elde zwischen Schilf und gelegentlichen Weiden dahin, aber zwischendurch erschien Sandboden mit Heidekraut und rankendem Brombeergesträuch. Unter der dunkeln Luft bildeten sich wundervolle Töne; tiefgrünblau war das Schilf, hatte flatternde braunpurpurne Fähnchenrispen, lilarötlich das Heidekraut auf grauem Boden, im Walddunkel verschlang sich rostbraunes Geäst zwischen graugrünen Nadeln.

O Wunderwelt der angeblich „langweiligen Gegend".

Ein langer Floß kam auf mich zu, drängte mich in das Schilfufer; ich lernte mit dem Boothaken mich an den Kiefernstämmen der Flöße entlang zu ziehen. Ein Mann trendelte am Leinpfad, ein zweiter stakte. In der Mitte der langen Kiefernstammschlange war die niedrige Behausung errichtet; ein länglicher Kasten, der mattenbedeckte Deckel war an einer Seite etwas erhoben, unter diesem Schutz befand sich das Strohlager mit Vorräten, Kissen und Kleidern. Daneben der Herd; vorweltlich einfach hing von gekreuzten Stöcken ein Kessel über flackerndem Reisig.

Es kam ein Dorf, es kamen einzelne Gehöfte, Heuwiesen, Erntefelder mit herrlichen, sich in stolzer Unabhängigkeit entwickelnden Bäumen. Am Schilfufer stand ein Angler; ich frug ihn ob jene ferne bräunliche Turmspitze die von Parchim sei. „Stimmt, ... dürfte ich mitfahren, ich will auch gern rudern?" Natürlich war ich einverstanden und räumte ihm meinen Platz. Er trug die Eisenbahnmütze, war Lokomotivführer, hatte nachmittags Dienst. Wir kamen noch an verschiedenen angelnden Eisenbahnern vorüber; sie lachten über sein primitives, ungestümes Rudern (ihn störten die ungewohnten Ausleger), mahnten zur Ruhe. Nun erschienen zwei stattliche alte Kirchtürme; überaus malerisch muß ehedem das Städtchen an der Elde gelegen haben, hier und da war jetzt das Bild durch Fabriken beeinträchtigt. In Kriegszeiten darf man sich nicht darüber beklagen; es stände schlimm um uns, zerschnitten nicht Schlote, Schuppen und kahle Gebäude an so vielen Orten die Lieblichkeit von Feld und Flur. Vor der Schleuse hielt ich an, und dankend entfernte sich der Fahrgast. Der Schleusenmeister teilte meine Ansicht, daß so viel in der Formosa angesammeltes Wasser auf ein Leck hinweisen müsse. (Wie mühsam und gründlich hatte ich nicht frühmorgens geschöpft!) Allerdings wäre der Meister der hiesigen Schiffswerft eingezogen, den Gehilfen hätte er aber irgendwo heute gesehen und wollte ihn suchen.

In dem am Wasser gelegenen Gasthof aß ich zu Mittag und untersuchte nachher mit dem Bootsbauer die Formosa. Richtig, beim Herumstochern fand er einen Spalt, versprach bis zum nächsten Morgen den Schaden zu heben, und in aller Ruhe besah ich mir die Stadt. An der Hauptstraße lag Moltkes Geburtshaus; nur zufällig ist der Ort mit ihm verknüpft, als kleiner Junge verließ er ihn bereits. Ein gutes altes Dach, ein grau angestrichener Fachwerkbau; früher wird auch dieses eine grünbemalte Zopftür gehabt haben, graue Steinstufen werden zu ihr hinaufgeführt haben, solche Häuser waren noch überall zu sehen, auch einige mit Überhängen und Sprüchen an den Balken, mit Winden an der kleinen Giebelfront. Tiefe Eindrücke hat jedoch die Parchimer Zeit auf Fritz Reuter hinterlassen. Hier besuchte er das Gymnasium; dies war, wie er einmal schreibt: „der schönste Abschnitt seiner Jugend". In dieser selben Langen Straße lebte er in einem jetzt altmodischen, damals wohl ziemlich neuen Eck-

haus über einem Bäcker; er war 18 Jahre alt, hat hier sein erstes beglückendes Liebesleid erfahren. Sie hieß Adelheid und war die Tochter des Bürgermeisters; wo sie wohnte, konnte ich nicht ermitteln, das Rathaus ist jedoch unverändert. Der ehrwürdige Backsteinbau wurde vermutlich unter Adelheids Vater romantisch-gotisch zugestutzt, erhielt die damals üblichen traurig schlechten Maßwerkfenster der neugotischen Bauten, doch auch eigenartige florale Säulenkapitäle. Das Gebäude steht am alten Markt, ihm gegenüber erhebt sich mit geschwungenem Staffelgiebel das stattliche Haus der Fürstin von Werle. An dieser mecklenburgischen Nebenlinie bleibt leider die Erinnerung eines Vatermordes hängen; davon durfte in diesem Umkreis nicht gesprochen werden! Linden stehen vor dem Fürstenhaus, und Linden umgeben jene beiden Kirchen, deren Türme ich von ferne sah. Der Backstein ist bei ihnen verwittert, die Türme sind wuchtig und schwer, die braunroten Dächer hoch und steil. Kleine Friese aus verglastem Ton ziehen sich umher, und St. Georg hat ein reich mit Halbsäulen und durchbrochenen Füllungen aus verglastem Ton geschmücktes Portal. Im mächtigen Hallenbau von St. Marie war manches dem Erneuerungsverhängnis entgangen. An seiner alten Stelle erhob sich noch der farbig prangende Schnitzaltar, Lübecker Schule Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und Maria lächelt mit ihrem Kind auf die protestantische Gemeinde. Lebendig und persönlich waren die männlichen Heiligen, sanft dümmlich die weiblichen, alle waren von vergoldeten Ranken umgeben. Die Bilder der Außenflügel und der Predellen zeigten flandrische Schule, hatten jedoch ausgesprochenen sympathischen deutschen Einschlag. Freundliche schlichte Gesichter, so beim zwölfjährigen Christus im Tempel, so beim ernsten menschlich gütigen Heiland, den die weisen und törichten Jungfrauen umgaben. In dem Turmeingang stand eine prächtige reichgeschnitzte Barockleichenbahre; mit der denkbar nüchternsten würde sich heute auch die reiche Gemeinde einer neuen Prunkkirche begnügen!

Abends war der Gasthofspeiseraum von Offizieren angefüllt; hinter mir hörte ich von Zeit zu Zeit eine helle Kinderstimme, nachher ging hinter einem noch nicht vierzigjährigen Offizier ein feldgrauer, stramm grüßender Knabe, ein lieber Junge, an mir vorüber. Ich befrug den kleinen Kellner: „Das ist ein Freiwilliger, fünfzehn Jahre alt!" Mit welcher Bewunderung er das sagte! Er stand wohl im nämlichen Alter.

Beim Zubettgehen klar leuchtende Sterne; der Drache hauchte die Wega an, blaß, aber doch erkennbar wippte der Schlangenträger, und im Bootus leuchtete der Arkturusstern, den Chinesen den „himmlischen Kaiserpalast" nennen.

Groß-Parchow, 20. August.

Als ich das Anziehen und Packen beendet hatte und hinunterkam, wurde mit aufgestapelten Stühlen gescheuert, es war halb sieben, die Zeit, zu der ich geweckt werden wollte. Auf meine Beschwerde stellte es sich heraus, daß

mein Zimmernachbar um halb sechs geweckt worden war, das Klopfen hatte ich auf mich bezogen. So erlebte ich den frühen Morgen der kleinen Stadt; wie seit ihrer Gründung zogen die Kühe durch die Lange Straße, überschritten die Brücke. Ich holte mir Ansichtskarten und Proviant, während die Gymnasiasten in ihren Mützen zur Schule gingen. Genau um diese Zeit wird auch Fritz Reuter jenes Eckhaus verlassen haben; ich wollte dort bei seinem Bäcker die von ihm erwähnten „Stuten" entnehmen, jetzt zur Kriegszeit gab es jedoch nur Brot. Nun ging ich zur Schiffsbauwerft, schön trocken lag die Formosa im Wasser, ich wurde durchgeschleust, fuhr an dem anziehenden alten Stadtufer vorbei. Noch war die Stadtmauer erkenntlich, an ihr lag ein Gewirr von kleinen Fachwerkhäuschen und Giebeln, von Goldbällchen und Kapuzinerkresse, von Obstbäumen und Gemüse. Plötzlich gelangte ich in eine zusammengeschwemmte Masse von treibendem abgeschnittenen Schilf; sie versperrte mir den Weg; endlich war ich ganz erschöpft durchdrungen, hoffte, daß das Kraut sich nur an dieser Stromwende angesammelt habe. Es kamen müßig und verödet daliegende Flöße, wohl durch den Krieg außer Stand gesetzt; zwischen den Fugen der Stämme sproßten Weidenröschen empor. Noch lange erhoben sich die stattlichen rostbraunen Kirchen über den Wiesen, am Flußufer wuchsen, auf das feinste mit deren Farben zusammenklingend, gewaltige rotbraune Riesenampferdolden, mit wuchtigen Blättern.

Dann begann der Parchimer Wald. An einer Schneise lag eine Schwemme, dort grasten junge Pferde, wohl aus einem Gestüt dieses pferdezüchtenden Landes. Neugierig erschrocken sahen die mich an, standen dort in der Natur im Adel ihrer herzerfreuend schönen Linien. Durch das Walddunkel gleitend kam ich an eine schwarze Balkenbrücke, daneben lag, baumbeschattet, ein helles Wirtshaus. Kaum gelangte ich durch die Brücke, geriet ich wieder in geschnittenes, hergeschwemmtes Schilf, und es bildete eine feste undurchdringliche Insel, die zu beiden Seiten durch Balken eingezwängt wurde. Was tun? Kleine Mädchen standen neugierig erregt auf der Brücke; ich bat sie, mir aus dem Wirtshaus einen Mann herzuschicken; sie liefen fort, aber niemand kam, das Haus schien ausgestorben. Vergeblich mühte ich mich ab, es wurde mir immer zweifelhafter, ob selbst eine Männerkraft die Formosa hier durchbringen könne. Da sprang auf der Brücke ein vertrauenerweckender, breitschultriger Herr vom Rad und ließ sich die Sachlage erklären. Als keinerlei Hilfe sich einstellte, besah er sich vom Ufer aus die Stelle und entdeckte jenseits der Balkensperre einen schmalen, weniger verkrauteten Durchgang. Zwei junge Spaziergängerinnen kamen des Weges, er schlug ihnen vor, gemeinsam mit ihm das Boot vom Ufer aus durchzuschleppen. Ich solle abstoßen und staken. So geschah es. Wir vier arbeiteten hochgerötet, stemmten, schleppten, zerrten und zogen, schließlich gelang es, ich befand mich wieder in klarem Wasser und schied dankerfüllt von den noch lange mir zuwinkenden Helfern in der Not.

Nun ging es glatt weiter, zwischen Wiesen und Bäumen und Wasserlilien. Noch niemals bin ich auf so einem Wasserlilienfluß gefahren. Die Elde ist mit diesen lieblichsten aller Wasserblumen bekränzt; oft erstrahlen sie einzeln, auch zu zweien und dreien, wählerisch abgeschlossen, ihres Wertes sich bewußt; immer waren einige zu sehen, immer umgaben mich einige in ihrer blendenden Reinheit ... Es war einsam und friedlich, vor mir glänzte das glattdurchsichtige Wasser, im Heckloch flatterten die purpurbraunen Schilfrispen, bogen sich im Wind, gaben reizvolle Linien. Immerhin war es recht anstrengend, gegen den Strom zu fahren; hielt ich nur einen Augenblick an, um nach der Karte zu sehen oder mich aus fließenden Schilfmassen loszustoßen, trieb sachte die Formosa nach Parchim zurück. Angesichts von Wiesen und Wäldern band ich mich an eine Weide, setzte mich, an die Bündel gelehnt, auf die Planken, baute auf der Ruderbank meinen Proviant auf und nahm das bescheidene Mittagsmahl ein. Aber ich hatte langsame Fahrt gemacht, also weiter. Es kamen Dörfer mit guten alten backsteinernen Kirchen (Mecklenburg ist von diesen angefüllt), die Bauernhäuser waren gelegentlich erfreulich, am Ufer hingen Fischreusen und Netze. Geringer Flußverkehr, manchmal ein langes, sich im Zickzack fortbewegendes Floß, gelegentlich ein Kahn mit Männern, die das sonst üppig am Flußgrund wachsende Schilf- und Wasserkraut abgeschnitten — daher diese feindlichen treibenden Massen.

Es wurde sechs Uhr, es wurde sieben Uhr; seit acht Uhr saß ich im Boot und war ziemlich ermüdet, als endlich die Burower Schleuse auf der Luftlinie erschien. Der würdige Schleusenmeister band die Formosa zwischen den Wassertoren fest, verschloß alle Habseligkeiten in einem Schuppen, riet mir nach Groß-Parchow zu gehen, dort würde ich Unterkunft finden. So zog ich unter den Abendwolken auf nassen Wiesenpfaden — es hatte wieder mal geregnet — nach dem in der Ferne sichtbaren Dorf, auf dem Rücken den Rucksack; in anbetracht der Federbettnot mußte leider die Reisedecke immer noch aufgeschnallt werden. Der Groß-Parchower Gasthof war ein ansehnlich altmodisches Fachwerkhaus; die saubere, freundliche Wirtin ließ eben Bratkartoffeln in der Pfanne prasseln. Während meine Betten bezogen wurden, ging ich im Garten umher; wie das sein soll, war Obst und Gemüse mit farbenfrohen Blumenrabatten eingesäumt. Ich pflückte mir Reseden, freute mich an den Studentenblumen, an den Georginen. Dann erhielt ich in der guten Stube auf dem Samtsofa, von Bildern und Nippsachen umgeben, ein vorzügliches Abendbrot. Die Wirtin setzte sich zu mir, natürlich sprachen wir vom Krieg, genau richtig wiederholte sie mir den Inhalt des letzten Generalstabsberichtes. Wie fast immer lautete der Schlußreim des Gespräches: es ist eine schwere Zeit und der Friede ist noch nicht in Sicht. Aber es steht ja gut, und wir müssen eben durchhalten, im Grunde haben wir es ja auch nicht schlecht.

Lübz, 21. August.

Nach vorzüglicher Nacht wanderte ich in der Morgenfrühe über die noch immer nassen Wiesen nach der Schleuse zurück (meine Rechnung, einschließlich des Frühstücks, einschließlich deftiger Schinkenbrote zum Mitnehmen hatte drei Mark betragen!). Für das Heckloch schnitt ich mir Fichtenzweige, Heidekraut und einige vom nahen Feld angesäte, duftende Lupinen. Den ganzen Tag haben diese durchduftet; Wasserlilien, Lupinenduft, Wiesen und Felder, Bäume und Wälder. Gelegentliche Gasthöfe und Dörfer, nur selten ein Mensch zu sehen. Während der Mittagspause umflogen mich Libellen, beachteten mich nicht: das glühte und funkelte, hauchleicht geflügelt; einige waren tief pfauenblau dunkel, mit metallenem Schimmer, andere goldgrün. Unwahrscheinlich glänzend schwebten sie, sonnenbeschienen, am indigoblauen Regenwolkengrund vorüber, sie klammerten sich an die langen Schilfkolbenblätter, schwirrten mit durchsichtigen Flügeln, und wie eingesetzte Karbunkelsteine leuchteten ihre vorstehenden roten Augen. Eine spukhafte Phantastik! Noch sonderbarer war eine hellblaue Art, türkisblau wie die Amulette aus ägyptischen Gräbern, mit blaugeschlitzten Flügeln, flatterdünn, mit feinen, sich krümmenden, sich streckenden Gelenken klammerte sich eine jede dieser hellblauen Libellen auf einem farblos grauen Genossen, das Ende ihres Körpers bohrte sich in deren Nacken. So flogen diese seltsamen Paare umher, trieben erotische Spiele.

Um mich schwoll das klare Wasser. Unter der gläsernen Oberfläche fluteten grüne Algen und Kräuter, gefederte und geblätterte und schilfartige Pflanzen. Lustgärten der Flußnixen; die Libellen werden deren Lieblingsvögel sein; mit ihren nassen, blassen Händen greifen sie aus dem Wasser, liebkosen die schimmernden Spielgefährten.

Weiter. Nach vier Stunden sah ich rötliche Türme sich über rötliche Dächer erheben, es war Lübz. Erst kam ein ansteigendes Ufer mit Gartenstreifen, mit Obstbäumen voller Birnen und Äpfel, mit Spätsommerblumen um die kleinen Stege, um die angebundenen Kähne. Hier war die Schleuse. Hilfreich und praktisch nahm sich der Schleusenmeister der Formosa an und wies mir den Weg nach der „Stadt Hamburg". Ein gutes Fachwerkhaus mit hohem Dach an der Hauptstraße, dem alten Schloß gegenüber. Heute verlief der Tag besonders harmonisch, morgens das ansprechende Dorfgasthaus, dann die friedlichen Wiesen und Wälder, jetzt dies typische Gasthaus im malerisch kleinen mecklenburgischen Städtchen. Aus dem grünen, ehemals wassergefüllten Burggraben ragte vor mir der Burgfried, die Brandenburger hatten ihn in diesem bestrittenen, oft befehdeten Grenzort errichtet; recht herzlich und nicht grundlos hat man hier die Märker, die ihre Werber ins Land schickenden Preußen gehaßt. Das Schloß ist Witwensitz mehrerer mecklenburgischen Herzoginnen gewesen; so wohnte hier die Witwe des Johann Albrecht, des Fürsten der Mecklenburger Renaissance-Architektur, auch jene

Herzogin, welche während der Wallenstein-Herrschaft klug und umsichtig die Interessen des Hauses vertrat. In der kleinen Straße standen altfränkische Häuschen, und hinter den kleinen Glasscheiben leuchteten die schönsten Blumen: Gloxinien, Glockenblumen, Amarillislilien, samtige Pelargonien, fleißige Lieschen in erlesensten Exemplaren. Erstaunlich, was in diesen dumpfigen Stuben für Blumen gedeihen; unser gelernter Gärtner brachte zuhause im Glashaus auch nicht annähernd solche Gloxinien, solche Campanulen hervor. Fensterblumen bilden die Sonderschönheit der kleinen Stadt; allerdings, es kann nicht geleugnet werden, ebenso sicher darf auch der nicht gerade aufdringliche aber ständige Geruch der als schmaldunkler Faden dahinfließenden Gosse erwartet werden. Auch noch vortreffliche Backware und holpriges Pflaster. Dem Schloß gegenüber lag, wie vermutlich seit uralter Zeit, die Mühle; all die Jahrhunderte über werden im August die Leiterwagen, die Planwagen hier gestanden haben, Kornsäcke abliefernd, während aus dem dunklen Tor der Getreideduft wie heute quoll. Dies ist aber kein übliches Korn, dies ist etwas Kostbareres, Heiligeres, unser Kriegsjahrkorn.

Abends saß ich im Gastzimmer (der Kellner hieß Korl), Honoratioren spielten Skat und erzählten sich Geschichten — Läuschen. War das echt! Adolf Wilbrandt sagt: „Wie dem Perser und Araber der Vortrag seiner phantastischen Märchen, so ist es des Mecklenburgers tiefstes Urbehagen, drollige Geschichten erzählen zu hören. Sie seien so alt wie sie wollen, jedermann kennt sie, der lebendige, humoristische Vortrag macht sie neu." Eine folgte der anderen: „Wie hieß das erste Ungeziefer?" — „Joseph floh aus Ägypten . . ." In diesem Stil wurden die Schnurren aus dem Ärmel geschüttelt. Dann erzählte, wenn ich nicht irre, der „Herr Doktor" aus seiner Einsegnungszeit. „Dem Herrn Superintendenten haben wir Fledermäuse hinten in die Tasche gesteckt, und einmal schlossen wir ihn drei Stunden mit seinen Konfirmandinnen ein. Vor der öffentlichen Prüfung sagte er den Dorfknaben, sie sollten auf jede der gerichteten Fragen antworten, aber ganz leise. Da wurde das konfuseste Zeug vorgetragen, aber laut und salbungsvoll erwiderte der Herr Superintendent: ‚Sehr gut, mein Sohn', und trug die richtige Antwort mit Erläuterungen vor." Fritz Reuter hätte genau, ganz genau in den Kreis der dort um den Tisch Karten spielenden Männer gepaßt. Allerwahrscheinlichst hat er auch hier in dieser Stube gesessen, er sagt:

„Lübs is en lüttes närrsches Nest
Un is all immer her so west
Solang ich kann man denken."

Sonntag, 22. August. Plau.

Dies war ein recht anstrengender Tag; aufrichtig freue ich mich, die Bergfahrt beendet zu haben; so bald will ich nicht wieder einem Strom entgegen rudern; im übrigen war es sehr genußreich. Wahrheitsgemäß sagte am Morgen der Schleusenmeister von Lübz: jetzt werde es erst recht schön.

Bald gelangte ich in einen Wald, er ging in einen Park über. Zwischen Linden lag ein einfaches Landhaus, etwa in der Art des Friedrichsmoorer Jagdschlosses, weiße Fachwerkmauern, ein hohes verwittertes Dach, weiße Vorhänge hinter grünen Fensterkreuzen. Rosenbeete, spielende Kinder, in ihrer Mitte eine hellgekleidete junge Frau. Stand der Besitzer draußen im Feld? Dachte er an diesem Sonntagmorgen an den Frieden seiner Eldeheimat? Am Ufer schlang sich ein schleierhaftes Geranke von wildem Hopfen, von weißen Winden, und zwischendurch brannten rote Ebereschenbeeren. Etwas weiter hinaus band ich mich an eine Erle, sah in den tiefen Buchengrund hinein und nahm den mitgebrachten Proviant vor. Wilde Himbeerbüsche beugten sich über das Boot, fast ohne mich aufzurichten pflückte ich mir die reifen, süßen Früchte.

Sonderbar, wie oft der Blumenschmuck nach dem Schleusenabschnitt sich ändert; keine einzige weiße Wasserrose war zu sehen, nur die Schar ihrer anspruchslosen Gefährten, so die Blüten des Pfeilkrautes, des Froschlöffels und des Froschbisses, dann in eigenartigen Kügelchen das Laichkraut und die stattliche Igelkolbe. Dazu kam rosa sich aufrichtender Wasserknöterich und der weiße Wasserhahnenfuß mit seinem zarten Gefieder. Erfreulicherweise hatte das treibende Kraut aufgehört; neue erschwerende Momente machten sich jedoch geltend. Bei so einer Flußfahrt kommen täglich, unweigerlich, vollständig unerwartete Hindernisse, die auf irgendeine Art „genommen" werden müssen. Die durchsichtige Klarheit der Elde schien den unter dem Wasser lebenden Pflanzen zu behagen. Es entwuchsen der dunkelbraungrünen Tiefe langhin flutende Gebilde, oft mit urzeitlichem Charakter an die Fremdartigkeit der Kohlenzeitwälder erinnernd. Dem Wasservolk, den Kobolden und Nixen stehen sie näher als uns. Sonst eine ungetrübte Freude, war diese Pflanzenwelt heute überaus störend, in einemfort fingen sich die Riemen, und dazu kam die zunehmende Schnelligkeit der Elde, hörte ich auch nur einen Augenblick mit dem Rudern auf, glitt die Formosa rasch zurück oder sauste in den Schilf. Noch etwas kam immer häufiger hinzu, ihre Enge; streng genommen, genügte ihr Raum; mit einem gewissenhaften, niemals zerstreuten Steuermann wäre ich immer glatt durchgekommen. Es war wie in der Paris-Lyon-Mediterrané, wenn man sich wegen der Überfülle beschwerte, dazu führe man doch nicht erster Klasse, worauf der Schaffner erstaunt meinte: „Madame, je ne vous comprends pas, il y a dix places et dix personnes. Cela ne suffit-il pas?" Es wäre ja gegangen, aber beständig fuhr ich in das Schilf hinein, verhedderte mich mit den langen Riemen. An diesem Tage hätte ein Mann unzählig oft geflucht, uns Schwachgeistigen mangelt diese gewiß wohltätige Entladung. Überaus langsam kam ich trotz redlicher Arbeit vom Fleck.

Nun durchfuhr ich Hochwald, und in seiner Mitte fand ich eine Schleuse, wie ich noch niemals eine poetischere sah. Rings umher Laub-

waldgrund, dunkelwuchtiges Balkengefüge, auf blumigen Wiesenufern führten Holzstufen zum Obstgarten, zur friedlichen alten Försterei. Ich mußte mich hinsetzen, erzählen. Das Ehepaar hat Gastbetrieb, in Friedenszeiten übernachten dort viele Ruderer. Die freundliche Försterin zeigte mir Bilder, Aufnahmen von frischen jungen Leuten im weißen Hemd. „Die waren hier so heiter und vergnügt und stehen alle nun draußen. Wie ist es ihnen ergangen, leben sie noch? Haben Sie schon wen verloren?" Und ich erzählte von meinem einen Vetter, der, ein hoher Vierziger, eigentlich unabkömmlich war, der aber darauf bestand, mit hinauszuziehen. „Ich bin nur im Nebenamt im Hofdienst gewesen, ich bin Soldat, und da bleibe ich nicht zurück." Am Abschiedstag sagte er: „Auf der Schulbank lernten wir: Dulce et decorum est pro patria mori ... etwas Schöneres weiß ich auch heute nicht." Sein Bataillon anführend fiel Reinhold, durch einen Bajonettstich getroffen, beim ersten Sturm. Der zweite war ein schmächtiger Leutnant; im letzten Brief erwähnte er die empfangenen, aber noch nicht eröffneten Weihnachtspakete ... er freue sich so außerordentlich, mit seinen Leuten im Schützengraben das Fest zu feiern. Auch mein kleines Paket war dabei, ich erhielt es mit einem Kreuz zurück. Thilo war, als er sich nach dem Gefecht um einige seiner verwundeten Soldaten kümmerte, von einer verspäteten Granate getroffen worden.

Dann ging es weiter, noch immer durch Waldespracht bis zur nächsten Schleuse. Der Schleusenmeister frug mich, wie ich über den Plauer See zu kommen gedächte (die Förstersleute hatten mir inständigst geraten, „recht vorsichtig" zu sein) — da läge der kleine Regierungsdampfer, er würde morgen über den See fahren, und wenn ich den Kapitän bäte, dürfte ich gewiß die Formosa anbinden. Der Kapitän angelte und meinte, jawohl, so um Mittag solle ich mich in Plau nur einfinden.

Der Gedanke an einen Ausruhtag hatte viel für sich, es war bereits vier Uhr. Seit halbneun war ich unterwegs und hatte anscheinend noch nicht die Hälfte des Weges vollbracht. Stramm, aber notgedrungen sehr behutsam ruderte ich weiter; noch eine dritte Erschwerung kam hinzu, seichte Stellen, und wäre ich aufgelaufen, hätte ich ins Wasser gemußt, um flott zu werden, jedesmal hätte das einen halbstündigen Aufenthalt gekostet. Der Wald hörte auf, es kamen einzelne großmächtige Eichen, bald hart am Wiesenufer, bald landeinwärts, dehnten sie sich, schattenspendend, in knorriger Pracht. Schwarzweiße Kühe grasten auf den Wiesen. Dann ein großes Dorf und dann sonntäglich stillvergnügte Angler; sie hatten Barse und Plötze gefangen.

Heiß brannte die tiefstehende Sonne mir ins Gesicht, sie sank unaufhaltsam, strahlte leidenschaftliche Flammengebilde bis hoch in den Himmel hinauf. Der Nebel entstieg der Elde, lag auf den Wiesen, geisterhaft hell stand der Vollmond in der blaßblauen Luft. Endlich, endlich kamen die ersten Brücken, gelangte ich zu der von Obstgärten mit Sonnen-

bällchen und purpurnem Phlox umsäumten Schleuse. Als ich hier die Formosa anband, schlug es acht Uhr vom alten Turm; etwa neun Stunden hatte ich gebraucht, um etwa fünfzehn Kilometer zuweg zu bringen. Eine schmähliche Leistung.

An schlichten, oft weinberankten Häuschen vorbeigehend, fand ich in der Nähe des Marktes einen Gasthof, bestellte mir zu essen, lehnte mich dankbar an die harte Wand des Gastzimmers zurück. Nach der Mahlzeit war mir wieder wohl zumute, ich schlenderte draußen im Mondenschein durch die stillen Gassen, in denen undeutliche Gestalten plaudernd auf den Bänken vor der Haustür saßen. Nach anheimelnder mecklenburgischer Sitte, zogen Kinder mit ihren brennenden bunten Stofflaternen vorbei, sangen ihr altes Lied: Sonne, Mond und Sterne, ich geh mit der Laterne. Im Häuserschattendunkel, über die schlohweißen Mondlichtplätze zogen die leuchtenden Farbenflecke und verschwanden in der Nacht; die Kinderstimmen verklangen.

Lenzen, Plauer See, 23. August.

Morgens ging ich umher und besah mir Plau. Wenig wirklich Altes hat sich erhalten, aber viel angenehm Altfränkisches aus den letzten Generationen. Da gab es graurote Ziegeldächer über hell angestrichenen Fachwerkhäusern, auch anspruchsvollere Bürgerwohnungen mit Frontgiebel und gebrochenen Dächern, mit Steinstufen vor der Tür. Fast überall standen Bänke vor den Häusern, in den „besseren" Straßen greuliche Dutzendware mit zweigverästelten Eisengestellen, in den anspruchslosen Gassen vorzügliche, entweder ganz und gar aus Holz oder aus geschmiedetem Eisen mit Holzplatten.

Die hochgelegene, weithin sichtbare Kirche war natürlich verneut, aber das altehrwürdige Steinportal hatte noch seine zerbröckelnden Rippen und Hohlkehlen, die sich unten zu Sitzen erweiterten. Geschlechter auf Geschlechter haben auf ihnen gesessen. Auch ist einiges von der Burg noch zu sehen, ein heißumstrittener Stützpunkt, wurde sie achtmal erobert. Allem hat der untere Teil des Bergfriedes standgehalten, der tiefe Graben, jetzt Wiesengrund, umzog das Burggebiet, auf den ehemaligen Schloßgrundmauern erhoben sich inmitten tiefschattiger Bäume altmodische Gebäude. Von hier aus überblickte ich die Lage, den Ausfluß der Elde mit seinen jetzt trägen, nutzlosen Kähnen. Hell flimmerte der See, lang dehnte er sich aus, und gegenüber von der Burg konnte ich am andern Ufer, als weißen Punkt glänzend, mein heutiges Ziel erkennen. Die Wasserfläche wirkte vollkommen friedlich, es wehte ein raumer Wind, der mir förderlich wäre, weshalb in aller Welt sollte ich mich in jämmerlicher Hilflosigkeit hinüberschleppen lassen? So begab ich mich zur Schleuse, um die Ansichten der Erfahrenen zu hören. Der Schleusenmeister sowie die umherstehenden Fischer hielten die Windverhältnisse für günstig; ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ ich meine Sachen herbringen und ruderte davon. Es dauerte nicht lange, und ich war nicht mehr auf der Elde,

sondern im Freien, auf dem See, und hielt auf den hellen Punkt am fernen Ufer. Vor mir, der kühn aus den Dächern aufsteigende Kirchturm von Plau. Bald kam ich gehörig in den Wind, er wurde recht frisch und das Wasser ziemlich bewegt. Ringsumher auf der einsamen, von keinem Fahrzeug unterbrochenen Fläche ertönte ein Brausen und Rauschen, in langen Reihen rollten die Wellen auf mich zu. Es war sehr interessant; noch nie hatte ich bei solchem Seegang gerudert. Es ging aber gut, der Wind trieb mich vor sich her, ich mußte nur darauf achten, den Bug straff in See zu halten, die Riemen gut in die Wellen zu tauchen. Immer blasser wurde das Städtchen Plau, jetzt war ich in der Mitte, jetzt waren, wenn ich mich wandte, die Waldufer deutlich zu erkennen. Der Wind blies mir um die Ohren, fremdartig tönte das Raunen des unruhigen Sees. Dann sah ich Weißes, Wellen zerschlugen sich schäumend an der niedrigen Mole, noch einige Schläge und ich war in ruhigem Wasser. Neugierig erwartete mich der Wirt des Gasthauses; von der Brücke aus hatte er das Nahen des Bootes verfolgt.

Gern ruhte ich mich nach meiner Mahlzeit mit einem Buch im Zimmer aus, ließ draußen den Wind sausen, die Wolkenmassen vor sich herjagen. An einem nahen Vorsprung lag ein leuchtend grüner Uferstreifen mit weidenden, weißschwarzen Kühen vor dem dunklen Wald.

Ein stillfriedlicher Waldseeort; nicht ungern würde ich einige Zeit hier verbringen. Leider hat das einfach nette Gasthaus den Fehlgriff begangen, sich Kurhaus zu nennen, Blauer Hecht oder Goldene Kugel entspräche der Tonart. Die Sommergäste widmeten sich anscheinend vor allem dem Angelsport; sie mißbilligten meine Überfahrt bei diesem Wind, es wäre der gefährlichste mecklenburgische See. (Genau dasselbe wurde mir von den Bewohnern des Külpiner Sees wie der Müritz gesagt; anscheinend liebt man es, den eigenen See als aufregend und unheimlich darzustellen.)

Malchow, Dührings Gasthof, den 24. August.

Heute Morgen setzte ich mit der freundlichen Beihilfe des Gastwirtes mein Segel und segelte hocherfreut davon. Sieben Tage hatte ich zweimal täglich zwecklos Mast und Segel geschleppt und verstaut, heute konnte ich sie gebrauchen. So sehr rasch ging die Fahrt ja nicht, aber es war wundervoll, inmitten der Wiesen und Wälder dahinzugleiten. Manchmal bekam ich auch guten Wind, hörte das dann entstehende Plätschern und Gluckſen am Kiel, es strammte sich dann in meiner Hand der Schoten, es blähte sich ausbuchtend das Segel.

Eine perlgraue Luft, viele spitzschnäbelige, zierliche Taucherenten, leuchtend grünblau schwirrte ein Eisvogel vorüber. Etwas kläglich riefen Wasservögel im Schilf; gern hätte ich hier die Rohrdommel, Dörchläuchtings Rodomp, gehört; das wurde mir jedoch nicht zuteil. Den See durchquerend, erblickte

ich darauf die Türme von Malchow, sowohl die der Stadt, als auch die neuen spillerig-spitzen des alten, baumumgebenen Fräuleinstiftes. Dann Fabriken, Häuschen und Gärten; ich legte das Segel, fuhr unter der Brücke hindurch, landete am Obst- und Gemüsegarten von Bührings Gasthof. Ein vortrefflicher Typ, das behäbige Fachwerkhaus, hell gestrichen, ein wuchtiges Dach, innen behaglich, tadellos sauber und eine berühmte Küche. Ja, auch in Berlin hatte ich von dieser gehört. Ich aß unkriegsmäßig zu Mittag — gebundene Suppe, Rebhühner und Wirsing, Kalbsbraten und Gurkensalat, gedünstete Birnen, Apfeltorte, Käse, Rotwein. Keine Aufmachung, dafür die besten Zutaten und tadellose Zubereitung. Wenn große, kostspielige, internationale Gasthöfe einen so verpflegten, würde niemand nach einigen Wochen Unfreundliches über die Hotelküche sagen.

Im übrigen bot Malchow wenig; noch vor zwei Generationen war es, in malerischer Gliederung baumeingebettet, zwischen zwei Seen liegend, gewiß ungewöhnlich anziehend. Aber das ist vorbei. Sehr einfach — gewiß den Stadtvätern ein Anstoß — aber gut war das Rathaus; die eine Schmalseite mit Ziegeln bekleidet, anständige Fenster und Türen, ein gebrochenes Dach. Auch kamen nette klassizistische Bürgerhaustypen mit zurückliegenden Säulchen, breiten Stufen und Figurenreliefs. Ansprechend und malerisch war damals zweifellos das berühmte Fräuleinstift; jetzt sind fast nur die mächtigen Bäume schön und alt. Ein friedlicher Ruheort für einsame Frauen, aber immer waren die beiden Stifte, das von Malchow wie das von Dobbertin, ein Zankapfel, erregten erbitterten Streit. Der Adel beanspruchte das ausschließliche Recht, seine Töchter dort zu versorgen; die Herzöge und die Städte wollten diese Auslegung nicht anerkennen. Einige Bürgerliche wurden gelegentlich zugelassen; sehr wohl haben sie sich schwerlich gefühlt.

Die Züge paßten, ich fuhr nach Neubrandenburg. An einem unbedeutenden Bahnhof lag ein Bahnwärtergarten. Er war klein und bescheiden, aber Sonnenblumen, Skolzien, Phlox, Klerkia, Kalendula, Stockrosen, Reseden und Astern wurden liebevoll dort gezogen, gaben eine üppige beglückende Augenweide, schmückten die Welt. Hingegen war der Garten, waren die Anlagen der Stiftsdamen von Malchow recht dürftig. Die Damen besolden natürlich einen Gärtner, sie haben Muße; eigentlich sollte man Blumenfreude bei ihnen voraussetzen können, und von diesem Bahnwärter lassen sie sich beschämen!

Gleich am Neubrandenburger Bahnhof kam ich in die Stimmung, die bedeutungsvollen Töne des ungewöhnlichen Städtchens wurden gleich angeschlagen. Da thronte Fritz Reuter monumental in Erz; verlegen, humoristisch lächelnd, schien diese wohlwollend biedere Spießbürgererscheinung um Entschuldigung zu bitten. Gleich daneben erhoben sich die Prachtbäume des Wallweges, und in ihrem Schatten ging ich an der alten Mauer entlang. Ein einzig gearteter Stadtumgang, ich wüßte keinen ähnlichen zu nennen.

Ununterbrochen umschloß die Mauer ihre Stadt. Staatlich aus graubraunen, purpurnen Feldsteinen gefügt, hatte sie mannigfache kleine Weichhäuser, Anbauten, bald aus Fachwerk mit weißbeworfenen Mauern, mit blaubemalten Balken oder aus gelblichgrün verwittertem Sandstein. Die Mauer fiel tief in den grünumwucherten Graben, und auf dem Wall und am Abhang wuchsen die herrlichsten Bäume. Vor allem Eichen, gelegentlich eine Lindenallee, gelegentlich Ulmen und Buchen; wildwachsendes Unterholz, gelbes Schellkraut, flammendrote Ebereschenfrüchte.

So kam ich auf die Tore; jedes anders, alle aus dem fünfzehnten Jahrhundert, alle aus zeitgetöntem Backstein mit einem durch Mauern verbundenen Außen- und Innentor. Kühn starrte das Haupttor mit spitzzulaufendem Stufengiebel in die Luft. Der flach eingelassene Schmuck war reich und edel, Spitzbogen und Giebel und Fialen unterbrachen und gliederten die Massen. Alle Tore waren verschieden; mit solchem Können, mit solchem Prunk, mit solchem Geschmack erbaute sich in jener Zeit eine kleine norddeutsche Stadt ihre Tore.

Besonders anziehend war das Stargarder Tor, efeubewachsen, mit verblichenen Tönen. All die Jahrhunderte über zog Jung und Alt zur hellgrünen Pfingstzeit durch seinen Bogen in das Nemerower Holz. So noch heute, so noch in kommender Zeit.

Jetzt durchwanderte ich das Städtchen; vom Bogendunkel eingerahmt hatten mich schon die harmonischen altmodischen Straßen, heute fröhlichbunt mit hinausgesteckten Siegesfahnen, erfreut. Überall waren ansehnliche Häuser zu sehen, hin und wieder war eine ganze Seitenstraße unberührt echt. Natürlich ging ich zuerst nach dem Mittelpunkt, nach dem Marktplatz. Dort erhob sich freistehend das Rathaus aus dem sechzehnten Jahrhundert, später etwas verändert, einfach und stattlich, in der Mitte ein Durchgang mit schweren Säulen, mit einer alten Inschrift; von hier aus gelangte man nach dem Ratskeller. Außerordentlich gut kannte Fritz Reuter diesen altertümlichen Raum, überaus oft ist Bodinus (Apinus) hier eingekehrt.

Etwas seitwärts dehnte sich Dorchläuchtings Schloß. Vermutlich nennen die meisten diesen einen „häßlichen alten Kasten"; es ist ein guter, schlichtvornehmer Bau, groß, wenn auch niedrig, mit gebrochenem Dach, mit Säulenportal, Vorfahrt, über diesem der Altan, von dem die Herrschaften sich huldvoll dem Volke zeigen. Besonders gefielen mir die Seitentüren mit den Rautenfüllungen, mit den goldblank leuchtenden Messinggriffen, den steinernen Stufen, dem einfach klassizistischen Geländer. Durch die Fenster sah ich breit aufsteigende weiße Treppen, mit der etwas ausgeschweiften weißen Holzbalustrade von Dorchläuchting sin Paleh. Dorchläuchting ist eine unsterbliche, aber ungeschichtliche Gestalt. Wenn auch in dem Ratskeller dem neugierig lauschenden Fritz Reuter möglicherweise all die kleinen Episoden mehr oder minder genau so erzählt worden sind, hat eben die Überlieferung nachhelfend ausgeschmückt,

komisch vergrößert, und vermutlich ersah Fritz Reuter keinen Anlaß, sich an Tatsächliches, an zeitgenössische Schilderungen zu halten. So an Nugents Buch; dieser Engländer wollte das Heimatsland der mit Recht beliebten Königin Charlotte kennen lernen, schilderte es seinen Landsleuten. Seine Bewunderung hat oft einen snobbistischen Nebenklang, ihn erschüttert die Huld der Herrschaften, aber das Bild des kleinen, aber eleganten, gebildeten Hofes ist eingehend und genau. Auch aus dem Tagebuch des zum Absprechen geneigten Grafen Ahasverus Lehndorff, der als Berliner Kammerherr mitleidig auf die kleinen Höfe hinabsah, erkennt man den Ton des Hofes. Dorchläuchtings jugendliche Schwester, die eben erwähnte Königin Charlotte von Großbritannien, empfing ihn mit der vollendetsten Sicherheit und Gewandtheit, als er ihr die Grüße der Königin von Preußen brachte.

Auf dem von Fritz Reuter so oft beschrittenen Weg erreichte ich sein nahes Wohnhaus. Noch immer ist es das nämliche behagliche Heim mit zurückgehendem bräunlichen Dach, Rosen und wilder Wein umwachsen die hellen Wände, davor steht eine Bank. Die einfachen Fensterkreuze haben er und Lowising geöffnet, um den Lindenduft einzuatmen; ihr Blick fiel auf den hinter den Linden mächtig aufsteigenden Turm der Marienkirche. Unweit davon liegt seine zweite Wohnung, sie hatte eine alte Durchfahrt in den Hof, ist jedoch etwas erneut und verputzt; unberührt blieben jedoch die guten altfränkischen Nachbarhäuser, blieb der Straßenabschluß, das Stargarder Tor mit seinen seltsamen, starren Engelgestalten. Im ersten Haus lebte Reuter von 1856 bis 1859, im zweiten bis 1863. Hier in „nigen Bramborg" kam dem Vierzigjährigen, dem bisher eigentlich alles mißraten war, der Erfolg. Hier sind „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid", die Anfangsteile der „Stromtid" erstanden. Vor wenigen Jahren hatte er, um sein Dasein zu fristen, Unterricht für zwei Silbergroschen die Stunde gegeben; jetzt bezog er große Einkünfte, ganz Deutschland kannte seinen Namen. Aber selbst im Aufstiegglanz bildet dieser harmlose, spießbürgerlich schmunzelnde Humorist die vielleicht tragischste Gestalt unserer Literatur! Durch eine Jugenddummheit hatte er, man darf schon sagen „zufällig", sieben ganze Jahre der besten Lebenszeit im Gefängnis verbracht, und ebenso unberechtigt war die zweite, weit verhängnisvollere Katastrophe seines Lebens, die Trinkerkrankheit. Als solche erkennt man sie heute; damals erschien sie der ganzen Welt, seinen Freunden, seiner Gattin, ihm selber ein schmachvolles Laster. Vielleicht ist das Leben keines unserer großen Dichter hingegen so rein verlaufen als das seine. Er war gütig, bescheiden und rechtlich, kein Asket, aber ein schlichter und frommer Mensch — und wurde doch als Verkommener von allen verachtet. Das breite, biedere, bebrillte Gesicht verhüllte ein erschütterndes Los.

Erst Mitte der vierziger Jahre hatte er daran denken können, eine Frau zu ernähren. Luising, Pastorstochter und Erzieherin, anmutig, seelengut, wurde der Engel seines Lebens, hat hier ihn versorgt, hat sich um ihn gebangt.

Noch in anderen Neubrandenburger Häusern haben bemerkenswerte Menschen gelebt; stimmungsvoll liegt, nicht weit der Marienkirche, das Häuschen des „Conrektor Aepinus", noch unangetastet, altfränkisch, mit grauverwittertem Dach, mit der alten Schwelle, der nägelbeschlagenen Tür, der blankgeputzten Messingklinke, wird es von spätblühenden Glyzinien und tiefdunklem Efeu umwoben. Wer kann die Schilderung der griechischen Stunden des Äpinus vergessen? Vermutlich beabsichtigte Reuter keinen Feldzug gegen den humanistischen Unterricht, und doch könnte man diese realistischen Zeilen als Zeugen heranziehen. Wahrscheinlich wird eine nähere oder fernere Zukunft gerade aus grenzenloser Verehrung der Antike ihre bereichernde Kraft unabhängig von der Allen auferzwungenen Beschäftigung mit ihrer Grammatik darzubieten verstehen. Eben weil man an den Segen des griechischen Welthöhepunktes glaubt, wird diese Entwicklung kommen. Wilamowitz-Möllendorf hat mir selber gesagt, wie gern er ein Homerkolleg in deutscher Sprache lesen würde, „denn das Wichtige, das, worauf es ankommt, würde ohne die fremdsprachliche Erklärung reiner hervortreten". Wildenbruch kannte den glühend verehrten Shakespeare nur in der Übersetzung — jeder junge Hamburger, der ein Jahr in der Londoner City arbeitete, liest ihn spielend im Original. Wer drang in den Dichter ein?

Ob die Methode eine richtige oder eine falsche — der Rektor Bodinus, der in diesem altfränkischen Haus jahrzehntelang aus- und einging, hat die Fackel hochgehalten. In dieser altmodischen Hofapotheke hatte Johann Heinrich Voß als Gymnasiast einen Freitisch. Ehrgeizig, fleißig und arm, war ihm diese Beihilfe überaus erwünscht; der Apotheker interessierte sich für ihn, stiftete der von Johann Heinrich gegründeten griechischen Schülergesellschaft ein dankbar begrüßtes griechisches Wörterbuch. Auch die Tochter, Dorothea, war freundlich, und der Gymnasiast brachte ihr huldigende Verehrung entgegen. Seiner Befähigung bewußt, wurmte ihn auf der Schule die Bevorzugung der Edelleute; nachher hatte er noch das Unglück, als Informator bei einer roh gesinnten Junkerfamilie der Nachbarschaft beständigen Kränkungen ausgesetzt zu werden, aber bereits hier in Neubrandenburg wurde der Keim zu seinem Adelshaß eingepflanzt.

In der Nähe steht noch das Haus, das sich der halbverrückte „Theatergraf" erbaute. Hier sah man um das Jahr 1820 die junge Gräfin Ida aus und eingehen; mattblond, mit durchsichtiger Haut, mit bewundernswürdigen Händen und Füßen, einen statuengleichen Hals, war sie nicht schön, aber vornehm und anziehend, dabei willenskräftig und gesund. Mit den Neubrandenburgern wird sie wenig verkehrt haben, war schwerlich beliebt, sie hielt sich für hochbedeutend und interessant. Letzteres war gewiß der Fall; wer liest heute auch nur eine Zeile jener von ihr mit Begeisterung geschriebenen, von den andern mit Begeisterung gelesenen Romane? Ihr Leben ist jedoch ein fesselndes gewesen.

Die gefällige Feder verschaffte ihr Unabhängigkeit und Ruhm, die Möglichkeit zu den schönsten Reisen; ihr Wesen, ihre Persönlichkeit wirkten stark. Doktor Mundt, der „Deutsche Arzt am Russischen Hof" schildert sie als „unbeschreiblich fesselnd". In dem merkwürdigen Frauenbriefwechsel des Fürsten Pückler Muskau, mit ihr, der Bettina und der Marlitt, schneidet sie am besten ab. Bedeutende Männer, so zeitweise Heinrich Simon, gerieten in ihren Bann, die hingebendste Lebensliebe eines überaus edlen, hochgebildeten Mannes, des baltischen Barons Bystram, wurde ihr zuteil. Schwärmerisch bewunderte er sie, behauptete, ihre Werke würden sie von Goethe und Schiller überdauern; man kann sich denken, wie angenehm und glaubwürdig solche Worte ihr klangen. Als der Treueste aller Treuen starb (wahrscheinlich bestand eine heimliche Ehe), war sie zerrissen, konnte sich nicht mehr mit der Welt verständigen, sie wurde katholisch und zog sich in ein Kloster zurück. Warum man sie deswegen verspottete, ist nicht recht ersichtlich, diese zweite Lebensphase war asketisch, würdig, wurde der Religion und der Nächstenliebe geweiht; friedlich, von den Armen betrauert, ist sie als Greisin gestorben.

Als blutjunges Mädchen hat sie im weißen Kleid mit Bänderhut und Atlasschühchen auf den weißen Bänken unter den Eichen am Wallweg gesessen, verspann sich in phantastischen Träumen.

Noch eine andere reizvolle Mädchengestalt hat auf den alten Bänken des Neubrandenburger Walles gesessen. Ihr Los erweckte wahrscheinlich in noch höherem Maße angenehm gruselndes Interesse. Friederike Hähnel ist hier als Uhrmacherstochter geboren, sie wurde Baronin Kinsky, hatte nahe Beziehungen zum Kardinal Flesch, dann zum Staatskanzler Fürsten Hardenberg, der sich um ihretwillen scheiden ließ. Zeitweise tauchte sie in ihrer alten Heimatsstadt auf; sie muß klug und verführerisch gewesen sein, aus den mit Spionenspiegeln versehenen Fenstern dieser Bürgerhäuser hat man mit verhaltenem Atem der eleganten Erscheinung nachgesehen, beschäftigte sich ergiebig mit dem Lebenswandel dieser Kardinal- und Staatskanzlergeliebten.

Befriedigt fuhr ich zurück. Mitreisende Frauen erregten sich über die Schlächter und ihre Umtriebe; eine war „hellsch resolut", wollte bis zum Bürgermeister vordringen und ihm ihren Standpunkt vortragen. Erst um 10^{40} stieg ich in Malchow aus; nur noch ein Fahrgast war in dem kleinen Lokalzug verblieben, der Fiskus hat leider bei meiner Beförderung zusetzen müssen. Lautlos lagen die Gassen im Dunkeln, nur ab und zu war ein einzelnes Fenster noch erhellt.

(Fortsetzung folgt)

Das Brennstoffproblem – eine Lebensfrage[1]

Von

Kurt P. Sachs

I

Wohl noch niemals ist der Gesamtheit unseres Volkes die Wichtigkeit unserer Brennstoffvorräte für die Allgemeinwirtschaft sowohl als auch für die Privatwirtschaft so schlagartig eingeprägt worden wie gerade in den letzten Monaten. Hatte auch die Kriegszeit uns mancherlei Beschränkungen im Kohlenverbrauch gebracht, so war es doch durch scharfe Erfassung der Produktion und weise Rationierung gelungen, den Ausfall an englischer Kohle, von der etwa 9 Millionen Tonnen nach Deutschland kamen, auszugleichen und trotzdem noch an unsere Verbündeten und zu Kompensationszwecken an die Neutralen größere Mengen abzugeben.

Ganz anders stellt sich die Lage nach dem gewaltsamen Umsturz im November 1918 dar. In der Tagespresse lesen wir täglich von Streiks in den verschiedenen Kohlengebieten; wir lesen in Fachblättern von der Stillegung gerade jetzt besonders wichtiger Fabriken wegen Kohlenmangels, wir hören von der verringerten Tagesleistung der einzelnen Arbeiter bei steigenden Löhnen.

Nur zu gut haben die bolschewistisch gesinnten Drahtzieher der äußersten Linken erkannt, wo sie den Hebel ansetzen müssen, um unser Wirtschaftsleben von Grund auf zu vernichten. Was die Kohle für Deutschland bedeutet, soll in den folgenden Zeilen dargelegt werden.

Ich werde auf technische Einzelheiten nur insoweit eingehen, als es mir zum Verständnis der Lage unumgänglich notwendig erscheint, werde aber andererseits recht weit ausholen müssen, um ein wirklich umfassendes Bild über die Wichtigkeit unserer Kohlenschätze für die Gesamtheit geben zu können.

Die Karte (Abbildung 1) zeigt uns die Verteilung der Brennstoffvorkommen in Deutschland. Wir ersehen aus dieser Karte, daß unsere Haupt-Steinkohlenvorkommen in unseren Grenzmarken liegen, und was es für uns bedeuten muß, wenn wir diese verlieren. Die Braunkohlevorkommen sind mehr zentral gelegen, mit Ausnahme des allerdings sehr erheblichen rheinischen Vorkommens im Kölner Bezirk, während sich Torf an vielen Stellen des

[1] Abgeschlossen vor Bekanntgabe der Friedensbedingungen.

Uebersichtskarte
der
wichtigsten deutschen
Stein-u.Braunkohlenvorkommen
sowie der
hauptsächlichsten Moorgebiete.
Steinkohlen
Braunkohlen
Moorgebiete
Ost-See
Nord-See
Memel
Königsberg
Allenstein
Elbing
Danzig
Weichsel
Graudenz
Thorn
Posen
Cöslin
Stettin
Berlin
Frankfurt
Oder
Breslau
Oppeln
Striegau
Dresden
Prag
Magdeburg
Hamburg
Lübeck
Uelzen
Hannover
Braunschweig
Erfurt
Gotha
Einbeck
Würzburg
Frankfurt
Mannheim
Aurich
Elbe
Ems
Ruhr
Rhein
Sieg
Saale
Weser
Lippe
Fulda
Werra
Main

Abbildung 1

Reiches findet. Allerdings kommt die Mächtigkeit der Braunkohlenlager neben den Steinkohlenlagern kaum für die weitere Zukunft in Betracht. Man nimmt an, daß wir bei der Friedensförderung von Braunkohle noch etwa 100—150 Jahre reichen werden. Deutschland steht mit der Menge der nachgewiesenen Kohlenschätze[1]) unter den Staaten Europas an zweiter Stelle mit etwa 104 000 Millionen Tonnen und wird nur übertroffen von England mit etwa 141 000 Millionen. Nach Goldreich steht Deutschland in bezug auf die wahrscheinlichen und möglichen Kohlevorkommen mit 320 000 Millionen Tonnen an erster Stelle. Zieht man die Gesamtbeträge der bereits nachgewiesenen, wahrscheinlichen und möglichen Kohlevorkommen für die einzelnen Staaten Europas zusammen, so ergibt sich, daß dann wieder Deutschland mit rund 423 000 Millionen Tonnen an erster, England mit rund 190 000 Millionen Tonnen an zweiter, Rußland mit etwa 60 000 Millionen Tonnen an dritter Stelle steht. Als Staaten mit größeren Kohlevorkommen sind dann nur noch zu nennen: Österreich mit 60 Millionen, Frankreich mit 18 Millionen und Belgien mit 11 Millionen Tonnen. Uns interessieren zunächst nur die nachgewiesenen Kohlenvorräte, und da ergibt sich, wenn man das Bild der Kriegsgruppierung noch einmal betrachten will, daß die Staaten der Entente in Europa über 146 000 Millionen Tonnen, Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen über 120 000 Millionen Tonnen und die Neutralen über etwa 6½ Millionen Tonnen verfügen. Dieses Bild zeigt uns deutlich genug, wie wichtig es für unsere Gegner sein mußte, zum mindesten Teile unseres Kohlebesitzes unter Kontrolle zu bekommen.

Die nachfolgende Tabelle zeigt uns den Kohlenverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet und zwar Spalte 1 die Zahlen von 1903, Spalte 2 die des Jahres 1913.

England	3,99 Tonnen	England	4,01 Tonnen
Belgien	3,03 „	Deutschland	3,85 „
Deutschland	2,66 „	Belgien	3,55 „
Frankreich	1,24 „	Frankreich	1,59 „
Österreich-Ungarn	0,77 „	Österreich-Ungarn	1,17 „
Rußland	0,17 „	Rußland	0,31 „

Wir ersehen aus dieser Tabelle, daß Deutschland im Kohleverbrauch pro Kopf der Bevölkerung an zweiter Stelle steht. Wie stark sich Deutschland im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege wirtschaftlich entwickelt hat, geht daraus hervor, daß sein Eigenverbrauch mehr als 80 Prozent der Produktionszunahme betragen hat. Übertroffen wird[1]) Deutschland in der Zunahme des Eigenverbrauchs von keinem europäischen Staat, sondern nur von Amerika, wo diese Zunahme etwa 90 Prozent der Produktionszunahme ausgemacht hat; dort ist der Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung von 3,97 Tonnen im

[1]) Goldreich, Die Kohlenversorgung Europas. Urban und Schwarzenberg, Berlin-Wien.

Jahre 1903 auf 5,10 Tonnen im Jahre 1913 gestiegen. Das beste Bild von der Lage der Kohlenwirtschaft der einzelnen Staaten Europas gibt ein Blick auf die Ein- und Ausfuhrzahlen der einzelnen Länder. Man darf aber aus den in der Tabelle angeführten Zahlen nicht schließen, daß diese sich nur aus Erzeugung und Verbrauch ergeben, sondern es spielen hierbei noch die vielleicht in einem Lande fehlenden, in einem anderen im Überschuß vorhandenen Kohlen bestimmter Qualität und die Frachtverhältnisse eine große Rolle.

Tabelle der Ein- und Ausfuhr

	Einfuhr:	Ausfuhr:
England	—	78 Millionen Tonnen
Deutschland	18 Millionen Tonnen	44 „ „
Vereinigte Staaten von Amerika	1,5 „ „	23 „ „
Österreich-Ungarn	15 „ „	8 „ „
Belgien	10,5 „ „	6,7 „ „
Frankreich	23 „ „	1,7 „ „
Italien	11,4 „ „	—
Rußland	7,7 „ „	—

Aus dem bisher Gesagten ersehen wir, daß Deutschland unter den europäischen Staaten in bezug auf Kohleversorgungsmöglichkeiten nicht ungünstig dasteht.

Ehe wir auf die Verwendungsarten der einzelnen Kohlen näher eingehen, sei kurz noch einiges über die Entstehung und das Wesen der Kohle gesagt [1]).

Alle Kohlen sind organischen Ursprungs. Potonié hat die verschiedenen Fossilien, die aus organischen Substanzen entstehenden brennbaren Stoffe in drei Klassen, die Sapropelite, die Humusgesteine und die Liptobiolithe, eingeteilt. Die Sapropelite sind stark wasserstoffhaltige Körper, welche der Verkohlung fettreicher Organismen, dem Faulschlamm, entstammen; Humusgesteine sind aus den kohlehydratischen Organismen, den Pflanzen, entstanden und die Liptobiolithe aus den schwer zersetzlichen Ausscheidungen der Organismen, den Harzen oder Wachsen. Nach Potonié ist die Bildung des Humusgesteines „Steinkohle" so vor sich gegangen, daß sie sich aus den Resten früherer Vegetation, aus Land- und Sumpfpflanzen unter Abschluß der atmosphärischen Luft bildeten. Man kann sich den Vorgang so vorstellen, daß Anhäufungen von Bäumen und anderen Pflanzen bei irgendwelchen Erdumwälzungen von ruhigem, stehendem Wasser überdeckt worden sind und unter der Wasserschicht langsam den Inkohlungsprozeß während Jahrtausenden durchgemacht haben. Es läßt sich nachweisen, daß die Wälderkohlen, die Braunkohle und schließlich der Torf nichts weiter sind als noch nicht fertig gebildete Steinkohle; in

[1]) Potonié, „Entstehung der Steinkohle", Berlin 1910, und Bergius, „Anwendung hoher Drucke bei chemischen Vorgängen und eine Nachbildung des Entstehungsprozesses der Steinkohle", Halle 1913.

unseren Torflagern und Mooren können wir heute noch das Bild der wasserüberdeckten, langsam vermodernden inkohlenden Pflanzenreste sehen. An den Stellen, wo diese Pflanzenreste nicht vom Wasser bedeckt waren, hat sich unter Einfluß des Sauerstoffs der Luft eine Verwesung der zelluloseartigen Bestandteile eingestellt, und es blieben nach Abscheidung von Wasser und Kohlensäure die widerstandsfähigen Harze zurück. Sehr interessant sind die Arbeiten von Bergius, welchem es gelungen ist, das Werden der Kohle auf künstlichem Wege nachzubilden. Die auf seinen Versuchen fußenden Berechnungen über das Alter der Kohle stimmen mit denen der Geologen fast genau überein, indem für eine Kohle von 82—83 Prozent Kohlenstoff das Alter auf 7—8 Millionen Jahre angegeben wird.

Ehe wir auf die Verwendungsarten der einzelnen Kohlensorten eingehen, erscheint es notwendig, uns über diese selbst ein Bild zu machen. Abbildung 2 zeigt uns die Eigenschaften der reinen verschiedenen Kohlensorten[1]). Die einzelnen Kohlensorten sind so gruppiert, daß von links nach rechts ihr geologisches Alter zunimmt, der Stab am weitesten links bedeutet Holz, die beiden nächsten Stäbe Torf, dann kommt Lignit (Übergangsprodukt von Torf zu Braunkohle), zwei Stäbe für verschiedene Sorten Braunkohle, zwei Stäbe für Flammkohle, einer für Gaskohle — das ist die in unseren Gaswerken verarbeitete Kohle — zwei Stäbe für Kokskohle — das ist die Kohle, aus der Koks hergestellt wird — schließlich noch je zwei Stäbe für Magerkohle und Anthrazit.

Die Kohle besteht aus der eigentlichen brennbaren Substanz der reinen Kohle, aus Wasser und aus Asche. Die brennbare Substanz setzt sich zusammen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel. Die Kohle ist nun aber keine einfache Verbindung der oben angeführten Stoffe, sondern besteht aus zahlreichen komplizierten Verbindungen. Der Wasserstoffgehalt der Kohle beträgt 5—6 Prozent und nimmt bei älteren Kohlen ab. Der Sauerstoffgehalt geht mit zunehmendem Alter von 45 auf etwa 1 Prozent zurück, während der Kohlenstoff von 50 beim Holz auf über 98 Prozent beim Anthrazit steigt. Wir sehen in der Abbildung 2 Eigenschaften der Reinkohle verschiedener Kohlensorten dargestellt. Innerhalb der Kohlenstoffgrenzen wächst der dunkle untere Teil der Stäbe von links nach rechts, der helle obere Teil dieser Stäbe wird immer kleiner. Der untere Teil bedeutet den als feste Kohle vorhandenen Kohlenstoff, der bei der Erhitzung der Kohlensubstanz als sogenannter Koksrückstand übrigbleibt, während der mit zunehmendem Alter kleiner werdende Bestandteil des Kohlenstoffgehalts der Kohle den in flüchtigen Kohlenwasserstoffen gebundenen Kohlenstoff bedeutet. Diese Kohlenwasserstoffe treten bei der Erhitzung der

[1]) Nach Klingenberg, „Die Wirtschaftlichkeit von Nebenproduktenanlagen für Kraftwerke", Sonderdruck aus der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure.

Kohle in Form von Gasen auf, aus denen man sie durch Abkühlung als flüssige Kohlenwasserstoffe abscheidet oder doch bestimmte Öle herauswäscht. Hierauf kommen wir später zurück.

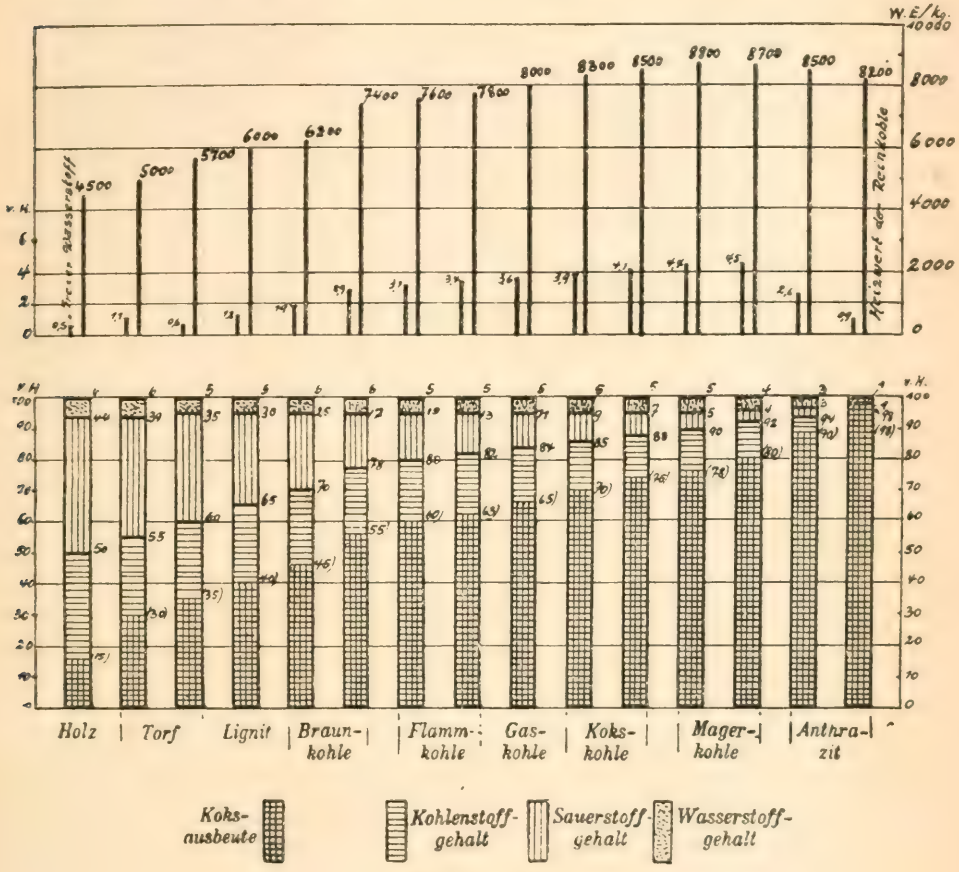


Abbildung 2

Die Aufgabe einer gesunden Kohlenwirtschaft ist es, die Kohle je nach ihrer besonderen Eignung für bestimmte Zwecke zu verteilen und den richtigen Verbrauchsstellen zuzuführen. Abbildung 3[1]) gibt uns ein Bild von der ungefähren Verteilung der deutschen Kohlenerzeugung im Jahre 1913. Die Verwendungsarten der Steinkohle sind die folgenden:

1. die direkte Verbrennung auf dem Rost,
2. die Verkokung in den Koksanstalten,
3. die Entgasung in den Leuchtgasanstalten,
4. die Vergasung in Generatoren.

[1]) Klingenberg a. a. O.

Für die Braunkohle kommen folgende Verwendungsarten in Betracht:

1. die Verbrennung von Rohbraunkohle,
2. die Herstellung von Briketts,
3. die Vergasung von
   a) Rohbraunkohle,
   b) Briketts in Generatoren,
4. die Schwelung in den Schwelereien,
5. die Extraktion.

Den Torf kann man entweder nach vorhergehender Trocknung verbrennen, oder man kann ihn ähnlich wie die Braunkohle schwelen beziehungsweise vergasen.

Die Verbrennung einerseits und die anderen Verwertungsarten der Kohle andererseits unterscheiden sich prinzipiell dadurch, daß bei der Verbrennung der Kohle zur Erzeugung von Wärme die gesamte brennbare Substanz der Kohle durch Zuführung von Sauerstoff in Kohlensäure und Wasserdampf verwandelt wird und als Endprodukt einerseits die gewonnene Wärme, andererseits die wertlosen Rauchgase und die Asche übrigbleiben. Bei den übrigen Verwertungsverfahren gelangt man auf einem Umwege zur Gewinnung der Wärme. Man zerlegt die Kohle durch Einwirkung von Wärme und gewinnt so einmal Wärmeträger in Form der Gase und außerdem die wertvollen anderen in der Kohlesubstanz enthaltenen Stoffe, die sogenannten Nebenprodukte, nämlich die Teere, den Schwefel und aus dem Stickstoff der Kohle das Ammoniak. Der Ausdruck Nebenprodukte ist eigentlich irreführend, denn diese „Wertstoffe" sind für uns im Laufe der Jahre sehr bedeutsam geworden, weil Technik und Wissenschaft sie zu wichtigen Ausgangsstoffen für eine unendlich große Zahl wertvoller Produkte gemacht haben. Die Behandlung dieser Fragen ist in unzähligen Arbeiten über die Wirtschaftlichkeit der Ausnutzung der Kohle besprochen worden. Das grundlegende Buch hierüber hat, weit vorausschauend, bereits im Jahre 1909 Junge geschrieben[1]). Junge hat die Probleme von hohem volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus klar und sachlich erschöpfend behandelt. Im Raume dieses Aufsatzes kann hier nur auf dieses Buch verwiesen werden, welches, auch jedem Laien verständlich, allgemeinste Beachtung und weiteste Verbreitung verdient. Es erschien dann ferner im Jahre 1914 das Werk von de Grahl über die wirtschaftliche Verwertung der Brennstoffe[2]), das mehr technische Einzelheiten über das Problem der wirtschaftlichen Ausnutzung der Brennstoffe enthält. In den letzten Jahren vor dem Kriege und insbesondere während des Krieges ist außerdem eine wahre Hochflut von Aufsätzen über die Frage der wirtschaft-

[1]) Dr. Franz Erich Junge, „Die rationelle Auswertung der Kohle als Grundlage für die Entwicklung der nationalen Industrie", J. Springer, Berlin 1909.

[2]) Oldenbourg, München und Berlin 1915.

lichen Ausnutzung der Brennstoffe in Fachzeitschriften und in der Tagespresse über uns hereingebrochen. Unfertige Laboratoriumsversuche, halb ausgebrütete Ideen sind als Verfahren und Möglichkeiten angepriesen worden, und es wurde der Schlachtruf geprägt: „Kein Gramm Kohle mehr verbrennen, restlose Ausnutzung der Wertstoffe usw." Hierdurch ist eine ungeheure Verwirrung in den Köpfen der Allgemeinheit angerichtet worden und leider auch bei zahlreichen Behörden, die entscheidenden Einfluß auf diesem Gebiete hatten. Es war daher sehr zu begrüßen, daß die Regierung sich gegen Ende

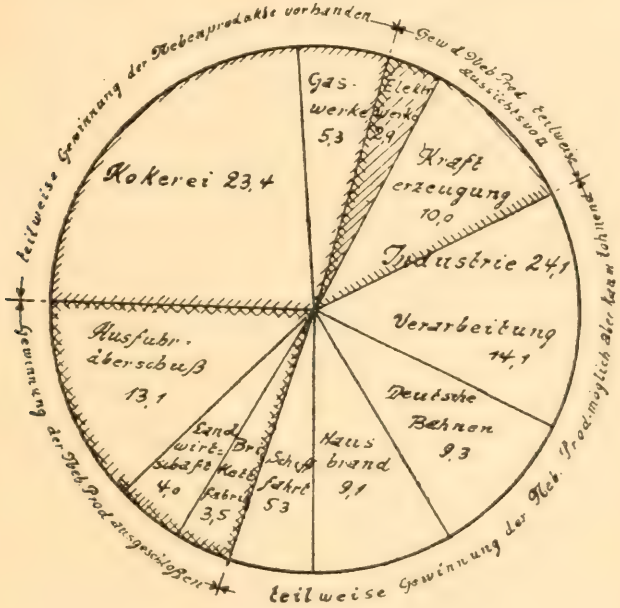


Abbildung 3[1])

des Krieges entschloß, Gutachten von maßgeblichen, sachverständigen Stellen einzuholen, durch welche dann die Utopien gewisser Leute auf das richtige Maß zurückgeführt wurden. Die obengenannten Gutachten wurden im Jahre 1918 vom Reichsschatzamt veröffentlicht[2]). Aus Abbildung 3 ersehen wir, daß 23,4 Prozent der deutschen Kohlenerzeugung im Jahre 1913 in Koksanstalten verarbeitet wurden. In den Koksanstalten wird die Steinkohle unter Luftabschluß in geschlossenen Kammern erhitzt; hierbei werden die flüchtigen Bestandteile in Form von Gasen abgespalten, und es bleibt in den Ofenkammern ein für die Hüttenindustrie geeigneter, großstückiger Kok

[1]) Klingenberg a. a. O.

[2]) „Die rationelle Ausnutzung der Kohle, technische Gutachten zur Vergasung und Gewinnung", Verlag Karl Heymann, Berlin. (Verwendung der Kohlen.)

zurück. Die Gase werden gekühlt und aus ihnen die Wertstoffe, Teer, Ammoniak und Benzol, Kohlenwasserstoff, abgeschieden.

Aus 1000 Kilogramm Kohlen werden gewonnen:

750 Kilogramm Koks,
28 „ Teer,
12 „ schwefelsaures Ammoniak,
8 „ Benzol,
300 Kubikmeter Gas mit einem Heizwert von etwa 4500 WE.

Etwa der siebente Teil der im Jahre 1912 im Deutschen Reich betriebenen Koksöfen hatte noch keine Nebenproduktengewinnung. Die durch die Kokereien erzeugten Werte ergeben sich aus folgender Aufstellung:

Für das Jahr 1912:

Steinkohlenverbrauch rund 41 Millionen Tonnen im Werte von 455 Millionen Mark, hieraus erzeugt rund

30000	Millionen Tonnen Koks	im	Werte	von	rund	500	Millionen Mark
1	Million Tonnen Teer	„	„	„	„	22	„ „
135000	Tonnen Benzol	„	„	„	„	20	„ „
40700	Tonnen schwefelsaures Ammoniak	„	„	„	„	100	„ „
13	Millionen Kubikmeter Kokereigas	„	„	„	„	200	„ „

Aus Abbildung 3 ersehen wir ferner, daß 5,3 Prozent der deutschen Kohlenerzeugung in Gaswerken verarbeitet werden. Bei den Leuchtgasanstalten handelt es sich darum, ein hochwertiges Leucht- und Heizgas zu erzielen. Auch hierin werden ähnlich wie bei den Kokereien die Kohlen in Retorten beziehungsweise von der Luft abgeschlossenen Kammern hoch erhitzt; als Hauptprodukt wird hier ein heizkräftiges Gas von 4500 bis 5000 WE-Kubikmeter gewonnen. Als Rückstand bleibt ein kleinstückiger Koks, der größtenteils für Hausbrandzwecke Verwendung findet. Als Nebenprodukte werden hauptsächlich Teer und Ammoniak gewonnen. Im Jahre 1913 arbeiteten in Deutschland 1282 Gaswerke; in diesen wurden rund 7,7 Millionen Tonnen Kohle vergast. Es wurden gewonnen

5,5 Millionen Tonnen Koks,
rund 400000 Tonnen Teer und
etwa 24000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak.

Die Teererzeugung der Gasanstalten Deutschlands beträgt etwa zwei Fünftel der Gesamtteererzeugung des Reiches. Die Gewinnung der Nebenprodukte kann bei Gasanstalten nicht so wirtschaftlich erfolgen wie bei den Koksanstalten, weil die letzteren meistens sehr große Einheiten darstellen, während die Gasanstalten immer dem Bedarf der einzelnen Gemeinden angepaßt sind und bis zu sehr kleinen Durchsatzmengen an Kohle heruntergehen. Wie stark der Krieg die Nebenproduktenerzeugung der Gaswerke beeinflußt hat, zeigt nachfolgende Tabelle, welche nur die Werke umfaßt, die der Wirtschaftlichen Vereinigung deutscher Gaswerke angehören[1]):

[1]) „Bitumen" Nr. 6.

	Gaserzeugung Millionen Kubikmeter	Nutzteer		Ammoniak	
		Tonnen	Im Werte von 1000 Mark	Tonnen	Im Werte von 1000 Mark
1912/13	1364	93 221	2 517	36 158	2292
1913/14	1613	194 622	3 297	43 709	3662
1914/15	1611	124 035	4 020	51 637	3439
1915/16	1612	158 417	5 328	57 094	4408
1916/17	1757	176 649	6 176	91 164	5785
1917/18	1884	205 473	11 188	83 838	6043

Die bisher genannten beiden Verwendungsarten sind in der Abbildung 3 als mit teilweiser Gewinnung der Nebenprodukte ausgestattet gezeichnet. Man kann wohl sagen, daß heute in Kokereien und Gaswerken die Nebenprodukte ziemlich restlos erfaßt werden.

Wir kommen jetzt zur Betrachtung der Sektoren „Elektrizitätswerke", die 2,9 Prozent, und „Industrie", die 24,1 Prozent der Kohlenerzeugung verbrauchen. Klingenberg hat hier von den in der Industrie verwerteten 24,1 Prozent einen Teil herausgenommen unter der Bezeichnung „Krafterzeugung" mit 10 Prozent der Gesamtkohlenerzeugung und „Elektrizitätswerks-Verbrauch" mit 2,9 Prozent, und hat diese insgesamt 12,9 Prozent als aussichtsvoll für die Gewinnung der Nebenprodukte bezeichnet. Für die Gewinnung der Nebenprodukte aus diesen Mengen kommt die Behandlung in Generatoren in Betracht. Die Verarbeitung von Kohle in Generatoren unterscheidet sich grundsätzlich von jener in Kokereien und Gasanstalten dadurch, daß bei dem letztgenannten Verfahren eine Behandlung der Kohle in von der Luft abgeschlossenen Räumen durch Zuführung von äußerer Wärme erfolgt und als Rückstand ein Koks übrigbleibt, das heißt, daß bei diesen Verfahren die Kohle gewissermaßen destilliert wird. Beim Generatorprozeß erfolgt eine unvollkommene Verbrennung, das heißt, der Kohle wird in vertikalen Schächten nur so viel Luft, aus gewissen Gründen manchmal auch Wasserdampf, zugeführt, daß ein Gas entsteht, welches möglichst wenig Kohlensäure enthält (im Gegensatz zu einem richtigen Verbrennungsgase, welches nur Kohlensäure enthalten soll), das vielmehr in der Hauptsache aus Kohlenoxyd besteht. Dieses Gas ist ein wertvolles Brenngas. Als Rückstand bleibt hier nicht Koks, sondern Asche. Die Entziehung der Wertstoffe aus den im Generatorbetrieb zu Heiz- und Kraftzwecken erzeugten Gasen erfolgt ähnlich wie bei den Koks- und Leuchtgasanstalten durch Abkühlung und Kondensation der Gase beziehungsweise der Teere. Maßgebliche Zahlen über die Gewinnung von Teer und Ammoniak aus Generatorbetrieben liegen noch nicht vor.

In Abbildung 3 sehen wir weiterhin einen großen Sektor, welcher bezeichnet ist mit „teilweise Gewinnung möglich, aber kaum lohnend". Wir sehen, daß dies ein recht großer Teil der Gesamterzeugung ist. Es kommen

für die verarbeitende Industrie in Betracht . .	14,1	Prozent
für die deutschen Bahnen	9,3	„
für den Hausbrand	9,1	„
für die Schiffahrt	5,3	„
insgesamt also	37,8	Prozent

Schließlich sehen wir den letzten Sektor, bezeichnet mit „Gewinnung der Nebenprodukte ausgeschlossen". Dieser enthält

die Brikettfabrikation mit	3,5	Prozent
den landwirtschaftlichen Bedarf mit	4,0	„
und den Ausfuhrüberschuß mit	13,1	„
insgesamt also	20,6	Prozent

Nicht erwähnt in Abbildung 3 sind die in Schwelereien verbrauchten Braunkohlen. Im Jahre 1912 waren in Deutschland 30 Braunkohlenschwelereien in Betrieb, die etwa 1,5 Millionen Tonnen Braunkohle verschwelten und rund 80 000 Tonnen Teer im Werte von 4,3 Millionen Mark erzeugten. Außerdem wurden als Rückstand etwa 432 000 Tonnen Grudekoks im Werte von rund 5 Millionen Mark erzeugt. Die Schwelerei der Braunkohle ist auch eine Destillation der Kohle, die man der der Steinkohle in Gasanstalten oder Kokereien vergleichen kann. Man verschwelte früher nur sehr bitumenreiche Kohlen, die sogenannten Pyropissite, ist aber jetzt, da diese immer seltener und die Technik der Teergewinnung verbessert wurde, dazu übergegangen, auch erheblich bitumenärmere Braunkohlen zu verschwelen. Mengenmäßig erhält man 25 bis 35 Prozent Koks, 5 bis 10 Prozent Teer. Der gewonnene Teer wird destilliert und raffiniert und hierbei erdölähnliche Öle, Paraffin und minderwertige rote Öle gewonnen. Die erdölähnlichen Öle werden zu Schmierölen aufgearbeitet, das Paraffin wird hauptsächlich zur Kerzenfabrikation verwandt.

Zu erwähnen ist ferner die Extraktion der Kohle. Hier wird hauptsächlich Braunkohle mit verschiedenen Lösungsmitteln behandelt und hierbei das sogenannte Montanwachs, welches im Kriege besonders hochwertig geworden ist, gewonnen.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen die Brikettierung. Ein großer Teil der Kohlen, und zwar hauptsächlich der Braunkohlen, eignet sich seiner physikalischen Beschaffenheit wegen nicht dazu, ohne weiteres verwendet zu werden. Man ist daher gezwungen, diese Kohlen in eine brauchbare Verwendungsform zu bringen. Dies geschieht in den Brikettieranstalten, wo namentlich die Braunkohlen einer künstlichen Trocknung unterworfen und dann unter hohem Druck zu Briketts gepreßt werden. Es wurden in Deutschland im Jahre 1913 6,5 Millionen Tonnen Kohle in Brikettfabriken verarbeitet.

Ich habe in Obigem versucht, einen kurzen Abriß über die technischen Methoden der Verwertung der Kohlen zu geben, und will im Folgenden die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Verwertung erörtern.

II

Es würde über den Rahmen dieser Ausführungen hinausgehen, wenn hier Untersuchungen darüber angestellt werden würden, welche Kohlenarten für die einzelnen Verwendungszwecke die geeigneten sind und inwieweit es richtig wäre, für diesen oder jenen Verwendungszweck die eine oder andere Kohle in direkter Verbrennung auf dem Rost oder durch Vergasung oder Entgasung wieder nutzbar zu machen. Gerade die neueren Erfahrungen auf dem Gebiete der Erfassung der Wertstoffe in der Kohle sind noch so in der Entwickelung begriffen, daß sich ein abschließendes Urteil keineswegs geben läßt. Deshalb soll jetzt nur gesagt werden, was erzielt wird, wenn hierfür geeignete Kohlensorten nicht direkt verbrannt, sondern mit Gewinnung der Nebenprodukte ver- oder entgast werden. Die hauptsächlichsten Produkte der rationellen Kohlenauswertung sind Teer, Benzol und Ammoniak. Schon im Frieden war die Gewinnung und Verarbeitung dieser Produkte eine große Industrie. Einen gewaltigen Anstoß zur besseren Erfassung und Ausnutzung der der Kohle innewohnenden Wertstoffe gab der bald nach Beginn des Krieges eintretende Mangel an Benzin, an Treib- und Schmierölen. Vor dem Kriege waren wir in bezug auf Erdöl, Petroleum und seine Derivate fast vollkommen abhängig vom Ausland. Im Jahre 1913[1]) wurden nach Deutschland eingeführt:

Leuchtöl	im Werte	von	rund	70	Millionen	Mark
Benzin	„	„	„	54	„	„
Schmieröle	„	„	„	46	„	„
Gasöle	„	„	„	3,5	„	„

In der folgenden Tabelle sind die Einfuhrzahlen des Jahres 1913 zusammengefaßt:

	Leuchtöle Tonnen	Benzin Tonnen	Schmieröle Tonnen	Gasöle Tonnen
Vereinigte Staaten von Amerika . .	575 000	42 000	102 000	—
Rußland	17 500	50 000	90 600	—
Rumänien	33 400	67 000	13 400	—
Österreich-Ungarn	120 000	26 000	39 000	41 000
Niederländisch-Indien	—	47 000	—	—
Britisch-Indien	—	5 400	—	—

Der Krieg mit Rußland schnitt uns sofort die russischen Zufuhren ab. Die einsetzende Blockade nahm uns die amerikanischen Ölmengen, die Erdöl-

[1]) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1914, S. 5.

förderung Galiziens wurde durch die kriegerischen Ereignisse des öfteren stark beeinträchtigt. Schon im Jahre 1915 betrug sie nur noch die Hälfte, etwa 600000 Tonnen von der Produktion im Jahre 1912. Rumänien schied auch frühzeitig aus, und es waren nur geringe Mengen, die von dort zu uns gelangten, nachdem die durch die Engländer mustergültig zerstörten rumänischen Anlagen wieder teilweise in Betrieb gesetzt und es gelungen war, den Transport der dort geförderten Petroleumprodukte nach Deutschland zu organisieren.

Die in Deutschland selbst geförderten Erdölmengen, im ganzen etwa 150000 Tonnen, sind so klein, daß sie für den Gesamtverbrauch gar nicht in Betracht kommen. Zudem stehen sie in ihrer Qualität weit hinter den importierten Ölen zurück. Nach den bisher vorliegenden geologischen Aufschlüssen ist leider auch nicht zu erwarten, daß eine erheblichere Menge Erdöle als bisher innerhalb des Deutschen Reiches in Zukunft gefördert werden kann.

So sah sich die deutsche Industrie im Anfang des Krieges bei gesteigertem Bedarf an Ölen und Benzin einem Nichts gegenüber, und es mußte mit allen Mitteln daran gegangen werden, aus einheimischen Ausgangsmaterialien einen Ersatz für diese Stoffe zu finden. Hier traten die ihrer Entstehung nach dem Erdöl nahe verwandten Kohlen in die Bresche. Aus den Teeren, die im Frieden in den Kokereien und Leuchtgasanstalten gewonnen wurden, war es möglich, durch verschiedene Arten chemischer Behandlung Fraktionen zu isolieren, welche für sich allein oder mit Mineralöl vermischt als Teerfettöle wertvolle Dienste bei der Schmierung von Maschinen leisteten. Es gelang, aus den Ölen der Kohlendestillation Treiböle für unsere U-Boote und Torpedoboote, für Dieselmaschinen, und zum Teil auch viskose, das heißt schmierfähige Öle sowie Benzin in geringen Mengen zu erhalten. Man war sich aber von vornherein darüber klar, daß bei den obengenannten Verfahren die zur Anwendung kommenden Temperaturen von 800—1200° C. die Gewinnung hochviskoser wertvoller Öle verhindern müßten. Es wurden daher an verschiedenen Stellen, unter anderem auch im Kaiser Wilhelm-Institut für Kohleforschung zu Mülheim a. d. Ruhr, Versuche darüber aufgenommen, die Kohle in niedrigeren Temperaturen zu erhitzen, um die Teere unzersetzt, primär, bei tiefer Temperatur, das heißt bei Temperaturen bis zu 500°, abzudestillieren. Man nannte diese Teere Tieftemperatur- oder Urteere. Man fragte sich, wo die Möglichkeit vorhanden wäre, derartige Teere möglichst zahlreich zu gewinnen, und kam hierbei naturgemäß auf die Generatoren. Es wurden verschiedene Verfahren ausgearbeitet und patentiert und schließlich auch mit mehr oder weniger Erfolg zur Anwendung gebracht, durch vorsichtige Behandlung der Kohlen diesen Generatoren die Teere bei tiefen Temperaturen zu entziehen. Bei Steinkohlen hat man hierbei auch gute Erfolge erzielt, während in den Braunkohlenrevieren leider große Bauten ausgeführt wurden, ehe die Verfahren hinlänglich ausprobiert waren. Hier-

durch wurden zwar keine Urteere gewonnen, aber Millionen verschleudert, die sicherlich besser hätten verwandt werden können. Immerhin ist es unserer Kohle verarbeitenden Industrie gelungen, den enormen Bedarf des Heeres und der Marine annähernd zu decken. Es darf aber nicht verkannt werden, daß die Industrie nur unter den allergrößten Schwierigkeiten ihre Maschinen in Gang halten konnte, und daß der Verschleiß an den Maschinen durch schlechte Schmiermittel ein ungeheurer gewesen ist. Es ist heute nur schwer zu sagen, ob Deutschland in der Lage sein wird, die wertvollen Anregungen und Erfahrungen, mögen sie nun positiv oder negativ gewesen sein, die uns der Krieg gebracht hat, in Zukunft weiter auszubauen. Die weitere Auswertung der Teerprodukte in der Richtung des Ersatzes für Erdöle und seine Derivate wird ganz davon abhängen, wie sich der künftige Frieden für uns gestaltet. Allerdings werden wir in Deutschland einen gegen die Friedenszeit ungeheuer vermehrten Bedarf an Benzin und Treibölen haben; ist doch der Benzinbedarf in den letzten drei Jahren vor dem Kriege schon von 160000 Tonnen im Jahre 1910 auf 270000 Tonnen im Jahre 1913 gestiegen. Ungeheuer vermehrt hat sich der Bedarf im Kriege und wird auch trotz Ausschaltung eines großen Teils des Heeres- und Marinebedarfs fortbestehen.

Amerika hat in den Jahren 1910—15 bereits die Entwickelung auf motortechnischem Gebiete durchgemacht, welche bei uns eigentlich erst mit dem Beginn und Verlauf des Krieges eingesetzt hat. Der Benzinverbrauch in Amerika ist von 716000 Tonnen im Jahre 1910 auf etwa 3,2 Millionen Tonnen im Jahre 1915 gestiegen. Es ist als sicher anzunehmen, daß sich bei uns der Bedarf an Benzin auch noch ganz erheblich vermehren wird. Staatliche Kraftwagenlinien, der Luftverkehr werden große Mengen benötigen. Auch die Landwirtschaft wird gezwungen sein, in weit höherem Maße als bisher die Motorenkraft zu verwenden, denn es wird lange dauern, ehe die durch den Krieg stark geschädigte Pferdezucht wieder auf die alte Höhe gebracht sein wird und ehe die Bestände an Zugochsen wieder aufgefüllt sein werden. Treiböle werden für den namentlich bei der Schiffahrt in Anwendung kommenden Dieselmotor gebraucht werden, und schließlich werden Schmieröle für unsere hoffentlich doch wieder zum Leben erwachende Industrie immer in großen Mengen notwendig sein. Nun hat sich im Laufe des Krieges gezeigt, daß die aus der Kohle gewonnenen Produkte nur aushilfsweise als Ölersatz brauchbar sind. Es zeigt sich aber jetzt schon, daß überall da, wo an Stelle des Ersatzmittels das eigentliche Material wieder auf den Markt kommt, dieses, selbst wenn es erheblich teurer ist als das Ersatzmittel, immer wieder lieber genommen wird als das letztere.

Ist es uns nun in Zukunft nicht möglich, einen Zollschutz für Leuchtöle und Benzin zu erhalten, dann ist unsere heimische Kohlenindustrie nicht in der Lage, mit ihren Tieftemperaturprodukten in ernsthafte Konkurrenz zum

Petroleum und seinen Derivaten zu treten. Es sind zwar Verfahren in Bearbeitung, die die aus einheimischen Rohstoffen erzeugten Teerprodukte durch Anlagerung von Wasserstoff unter Druck so veredeln, daß dem Petroleum gleichwertige Produkte entstehen. Aber auch diese Werke können nur wirtschaftlich arbeiten, wenn Deutschland durch Zölle vor der Überflutung durch die amerikanischen Petroleumtrusts geschützt ist.

Das soll aber beileibe nicht bedeuten, daß wir uns von der Gewinnung der Nebenprodukte der Kohle überhaupt abwenden sollen. Das Benzol hat im Frieden ernsthaft mit dem Benzin als Betriebsstoff konkurriert, und auf

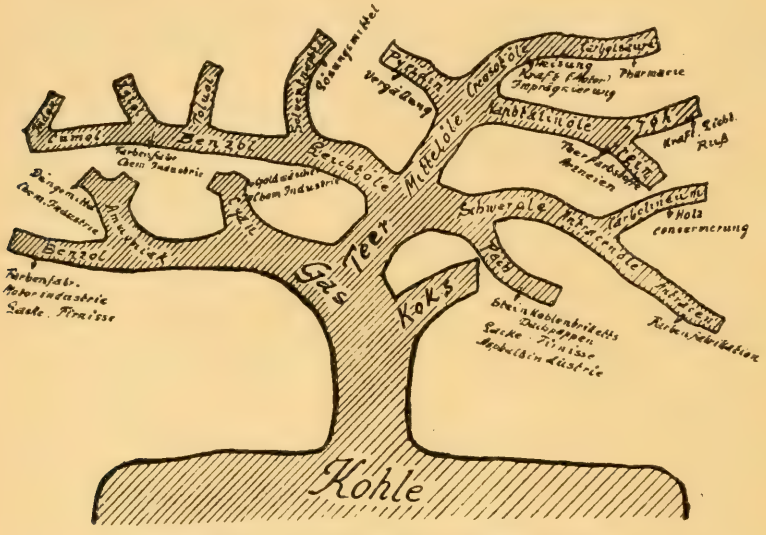


Abbildung 4. Stammbaum der Kohleprodukte

Steinkohlenteeren beruhte unsere blühende Farben- und Arzneimittelindustrie. Eine unendliche Anzahl lichtechter und haltbarer Farben sind von den Elberfelder Farbenfabriken, von den Höchster Fabriken, der Badischen Anilin- und Sodafabrik, von Kasalla usw. hergestellt worden (Abbildung 4). Der größte Teil der Benzolerzeugung wird in den Farbenfabriken als Ausgangsmaterial des Anilins verwandt. Das künstliche Indigo aus Naphtalin, die Herstellung von Zelluloid aus demselben Stoff seien hier nur erwähnt. Sogar ein Genußmittel, das uns allerdings im Kriege etwas lästig geworden ist, das Sacharin, entstammt dem Steinkohlenteer. Steinkohlenteeröle werden verwandt zur Tränkung von Eisenbahnschwellen und Hölzern aller Art, zum Anstrich von Gebäuden, Schiffen usw. Schließlich sei noch an Ammoniak und Ammoniumsulfat gedacht, welches ein wertvoller Ersatz des Chilesalpeters ist. In neuester Zeit ist man auch daran gegangen, den Schwefel aus Kohle nutzbar zu machen. Die Gasreinigungsmasse der Gaswerke, durch welche der

schädliche und giftige Schwefelwasserstoff dem Leuchtgas entzogen wird, hat als Schwefelquelle im Kriege eine bedeutsame Rolle gespielt und uns einen Teil des Schwefels ersetzt, der im Frieden vom Auslande eingeführt wurde.

III

Ich könnte jetzt noch vieles über die Möglichkeiten einer ausgiebigen Versorgung des Landes mit Elektrizität, über die beste Verwertung der Kohle bei der Erzeugung der Elektrizität sagen. Ich könnte sprechen von den vielen Möglichkeiten, die es noch gibt, die Kohle wirtschaftlich auszuwerten von den

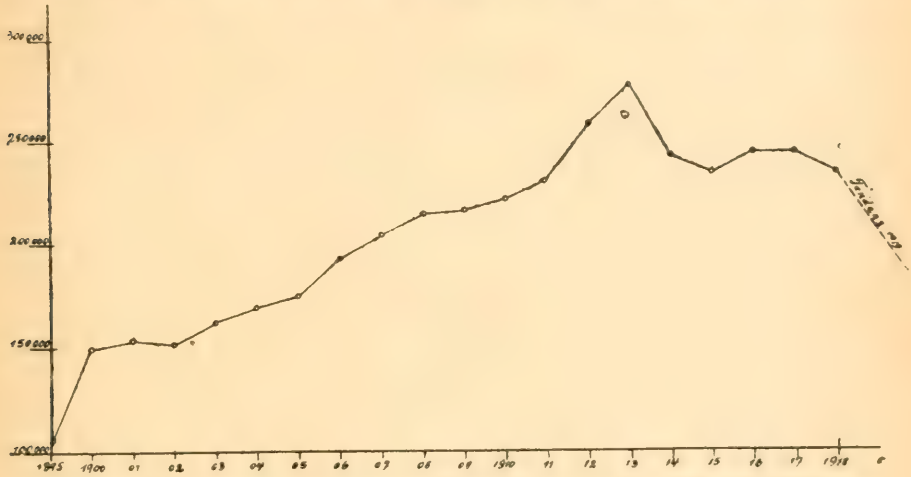


Abbildung 5. Deutsche Gesamtkohlenförderung von 1895—1918 in 1000 Tonnen

unzähligen Wertstoffen, die wir aus ihr gewinnen können. Was nützt es aber heute, von allen diesen Dingen zu reden?

Wir wissen noch gar nicht, wie der Frieden sich uns gestalten wird, welchen Zollschutz wir genießen, welche Ausfuhrmöglichkeiten wir haben werden.

Aber eins wissen wir leider genau, nämlich, daß seit dem 9. November 1918 unsere einst blühenden Kohlenreviere und im Zusammenhang hiermit unsere gesamte Industrie systematisch ruiniert wurde.

Wir wissen, daß wir Kohlen fördern müßten, um unseren dringenden Friedensbedarf an Industrieerzeugnissen jeglicher Art befriedigen zu können.

Wir wissen, daß wir Kohlen fördern müßten, um Gegenwerte zu schaffen für die Lebensmittel, die wir so dringend benötigen und für die wir keine Gegenwerte sonst liefern können.

Wir wissen, daß wir Kohlen fördern müßten, um den zahlreichen Männern, die aus dem Felde zurückgekehrt sind, Beschäftigung geben zu können.

Wir wissen, daß wir Kohlen fördern müssen, um das Chaos zu vermeiden.

Wir wissen es, und die Bolschewisten wissen es leider auch, und sie tun alles, um die Kohlenförderung zu unterbinden.

Sie verhindern selbst die Notstandsarbeiten.

Sie lassen Gruben ersaufen, zerstören Förderanlagen und versuchen uns so systematisch dem Untergange immer näher zu bringen.

Abbildung 5 zeigt uns die deutsche Gesamtkohlenförderung vom Jahre 1895 bis zum Jahre 1918. Eine Erläuterung zu dieser Kurve ist unnötig.

Abbildung 6 zeigt uns die Tagesleistung eines Bergmannes im Ruhrgebiet in Kilogramm. Auch zu dieser Kurve bedarf es keiner Erläuterung.

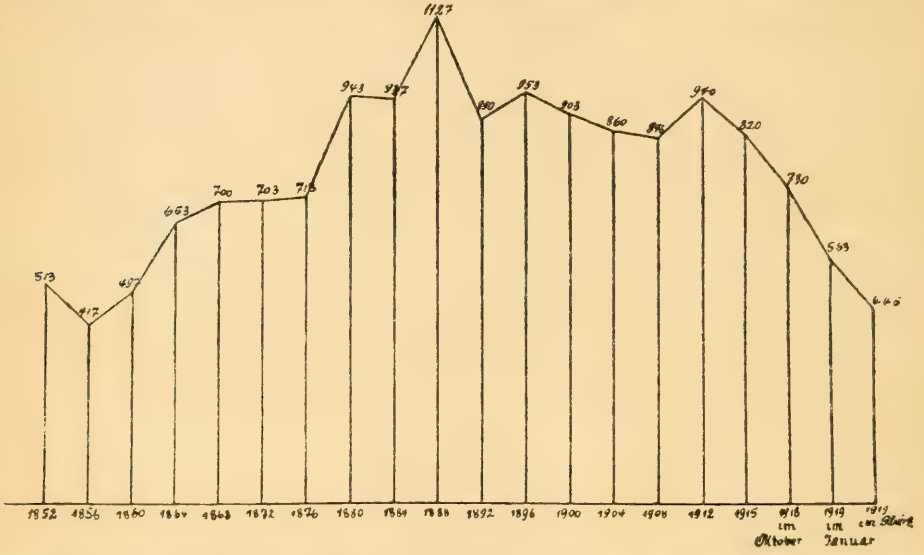


Abbildung 6. Tagesleistung in Kilogramm pro Mann der Belegschaft im Ruhrgebiet

Nachdem wir uns aus diesen beiden Kurven ein Bild von den Leistungen der Bergleute und von dem Rückgang der Gesamtförderung gemacht haben, wird es interessieren, zu sehen, wie sich die Löhne der Bergarbeiter entwickelt haben. Einschaltend sei hier noch bemerkt, daß selbstverständlich an dem Rückgang der Förderung auch die schlechten Ernährungsverhältnisse mit schuld sind.

Die Durchschnittslöhne für Hauer und Schlepper in den deutschen Kohlenbezirken gibt folgende Tabelle:

	Ruhrbezirk Mark	Oberschlesien Mark	Braunkohlenbezirk Halle Mark
1913	6.47	4.85	4.22
1914	6.17	4.79	4.19
1915	6.84	5.47	4.59
1916	8.26	6.66	5.23
1917	10.42	8.30	6.34
1918	19.00	19.00	12.00

Es müßten im Deutschen Reiche täglich abbefördert werden rund 50000 Waggons Kohle. Diese Zahl ist auch bis Ende Oktober eingehalten worden. Es wurden dann abbefördert:

am	2. November	1918	rund	35000 Waggons
„	2. Dezember	1918	„	29500 „
„	2. Januar	1919	„	28600 „
„	2. Februar	1919	„	22000 „
„	2. März	1919	„	19000 „
„	2. April	1919	„	6000 „

Es ist hierbei zu bemerken, daß die geringe Abbeförderung nur sehr selten am Waggonmangel lag. Es war laut Auskunft der Eisenbahndirektion meist ein Überangebot an Eisenbahnwaggons vorhanden.

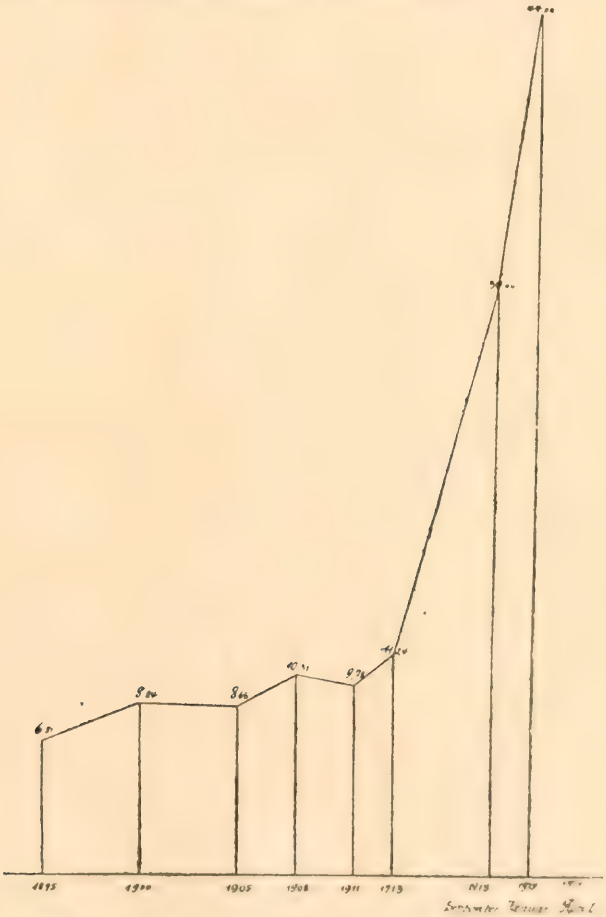


Abbildung 7. Entwicklung der Steinkohlenpreise in Deutschland von 1895—1919 pro Tonne

Wir haben in Kurve 7 die Entwicklung der Steinkohlenpreise gesehen. Bei der Rohbraunkohle war die Entwicklung so, daß im Jahre 1913 die Tonne

2 Mark kostete. Durch die Kohlensteuer wurde sie ab 1. August 1917 um 70 Pfennige verteuert. Sie kostete dann bis 30. September 1918 7.50 Mark, am 1. Oktober 1918 8.40 Mark, am 1. Januar 1919 12 Mark und ist heute schon in manchen Gegenden auf über 23 Mark gestiegen. Die Preise der Braunkohlenbriketts verhalten sich folgendermaßen:

am 1. April	1913	Mark 12.—
„ 1. April	1914	„ 11.50
„ 1. April	1915	„ 12.20
„ 1. April	1916	„ 13.—
„ 1. April	1917	„ 18.—
„ 1. Oktober	1917	„ 19.30
„ 1. April	1918	„ 22.20
„ 1. Oktober	1918	„ 24.60
„ 1. Januar	1919	„ 35.40
jetzt stellenweise über	. . . .	„ 40.—

Folgende Zusammenstellung[1]) zeigt eine Berechnung, was 100000 WE in bestimmten Brennstoffen, beziehungsweise 100 Kilogramm bestimmter Brennstoffe an der Verwendungsstelle im Jahre 1912 und Anfang 1919 gekostet haben beziehungsweise kosten.

Brennstoff	Heizwert	Preis von 100000 WE des Brennstoffheizwertes		Brennstoffpreis für 100 Kilogramm an der Verwendungsstelle	
		1912	1919	1912	1919
	WE	Pfennige		Pfennige	
Steinkohle (hochwertig) . .	7000—7500	20—40	65—130	140—300	440—900
Koks	7000	20—50	70—170	140—350	590—1100
Braunkohlenbriketts und Rohbraunkohle (hochwertig)	4500—5000	18—40	53—118	90—200	350—700
Gasöl	10000	100—150	350	10—15	35
Steinkohlenteeröl	8000—8500	46—71	170	4—6	1500
Steinkohlenteer	8000—8500	24—31	180	2—2,5	800
Benzol	9300	270—300	670	25—28	6200
Spiritus	5400	850—890	3360	46—48	19600
Naphthalin	9300	76—108	172	7—10	1600
Leuchtgas	5000	240	740	12 Pfennige/ Kubikmeter	37 Pfennige/ Kubikmeter

Wie die Steigerung der Kohlenpreise, die wir oben dargelegt haben, auf die Verteuerung des gesamten Wirtschaftsmechanismus einwirkt, läßt sich am besten durch einen Vergleich der Kohlen- und Kokspreise und der Eisenpreise in ihrer Beziehung zueinander in den verschiedenen Jahren nachweisen. Bekanntlich wird zur Erzeugung des Roheisens aus den Eisenerzen im Hochofen etwas mehr Koks verbraucht, als Roheisen erzeugt wird. Große Mengen von Kohlen werden dann weiterhin zur Veredlung und Weiterbearbeitung des Eisens benötigt.

[1]) In Anlehnung an Urbahn, Reutlingen.

Die auf Seite 388 und 389 stehende Tabelle zeigt die Vergleichspreise für den 1. April der Jahre 1914 bis 1919 für Kohlen und Eisen.

Aus der Zusammenstellung ist leicht nachzurechnen, daß die Kokskohlenpreise zu den Roheisen(Hämatit)preisen immer fast im selben Verhältnis gestanden haben. Sie machten im Durchschnitt etwa 14 Prozent der Roheisenpreise aus. Vergleicht man die Kohlenpreise und die Trägerpreise, so sieht man, daß die Kohlenpreise, ziemlich gleichbleibend, etwa 13,5 Prozent der Trägerpreise ausmachen. Man sieht also den unmittelbaren Einfluß der Lohnerhöhungen bei verminderter Arbeitsleistung des einzelnen Arbeitnehmers. Hinzu kommt noch erschwerend, daß während der an sich schon sehr kurzen Arbeitszeit, wenn tatsächlich nicht gestreikt wird, ein großer Teil der Belegschaft durch Versammlungen der Arbeiterräte, Betriebsräte, Zechenräte, Angestelltenräte usw. hinlänglich beschäftigt ist, so daß für die eigentliche Arbeit nur wenig Zeit übrig bleibt.

Im letzten Friedensjahre betrug die deutsche Kohlenförderung rund 280 Millionen Tonnen. Rechnen wir jetzt einmal nur mit einer Jahresfördermenge von 200 Millionen Tonnen und nehmen wir die tatsächliche Steigerung der Bergarbeiterlöhne nur mit 10 Mark pro Tonne an, dann sehen wir, daß unsere Volkswirtschaft um annähernd 2 Milliarden Mark höher belastet ist.

Wir haben gesehen, daß die Tonne Bleche, die früher 150 Mark gekostet hat, jetzt ab Werk 600 Mark kostet. Dieser Preis ist aber nur theoretisch richtig. Zu haben sind heute Bleche nicht unter 1000—1200 Mark für die Tonne. Dasselbe gilt mit kleinen Änderungen von den anderen genannten Preisen.

Wie liegen nun die Verhältnisse im Auslande? In Frankreich war der Arbeitslohn bis Anfang 1917 um 25 Prozent, in England um 33 Prozent gegen 1914 gestiegen, während die Erhöhung in Deutschland schon damals 75 Prozent betrug und sich bis Ende 1917 auf 110 Prozent gesteigert hatte. Bei ganz verschwindenden Leistungen werden heute bei uns etwa 2 Milliarden mehr an Löhnen gezahlt als früher bei Volleistung. Wenn man sich diese Verhältnisse klar gemacht hat, dann wird man es verstehen, warum ich oben nicht näher auf die weiteren Probleme der Kohlenverwertung eingegangen bin. Ich will hier nur eins herausgreifen: Es ist ein sehr gesunder Gedanke, und er ist auch in verschiedenen Bergrevieren schon in die Praxis umgesetzt worden, das hochwertige Koksgas, welches in seiner Qualität dem Leuchtgas entspricht, in Rohrleitungen nach benachbarten Ortschaften zu führen und dort an Stelle von Leuchtgas zu verwerten. Im Zusammenhang mit dem Heizungsproblem nach dem Kriege wird jetzt vielfach davon gesprochen, daß man Städte nur noch mit Gasheizung bauen dürfe, daß ganze Häuserblocks mit Gasen aus Anlagen mit Gewinnung der Nebenprodukte versehen werden müßten usw. Was kostet aber eine derartige Leitung heute? Die Preise

Vergleichs
am 1. April

Material	1913	1914
	Mark	
Kohlen und Koks		
a) Flammkohlen	11.50—12.50	12.25—13.25
b) Kokskohlen	12.25—13	12.25—13
c) Hochofenkohle	15.50—17.50	15—17
d) Gußeisenkohle	18—20	19—21
Erze		
a) Rohspat	12.80	12.60
b) Nassauer Roheisenstein mit 50 Prozent Eisen	14—14.60	13.50—13.60
Roheisen		
a) Gußeisen (Hämatit)	81.50	79.50
b) Stahleisen	72—73	69—70
Gewalztes Eisen		
a) Stabeisen	121—124	96—99
b) Träger	115	110
c) Kesselbleche	142—145	110—113
d) Grobbleche	132—135	100—103
e) Feinbleche	142.50—147.50	117.50—122.50

[1]) Bis 1. April 1915, außervertragliche Lieferungen 3 Mark höher.
[2]) Nur mit 45 Prozent Eisen.

für Rohre sind gegenwärtig vier- bis fünfmal, die Verlegungskosten drei- bis viermal so hoch, als sie im Frieden waren, während die Eisenbahnfrachtsätze für die Kohlen mit Einschluß der Stempelgebühr und der Erhöhung vom 1. April 1919 sich noch nicht doppelt so hoch stellen als vor dem Kriege.

Dieses eine Beispiel zeigt uns, daß wir zurzeit an neue Maßnahmen, wenn sie auch, nach dem Friedensmaßstab berechnet, noch so wirtschaftlich sind, nicht denken können. Das einzige, woran wir denken können und müssen, ist: Wie bringen wir unser armes, krankes Volk wieder zur Vernunft, wieder an die Arbeit?

Wenn wir erst einmal wieder wirtschaftlich — was noch sehr, sehr lange dauern kann — da angelangt sind, wo wir am 9. November 1918 aufgehört haben, dann wird es Zeit sein, die vielen, vielen Probleme, die uns jetzt vorschweben, in die Tat umzusetzen. Selbstverständlich ist es die Aufgabe der Männer der Wissenschaft, die Vorarbeiten für die Durchführung dieser Probleme inzwischen weiter zu betreiben, und es ist Pflicht der Regierung, diese Männer bei ihrer Arbeit zu unterstützen und unter ihnen die Besten herauszusuchen und sie an die richtige Stelle zu setzen, wo sie nicht nur raten können, sondern wo ihnen auch die Möglichkeit gegeben ist, das, was sie für richtig halten, autoritativ durchzusetzen.

Ein Problem mehr wirtschaftlicher als technischer Art soll hier auch nur

preise
für 1000 Kilogramm

1915	1916	1917	1918	1919
		Mark		
11—11.50	14—15.50	16—17.50	24—25.80[3]	41—42.80
12.25—13	15.25—16.75	17.25—18.25	25.50—27.30	42.50—44.30
15—17[1]	19	22	33.60	58.90
17.50—19.50	19.50—21	22.50—24	34.20—39	59.50—64.30
12.80	16.80	23	28.60	38.50
15.50—16.50	20	25.40[2]	25.40	32
93	122.50	167.50	223	314.50
74—75	93.50	118.50	138.50	240
—	160	195	235	435
110	140	160	220	420
—	195—205	215—280	320	545
—	175	195	275	500
—	250	285—325	295—335	610

[3]) Ab drittes Vierteljahr 1915 inklusive Kohlensteuer.

gestreift werden, das ist die Sozialisierung der Brennstoffversorgung. Diese von der Sozialdemokratie angestrebte Umwandlung der Brennstoffindustrie erscheint nicht nur denen, die in dieser Industrie groß geworden sind und sie kennen, sondern selbst den Führern der Sozialdemokratie, wie zum Beispiel Karl Kautsky, im heutigen Augenblick höchst bedenklich. Er sagt selbst, daß jetzt im Augenblick tiefsten wirtschaftlichen Niedergangs die Sozialisierung nicht mit Erfolg durchgeführt werden könne. Man hört oft das Schlagwort von den zur Sozialisierung „reifen" Betrieben. Leider werden aber diejenigen, die es verstehen könnten, ob ein Betrieb reif ist oder nicht, nicht gefragt, und wenn sie unaufgefordert ihre Meinung abgeben und betonen, daß die Betriebe noch nicht „reif" wären, dann wird von einseitigem Unternehmer- und Kapitalistenstandpunkt gesprochen.

Was die restlose Sozialisierung der Kohlenwirtschaft im Augenblick für die deutsche Volkswirtschaft bedeuten würde, kann auch der Laie sich nach Kenntnisnahme der von mir gegebenen Zahlen vorstellen.

Vorderhand kann man dem deutschen Volke und insbesondere der jetzt leider fälschlich sogenannten „werktätigen Bevölkerung" nur zurufen: „Der Müßiggang, nicht die Arbeit, ist der Fluch des Menschen." Vielleicht könnte man auch mit Ovid sagen: „Wer arbeitet, dem vergehen die unnützen Gedanken!"

Der Vagabund

Eine Erzählung

von

Theophile von Bodisco

Dimitri Karlowitsch Schneider betrachtete sich selbst als ein Problem. In seinem Blute, meinte er, tanzten unversöhnt zwei Rassen, die sich nicht miteinander verschmelzen konnten. Sein sächsischer Großvater Schneider, der mit seiner deutschen Frau nach Südrußland ausgewandert war und schnell Vermögen gemacht hatte, war zur Erziehung seiner Kinder nach Petersburg übergesiedelt. Sein Vater Karl, schon verwöhnt durch breite, russische Verhältnisse, hatte eine Russin geheiratet, so daß Dimitri der orthodoxen Kirche angehörte. Er galt allen als ein vollkommener Russe und ließ es auch so gehen.

Aber Dimitri verlor nie das Gefühl der Disharmonie: er liebte es, in sich hineinzulauschen, und da gab es nun stets die verschiedensten Stimmen, die einander Frage und Antwort zuwarfen. Er suchte in den Erinnerungen seiner Seele, ob sie noch etwas aufbewahrt hätte von ihrem Anteil an hohen, hellen Vorfahren und tiefrauschenden Buchenwäldern. Er gab vor, das deutsche Wesen, den deutschen Charakter hoch zu verehren, und dennoch war da etwas in ihm, das über die Gradlinigkeit und Steifheit dieser Strukturbildung leise spottete und das mehr dem breiten, russischen Fatalismus zuneigte. Voller fließt dieses mein russisches Blut, dachte Dimitri oft, es bringt mich den Urdingen näher und macht meine Seele protoplasmatischer. Das Weltbild kristallisierte sich ihm nicht in feste Formen, er empfand es mehr als Licht und Schatten, als Klang und Farbe. Meine Seele, sagte er, fühlt das Urchaos, das noch hinter allen Dingen ruht.

Dimitri hatte bisher noch keinerlei wirkliche Aktivität gezeigt. Er diente zwar, um doch nach außenhin etwas wie eine Tätigkeit zu markieren, im Ministerium des Innern, war aber ehrlich genug, die dort verbrachten Stunden nicht als sonderlich nutzbringend auszugeben. Doch sein Leben hatte ihn, wenn er auch oft melancholischen Stimmungen preisgegeben war, bisher noch nicht wirklich enttäuscht: erst in diesem Frühling hatte ein seltsames Erwachen in ihm begonnen. Es war gerade so, als habe sich eine Krankheit lange vorbereitet, die nun ausbrechen wollte. Nichts mehr machte ihm rechte Freude, alle Gesellschaftsformen erschienen ihm mit einemmal vollkommen ver-

braucht, alles Geistige viel zu sehr in Klischees fixiert, alle Menschen zu schematisiert in ihren Lebensrollen. Ein Ekel erfaßte ihn geradezu. Das Urchaos, ein bisher nur seinem Geiste zugängliches Objekt des Erkennens, begann in sein Leben überzugreifen. Er verstand sich selbst nicht mehr und befragte die Ärzte, jedoch sein Körper wurde für gesund erklärt. Dann ist die ganze Welt eben krank, und ich bin es mit ihr zusammen, sagte er sich und empfand dazwischen geradezu etwas wie ein Herannahen von schwarzen Todesschwingen und unheilvollen Dingen. So konnte es nicht weitergehen. Er grübelte, wie hier zu helfen sei, wie er wieder auf eine Lebensquelle stoßen könnte, die ihm Heilung und Genußfähigkeit wiederbrächte.

*

Wie viel mehr kann nicht der Norden uns Nordländern geben als alle Pracht des Südens. Wir können zur Natur des Nordens in eine ganz anders innigere und tiefere Beziehung treten. Der Süden überrumpelt unser Gefühl, stellt sich uns als grandiose Kulisse dar, verlockt und blendet uns, aber wir bleiben doch bloß der Fremde und Staunende, und die Natur will geliebt und verstanden sein, um ihren wunderbaren Segen auszugießen. Wer von uns erfahren will, was er selbst ist, was seine Vorfahren waren und fühlten, der wandere hoch in den Norden hinauf und höre dort die ewigen Stimmen, die zu ihm reden. Dort, in der klaren, hellen Luft, lebten einst unsere Götter, dort, in dem Reigen der weißen Nächte, wurden die Geheimnisse geboren, die noch jetzt auf dem Grunde unserer Seele ruhen, denn dort ist ihre eigentliche Heimat.

Dimitri wanderte hoch oben in den Regionen Finnlands, wo sich die endlosen Wälder hinstrecken, wo über weiten Seen Himmel und Sonne sich uns auf eine neue und gewaltige Art offenbaren. Er tauchte tief in das Mysterium der nicht endenwollenden, weißen Nacht. Er war wohl mit der Eisenbahn hinaufgefahren, hatte aber sogleich eine Fußwanderung unternommen, denn er suchte unmittelbare, noch von Menschen unverfälschte Natur. Reisen, Badeorte, Besuche bei Freunden auf Villen oder Gütern — alles das hätte ihm nicht das gegeben, was er suchte: das ganz Einfache, das ganz Aufrichtige, die demütige Gebärde der Seele, den neuen Ansatz zum Weltempfinden. Das Brausen der Flüsse, die schroffen, nackten Felsen, der endlose Tag des Nordens, alles das gab ihm eine vollkommene Losgelöstheit. Menschen begegnete er selten, in den vereinzelten Dörfern erhielt er einfache Nahrung, oftmals erbat er sich sein Essen wie ein Almosen und empfing es dankbar als eine Gabe der Menschheit.

Dimitri wunderte sich nicht, daß man ihn als einen Vagabunden auffaßte, er hatte alte Kleider an, Sonne, Regen und Nebel hatten ihnen eine sonderliche Naturfarbe gegeben. Seine Mütze hatte ihren Schirm verloren, so daß ein Büschel dunkler, lockiger Haare ihm auf die Stirne fiel. Darunter

ein schmales, sensitives Gesicht mit zuckendem Munde und braunen, traurigen Augen. Er lächelte oft, wenn er mißtrauische Blicke auf sich gerichtet sah, und fragte sich, ob man ihn vielleicht für einen hielt, der dem Gefängnis entsprungen sei? War er nicht auch einer Art von Gefängnis entsprungen, machte er nicht den Versuch, mit aller Konvention und allem Hergebrachten auf einige Zeit zu brechen, um sich ganz allein in der Natur wieder zurückzugewinnen?

Er wanderte zumeist durch die hellen Nächte; die Kargheit und Keuschheit der Natur erschienen ihm von wunderbarster Aufrichtigkeit, die Natur war hier noch wie im Kindheitsstadium. Der zarte rosa Schimmer über den weiten Seen vor Sonnenaufgang erschien wie ein scheues Erröten der Welt vor dem Nahen der Göttlichkeit. Er lebte wie in einem Zauber. Die hohen Ähren der Felder schaukelten leicht im Nachtwinde, und er, müde und beruhigt, sank nieder und fühlte alle Heiligkeit, die auf dem langen Wege des Brotes liegt. Er lernte die Natur des Nebels verstehen mit allen seinen Tücken und Geheimnissen, wie er über dem schlafenden Moor aufstieg. Er sah und hörte allerlei Nachtgetier, verfolgte in der Dämmerung das Auftauchen der grauen, gewaltigen Elche, die wie lebende Denkmäler alter, versunkener Zeiten erschienen, und während er das alles in sich aufnahm, fühlte er sich stärker und lebendiger werden. Dennoch war er nie demütiger. Die Verse eines alten Indianerliedes kamen ihm in den Sinn, so daß er sich selbst eine Melodie dazu machte und sie vor sich hinsang:

Wenn ich tot bin
wein nicht um mich,
da ist der Geier,
der wird um mich weinen.
Wenn ich tot bin,
wirf mich in den Wald,
da ist das Armadill,
das wird mich begraben. —

Er sang dieses Lied mit seiner klaren Tenorstimme und einem Gefühl seltsamster Eingliederung in urweltliches Geschehen. Aber mit der zunehmenden Erholung und Erstarkung seines Körpers verloren seine Gedanken und Gefühle das allzu Vage, begann er sich vorzustellen, daß er jetzt etwas erlebt hätte, das noch früher gar nicht dagewesen wäre, daß er so als Vagabund dem Norden seine Geheimnisse abgelauscht hätte. Aber als er sich ausmalte, wie er mit dem Berichte dieses Erlebnisses Sensation erregen würde im Kreise seiner Bekannten, war es auch schon vorbei mit der einfachen, aufrichtigen Eingliederung in die Natur. Die Unruhe der Welt erfaßte ihn wieder, er hatte die Gemeinschaft mit den Menschen vermieden, nun strebte etwas in ihm der menschlichen Gesellschaft wieder zu, und er fühlte es, daß er mit etwas ganz Neuem zu ihr zurückkehre, er hatte die Hoffnung in sich, daß er einen neuen Ansatz zum Leben gefunden hätte. Worin dieser Ansatz zu be-

stehen hätte, das formulierte sein Gefühl noch nicht. Es war ihm genug, daß er sich wieder empfinden konnte, wie es vor der großen Krisis im Frühling gewesen war, als einen, der ein Recht dazu hatte, die Menschheit zu interessieren, als einer, der sowohl individuell wie rassenpsychologisch der Aufmerksamkeit der Welt wert sei. Hieran klammerte sich Dimitri.

*

Ein Villenort im Walde. Dimitri ist weite Strecken mit der Eisenbahn heruntergefahren; er hat sein Billett zwar bis zur Stadt genommen, als aber der Zug auf der kleinen Station hält, hat ihn etwas gezwungen, auszusteigen. Nun geht er durch die wenigen Villenstraßen. Als er vor einem großen, schönen Hause stehen bleibt, ruft ihm ein russischer Bedienter zu, sich sogleich zu packen oder er werde die Hunde rufen. So wirke ich also jetzt auf die Menschen, denkt Dimitri und geht philosophisch lächelnd weiter. Sowie man unter die Menschen kam, war es vorbei mit aller Freiheit. Er geht geradeaus in den Wald hinein, hier und da noch einzelne Häuser, dort ein hohes, rotes Dach zwischen schwarzen Tannen. Wenn man aus hohem Norden kommt, ist man geneigt, an Zauberei zu glauben, und so durchzuckt es Dimitri plötzlich, als er dieses hohe, rote Dach sieht: das kenne ich ja, wo habe ich es schon gesehen? Und er geht weiter, als ginge er einem Schicksal entgegen.

Unsinn, sagt er sich gleich darauf, kehrt um und geht auf die andere Seite, aber der leise Zwang, der ihn bewogen hatte, auf der Station auszusteigen, treibt ihn wieder zurück. Ich will mir doch beweisen, daß das Einbildungen sind, denkt er.

Es ist ein Haus mit Eigenart, gegliedert, unregelmäßige Fensterverteilung und ein so hohes Dach, daß es aussieht, als habe man einem Zwerge eine Riesenzipfelmütze aufgesetzt. Hier können doch nur gute Menschen leben, naive, gläubige, von hier kann mir doch nichts Schlimmes kommen! Er bleibt beim Hause stehen, setzt sich unter eine hohe Tanne, die tief herabhängenden Zweige verstecken ihn ganz, er lehnt sich an den Baum, er ist sehr müde, er hat ein seltsames Gefühl von Geborgenheit, um ihn sinkt die Dämmerung, er schläft ein.

Als Dimitri erwachte, fiel sein Blick auf ein erleuchtetes Fenster. Auf einem Tische unter einer Arbeitslampe mit grünem Schirm lagen große Bogen Papier ausgebreitet, auf dem Stuhle kniete eine Frau und zeichnete. In der Haltung dieser Frau — oder war es ein Mädchen? — wie sie den Ellenbogen auf den Tisch stützte, lag etwas Freies, Ungezwungenes, Gespanntes. Sie zeichnete langsam, aber sicher, und nahm dazwischen ein Lineal zur Hilfe. Sie war eher ein wenig untersetzt, die Schultern breit und kräftig, wenn auch schön herausgeformt, die Hände klein, nicht schmal, schienen es zu verstehen, anzupacken. Das ist durchaus nicht mein Genre, dachte Dimitri, und blitz-

schnell durchfluteten ihn Erinnerungen, süße und schmerzliche. Er schloß die Augen, und für einen Augenblick gehörte er noch einmal leidenschaftlich allen Frauen, die er geliebt hatte. Dann blickte er wieder auf das Gesicht vor ihm. Zwischen diesem Gesicht und mir ist kein Zusammenhang, nie könnte ich mich danach sehnen, dieses Antlitz in meine Hände zu nehmen und auf die geschlossenen Lider zu küssen, dachte er, sie ist zu wenig traumverloren, sie ist zu wenig Blüte. Aber sie ist eine Frucht, sie ist etwas Fertiges, etwas, was dir selbständig gegenübersteht, sagte eine andere Stimme. Das Gesicht, im gewöhnlichen Altersſinne nicht mehr ganz jung, leuchtete dennoch von Geist und Kraft. Hier haben Willen und Geist eine Statue gebildet, sagte sich Dimitri, und wir müssen es auch ertragen, Frauen frei und wirkend und ganz plastisch, uns fest gegenüberstehend, zu empfinden. Ich muß vor allem denken: das ist ein Mensch, das ist ein Mensch, ... das brauche ich doch eben gerade. Er beugte sich vor, und mit einemmal, ohne daß sie direkt bewußt auf seine Sinne wirkte, gefiel sie ihm so heftig, daß sein Herz klopfte. Gierig fing er auf, was von ihr zu ihm strömte. Er erhob sich und stellte sich dicht unter das Fenster. Sie hatte einen Zirkel in der Hand, preßte die vollen Lippen aufeinander, runzelte die Stirn. Aus ihrer hellen Spitzenbluse schimmerten Hals und Arme weiß und gesund. Wer war sie, was tat sie, war sie eine Architektin, die sich selbst ihr Haus gebaut hatte? Warum arbeitete sie so einsam in dieser duftenden Sommernacht, hatte denn das Leben ihr nichts Begehrenswerteres gegeben als Arbeit?

Jetzt sah Dimitri, daß sie aufstand und sich aus dem Fenster beugte, er hatte gerade noch Zeit, in den Schatten zu treten. Sie hat meinen Blick gefühlt, dachte er. „Wer ist da?" rief eine klangvolle, tiefe Stimme, „wer ist da? Ich sehe Sie ja doch, kommen Sie näher."

Dimitri trat lächelnd wieder unter das Fenster. Es zuckte leicht über ihr Gesicht, und er dachte, fürchtet sie sich vor mir, empfindet sie dieses mein Lächeln als eine Frechheit? Sie sagte ruhig: „Sie dürfen sich nicht so ums Haus herumtreiben, gehen Sie weiter." Sie hatte schwedisch gesprochen. Da Dimitri nicht antwortete und auch nicht fortging, wiederholte sie ihre Worte in finnischer Sprache. Er rührte sich nicht, starrte sie unverwandt an und redete sie darauf auf Deutsch an:

„Ich habe doch gar nichts Schlechtes getan, es steht doch in keinem Gesetz geschrieben, daß es verboten ist, das anzusehen, was einem gefällt?"

Sie antwortete nichts, schloß das Fenster und wollte auch die Vorhänge zuziehen. Da klopfte Dimitri stark an das Fenster, denn auf keinen Fall wollte er seine Vision so schnell entschwinden lassen. Sie öffnete einen Spalt und wiederholte ruhig ihre Aufforderung, zu gehen. Es fiel ihm auf, daß sie nicht drohte; das bewies ihm, daß sie gewohnt war, zu befehlen. „Bitte," rief er, „schicken Sie mich doch nicht so fort, mich hungert sehr, nein, Sie dürfen mich nicht so fortschicken." Sie zögerte einen Augenblick, als sie

sagte: „Gut, ich werde Ihnen etwas zu essen geben." Das Fenster ward geschlossen, sie verließ das Zimmer.

Es wurde ihm zu lang, zu warten, er begann langsam um das Haus zu gehen. Die Tür der Küche stand offen, und er sah die Frau im erleuchteten Raume herumhantieren. Er setzte sich auf die unterste Stufe der kleinen Treppe. Bald trat die Hausfrau heraus und schien nun doch zu erschrecken, als sie ihn da sitzen sah. „Sie scheinen ja ganz allein im Hause zu sein?" sagte er nachdrücklich. Sie antwortete in bestimmtem Ton: „Ja, die Leute sind fort. Aber ich habe keine besonderen Schätze hier, kein Silber, und es dürfte wohl zu mühsam werden für Sie, meine Möbel herauszutragen." Sie sprach das Deutsch mit einer leicht schwedisch gefärbten Aussprache. Es gefiel ihm, daß sie so unerschrocken war, und er sagte lächelnd: „Ja, ja, den Leuten erlaubt man so fortzugehen. Wenn mir die Möbel gefallen, so nehme ich sie doch vielleicht!" Sie lachte und reichte ihm ein mächtiges Stück Brot, das mit einer noch mächtigeren, wie abgesäbelten Kalbsscheibe bedeckt war. „Sehr gut," meinte er, „jedoch es fehlt die Butter." Sie schien ernstlich verlegen, errötete sogar: „Ja so, ich fand sie nämlich nicht." „Also nicht orientiert in den internen Angelegenheiten?" Er biß herzhaft in das Brot: „Aber vielleicht jetzt ein Gläschen Wein?" Wieder ging ein Lächeln über ihr Gesicht: „Nein, aber Milch," sagte sie ruhig und ging in die Küche zurück. Es dauerte, bis sie mit einer großen Kruke frischer Milch zurückkam. „Gutes Herz!" sagte er, als er ihr die Kruke aus der Hand nahm. Während er aß und trank, stand sie, auf das Geländer der Treppe gestützt, da und sah in die Nacht hinein. Es war schon recht dunkel. Sie ist noch zu jung, um die Männer so gar nicht zu fürchten, dachte Dimitri, aber was muß ich tun, um sie noch länger zu fesseln? Da hörte er ihre Stimme neben sich: „Warum arbeiten Sie nicht?"

Dimitri machte eine wegwerfende Bewegung: „Ach, arbeiten, soweit mein Beruf es verlangt, tue ich es ja," und er dachte dabei voller Ironie an die vielen Gläser Tee, die er vormittags in seinem Ministerium austrank.

„Was ist denn das für eine Arbeit, die Sie tun, was für ein Beruf?" verwies sie ihn ernst.

„Oh, meine Gnädige, ich hoffe, ich darf sagen, mein Fräulein, Sie meinen wohl meinen Vagabundenberuf? Sie machen sich offenbar keinen rechten Begriff von einem Vagabunden, auch in diesem Beruf sind viele Schwierigkeiten. Es ist gar nicht so einfach, sich auf die Art durch die Welt zu lancieren."

„Ich höre es nun aus Ihren Worten, was ich gleich sah," sie sprach fast traurig, „daß Sie aus gutem Stande sind. Um so bedauernswerter, um so verwerflicher ist dieser Ihr Zustand. Haben Sie sich nicht darum bemüht, eine kleine und leichte Arbeit zu übernehmen?"

„Nein, mein Fräulein. Aber ich bitte Sie, mich nicht zu verachten."

„Ich verachte nie einen Menschen, bevor ich —"

„Halt! Sie bleiben bei den Kleidern stecken. Was wissen Sie denn, was sich unter diesen Lumpen verbirgt? Vielleicht bin ich gar nicht so heruntergekommen, wie Sie annehmen? Machen Sie doch eine Probe. Nehmen Sie mich doch für einige Augenblicke in Ihren hübschen Salon und vergleichen Sie mich dort, ich meine meinen inneren Menschen, mit den Herren Ihrer Bekanntschaft?"

Sie antwortete nicht; Dimitri fürchtete, sie fände seinen Vorschlag so unerhört, daß sie nicht einmal mit einem Wort darauf einginge. Wenn es nun zuerst nur im Scherz gewesen war, daß er sie darum gebeten hatte, schien es ihm jetzt, als sei es bitterster Ernst geworden. Irgend etwas Sonderbares ging in ihm vor. „Haben Sie Furcht, mich in Ihr Haus zu lassen?" fragte er. „Ich bin kein Hooligan, ich habe keine Waffen bei mir, ich möchte Ihnen nur beweisen, daß auch ich vielleicht würdig bin, in Ihrem Salon zu sitzen. Ich bin so halb und halb ein Verzweifelter, und ich möchte nicht verachtet werden!"

„So kommen Sie," sie sprach langsam, „kommen Sie durch die große Tür, ich will Ihnen aufschließen." Sein Herz hüpfte; dies Erlebnis, dies Abenteuer, wie einzig ist es, wie neugierig werden sie alle zuhören! Aber trotzdem er sich so Mut und Freude zurief, war da tief in ihm etwas ganz anderes wach geworden, etwas Dunkles, Unruhvolles. Während er zur Tür ging, sang er, und es fiel ihm selbst auf, wie schön seine Stimme in der Nacht klang:

Wenn ich tot bin
wein nicht um mich,
da ist der Geier,
der wird um mich weinen. —

Er sah sie in der Tür stehen und sang noch den zweiten Vers. „Was für ein Lied ist das denn?" fragte sie. „Oh, ein altes Indianerlied, ein Lied für Vagabunden!"

Der Komfort und Geschmack des kleinen Hauses machten Eindruck auf ihn. Seit Wochen saß er wieder auf einem bequemen Stuhl und nahm aus einem silbernen Kästchen eine Zigarette: „Sie wissen kaum, was Sie mir tun," sagte er leise und ganz erschüttert durch ihre Güte.

„Das Unglück, in das Sie gesunken sind," sagte sie fest, „muß gehoben werden können. Trinken Sie?"

„Wenig." Dimitri lächelte. „Aber mein Unglück liegt vielleicht tiefer. Ich leide an einem Problem." Als er diese Worte gesagt hatte, hoffte er, daß sie nun ein wirkliches, psychologisches Interesse an ihm nehmen würde. Er sah sie von der Seite an. Sie zog einen kleinen Revolver aus der Tasche und legte ihn auf ein Tischchen hin. Die Waffe war ihm so nah, daß er nur die Hand auszustrecken gebraucht hätte, sie zu fassen, und während dieser Beweis des Vertrauens von ihrer Seite ihn rührte, mußte er doch darüber lächeln, daß sie heimlich die ganze Zeit eine Waffe bei sich verborgen gehabt hatte.

Er schloß die Augen und zog den Rauch ein. Aus jener grundlosen Tiefe, die wir alle in uns tragen, stieg eine neue und zarte Wehmut auf, das machte ihm die Situation nur noch reizvoller.

„Wie war der Anfang," fragte sie, „ich meine, Sie waren doch etwas, Sie hatten doch etwas?"

Jetzt mußte Dimitri auflachen. „Ja, sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, das ist nun gerade das, was ich Ihnen nicht sagen kann, wie der Anfang war: Es war, als zerfiele alles um mich, da haßte ich den Zwang der Gesellschaft, das Ausgetretensein aller Bahnen, diese fertigen Schemata, alles dieses —"

Sie runzelte die Brauen und sagte: „Ich bin kein Freund der Frivolität."

Er sah sie mit großen, erstaunten Augen an: „Dies soll Frivolität sein?"

„Ja. Abgemessen an der harten, starken Wirklichkeit unseres Lebens ist das jetzt nichts als Frivolität und Spiel."

Dimitri schüttelte den Kopf.

„Doch," rief sie, „die großen Dinge reden eine andere Sprache."

Er lächelte überlegen: „Das ist es eben, es gibt nicht sogenannte kleine und große Dinge, das ist eben der Irrtum, das Wesentliche birgt sich in allem und —"

„Es gibt nicht eigentlich große Dinge?" rief sie, „und was jetzt in der Welt geschieht? —"

Er antwortete mit Überlegenheit: „Ich komme aus der Dämmerung erster Menschheitszustände, ich war nur eine Empfindung in der Natur —". Plötzlich stockte er, ein heftiges Unbehagen erfaßte ihn, er dachte: jetzt kommt es, etwas Schreckliches kommt. — Er sah, daß sie ihm mit energischer Bewegung Zeitungsblätter hinreichte. Mechanisch griff er danach, voll Widerwillen murmelte er vor sich hin: „Was hat die Menschheit sich denn da ausgedacht?" Die Architektin stand vor ihm, sie machte eine Gebärde, die ihm unverständlich war: „Krieg, Krieg, Krieg, über ganz Europa Krieg! Wie, wissen Sie denn das noch nicht?" sagte sie sehr erregt. Wie eine Sibylle, dachte er, merkwürdig, was soll das? Er sah in die Blätter, es ward alles ganz traumhaft. Mit großen Lettern stand es da: die Kriegserklärung, Ruf gegen Ruf. Deutschland, Rußland, Frankreich ... So war es doch dazu gekommen! Aber nein, das war nicht das Schreckliche, was war es nur, was sich dahinter verbarg?! Das trifft die Welt, aber wie trifft es mich denn so besonders? Seine Hand zitterte. Daß das nur in die Zeit meines Erdenwandels fallen muß, dachte er. Es sauste ihm in den Ohren, es schlug wie ein harter, erzerner Ton an, war das die Glocke der Weltgeschichte? Unsinn, ich höre ja nichts, Einbildung alles, aber irgend etwas schnürte ihm die Kehle zusammen. Jetzt versinkt alles, geht alles unter ... er ließ die Blätter fallen, so furchtbar erschöpft fühlte er sich mit einemmal.

„Nun," fragte sie, „sind das nicht große Dinge?"

Er antwortete nichts. Die Architektin war ihm gleichgültig geworden. Er saß still da, aber es war in ihm ein Wogen, ein Sichheben und Senken. Ihre Stimme weckte ihn aus seinem Versunkensein. Er horchte auf. „Das wird die Lage von Europa ändern," sagte sie.

Dimitri nickte. „Natürlich," sagte er und fühlte sich innerlich tief erregt. „Natürlich ändert das die Lage von Europa, wie sollte es anders sein!" Als er so sprach, fühlte er, daß ihn ein ängstlicher und mitleidiger Blick streifte; er lachte nervös auf. Eine schreckliche Unruhe packte ihn, er sprang auf und begann, unbekümmert um seine staubigen Stiefel, auf dem Teppich auf und nieder zu gehen. Er kam dabei an einem Spiegel vorbei, und als ihm ein verwildertes, dunkelbraun gebranntes und erregtes Gesicht entgegensah, hätte er sich selbst verleugnen können. Bin ich es, fragte er sich, ich und mein Ich, sind wir identisch? War ich es, der jetzt dort dies Wanderleben aufgeführt hat? Mitten im Gehen blieb er hart stehen und rief: „Sie meinen natürlich, von nun an würde alles anders werden, wäre alles andere nichts, vor diesen großen, plumpen Tatsachen versinke alles?" Er streckte die Hand weit von sich, blies in die Innenfläche und sagte: „Tabula rasa mit der Menschlichkeit und allem übrigen?"

Sie sprach jetzt mit einer anderen Stimme, gedämpfter und weiblicher erschien sie ihm: „Auch meine erste Empfindung war ein gewaltiger Schreck." Er hörte nichts, was sie sagte, und unterbrach sie bald: „Ich komme aus Licht und Freiheit —" und übersprudelnd, wie ein Mensch, der lange geschwiegen und der sich nun mitteilen muß, berichtete er von seinen Erlebnissen oder vielmehr von den Eindrücken seiner Wanderung. Aber als er zu sprechen begann, ging es ihm auf, daß das alles jetzt eigentlich keinerlei Bedeutung mehr habe ... Er sprach schnell, sich überstürzend, konnte kein Ende finden, sagte sich selbst: „Ich spreche alles durcheinander, und es ist doch so gleichgültig, was meine Worte sagen, nicht das ist es, nicht das ist es" ... Er verstummte, ganz plötzlich brach er ab. Er hörte sie sagen: „Ich sehe es, Sie sind gar kein wirklicher Vagabund."

Er erschrak zuerst, dann lächelte er, zog sein Taschenbuch heraus und entnahm ihm eine Visitenkarte. Während er sie ihr reichte, durchzuckte es ihn: nun sieht sie es, was für ein Mensch ich bin, wie anders ich bin! und ein leises Prickeln des Stolzes kam über ihn.

Sie nahm die Karte, sah prüfend darauf hin, ihr Gesicht bezog sich mit dunkler Röte, sie zog die Stirn kraus und warf die Karte auf das Tischchen, auf dem der Revolver lag, und rief: „Ich habe aus Mitleid dem armen Vagabunden mein Haus geöffnet und nicht, damit der Ministerialbeamte Schneider sein Spiel triebe."

Sie standen einander gegenüber. Kräftig gebaut, voll Stolz und Würde stand sie da vor ihm, er sah sie an, erstaunt und immer noch mit dem Ver-

such, überlegen zu lächeln: „Ich versichere Sie, mein Fräulein, dem Ministerialbeamten Schneider ist das voller Ernst."

„Das alles ist für mich nichts als Snobismus," sagte sie hart.

Das Wort traf ihn, er zuckte zusammen. Das ist es, sagte er sich, das ist es, diese Art von Wertung, so etwas gibt es für mich . . . Ärger und Schmerz kämpften in ihm, sein Herz begann zu klopfen, aber er bemühte sich, ruhig zu sprechen:

„Mit dem armen Vagabunden, der hungerte, hatte Ihr Herz Mitleid, und was fehlte dem da? Speise und Obdach bloß. Aber warum versagt Ihr Mitleid bei jenem anderen Vagabunden, der doch wohl in einem ganz anderen Sinne heimatlos sein muß, um so auf der Erde zu pilgern, dem unsichtbaren inneren Vagabunden, meine ich?"

Sie wandte sich, ging ans Fenster und sah in die Nacht hinaus.

Wenn ich jetzt einfach wegginge? fragte sich Dimitri. Sie hat mich ja doch gerichtet, ich habe verspielt. Warum kann ich es nicht, was zwang mich, hierher zu kommen, was zwingt mich jetzt, hier zu bleiben und wie auf Begnadigung zu hoffen?

„Mir ist es jetzt sehr ernst zu Mut." Ihre Stimme klang voll. Dimitri empfand es mit Dankbarkeit, daß sie an ihr erstes Gespräch anknüpfte und so alles, was dazwischen gewesen war, wie in Parenthese setzte. „Selbstverständlich, mein Fräulein, das ist jetzt wohl aller Menschen Meinung." Er sprach leicht, es war ihm, als lichte es sich ihm wieder am Horizont. „Aber was sind im Grunde Ernst und Freude? Sie haften nicht sowohl an den Dingen, als daß sie bloß Schattierungen sind, die unser armes Herz den Dingen gibt. Unsere Seele gaukelt um die Dinge, sie könnte sich außerhalb stellen —" Er brach ab. Sowie er diese Worte gesprochen, war es ihm durch den Sinn gegangen, ob das auch seine tiefste Überzeugung sei oder ob er wieder eine Art Florettspiel aufführe oder Versteck spiele? Wenn ich so zu ihr rede, rede ich mich um meinen Kopf, dachte er, aber es geht die Bahn hinab, ich sehe es, meine Bahn geht abwärts, und ich weiß nicht, wo sie endet. Das ist es ja eben, daß ich nicht weiß, was in mir ist. —

„Nur wer sich mit den Dingen zu identifizieren vermag, lebt wirklich," klang eine Stimme.

„Ist Überlegenheit Ausgeschlossensein?" fragte er.

„Es gibt Fälle, wo es gar keine Überlegenheit gibt. Denken Sie an das Leid, das jetzt heranrückt, an den vielen Tod."

„An den vielen Tod . . ." wiederholte er leise; dann, gequält und gespannt: „Aber welch eine Primitivität liegt nicht in der Gewaltsamkeit. Und die Menschheit war schon so nüanciert und verfeinert, und nun wird alles zurückgeführt auf die einfachsten Linien, das Individuum, schon so plastisch losgelöst, soll nun wieder in Nichts zerflattern —"

„Das ist gerade das Große," sagte sie bewegt, „daß es jetzt ein Zurückgreifen gilt zu den alten, ewigen Wahrheiten, und daß es sich jetzt erweisen muß, wer und was stark und lebendig war."

„Wie viel könnte ich hierüber nicht sagen," erwiderte Dimitri ernst; dann wieder kam die traumhafte Stimmung über ihn. „Ich könnte Ihnen erklären, wie Patriotismus doch eigentlich nichts anderes ist als ein Aufflammen des Gesamtegoismus, ach, wie viel könnte ich nicht sagen, aber warum soll ich es tun? Sie hören mich ja doch nicht, denn Ihre Seele will jetzt andere Töne hören, sie würde jetzt doch unmusikalisch bleiben für fremde Ideen. Es entspricht auch Ihrer starken und einfachen Seele, jetzt voll mitzuempfinden. Daß Sie so ein Mensch sind, das bewies mir schon Ihr kleines Häuschen mit seinem allzu hohen Dach."

„Es ist nicht allzu hoch," warf sie bestimmt ein.

„Nun gut, es ist gerade niedrig genug für einen gläubig lebenden Menschen wie Sie. Ich bin vor Ihnen nichts als ein schwingender Pendel, Sie beliebten sogar zu sagen ein Snob, doch ich fühle wohl, Sie sind im Grunde zu gütig, um mich so zu verstehen. Empfinden Sie mich jetzt einen Augenblick lang mit der ganzen Stimmung meiner letzten Wochen, mit all meiner Zerrissenheit und Qual und sagen Sie mir — ja, mag auch das größte Weltgeschehen sich abspielen, Sie und Ihre Persönlichkeit und Ihr Urteil sind mir eben in dieser Stunde die Realität, das Schicksal, das Entscheidende. Sie sollen es mir sein. Und nun sagen Sie mir, was soll nun mit mir geschehen, was soll ich nun tun? Ich gehöre nirgends hinein, ich quäle mich an mir selbst, ich quäle mich an dem Leben. Wo ich bin, stagniert alles. Wie löse ich mein Problem?"

Ihre Augen sahen ihn groß und gütig an. Sie forderte ihn auf, sich neben sie zu setzen. Als er meinte, daß er sich seiner Maskerade schäme, erwiderte sie ernst:

„Sie schämen sich in diesem Augenblick weniger Ihrer äußeren Maskerade, aber Sie beginnen zu verstehen, wie jegliche Art der Maskerade und Koketterie der Seele dem Leben dieser Seele gefährlich werden.

„Sie wollen einen Rat von mir — wie kenne ich Sie denn, einen Fremden, der spät abends in mein Haus kam? Was kann ich Ihnen denn sagen? Nur eines ist mir klar: Sie müssen frei zu werden suchen von sich selbst. Die Zeit ist groß, vielleicht hilft sie Ihnen. Suchen Sie etwas, worin Sie aufgehen könnten, heben Sie doch für einige Zeit die Konstellation Dimitri Karlowitsch Schneider, die Ihnen soviel Mühe und Qual gebracht hat, auf."

Die letzten Worte waren frisch gesprochen, wie ermunternd, doch fühlte Dimitri ihren ganzen Ernst, denn sie sprach das aus, was er gefürchtet und erwartet hatte. „Das ist ein Wort," sagte er.

Sie fragte ihn nun, ob er werde mitkämpfen müssen, ob er noch Verwandte in Deutschland habe und ob er durch alles dies in Konflikte hereinkommen könnte? Er antwortete, aber tat es wie mechanisch. Das ist es ja nicht, dachte er, darum handelt es sich nicht für mich. Hat sie mein Problem nicht schon gelöst? Ist es nicht überraschend einfach geschehen? Das ist es

ja nicht, daß ich es jetzt erst erfahre, es ist jetzt erst in mein Bewußtsein getreten, es steht nun vor mir, was immer in mir war, ungelöst ... Und während er diese Gedanken dachte, fiel sein Blick unausgesetzt auf die kleine, blitzende Waffe, die da neben ihm lag. War auch dieses nicht ein Zeichen? Da liegt es, da flimmert es ... Seine qualvolle Unruhe steigerte sich plötzlich zu einem solchen Grad von Nervosität, daß er hätte aufschreien können; er fühlte es selbst, wie er blaß ward und der Schweiß ihm auf die Stirn trat. „Ein Glas Wasser," stieß er hervor. Sie wandte sich erschreckt dem Tisch am Fenster zu, sogleich streckte er die Hand aus und faßte das, was klein und schwer und so eigentümlich kalt war. „Hier," rief sie und reichte ihm das Wasser, „aber was ist Ihnen?" Er nahm das Glas, suchte sich zu beherrschen, aber seine Hand zitterte, gierig trank er einige Schluck. Seine Augen waren leer wie ein Abgrund. Nein, auch ohne diese Tatsachen, ich hätte es doch nicht weiter ertragen, jetzt aber ist es schon das Schicksal geworden. Er ging einige Schritte weiter. „Sie wollen schon gehen?" rief sie erstaunt. Er hielt an, starrte auf sie, suchte mit aller Kraft zu lächeln, aber es gelang nicht. Es rauschte und brauste in seinen Ohren, er war noch ganz wie ein Träumender, und dennoch dachte er: ist das nicht das Erwachen? Er ging auf sie zu, steif, gerade, wie ein Automat. Wie komme ich nur wieder fort von ihr? ... denn nichts schien ihm natürlicher, als daß er vor ihr hingesunken wäre, sein Gesicht in die Falten ihres Kleides geborgen und geweint hätte. Er verneigte sich, dann gelang es ihm, die Tür zu erreichen. So war es recht, er ging sie ja nichts an, wie sie ihn ja auch nichts anging. Sie war nur ein Werkzeug des Schicksals. Er hörte, daß sie ihm etwas sagte, er verstand es nicht, er wandte sich nicht mehr nach ihr um, obwohl er fühlte, daß ihre Augen ihm traurig und staunend folgten. Er tat es nicht, und das war sein Sieg.

Die Nacht war dunkel. Hier stand ich und sang: wenn ich tot bin, wein nicht um mich ... Ich brauche es nun nicht mehr zu singen, keiner wird weinen. Tränen werden fallen, viele, viele, aber nur für solche, die als Helden starben; ja, viele, viele Tränen ... Die Erde wird Blut und Tränen trinken die Fülle. Warum denke ich das? Weil ich mich abgemessen habe an allem diesem ... Er ging schnell weiter: wird es wirklich sein? Die Bäume rauschten. Was sagten sie? Sagten sie: hebe die Konstellation Dimitri Karlowitsch Schneider doch auf? Nein, das sagten die Bäume gewiß nicht, sie hatten nicht einmal soviel Interesse am Menschen, um dieses zu sagen. Wer aber hatte denn das gesagt? Ein Mensch hatte das zum Menschen gesagt. Sie hatte ihn verurteilt.

Was würde es nun gewesen sein? Am ehesten wohl ein Zwang. Von wo aber kam er, wie kam ihm das alles?

Er hob die Hand — ein Schuß fiel —

Sein letzter Gedanke war: es war ja gar kein Problem ...

Eduard Mörike und der grüne Esel

Ein unbekanntes Kapitel zur Geschichte der schwäbischen Dichterschule

Von

Hanns Wolfgang Rath

„Von Widerwarten eine Sorte kennen wir
Genau und haben ärgerlich sie oft belacht,
Ja einen eignen Namen ihr erschufest du,
Und heute noch beneid ich dir den kühnen Fund . . .
. . . . . .
Schnurrbartsbewußtsein trug und hob den ganzen Mann
Und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl,
Kurz, von dem Hütlein bis hinab zum kleinen Sporn
Belebet' ihn vollendete Persönlichkeit . . . . . .
. . . . . .
Nun, dieser Liebenswerte, dächt' ich, ist doch schon
Beinahe, was mein Longus einen Sehrmann nennt . . .
Doch nicht die affektierte Fratze, nicht allein
Den Gecken zeichnet dieses einz'ge Wort, vielmehr,
Was sich mit Selbstgefälligkeit Bedeutung gibt,
Amtliches Air, vornehm ablehnende Manier,
Dies und noch manches andere begreifet es . . . . . ."

Diese aus einem längeren Gedicht herausgenommenen Verse finden wir im Erstdruck in Pröhles „Norddeutschem Jahrbuch für Poesie und Prosa 1847", und ein Jahr später aufgenommen in die zweite Ausgabe der Gedichte Eduard Mörikes. Die letzthändige (vierte) Ausgabe von 1867, in der der Dichter, soweit es ihm selbst festzustellen noch möglich war, die Entstehungszeiten der einzelnen Stücke mitgeteilt hat, gibt für das „An Longus" überschriebene Gedicht — dem die hier vorangesetzten Verse entnommen sind — das Jahr 1841 an.

Die Mörikeforschung, die vielen Einzelheiten mit glücklichen Ergebnissen nachgegangen ist, hat auch zu diesem Gedichte den Anstoß zu entdecken vermocht, den das feinsinnig-satirische und ungemein lebensvolle Stück gezeitigt hat. Tiefergehend hat sich indessen keiner der Biographen mit der Angelegenheit befaßt.

Eduard Mörike und der grüne Esel

Wie ich auf meinen Wegen zu und mit dem stillen und dem Treiben der großen Welt abgewandten Dichter merkte, verlohnt es sich reichlich, das ein wenig gelichtete Dunkel vollends zu klären; und weil es bei dem Ernst der Arbeit nicht an der rechten Würze des Spaßes gebricht, worauf ja die einleitenden Verse genugsam hindeuten, so werden die Leser nicht minder auf ihre Rechnung kommen, als der Forscher, der auf den Spuren eines sonderbaren, verschollenen Pseudovertreters der „Schwäbischen Dichterschule" — die im übrigen so maßlos und zu Unrecht von Heine in seinem „Schwabenspiegel" (1838) und von den „Jungdeutschen" verächtlich behandelt wurde — freudig, wenn auch mit mancherlei Schwierigkeiten, aber unterstützt durch Zufälle, Steinchen für Steinchen zu einem Ganzen zusammentragen konnte.

Daß unbedeutende Menschen sich nicht selten großen Männern klettenartig anzuhängen wissen, ist genugsam bewiesen. Nicht nur aus der Ferne schmarotzen sie an dem grünen Lorbeer, sie treiben es zuweilen auch auf das rücksichtsloseste aus nächster Nähe und manchmal derart aufdringlich und unabweisbar, ja geradezu mit suggestiver Kraft wirkend, daß sie nicht allein dem Schaffenden hinderlich im Wege stehen, sondern den klaren Blick ihrer Opfer trüben.

Eines solchen Ohrenbläsers Opfer war Justinus Kerner, um den sich kraft seiner zwiefachen Berühmtheit lange Zeit, jahraus, jahrein Gerechte und Ungerechte scharten, gläubige Bewunderer seiner Person als Seelenarzt, wie sensationslüsterne Gaffer — treue Freunde und ehrliche Begeisterte seiner Muse — und nicht zuletzt allerlei Eigensüchtler mehr oder weniger harmloser Art. In seinem Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste" berichtet uns Theodor Kerner von dem taubenschlagartigen Verkehr in seiner Eltern Hause zu Weinsberg, und bei einer Durchsicht der angefügten Fremdenliste — die nur die Besucher einiger weniger Jahre aufzählt — mögen dem Nachdenkenden bei manchem Namen krause Gedanken über die Absichten des Besuches auftauchen, wieviel mehr aber noch dem, der mit Kerners Doppelpersönlichkeit, seinen Lebensphasen, seinen Gewohnheiten und überhaupt mit Zeit und Ort enger vertraut ist!

Kerner, der im Januar 1819 als Dreiunddreißigjähriger von Gaildorf nach Weinsberg kam, mochte naturgemäß oft Gelegenheit nehmen, als Oberamtsarzt das nur wenige Kilometer entfernt liegende Heilbronn zu besuchen, das damals mit seinen siebeneinhalb Tausend Seelen Bevölkerung schon eine rechte Großstadt gegenüber dem kleinen Winzerstädtchen am Fuße der „Weibertreue" war und Abwechslung an Geselligkeit und dem Literaten geistige Anregungen bieten konnte.

Bei einer derartigen Gelegenheit mag sich dem als Dichter schon berühmten Kerner jener „Sehrmann" genaht haben, der späterhin dem nicht weitabwohnenden Pfarrherrn von Cleversulzbach den Gedanken zu dem „an Longus" überschriebenen Gedichte eingab. Von diesem „Sehrmanne" soll nun hier erstmals im Zusammenhang Ausführlicheres berichtet werden.

Daß Kerner ihn schon frühzeitig kennen gelernt haben muß, beweist ein noch aufzuführender Brief und ergibt sich außerdem aus der Berufsentwicklung des Mannes, der Johann Friedrich Ernst Ostertag hieß und am 25. April 1805 als Sohn des später als Oberamtsrichter zu Heidenheim verstorbenen Johann Jakob Ostertag zu Stuttgart geboren wurde.

Sein Berufsleben als Jurist weist keine Besonderheiten auf: er erscheint im Jahre 1828 als Rechtskonsulent in Öhringen (Hof- und Staatshandbuch für Württemberg 1828), wohin er zweifellos kurz zuvor von Heilbronn aus, wo er laut Kernerschem Bericht „Oberamtsgerichtsaktuar" gewesen, übergesiedelt war. Von 1831 bis 1839 ist er als Amtsrichter in Niederstetten, nahe bei Mergentheim gelegen, aufgeführt. Der nächste Jahrgang, 1843, (die Handbücher erschienen nur alle vier Jahre) verzeichnet Ostertag merkwürdigerweise nicht; von 1847 bis 1854 figuriert er jedoch als Oberamtsrichter in Neresheim. Tatsächlich hatte er diesen Posten bereits 1842 inne, denn in der Neresheimer Stadtchronik findet sich der Eintrag, daß Ostertag von 1842 bis 1854 Oberamtsrichter dortselbst war, mit der Schlußbemerkung: „wo er flüchtig wurde und in Amerika starb".

Fußend auf diese Mitteilungen des Stadtschultheißenamtes wandte ich mich an das Amtsgericht und erhielt über die persönlichen Verhältnisse Ostertags wie über seinen wenig ehrenvollen Abgang aus dem Amt und aus der menschlichen Gesellschaft erschöpfende Auskunft.

Aus den „Gant-Akten", das heißt den gerichtlichen Aufzeichnungen über die öffentliche Versteigerung der Habseligkeiten des Angeklagten, geht hervor, daß er am 20. Juni 1828 — nach anderer Mitteilung am 25. Juli — die Tochter des fürstlich hohenlohischen Hofrats in Kupferzell (Oberamt Öhringen) Franz Christoph Grebner, Jeanette Barbara Antonie (geboren 3. Oktober 1806 in Kupferzell als ihrer Eltern elftes Kind), in der katholischen Kirche zu Kupferzell ehelichte, daß er noch bis zum Jahre 1854 Bürger von Kupferzell war und in diesem Jahre vier Kinder am Leben waren, darunter als zweiter ein Sohn Carl, achtzehnjährig, der, wie ich in der Schrift „Erinnerung an die Erziehungsanstalt Stetten im Remstal, zu ihrem fünfzigjährigen Jubelfeste" (Stuttgart 1881) fand, Schüler dieser Anstalt war. Weiter wird darin kund getan, daß sich unter den ausgebotenen Gegenständen eine Sammlung französischer Kupferstiche, sowie zwei Bilder Napoleons befanden, und schließlich, daß Ostertag sein Leben bei einer französischen Versicherungsgesellschaft versichert hatte.

Anfang des Jahres 1854 fand in Neresheim eine Gerichtsvisitation statt, bei der Ostertag der Unehrlichkeit im Amt verdächtigt wurde; er hatte sich der Verhaftung durch die Flucht bereits entzogen und wurde „in contumaciam" „wegen Restsetzung, Rechnungsfälschung, Unterschlagung amtlich anvertrauter Gelder, Täuschung bei Amtshandlungen und Anstiftung zu

Fälschung von Privaturkunden zu einer Arbeitshausstrafe von sechs Jahren und zu Bezahlung sämtlicher Kosten verurteilt".

Schon im April 1854 war Ostertag suspendiert worden. Interessanten Einblick in das Hauswesen gewährt ein „Bericht des Oberamtsgerichtsverwesers Lang in Neresheim an den Königlichen Gerichtshof in Ellwangen, betreffend die Bitte um eine Verfügung zur Räumung des Oberamtsgerichtsgebäudes von Seite der Familie des entwichenen Oberamtsrichters Ostertags" vom 4. August 1854:

„Als ich zum Oberamtsgerichtsverweser bestellt wurde, so dachte ich mir, an der Frau des entwichenen Ostertag eine von dem Übermaß des über sie gekommenen Ungemaches niedergebeugte Unglückliche zu finden, der ich alle nur mögliche Rücksicht und Schonung schuldig sei; anstatt dessen fand ich ein herrisches Weib, das allen delikateren Aufforderungen zu Räumung des Hauses unzugänglich, bis auf diese Stunde mit Magd und zwei Kindern in den besseren Gemächern des Oberamtsgerichtsgebäudes wohnt und auf eine Weise dominiert, daß ich mit meiner Familie der kaum Geduldete bin; dieser Zustand fängt mir an unerträglich zu werden . . . ."

Laut Aktennotiz ist die Familie im Jahre 1854 noch von Neresheim weggezogen, und weder von ihr noch von Ostertag selbst ist dort etwas weiteres bekannt geworden. —

Diese Personalien sind indessen nur die Kehrseite der mehr interessierenden Persönlichkeit des Dichterfreundes und „Dichters" Friedrich Ernst Ostertag. Erstere Eigenschaft können wir ihm nicht bestreiten, und letzteres glaubte er zu sein — und Justinus Kerner, hypnotisiert von der äußeren Persönlichkeit, verkündigte seinen Ruhm als erster und wohl einziger — freilich mit zweifelhaftem Erfolge; er schreibt am 11. Juni 1837 an Sofie Schwab, die Gattin seines Freundes Gustav Schwab:

„Heute las ich die Dichtungen von Ostertag, den ich früher als Oberamtsgerichtsaktuar in Heilbronn kannte, wo ich aber nicht weit entfernt einen Dichter in ihm ahnte. Und diesen finde ich nun in seinen Gedichten vollkommen. Er hat wirklich ganz vortreffliche Dinge, worüber sich auch Schwab freuen wird. Ich kenne nur einen Tadel, der ihn treffen könnte — zuviel Politik und zu ausgedehnt — aber nein! — er darf sich Dichter nennen, und seine Erscheinung freut mich in der Seele. Er nennt sich auf dem Titel bloß „Friedrich Ernst". Notabene: er war, als ich ihn vor Jahren sah, der schönste Mann, den man sich denken kann. Damals wußte ich keine Silbe von seinem Dichterleben. Nun, ein schwäbischer Dichter mehr!" —

Und was antwortete Schwabs Frau? — am 16. Juni 1837 — „Die Poesie stirbt doch, trotz allen schlimmen Prophezeihungen und Kritiken, in unserm Schwabenlande nicht aus; Du hast einen neuen Dichter aufgefunden, von dem auch mein lieber Mann schon viel Gutes gehört hatte, — aber", —

und die Briefpartnerin geht hier unvermittelt zu dem wirklich Echten über — anscheinend will sie Kerner ihre und Schwabs wahre Meinung über die vielleicht schon bekannten Ostertagschen „Dichtungen" nicht offenbaren, — — „aber ganz entzückt ist mein lieber Mann und Klüpfel[1]) neulich nach Hause gekommen, als sie mit einigen Freunden beisammen waren und einen ganzen Abend Gedichte von Mörike vorlesen hörten. Sie sollen wunderschön sein, und werden jetzt gesammelt und herausgegeben von den Freunden".

Kerner, der inzwischen selbst die „aura poetica" des Cleversulzbacher Pfarrhauses geatmet, erkundigt sich bald darauf in kindlich-naiver Art noch einmal bei Schwabs — am 9. Juli 1837 — also: „Wie Euch Ostertags Gedichte gefallen, schreibst Du gar nicht." — Eine Antwort darauf hat Kerner abermals nicht erhalten. —

Sicherlich hatte die schwärmerische Art damaliger Freundschaftsschließungen Kerner zu näherer Verbindung, sogar brüderlicher Freundschaft mit Ostertag geführt, wofür die handschriftliche, intime Zueignung der „Dichtungen" ein Beweis sein mag.

Diese „Dichtungen von Friedrich Ernst", ein tüchtiger Foliant von 286 Seiten Großoktav, waren im Frühjahr 1837 im Verlage der Universitätsbuchhandlung von C. F. Winter in Heidelberg erschienen, und sie sind keinem Geringeren als Ludwig Uhland mit einer Apostrophe zugeeignet, zu der sich der Verfasser überdies noch eines Kernerschen Zitats mit Motto bediente. Schon dieses Widmungskarmen in seiner Banalität ist charakteristisch für den von Kerner „entdeckten" Schwabendichter.

An Ludwig Uhland.

Mit eignem Schnabel jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt.
Justinus Kerner.

Deine Lieder, edler Meister!
Weckten meiner Harfe Klang.
Mächt'ger Fürst im Land der Geister!
Nimm, was aus den Saiten drang!

Laß in deine Hände legen
Meiner Lieder schlichten Strauß;
Duld es, daß ich deinen Segen
Dankbar breite vor dir aus.

Becher, Kränze, Bürgerkronen
Waren Lohn für deinen Mut,
Liebe boten Millionen,
Die erwärmet deine Glut.

Freundlich nimm auch diese Gabe;
Alles — alles ist sie mir!
Meister! meines Herzens Habe —
Seine Ganze reich ich dir!

Es ist nicht erwiesen, daß Ostertag Ludwig Uhland bei seinem Freunde Justinus kennen gelernt und ihm die Annahme der Widmung aufgedrängt — im übrigen sich aber wohl vergeblich bei dem nüchternen und kritischen Manne

[1]) Karl Klüpfel, 1810 bis 1894, Schwabs Schwiegersohn, Universitätsbibliothekar in Tübingen.

einzuschmeicheln versucht hat. Seines Namens finden wir bei Uhland keine Erwähnung getan, selbst nicht in der vollständigen Ausgabe des Uhlandschen Briefwechsels.

Der Zufall, wie er dem wegekundigen Forscher hold sein muß, ließ mich beim Stöbern in einem Stuttgarter Antiquariat unter anderm das Exemplar der Ernstschen Dichtungen finden, das mit der vielsagenden Widmung: „Justino Ernestus“ und einem langen Gedicht an Kerner gegeben worden war. Wenig später fand ich in einem Ulmer Antiquariat das Widmungsexemplar an Schwab, mit dem eigenhändigen Eintrag „Suevus Suevo“ und einem Vierzeiler. Es ist nur teilweise aufgeschnitten und trägt Schwabs Namenszug.

Das Buch hat — was, wie wir sehen werden, richtig ist — als Originalumschlag ein unbedrucktes hellgrünes Blatt. Kerners mehr zerlesenes Exemplar ist mit einem blauen Papierrücken und weißem Schild versehen, auf dem von Kerners Hand der Titel eingetragen ist. —

Wie bereits erwähnt, war Ostertag im Jahre 1831 zum Amtsrichter am Fürstlich Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein-Jagstbergschen Amtsgericht in Niederstetten emporgerückt; und aus Theobald Kerners Buch geht hervor, daß jener auch von seinem abgelegeneren Wirkungskreise aus seine Besuche in Weinsberg wiederholt hat. Bei solchen mag er auch ohne Zweifel manchen erlauchten Gast angetroffen, sich auch in mancher Gunst einzuschmeicheln versucht haben; denn in seinem Buche finden wir, in einer Abteilung „Grüße“, eine Reihe Gedichte an solche Berühmtheiten, die bei Kerner Einkehr gehalten haben oder Ostertag durch Kernersche Gespräche näher gekommen waren: Graf Alexander von Württemberg, Karl Mayer, Gustav Schwab, die Brüder Pfizer und Nicolaus Lenau, welch letzteren er zu seinem Leidwesen nicht persönlich kennen gelernt hat.

Da das Gedicht an Lenau schon 1832 entstanden sein muß, nimmt es Wunder, daß Kerner bei Erscheinen der „Dichtungen“ von seiner Ahnungslosigkeit berichtet, daß in Ostertag ein Dichter versteckt gewesen sei. Es läßt sich mit dem Ostertagschen Wesen kaum vereinbaren, daß er Kerner gegenüber mit seinen Musenkindern hinterm Berge gehalten haben sollte, und gar so lange Jahre.

Neben andern werden auch noch Anastasius Grün, Friedrich Rückert und Julius Mosen besungen, die in irgendwelchem Verhältnis zu Kerner und Lenau standen und Ostertag — dem Namen nach wenigstens — nicht entgingen. Und zu allem Überflusse findet sich noch ein Gedicht an Kerner, das seinen Verfasser auf ein Piedestal gestellt, als den wohlmeinenden Mahner gegenüber seinem Idole Kerner zeigt. —

Verwunderlich ist noch mehr, daß Ostertag dem echtesten Dichter der Zeit in seiner benachbarten, weltabgeschiedenen Residenz nicht schon früher nahegetreten ist, als es wirklich der Fall war, Eduard Mörike, dem Regenten von

Klepperfeld [Cleversulzbach], wie er sich wohl nannte, der Kerner — nicht zuletzt als dessen Landsmann — nahestand und durch seinen „Maler Nolten" im Kernerschen Freundeskreise Ansehen und Ruhm genoß.

Und doch ist es gerade Mörike, bei dem uns reichere Quellen über den sonderbaren Pegasusritter fließen, als bei einem der anderen Männer, denen dieser die Huld seiner geneigten Duzfreundschaft gönnte.

Man mag annehmen, daß Mörike dem neuen Schwabendichter aus reinem Zufall entgangen war — vielleicht —

„Philister kommen angezogen:
Man sucht im Garten mich und Haus;
Doch war der Vogel ausgeflogen
Zu dem geliebten Wald hinaus" — — — —

hatte Mörike nach diesem selbstverfaßten poetischen Rezept gehandelt, als er die Kavalkade, voran den hochedlen Amtsrichter-Dichter, diese „vom Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn vollendete Persönlichkeit", mit dem gewohnten Tubus von der Höhe der musikalischen Pfarrgartentür her aus dem nahen Walde gegen seine friedliche, bescheidene Pfarrdomäne heranrücken sah. Aber die Gelegenheit zu einer Verbindung wurde nicht aus den Augen gelassen; sie sollte sich — leider möchte ich sagen — erst kurz nach Erscheinen der „Dichtungen" bieten.

Kerner selbst verhalf dem Edlen zu dem unverdienten Glück und vermittelte die Bekanntschaft, die anscheinend recht unerwünscht für den stillen, aller Sensation aus dem Wege gehenden Mörike kam und von Ostertag auch gewohnheitsgemäß ausgeschlachtet wurde. Aber der Eitle war viel zu fest von seiner Unfehlbarkeit überzeugt und in seiner Eigensucht zu blind, als daß auf ihn die harmlose Ehrlichkeit Mörikes, die sich immer rücksichtsvoll kundtat, sichtlichen Eindruck machte, oder daß sie ihn zur Erkenntnis seines hohlen Wesens und seines eignen Unwerts führte.

Was Mörike innerlich über den Wolf im Schafspelz dachte, verdichtete sich im Laufe von drei Jahren zu jenem köstlichen Gedicht „An Longus", in dem er mit nicht gerade abgetönten Worten sich vom Herzen redet, was er dem, den es betrifft, nicht gar zu gern, ins Gesicht gesagt haben wird:

„So haben wir an manchem herzlich lieben Freund
Ein unzweideutig Äderchen der Art bemerkt,
Und freilich immer eine Faust im Sack gemacht;
Doch wenn es nun vollendet erst erscheint, es sei
Mann oder Weib, der Menschheit Afterbild — o wer,
Dem sich im Busen ein gesundes Herz bewegt,
Erträgt es wohl, wem krümmte sich im Innern nicht
Das Eingeweide? Gift und Operment ist mir's!"

Eigenartig erscheint auch, daß Mörike unbewußt dem „Sehrmann" früh schon sein Mißtrauen zusteckt, ohne zu ahnen, wie richtig sich seine Ahnungen später erfüllen sollten:

„Denn wären sie nur lächerlich! sie sind zumeist
Verrucht, abscheulich, wenn du sie beim Licht besiehst."

Und die unangenehme Angewohnheit, durch die Mörike sich verletzt fühlt, ist ganz gewiß eine Ostertagische gewesen, um das Verbindliche im Verein mit vertraulicher Herablassung anzudeuten:

„Kein Mensch beleidigt wie der Sehrmann und verletzt
Empfindlicher; wär's auch nur durch die Art, wie er
Dich im Gespräch am Rockknopf faßt." —

Im August 1837 war es, daß Mörike, der sich mit seiner Schwester Clara zu längerer Kur in Mergentheim aufhielt, diesen Erhaben-Lächerlichen in persona kennen lernte.

Der erste Schritt, den Mörike in Mergentheim unternahm, war, seinen Freund Hartlaub, den er zehn Jahre nicht gesehen — der Briefwechsel zwischen beiden war auch spärlich geworden — von seiner Anwesenheit in Kenntnis zu setzen. Wilhelm Hartlaub amtierte schon seit 1827 in dem benachbarten Wermuthshausen, seinem Heimatdorfe, erst als Vikar bei seinem Vater und nach dessen Tod als sein Nachfolger.

Am 7. August trafen sich die Freunde am Nachmittage, und bei diesem Wiedersehen wurde eine Jünglingskameradschaft zu einer selten einigen Mannesfreundschaft für die Dauer zweier Menschenleben und darüber hinaus: eine treue freundschaftliche Anhänglichkeit der beiderseitigen Nachkommen bis auf diese Stunde.

Hartlaub war, da sein Pfarrdorf nur eine knappe halbe Stunde von Niederstetten, dem Amtssitze Ostertags, entfernt lag, mit diesem längst bekannt, zumal jener alte Freunde in Niederstetten hatte, wie den Arzt und den Pfarrer, bei denen die Honoratioren und als solcher auch der Amtsrichter-Schöngeist Verkehr pflogen.

Wahrscheinlich ist, daß Mörike am 7. August 1837 von Hartlaub Ostertags dringlichen Wunsch erfuhr, ihn kennen zu lernen. Von Kerner hatte jener bereits über Mörikes Aufenthalt in Mergentheim Kenntnis erhalten, und — wenn auch noch nicht sofort persönlich, hatte er sich doch in unverkennbarer Absicht bereits genähert: „Herr Ostertag hat mir sein Buch hierher geschickt, da er von Kerner meinen Aufenthalt erfuhr," berichtet Mörike am 12. August 1837 an den wiedergefundenen Freund.

Hier ist indessen nicht die früheste Erwähnung Ostertags in Mörikes Briefen. Wir finden schon als Nachschrift auf dem Umschlage eines Briefes an Hermann Kurz, vier Tage zuvor, am 8. August 1837:

„Ihre Rezension von Bauers ‚Alexander'[1]) wird mir dieser Tage durch

[1]) Ludwig Bauer, 1803 bis 1846. „Alexander der Große", Charaktertragödie in drei Abteilungen, erschienen 1836, wurde anonym von Kurz rezensiert in „Der Spiegel, Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik", 1837, Nr. 21 bis 23.

den Amtsrichter Ostertag in Niederstetten, einen bel-ésprit, mitgeteilt werden. Ich frug überall sehr begierig darnach."

Sicherlich hatte Hartlaub durch Ostertag, der von der Freundschaft Hartlaubs mit Bauer wußte, von der Kurzschen Besprechung Kenntnis gehabt, und er erinnerte sich bei der Unterhaltung, in der man wohl auch länger bei Ludwig Bauer, dem gemeinsamen und beiderseitig sehr intimen Freunde, verweilt haben mochte, daß Ostertag im Besitz der Kritik sei. Es läßt sich wohl denken, daß dieser, eifrig auf der Suche nach Besprechungen seines Gedicht-Folianten, alle erreichbaren Zeitschriften dieser Zeit bei sich aufbewahrt haben mochte. Es geht aber aus dieser frühesten Erwähnung des Amtsrichters klar hervor, daß Mörike schon von dem Inhalte von dessen „Dichtungen" einiges wußte, da er den Verfasser mit dem im Mörikeschen Sinne keineswegs lobenden Beinamen „bel-ésprit" belegte. Hartlaub wird seinem Freunde, da er dessen Gefallen am Komischen schon aus Jugendzeiten kannte, Ausführliches über sie mitgeteilt haben. Daß diese einen — freilich nicht nach dem Geschmack ihres Verfassers — nachhaltigen Eindruck auf Mörike und seine Schwester Clara gemacht haben, erfahren wir aus späteren Briefstellen.

Schon in den Mergentheimer Tagen setzt der Briefwechsel mit Hartlaub sofort kräftig ein; nichts wird vergessen, einander zu kommunizieren. Manchmal folgt den Besuchen beieinander ein längeres Schreiben auf dem Fuße, wie auch am 2. September 1837, nachdem Hartlaub kaum eineinhalb Tage zuvor wieder nach Wermuthshausen heimgekehrt war. Dieser bisher ungedruckte Brief verdient es, ganz veröffentlicht zu werden:

„Mergentheim bei Wermuthshausen, den 2. September 1837, morgens 6 Uhr nach weggelegter Morgenpfeife. ‚Cosi fan tutte' ist die Unterlage.

Liebster! Getreuer! Hier kommt die Samstags-Badepost und sagt, daß wir uns fortwährend noch gut befinden, obschon Jupiter Pluvius in Sicherer-Manns-Gestalt[1]) mit breiten Flößerstiefeln in der Tauber steht. Ich bade guts Muts fort und denke, wenn es nicht kälter kommt, noch immer acht bis zehn Bäder zu nehmen. Kläre grüßt aus dem Bette; eine widrige Wandnachbarschaft hat sie die halbe Nacht nicht schlafen lassen.

Du kamst am Donnerstag noch eben recht nach Hause. Aber nachdem Du von mir wegwarest und die Brücke zwischen uns stand, war mirs, als wären wir zu schnell geschieden; es fehlte nicht viel, wär ich wieder umgekehrt, und ich hatte zu tun, um nicht traurig zu werden.

Denselben Tag kam richtig Schönhuth[2]) noch; er brachte wieder eine

[1]) Jene schon zur Universitätszeit (etwa 1824) von Mörike erfundene Gestalt eines Riesen „Suckelborst", deren Geschichte der Dichter im Jahre 1838 in dem lustigen „Märchen vom sicheren Mann" zu einem längeren Epos verdichtete.

[2]) Ottmar F. H. Schönhuth (1806 bis 1864), damals Pfarrer in Wachbach bei Mergentheim, Verfasser einer großen Zahl fränkisch-schwäbischer Sagen und Geschichten. Da auch Ostertag einige Sagen in Verse gebracht und in seinem Buch veröffentlicht hatte, fühlte sich Schönhuth lebhaft zu Ostertag hingezogen.

Menge Sachen, Gedruckts und Ungedruckts. Ich machte ihn mit Ostertags Buche bekannt, das dergestalt auf ihn wirkte, daß er wohl den Verfasser nächstens heimsuchen wird. (Sag ihm dies bei Gelegenheit.)

Aber was sagst Du dazu? Vorgestern früh, da ich im Kursaal eben frühstückte, bekam ich einen unerwarteten Besuch von der Frau Hofrätin Grebner, wozu sich nachher auch ihr Mann gesellte[1]). Sie klagte mir nach einer Einleitung, die mir sehr bald den eigentlichen Zweck verriet, mit Tränen jene bösen häuslichen und geselligen Wirkungen der Poesie bei ihrem Schwiegersohn: daß er seine Frau schnöd behandle, daß er die Leute alle und auch den Fürsten wieder sich aufbringe usw. Ich sagte, was zu sagen war. Sie baten mich, ihm seinen eingebildeten Autorberuf auszureden; sie wollten gar nichts daran gelten lassen. Das einzige, was ich versprechen konnte, war, an Kerner deshalb zu schreiben. Sie schienen anfangs über diese Absicht sehr erstaunt, und mochten sie allzu homöopathisch finden, als wollte ich den Teufel durch des Teufels Großmutter vertreiben. Zuletzt verstanden sie mich doch. Im Ernst, es tut mir leid um den Ostertag. Ich weiß nicht, ob er sich wird resignieren können.

Fortgefahren um 11 Uhr.

Grad erhalt ich Deine und Deiner liebsten Frauen liebe Zeilen. Herzlichen Dank für alles! Auch Ostertag schreibt und fragt in Bezug auf sein Kommen und Deinen Brief. Ich will ihm nächstens antworten. Sag ihm inzwischen nichts, auch nichts von Schönhuth! Es ist ein dummer Handel.

Mach, daß ich Euch bald wieder habe! Nun ich wieder so ganz von Dir durchwärmet, ist mirs unleidlich zu denken, daß Monate vergehen sollen, eh wir in Cleversulzbach uns wiedersehen. Es wäre doch am schönsten, wenn Ihr den Herbst noch kämt!

Noch eins: daß Euch ja nicht einfalle, auf den Tag von Mariä Geburt[2]) was zu schenken. Dies wäre völlig wider meinen Sinn. Konstanze soll mir Euer Haus ein bischen konterfein; das sei genug! Aber gewiß!

Der Toilettenvers[3]) hätte schöner ausfallen sollen; allein der Bote war mir auf der Haube.

Nun scheint die Sonne wieder hell und lockt Regen aufs neue.

[1]) Dieser lebte als Pensionär in Mergentheim und starb dort 1852. Seine Frau, geb. Lindner, starb ebenda schon 1839. (Mitteilung des katholischen Pfarramtes in Mergentheim.)

[2]) Der 8. September, Mörikes Geburtstag.

[3]) Der sogenannte Spiegelvers („Ein artig Lob"), ein Einblattdruck, der Text in Spiegelschrift, mit Rahmenzeichnungen von Nisle, das Ganze zweifarbig lithographisch, erschien kurze Zeit nachher in Stuttgart bei Ethel. Die erste getreue Nachbildung des fast unauffindbaren Originaldruckes brachte mein Mörikebuch „Von innerm Gold ein Widerschein", 1913.

Bei den Königischen[1]) sind wir gewesen und es gefiel mir dort wohl. Fürwahr, es sind gute, natürliche Leute. Die Katze hab ich bewundert.

Genug für diesesmal!

Dein treuer Eduard.

N. S. Heut früh fiel mir ein Haydnsches Musikstück ein, das ich Dir auch durch meinen Bruder kriegen will. Ich pflege es den Klomplimentenmacher zu nennen; denn es ist eben, als wenn zwei Herrn, der eine mit dem Hut in der Hand, sich unter der Türe verabschiedeten; sie können nicht enden, und fangen immer wieder von vorne an zu schwatzen. Die Herrn tragen Zöpfchen."

Drei Tage hernach teilt Mörike in einer Nachschrift zum Briefe vom 5. September 1837 mit:

„Dem Ostertag hab ich geschrieben; allein, ich mocht es machen wie ich wollte, der Brief sieht eben aus wie ein höflicher Korb. Nun, was kann ich dafür?"

Auf des Dichters Laune hatten die Erzeugnisse der amtsrichterlichen Muse ihre Wirkung nicht verfehlt. Und ein Besuch Ostertags bei Mörike, der ja bereits in dem Schreiben vom 2. September angedeutet wurde, bildet den Hintergrund zu dem köstlichen Briefe an Hartlaub vom 14. September 1837, in dem Mörike das gezierte Wesen Ostertags unter dem pseudonymen Professors Sichéré persifliert:

„Nun gleich etwas Neues. Du warst kaum weg, und ich lag auf dem Bette, so klopfte es an und Herr Professor Sichéré tritt herein. Die Freude war natürlich auf beiden Seiten groß. Nachdem er mir mit dem bekannten Blinzeln und jenem Zwinkeln des ganzen Gesichts verschiedene ganz undenkbare ‚Plänchen zur Suffulzierung seiner Pekuniar-Subsistenz' mit größter Unklarheit in der beliebten desultorischen Manier entwickelt, wies er mir ein Gedicht (die Nemesis oder der Sträfling) von nicht ganz einem Dutzend Versen und wünschte, daß ich ihm einen Verleger hier ‚ausfindig' mache. Dies Markelsheim[2]) — es würde gar zu gut auf dem Titelblatt als Druckort lauten, wenn er nicht etwa doch vorzöge, Marienthal[3]) zu setzen. Ich bat ihn, dieses vorderhand noch dahingestellt sein zu lassen und wenigstens auch noch ein Stücker zwölf oder vierzehn Lyriken zu verfassen, indem ein einziger doch gar zu dürftig wäre. Er wollte dieses nicht sogleich begreifen, jedoch versprach ers mir zulieb. Indessen bat ich ihn, jenen Erstling für Dich, als einen Hauptkenner, ins Reine zu schreiben, was denn auch gleich mit

[1]) Bekannte von Hartlaubs in Mergentheim, bei denen Mörikes später viel verkehrten.

[2]) Dorf im Oberamt Mergentheim, hier in anscheinend affektierter Sprache für Mergentheim eingesetzt.

[3]) Anderer Name für Mergentheim (vallis oder domus Mariae virginis), hier auf eine Strophe der Ernstschen „Dichtungen" (S. 189) bezüglich.

großen Vorbereitungen in Rücksicht auf die Feststellung des Tisches, Anschärfung des Gänserichs, Atramental-Mixtur usw. geschah (wobei er fragte, ob ich es rouge oder noire verlange). Hier ist es denn, das Werk; zu besserem Verständnis lege ich eine Abschrift bei.

Beim Weggehen bat er mich um zwölf Kreuzer; er wolle in des Adlerwirts[1]) Garten ein ‚Boëm' conskribirn, wozu er sich jedoch durch etwas Hopfen-Mälzling aufreizen müsse. Er werde dort die Nacht zubringen. Licht führe er stets in der Tasche, ingleichen Papier und dergleichen.

Heut früh nun kommt er wieder und bringt richtig ein Gedicht ‚An Goethe'. Es fängt an:

„Du hast mich keiner Antiwort gewürdigt?
Wohl, weil mein Geist sich kühn Dir ebenbürtigt,
Deshalb, du Sprödling, willst Du mir mißgönnen,
Dich Freund zu nennen?
Hab ich Dir meine Framse[2]) nicht gebaichnet?
Die zärtste Neigung zart dadurch bezeichnet? uff.

Allmählich wird er ganz malitiös und höhnisch, macht Goethes Gesamtwerke herunter, beruft sich auf Pustkuchen[3]) usw., spricht von Gemeinheit und Frivolität. Da kommen Stellen vor wie folgende:

Ha! ließest Du Dich schmälings von der scharfen
Kritik entlarven[4]).

Und:

Enfin, so sind gesamtlich Deine Verse
nur güldne Ärse.

Doch ich darf nicht fortfahren. Kurz, unverschämt, was man nur sagen kann. Wir schieden übrigens als gute Freunde. Heute früh ist er nach Creglingen[5]), nach welcher Stadt er schon seit frühster Jugend eine wahre Sehnsucht hatte, des bloßen Namens wegen. In Cleversulzbach hofft er Deine persönliche Bekanntschaft zu machen[6])."

[1]) Ein schönes schattiges Lokal, das Mörike in Briefen öfters rühmt.

[2]) „Die Bremse", ein Gedicht (Anmerkung Mörikes an der Stelle des Briefes); gebaichnet, in der affektierten Sprache für zugeeignet.

[3]) Joh. Friedr. Wilh. Pustkuchen, ein Gegner Goethes, der den Dichter in sogenannten Fortsetzungen zu dessen „Wilhelm Meister" zu schmähen versuchte.

[4]) Endgültige Lesart:

„Ha! eitler Stolz! Man sah dich von der scharfen
Kritik Pustkuchens schon vorlängst entlarven;
Da zeigte sich's, daß alle deine Verse . . ."

[5]) An der Tauber, von Ostertag in seinen Dichtungen besungen.

[6]) Das heißt, Mörike hofft, seinem Freunde Hartlaub bald die Sammlung der Sichére-Gedichte bei dessen Besuch in Cleversulzbach zeigen zu können.

Durch diese zusammenhängenden Feststellungen erhält zugleich ein dichterischer Scherz Mörikes seine bestimmte Deutung: Seinem Freunde Ludwig Bauer widmete er zum Geburtstage (15. Oktober 1837) ein geschriebenes Heft, betitelt:

„Sommersprossen von Liebmund Maria Wispel,
Bel-Ésprit, Lettre de Cachet etc. etc.
[Vignette: bekränzte Lyra]
Creglingen
Zu haben bei dem Verfasser
1837,"

eine Sammlung von elf in einer affektierten Sprache, eben derjenigen des genannten Professors Sichéré — der sich hier unter dem Pseudonym des schon aus dem „Maler Nolten" bekannten Schöngeists Wispel versteckt — verfaßten Gedichte.

Die Entstehungszeit dieses grotesken Cyklus ist nunmehr genau fixiert. Er entstand zwischen dem 12. September und dem 10. Oktober 1837 unter dem Einflusse der Persönlichkeit des Bel-ésprits Ostertag, und das dem ersten Stück „Der Sträfling — elegische Balladière"

[„In des Zwingers Mißgerüchen
Fröstelnd sitz ich da;
Weil man mich der königlichen
Zwiebel dräuen sah usw."]

vorangestellte Datum „Im Kerker zu Stuttgart gedichtet, den 5. April 1837", ist zweifellos von Mörike fingiert, um den Hintergrund in etwas zu verwischen. Und da Mörike seinem Freunde Hartlaub eben diese „elegische Balladière" dem in Mergentheim am 14. September 1837 verfaßten Briefe beigegeben hat, dürfte erwiesen sein, daß dieses Gedicht ebenso wie die andern an gleicher Stelle angeführten — die sich in den Sommersprossen wiederfinden — impulsiv in diesen letzten Mergentheimer Tagen entstanden ist.

Auch das Titelbild der „Sommersprossen" deutet sichtbarlich auf den Band der Friedrich Ernstschen „Dichtungen" hin: die bekränzte Lyra als Vignette ziert auch die Titelseite des Ostertagschen Buches.

Ein weiterer Zug der grotesken Poesien des „Liebmund Maria Wispel" weist, wenn auch nur äußerlich, auf Ostertag hin: die Durchsetzung der affektierten Ausdrucksweise mit französischen Worten soll die Dichtungen des leibhaftigen Bel-Esprits in ihren grotesken Entgleisungen parodieren und auch seine Vorliebe für die Verherrlichung französischer politischer Ereignisse geißeln. Ostertag war, das geht aus seinem Buch hervor, ein starker Französling und eingebildeter Revolutionär, aber wohl nur rein äußerlich, um etwas Besonderes zu scheinen, — er brachte dies Scheinmoment auch dadurch zum Ausdruck, daß er sein Leben bei einer französischen Gesellschaft versichert hatte, eine Sammlung französische Kupferstiche und zwei Napoleonbilder besaß — und,

um diesen Eindruck zu vertiefen, dichtete er eine Reihe von Stücken, die französische Revolutionäre und Helden der Revolutionsepoche besangen: „Am Denksteine Jean Viktor Moreaus", „Des Bürgers Grab" (Lafayette), „Charlotte Corday d'Armans und Adam Lux", „Le Boulevard du temple oder der 28. Juli 1835" usw. Der Überschrift eines balladenhaften Gedichtes „Der Bischof und die Flamme" setzte er sogar demonstrativ hinzu: „Schauplatz: Auch in Frankreich!" —

Hartlaub, der sich in der ersten Hälfte des Oktober 1837 zum erstenmal zu Besuch im Cleversulzbacher Pfarrhause aufhielt, hatte völlige Kenntnis von dem ihm verständigen parodistischen Scherz seines Freundes; aber auch anderen Freunden scheint Mörike Einblick gewährt zu haben, wie man dem witzigen Vorwort der „Sommersprossen" entnehmen möchte, wenn Mörike nicht Mutter und Schwester sowie Hartlaubs Frau damit gemeint hat. Es heißt da: „Die Stimme zerschiedener Kenner und Mäzenate, welche meiner poetischen Arterie einen wohl nicht ganz fehlgreifenden Beifall zugeflüstert (ich nenne hier statt aller anderen bloß Se. Hochwürden Herrn Domdechant Hartlaub in W.), ermutigte mich endlich zu dieser literärbezüglichen Entrepriſe."

Daß Mörike den Spaß nicht ad absurdum führen wollte und auch im Scherz Maß zu halten verstand, zeigt der folgende zu beherzigende Satz des Vorworts: „Unschwer würde es gewesen sein, die Bauzahl (= Anzahl) der hier präsentierten Pièces auf das dreifache zu steigern, doch eben jener Kenner und Patron bemerkte, daß Gedichte, zumal Lyriken von gegenwärtigem Genre, wenn sie en masse antreten, nachgerade ekelhaft zu werden pflegen."

Freund Bauer, der selbst eine starke satirische Ader besaß, wie er in seinem Roman „Die Überschwenglichen" (komischer Roman, Stuttgart 1836) ein Jahr zuvor bewiesen, nahm den Scherz, der wohl mit einem erklärenden Begleitbrief versehen war — was sich leider nicht feststellen läßt, da Mörikes Briefe an Bauer zum größten Teil vor wenigen Jahren einem Brande zum Opfer fielen — aufs beste auf und schrieb an Hartlaub unterm 18. November 1837 unter anderem: „Die ‚Sommersprossen von Liebmund Maria Wispel' haben mich ebenfalls und auf eine komische Weise überzeugt, daß ich, obgleich abwesend, eurem schönen Kreise nicht fremd gewesen bin". —

(Schluß folgt)

Der Brehm

Von

Wilhelm Bölsche

Die Biographie der Brehms von Unterrenthendorf in Thüringen müßte uns noch geschrieben werden. Wenn man heute öfter Neigung zeigt, das Leben großer Männer auf eine einfache Formel zu bringen, so läge hier der merkwürdige Fall einer einheitlich sich ergänzenden Existenz über zwei Generationen vor.

Der Vater, Christian Ludwig, einer der unbestritten größten Tierkundigen seiner Tage, aber zeit seines langen Lebens auf einen grünen deutschen Waldwinkel beschränkt und, obwohl Seelsorger dort, stets mehr Forscher als Volkslehrer. Der Sohn, Alfred Edmund, wie selbstverständlich in die Arbeit des Älteren einrückend. Aber wie sein Beauftragter treibt er sie jetzt, für daheim sammelnd und notierend, unter romantischen Umständen in die fernsten Zonen. Und auf der Höhe der Kraft gestaltet er aus dem Wissen beider das volkstümlichste naturgeschichtliche Buch der Neuzeit.

Die persönliche Linie schien bis vor kurzem noch einer Weiterentwicklung fähig. Horst Brehm, den Enkel, mir in langer, treuer Freundschaft verbunden, einen ganzen Mann, der doch in seinem schlichten Beruf als Arzt aufging, hörte ich gelegentlich sagen, bei ihm habe das Genie überschlagen. Er hoffte aber dabei mit väterlichem Stolz auf den hochbegabten ältesten Urenkel Alfred, Studenten der Zoologie, der erneut den lebhaftesten Atavismus zu bewähren schien; ein besonders tragisches Schicksal unter den Opfern des Weltkrieges hat diese dritte Möglichkeit einstweilen roh zerstört.

Inzwischen lebt aber jenes wunderbare Werk, das „Tierleben", unverwüstlich sein eigenes Leben im Volke fort und zeigt noch längst keine Lust, bloß historisch zu werden.

Als es in den sechziger Jahren langsam, lieferungsweise, beinah wie eine Zeitschrift, aus der erst allmählich sechs dicke Bände wurden, erschien — ich sehe noch als Kindheitserinnerung die braunen Hefte sich auf meines Vaters Tischen häufen —, da trat es selber aus der kleinen Familienkontinuität der Brehms in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang.

Seit rund zwei Jahrtausenden gibt es jetzt immer einmal wieder so „das" Buch in der Tierkunde. Das Buch schlechtweg, das dem Laien hier Inbegriff der Naturgeschichte ist. Das schon rein äußerlich, in irgendeinem Format, ihm so vorschwebt, wenn von Tieren die Rede ist. Wie der Franzose auf einem andern Gebiet sehr charakteristisch sagt: le Tasse, le Dante.

So verkörperte für mehr als die Hälfte jener zwei Säkula neben einer kleinen christlichen Fibel Plinius das Tier des allgemeinen Bildungsbedürf-

nisses. Volksmärchen, aber im Stil einer überlegenen diktatorischen Kultur von einem vornehmen, etwas blasierten römischen Beamten in Mußestunden diktiert. Ein Tier, das nicht im Plinius stand, hatte eigentlich nicht die Berechtigung zu existieren.

Erst im sechzehnten Jahrhundert löste ihn bei uns Konrad Gesner ab. Zuerst auch noch mit „ungehüren" lateinischen Folianten, zu denen man ein Klosterpult brauchte und in die das ganze zoologische Wissen der Zeit mit Humanistenfleiß eingesammelt war. Dann aber schon in einer Art treuherzig anheimelnden Lutherdeutsches, handlicher, mit blattgroßen, steifen, aber oft überraschend naturgetreuen Holzschnitten, als Bilder- und Lesebuch der Gebildeten wieder jeden Standes.

Auf ihn folgt abermals mit zwei Jahrhunderten Abstand Buffon, feine Lederbände mit der Goldpressung der höfischen Kultur Ludwigs des Fünfzehnten, pompösen Stils, wesentlich für die Oberen, aber absolut durchschlagend dort wieder als „das" Tierbuch. Goethe wuchs noch auf mit seinen kostspieligen Kupfern, die das fremde Tier nach Museumshäuten in romantisch erfundenen Landschaften wie vor Tapeten darstellten, trug die Vögel und Nashörner im Kopf, wie sie „im Buffon" standen. Buffon, der nie Europa verlassen, hatte dabei schon den geographischen Zug, der Brehm nachher so auszeichnete, und die Abneigung gegen beengende Systematik; auch er drang im Text auf Milieu und unmittelbares Leben.

Das Tempo verkürzte sich dann, weil die Forschung selbst Siebenmeilenstiefel anzog. Fünfzig Jahre nach des Salonzoologen Tod war Lorenz Okens treffliche „Naturgeschichte für alle Stände" im Erscheinen. Die Größe schadete der Volkstümlichkeit auch diesmal nichts. Man wollte gern viel haben, dafür gab's ja auch nur ein Werk. Buffon hatte sechsunddreißig Bände umfaßt, der gute Demokrat Oken kam noch auf ein Dutzend, mit einem Atlas bunter naturgeschichtlicher Bilderbogen für kleine und große Kinder; der Text allerdings auf sehr demokratischem Löschpapier. Oken war das Ideal einer wieder ganz volkskindlichen Redeform, alle Namen rückverdeutscht, ein gewollter Gesner. Aber es fehlte ihm eins (das Buffon in Vollendung gehabt hatte, und das zu jeder populären Übersetzung der Wissenschaft gehört): der Künstler. Er war hausbacken. Und auf der anderen Seite verdarb er's mit Naturphilosophie. Philosophie, das heißt großen Gipfelblick, braucht auch jede volkstümliche Natur so gut wie Kunst. Schon der alte Plinius hatte seine noch ziemlich fabulösen Tiere sehr geschickt mit ethischer Rhetorik (Schule Tacitus) aufgefärbt, Gesner seine schlichte Frömmigkeit milde überstrahlen lassen, Buffon grandiose Kosmogonie getrieben und so stark Haeckel vorgeahnt, daß ihn seine Hofpfaffen verwarnen mußten (er schwor mitten im Buch einmal alle nichtbiblischen Ideen ab und trieb dann ebenso unbekümmert in den Folgebänden weiter „natürliche Schöpfungsgeschichte", die das Zeitalter Voltaires und Goethes entzückte). Okens

deutsche Naturphilosophie mit ihrem Schematismus war indessen wirklich langweilig. Als Brehm kaum zwanzig Jahre später mit seinem „Tierleben" einsetzte, verwahrte er sich noch ausdrücklich dagegen, Oken totschlagen zu wollen; aber er hat's getan.

Die Älteren unter uns erinnern sich noch an Brehm als Vortragenden, wenn er seinen afrikanischen Urwald am blauen Nil mit allen Tierstimmen oder die Schauer der sibirischen Mücken-Tundra aufleben ließ, — was da für ein Dichter im wahren Sinne (nicht Fabulant, aber Plastiker) in ihm steckte. Brehms Philosophie aber dozierte viel weniger als in seinem zeitgemäßen Stück Darwinismus und Anti-Köhlerglauben in der Wärme, womit er das Tier durchdrang. Er, der nach seinen frühen märchenhaften Tropenjahren sich, wie so viele alte Afrikaner, persönlich nie wieder recht in die Enge europäischer Kultur hineingefunden hat und äußerlich ein verbittertes Knurrleben voll gehäufter Zusammenstöße führte, ja ein bißerl „Auch Einer" in sich trug, hat innerlich für mich immer einen orientalischen Zug gewahrt: — vom Beduinen, der im Paradies zur schönen Houri auch sein edles Roß wiederfinden möchte, vom Inder, dessen Religion durch die ganze Tierreihe hinunter leuchtet. Sein trotziger Freidenkersinn hatte im Tier wirklich seine Religion; Rückert war sein Dichter. Der böse Mann, für den ihn manche hielten, war eigentlich nur froh mit Kindern und Tieren, und aus den Imponderabilien dieser Tiefe hat er seinem „Tierleben" die Seele eingeblasen, die Tausende und Tausende nicht nur belehrt, sondern auch erbaut hat, — lauter Leute, die vor Naturphilosophie ebenso geflüchtet wären wie vor Museumsdrähten.

Die Forschung läuft immer schneller, sagte ich, und die Volksbücher müssen mit. Als Brehm sein Sechsbändewerk nach dem ersten Jahrzehnt Bildungswallfahrt in zehn Bänden neu herausbrachte, hatte er schon selbst das Gefühl, überall stofflich nachstopfen zu müssen. Das amüsante Lesebuch stellte doch eine ganz bestimmte Forderung. Es war eben „das" Buch geworden, und der Leserkreis verlangte wieder mal, daß er's nicht nur lesen könne, sondern daß auch genügend darin enthalten sei, um alle anderen Bücher entbehrlich zu machen. Der Lehrer, Arzt, Richter, Kaufmann erwarb für gutes Geld Brehms Tierleben, um auch ein Tierbuch zu haben; darin sollte nun aber auch im Kreis seiner Bedürfnisse alles stehen wie einst im „großen Buffon". Schwer doch durchführbar vor der Hochflut inzwischen angewachsener Fachwissenschaft! Was aber Brehm damals selbst schon erfahren hat, das ist heute die Kreuzprobe seiner Bearbeiter geworden, die nach abermals vierzig Jahren einen neu angepaßten Text liefern sollten.

Ein Ersatz existiert nicht. Sonderbar. Die Verleger haben Steeplechase danach geritten, erfolglos. Die Forschung, die eine Weile immer rascher animierte, wirkt offenbar gegenwärtig lähmend, nicht weil sie zu klein ist, sondern zu groß. Auch hat sie vielfach eine Richtung genommen, die gleichsam moralisch nicht zum Populären anregt. Wer fürs Volk schreiben kann,

der erfreut sich durchweg nicht des fördernden Beistandes aller Fachkreise, sondern er gilt als ein minderwertiger, lästiger Außenseiter. Der unhemmbare neue Strom zur Volksbildung wird das von selbst schon wieder ins reine setzen; aber tatsächlich mußten sich der alte Verlag und die neuen Herausgeber sagen, daß das Buch auch heute noch unersetzlich sei.

Die Herausgabe selbst hatte dann unter besonderem Pech zu leiden, — unverschuldetem, aus den Kriegsumständen und anderem. Ich denke noch an den kleinen blassen Doktor Nick, famosen werdenden Zoologen, mit dem ich 1917 in dem verwunschenen Wisentwalde von Bialowies unvergeßliche Stunden hatte, in einem mehr als romantischen Milieu, das an ein wildes, einsames Blockhaus in Coopers Lederstrumpf erinnerte, um das die Indianer heulten und der schaurige Urwald sich ins Unermessene dehnte, mit Sümpfen und wilden Stieren. Nick sollte einen Teil der Brehmschen niederen Tiere bearbeiten, und wir plauderten viel von den Schicksalen des Werks. Ja habent sua fata ... Der alte gute William Marshall, in frischer Kraft ein berufenster Brehmschüler nach Geist und Kunst, war über der Vorbereitung der neuen vier Vogel-Bände (dreizehn Bände sollte die Neuausgabe diesmal im ganzen umfassen) gestorben, nachdem er wohl schon vorher etwas eingeschlafen; in seinem Teil, der beiden ursprünglichen Brehms Lieblingsfeld, ist mehreres stehen geblieben, das ein Neudruck noch wieder herausretouchieren soll. Andere Mitarbeiter hatte die endlose Erscheinungszeit (fast ein Jahrzehnt) das Ende nicht mehr erleben lassen, so den berühmten Zoologen der Pendulationstheorie Heinrich Simroth. Aber auch Nick selber ist kurz nach meiner Abreise von Bialowies (nachdem er auch dort Unschätzbares geleistet) von der Ruhr hingerafft worden. Der stilistisch glänzendste Darsteller, Ludwig Heck vom Berliner zoologischen Garten, mußte schließlich nach fast drei Bänden Säugetiere (von denen der eine zu einer bewundernswürdigen Monographie der Nagetiere ausgewachsen) wegen Amtsüberlastung den Rest einer jüngeren Kraft, Hilzheimer, anvertrauen. Immerhin hat gerade er ein reiches und reifstes Stück eigener Lebensarbeit als Denker und Forscher noch darin niederlegen können. Heck war vielleicht der, dem man am ehesten zugetraut hätte, ein ganzes eigenes Ersatzwerk zu schaffen. Nun muß man sich freuen, daß er wenigstens einen Flügel des alten Gemäldes nicht aufgefrischt, sondern mit eigenen Farben neu gemalt hat. Schließlich hemmte auch sonst der Krieg noch bei den Lebendigen: Mithelfer rückten Jahre lang ins Feld, der Oberleiter, Professor zur Strassen, auf dessen geplanten Band Niedere Tiere man ebenfalls besonders gespannt sein durfte, hat sich so bloß auf die Regie beschränken müssen; selbst eine größere Einführung mußte er schuldig bleiben, was aus noch zu erwähnenden Gründen doppelt beklagenswert ist. Nun die dreizehn braunen Bände aber fertig dastehen, möchte man sagen: was schadet's. Es ist doch eine solche Pracht geworden, daß man in den Grenzen menschlicher Nichtunfehlbarkeit wirklich nicht mehr verlangen kann.

Von der ersten Zeile bis zur letzten geht etwas Festliches durch das Werk. Man fühlt jedem der Mitarbeiter gleichmäßig an, daß er unter der Verantwortlichkeit arbeitete, nur sein Allerbestes zu geben. Brehm — wo auch der neue Text noch so sehr seinen alten beiseite schieben mußte — konnte kein besseres Denkmal erhalten, als diese vereinigte Hingabe von dreizehn ersten Gelehrten, etwas ihm Ebenbürtiges zu schaffen. Im stillen hat doch vielfach wohl schon der Wunsch mitgewirkt, im Rahmen Brehms tatsächlich nach vierzig Jahren jenes neue Tierbuch zu erzeugen, das wieder eine Epoche beherrschen könnte. Das konnte aber auch nur ein Ansporn zum Allerbesten sein. Da der echte Brehmtext vielfach nur noch Inseln in dem neuen bildet, ist man versucht, das Werk auch öfter unter diesem Gesichtspunkt zu würdigen.

Die erste Frage wird dabei sein, ob es sich so leichtflüssig als Volksbuch liest, wie das alte; Volk ist uns ja gerade jetzt noch ein weiterer Begriff geworden als damals. Ja und nein. So leicht wie die erste geniale Improvisation Brehms in der allerersten Ausgabe nicht. Aber schon der Brehm der zweiten eigenen Auflage war, wie erwähnt, stofflich vollständiger geworden auf Kosten des ersten mehr Umriß-Kartons. Das ist diesmal noch stark pointiert worden. Man kann für alle gewöhnlichen Fragen jetzt das Buch auch als ein systematisches Nachschlagebuch benutzen, ohne den Ärger, der früher öfter laut wurde: warum das oder jenes Tier nicht im Brehm stehe. Trotzdem kann man sich auch jetzt noch durchweg auf gut Glück in das Werk hineinlesen und, wenn man über die oft mehr typographisch störenden systematischen Fettschriften fortliest, wirklich viele Bogen weit im Fluß bleiben. Das aber ist eine Notwendigkeit populärer Bücher, mit denen sie stehen und fallen. Ich möchte es die Forderung der Assoziation nennen, meinetwegen auch das Romanhafte. Die Sache ist sogar gerade bei Teilen gut herausgekommen, die stofflich am meisten widerstrebten, — so in Franz Werners beiden glänzenden Lurch- und Reptilbänden, wie vor allem auch dem bänglich überlasteten einzigen Bande der niederen Wirbellosen (von den Krebsen abwärts). Was da von Viktor Franz' munterem Einzeller-Kapitel an bis wirklich zu Nick, Simroth und den andern mosaikhaft und doch schließlich mit Stimmungseinheit geschaffen ist, überbietet jede Erwartung; man liest auch in ihm fort, ohne den Faden in diesem wimmelnden Aquarium und Teniers-Gemälde auch nur einen Augenblick zu verlieren; es ist die Bravournummer des Ganzen.

Bisweilen bekommt man ja auch einmal Sehnsucht nach dem „Urtext". Nicht weil der neue schlechter wäre, aber weil doch mit all dem neuen Wissen ab und zu ein Stück starker Kunst übermalt worden ist. Ich werde das alte Buch gern in meiner Bibliothek neben dem neuen lassen; nun ist es in der alten Gestalt erst recht ein Klassiker der Tierkunde geworden, zu dem man gelegentlich greift wie zu Goethes Farbenlehre, — nicht um sich noch wissenschaftlich zu unterrichten, aber um einen geistreichen Mann zu sehen; wenn

man dann wieder zu den wirklichen Tieren will, wird man allerdings nach drüben gehen, wo sie besser gekämmt und gefüttert sind.

Das heißt: es bleibt natürlich doch so, daß man sich auch in dem neuen Buch mit Brehm selbst noch auseinandersetzt. Und hier möchte ich allerdings ein kritisches Wort zu einem Punkt sagen, der nicht über den Wert des Ganzen entscheidet, aber — animam salvavi — und übrigens allgemein interessant ist.

Daß im Brehm, nach vierzig Jahren so intensiver Tierarbeit, im einzelnen eine Unmasse sachlich verbessert werden mußte, ist eine Selbstverständlichkeit, die ihn nicht trifft. Brehm, selber Reisender, beherrschte die Reiseliteratur und zoologische Wanderbeobachtung glänzend (man konnte das noch seiner Bibliothek anmerken, die ich manchmal benutzt habe), — im Anatomischen dagegen verließ er sich auf ein paar kleine Quellen. Er konnte zu seiner Zeit und mit seinem Bildungsgang noch nicht so durchschauen, wie sehr der zergliederte Leib des Tieres doch auch eine Voraussetzung zum Verständnis seiner Funktion ist. Das „Tierleben" soll selber wieder eine Vorschule für Reisende sein, und zur richtigen Beobachtung muß man heute etwas vom Bau der Tiere verstehen. Auch ohne trockene Artdiagnosen zu treiben, muß eine Naturgeschichte, etwa der Säugetiere, gegenwärtig auch viel tiefer in das geographisch wechselnde und sich ersetzende Artbild hineingehen. Brehms mehr künstlerisch gewonnener Grundsatz, am liebsten von jeder Tierfamilie nur ein „Urbild" zu schildern, genügt heute gerade dem Reisenden nicht mehr. Man fühlt mit einer gewissen Trauer im Augenblick nach, wie unsere deutschen Kolonien auch für dieses neue Buch zu arbeiten begonnen hatten und wie es selber wieder für sie zugeschnitten worden war.

Daß die grundlegend erneuerte Systematik der Säugetiere und Vögel nun endlich auch in solchem Volksbuch einmal an Kopf und Gliedern reformiert erscheint, bedeutet ihr selbst eine große Wende. Jetzt endlich wird sie Gemeingut der Bildung werden; man wird nicht mehr im Volk weiter von „Dickhäutern", „Zahnarmen", „Nachtraubvögeln" (die Eulen gehören nicht zu den Raubvögeln) reden und was der antiquierten Zuwiderwurz-Ordnungen mehr waren. Der alte Brehm hatte da Generationen dressiert, möge der neue neue schulen. In der lateinischen Nomenklatur wartet des modernen Lesers freilich eine fatale Schlimmbesserung. Seit Ende der achtziger Jahre haben Majoritätsbeschlüsse der internationalen Zoologenkongresse ein verschärftes Prioritätsgesetz durchgedrückt. Danach sollen alle Namen bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurück neu durchgeprüft werden und nur die absolut ältesten rechtskräftig gelten. Erfolg ist zurzeit Chaos. Die alltäglichsten Tiere haben ihre hergebrachten Namen verloren zu Ehren irgendeines ausgetüftelten Rumpelkammermaterials, alle alten Irrtümer und Verwechslungen werden neu verewigt. Die Neubearbeiter streiken zum Teil demgegenüber, zum Teil geben sie nach; ganz entziehen können sie sich natürlich nicht; vielleicht hat bis zur nächsten Auflage der Kehrbesen da wieder erneut reingefegt.

Alle diese Arbeit hätte auch Brehm tun müssen und sicher getan, wenn er heute noch lebte. Nur wäre es bei dem Umfang vielleicht auch so für einen zuviel geworden und er selbst hätte sich nach Mitarbeitern umtun müssen, wie er einst schon Taschenberg und Oskar Schmidt für seine wirbellosen Tiere gewann. Gewünscht hätte ich bloß, es hätte sich im Ganzen mehr eigentliches Tierleben dabei ergeben. Aber gerade weil das neue Buch so reich ist, spiegelt es auch die Kehrseite im Besitz der neueren Tierkunde. Systematisch, anatomisch, paläontologisch, entwicklungsgeschichtlich, ja da sind die Dinge enorm angewachsen seither, — nicht so eigentlich praktisch-biologisch. Die Lebensbeobachtung hat gegen Brehms Tage nicht entfernt Schritt gehalten. Es wirkt deprimierend, daß wir noch immer auch im neuen Buch über alltäglichste heimische Tiere hinsichtlich ihrer Lebensweise weiße Blätter oder besten Falles unentschiedene Debatten besitzen. Die Verfasser können natürlich nicht hexen, sie trifft keine Schuld. Aber das Buch selber plaudert da manches zwischen den Zeilen aus. Es ist sogar die Schattenseite der großen und fruchtbaren Epoche des Darwinismus, durch die wir in den vierzig Jahren gegangen sind, daß sie über hundertfältiger Theorie diese schlichte Beobachtung böse liegen gelassen hat. Die Brehms, vor allem auch der Vater, würden sich bei der Lektüre oft wundern. Auf der anderen Seite mag aber der alte glückliche Titel des Buches selbst fort und fort da wie eine Mahnung wirken.

Inzwischen hatte das „Tierleben" aber in den vier Jahrzehnten auch noch ein besonderes, nicht so ganz harmloses Odium der Verbesserungsbedürftigkeit auf sich gezogen. Brehm sollte auch vor dem Wissen seiner eigenen Zeit ein arger Fabulant gewesen sein. Schon ein Neudruck, der zwischen seiner letzten Auflage und der gegenwärtigen großen Neuarbeit lag, stofflich auf ein paar gute Retouchen, besonders von Wilhelm Haacke, beschränkt, hatte gelinde moniert, daß er (oder doch seine Quelle) öfter übertreibe. Gewisse große Tropentiere seien keine solchen „Schrecken der Wildnis", wie er noch hergebracht weitergegeben habe. Daran ist Wahres und Falsches. Unkritisch zu Quellen war Brehm durchaus nicht, mindestens nicht mehr als andere zu seiner Zeit. Man lese, was er über den Gorilla gegeben hat. Du Chaillus Jagdgeschichten über diesen menschengroßen schwarzen Waldteufel bestritt er bis zur Ungerechtigkeit. Seither haben wir erst erfahren, daß es wirklich mehr als zwei Meter hohe Riesengorillas gibt, mit denen wahrlich nicht zu spaßen ist. Im allgemeinen sahen ja die älteren Reisenden durchweg schreckhafter, weil ihnen die Dinge neu waren. Dem glänzenden Schützen, der sich hinlänglich vorbereitet, ist auch das böseste Tier ein Spiel, das andern ein Grauen. Viel liegt (ich habe es immer wieder persönlich erlebt) am Temperament des Erzählers. Der eine, wie Brehm selbst, schildert bewegt-dramatisch, der andere blasiert. Deswegen ist noch lange nicht der Blasierte der Kritische; er kann der Dummkopf sein, der überhaupt nichts sieht. Und wieder viel macht das Tier selbst aus, — es ändert zeitlich, örtlich,

persönlich ab. Vom Tiger wissen wir, wie er individuell ein „Menschenfresser" sein kann und wieder beinahe harmlos. Riesige Haie sind ungefährlich, kleine schlimm, auch diese aber nicht überall. Schließlich hat man auch in den allerneuesten Berichten durchweg nur Einzelzüge, die sich immer wieder charakteristisch widersprechen. Wer so glänzend und zugleich so immer wieder unermüdlich erzählte, wie Brehm, rundete ganz natürlich zuletzt etwas ab; aber als eigener Beobachter ist er doch stets höchst respektabel geblieben.

In diese Angriffe mischte sich bei andern aber dann noch eine persönliche Farbe. Sein Schicksal lief hier ganz parallel dem Buffons. Buffon geriet auf der Höhe seines Ruhmes in Zwist mit der rein systematisierenden Schule Linnés, und die nicht ganz ohne Grund erbosten Systematiker drüben rächten sich an dem pompösen Lebensschilderer, indem sie ihm Märchen nachzuweisen suchten. Brehm ist in den Ruf des besonders wilden Anthropomorphismus, der kritiklosen Tiervermenschlichung, gebracht worden. Daß sein Buch bloß eine „Anekdotensammlung" sei, war noch das Harmloseste. Vom Wert des Reineke Fuchs für die Tierkunde, habe ich es ausgedrückt gefunden. Auf ein eigenes Brehm-Zitat antwortete mir gelegentlich jemand: saubere Quelle. Hierzu muß man aber jetzt etwas Agitatorisches berücksichtigen.

Der Pfarrerssohn von Renthendorf war Freidenker. Er bekämpfte in der Instinktlehre, wie bei der Abstammung des Menschen den gangbaren theologischen Standpunkt, und sein Temperament machte kein Hehl daraus. Von älteren führenden Zeitgenossen hielt er zu Roßmäßler und Karl Vogt. Gleich in den ersten Sätzen des alten „Tierlebens" kam das förmlich explosiv zur Geltung. Diese Sätze sind heute gefallen, vielleicht weil man sie in der Form überhaupt nicht mehr braucht, — besser wohl gesagt: weil sie in diesem Werk, dessen ganze dreizehn Bände so restlos (schon in der Anordnung von unten nach oben) im Bann und Geist der Entwicklungslehre stehen noch weit über Brehms kühnste Absicht hinaus, nicht noch als besonderer Drücker nötig sind, so wichtig sie anderswo sein könnten. Damals aber mußten solche „Aktualitäten" als ihren Schatten eine ganz bestimmte Gegnerschaft auf den Plan rufen. Jahrzehntelang ist gebohrt und gebohrt worden, Brehms zoologische Bedeutung zu untergraben, damit der Forscherruhm nicht diese agressive Rolle decke. Während ein Selbstforscher wie Darwin, der ebenso tolerant, wie unbestritten einer der größten und vorsichtigsten Beobachter aller Zeiten gewesen ist, das „Tierleben" als einen nicht zu erschöpfenden Schatz und ein fachwissenschaftliches Quellwerk allerersten Ranges bezeichnete, nannte man dort Brehm neben Münchhausen. Nicht weil man selber so sehr viel kritischer gewesen wäre, sondern weil man an seine Stelle eine andere Tendenz setzen wollte, wie sie damals etwa der theologisch durchfärbte Zoologe Altum (an sich famoser Beobachter) vertrat oder heute der Jesuitenpater Wasmann (jenseits von Gut und Böse unser bedeutendster Ameisenforscher von größtem Verdienst) vertritt. Ich habe an sich

hier nicht über religiöse Ansichten zu richten, die zuletzt unter die persönlichen Imponderabilien fallen. Aber man muß diese Stimmung kennen, um gewisse Ungerechtigkeiten gegen Brehm auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, die sich ins große Publikum verbreitet haben, ohne daß man dort die nötige Korrektur kannte.

Keineswegs im Ausgangspunkt sich dem nähernd, aber doch im Effekt scheinbar anklingend ist nun etwas, das bei dem neuen Brehm sofort auffallen muß. Es sind durch den Willen der Leitung nicht nur jene polemischen Stellen negativ gefallen. Sondern es ist positiv auch eine Tendenz des Buches leise, aber konsequent abgeändert worden. Diesmal selbstverständlich aus tiefster wissenschaftlicher Überzeugung. Aber doch abgeändert.

Man kennt aus der alten Gartenlaubenzeit (ich meine jetzt die bedeutende Gartenlaube, die unter Keils Leitung eine Macht für Volksaufklärung war) das Schlagwort von Instinkt oder Überlegung. Die Blätter sind vergilbt, aber das Interesse des Durchschnittslesers ist immer das gleiche geblieben. Man wird zu dem neuen Brehm greifen wie zu dem alten, wenn man nicht weiß, was das für eine Maus ist, die ein anderes Fell und einen anderen Schwanz hat als die gewöhnliche; aber ebenso oft, wenn die Frage nach dem Seelenleben seines Hundes dem Menschen keine Ruhe läßt. Daß auf diesen Gebieten bona fide unausgesetzt von Ungeübten geschummelt wird, das wissen wir auch alle. Dazu ist ja eben das Volksbuch da, zum richtigen Beobachten zu erziehen. Aber das Buch soll doch auch selber gewisse Richtlinien geben, wie sich die Wissenschaft und der Autor heute auf Grund solcher Beobachtungen den Sachverhalt denkt. Und Alfred Edmund Brehm nahm nun zu der alten ewig jungen Frage in seinem ursprünglichen Tierleben ungefähr wie folgt Stellung.

Es gibt keinen „theologischen" Instinkt. Das heißt: keine göttliche Inspiration, die das an sich seelenlos und intelligenzfrei gedachte Tier an höherer Hand zweckgerecht gängelte. Solcher Instinkt wäre nicht Naturtrieb, sondern metaphysischer Eingriff. Altum hatte diesen theologischen Instinkt von Neueren am klarsten herausgearbeitet. Oben sitzt der große Vogelvormund, an dem die kleinen Vögelchen, blinde Maschinen, wie mit unsichtbaren Drähten hängen. Wir suchen dagegen auch mit dem Tier in der Natur zu bleiben. Da aber sehen wir nun, daß mindestens die Wirbeltiere ein Gehirn haben. (Brehm hat eigentlich immer nur von Wirbeltieren und meist noch enger Säugern und Vögeln gesprochen, wenn er diese Dinge berührte.) Beim Hund ist dieses Gehirn bereits hochgradig menschenähnlich. Warum soll es nicht eine der unsern ähnliche Verstandesarbeit leisten? Und in irgend einem Zusammenhang, wie man sich das nun denken mag, auch dem unsern ähnliche Gefühle produzieren? Nicht bis zu wirklicher Menschenhöhe. Der Mensch, war ein Brehmscher Lieblingssatz, hat wohl alles in dem Punkt, was im Tier ist, aber das Tier noch nicht alles, was der Mensch hat. Aber Gedächtnis, Lernfähigkeit, Verstand, Gemütsregungen, individuellen Charakter besitzt durchweg auch das Säugetier unterhalb der Menschenstufe. Im einzelnen wird

auch da noch stufenweise von Brehm weiter unterschieden. Das altertümliche und gehirnärmere Beuteltier läßt sich kaum mehr zähmen, Liebe, Haß, wirkliche Mutterzärtlichkeit werden bei ihm schon stark problematisch.

Nun freilich wird bei alledem fortgelassen, daß es daneben doch im Tier auch echte natürliche Triebe geben könnte, die schon vom Mutterleibe vererbt, nicht persönlich erworben würden, ohne doch jene theologische Farbe zu haben. Natürliche Instinkte! Hier liegt eine deutliche Lücke Brehms. Oben hat er Naturtriebe von göttlicher Inspiration scharf gesondert, — nachher läßt er auch sie ganz fort und betont bloß den tierischen Verstand. Allerdings notabene immer wieder bloß beim hochentwickelten Säugetier.

Im ersten Vogelbande der editio definitiva von 1878 kommt er dann nochmals zu der Frage zurück. Auch der Vogel habe wohl die gleichen Gehirnfähigkeiten wie das Säugetier. (Brehm stützte sich dabei unter andern auf die Geschichte eines fast völlig menschenhaft sprechenden Papageien aus Lenz, die heute wohl keinen dokumentarischen Wert mehr beanspruchen darf.) Doch macht er hier eine Schwenkung. Unsere Erklärungen der geistigen Dinge im Tier seien nur Annahmen, die auch zu Fehlschlüssen führen könnten. Wohl gebe es keinen Instinkt. (Abermals wirft er theologischen Instinkt und Naturtrieb in einen Topf.) Doch gebe es Erscheinungen im Vogelzug, Nestbau usw., die rätselhaft blieben und nach blinden Trieben aussähen. Immerhin sei es besser, hier reines Ignoramus zu bekennen, anstatt zu „Wundern" zu greifen. Man sieht: die Gedankenführung ist logisch nicht bedeutend. Hier lag des Meisters Stärke nicht. Und man wird von einer Neubearbeitung verlangen, daß sie Brehm selber etwas mehr gegen Brehm ins Reine setze und ihm noch den kleinen Drücker gebe, die Dinge ganz klar zu sondern. Bei den Reptilien wird nachher noch einmal ausdrücklich die Intelligenzarbeit als überaus gering bezeichnet mangels eines starken Gehirns. Bei den Fischen sei noch Verstand da, doch sehr wenig, und die Äußerungen richtig zu beurteilen werde so gut wie ganz unmöglich. Jedenfalls empfindet man aber die große Vorsicht im Gegensatz zu dem von der gegnerischen Hetze angehängten Anthropomorphismus, der selbst niedersten Tieren Menschenklugheit verliehen hätte. Taschenberg, der im alten Text die Insekten (jetzt von Herrn und Frau Heymons gründlich renoviert) übernommen und manche der anmutigsten Seiten des ganzen Werks beigesteuert hatte, spricht in seiner Einleitung nur ganz gelegentlich von dem „einer jeden Art eingeborenen Trieb, den man mit dem nichts erklärenden Worte Instinkt bezeichnet hat". Wenn er später einmal die große „Klugheit" der Ameisen erwähnt, so weiß man doch nicht, wie weit er's bildlich bloß vom allgemeinen zweckmäßigen Handeln der Art meint. Ein Freund darwinistischer Erklärungen war der alte Herr allerdings auch nicht. Jedenfalls sehe ich aber nicht, wo auch in diesem Bande von den „Orgien wüster Vermenschlichung" etwas zu finden sein sollte, die Leser oder besser Nichtleser in das frühere Tierleben hineingelesen haben.

So der alte Tatbestand. Seit 1878 ist nun besonders über die brennende Instinktfrage von zahlreichen besten Köpfen gearbeitet worden. Meist ganz ohne jede Rücksicht auf jenen theologischen Inspirationsinstinkt, obwohl der einzeln auch noch spukt. Jedenfalls aber in Masse. Das neue Werk ließ also da eine besondere Rücksichtnahme mit Notwendigkeit erwarten. Zu den merkwürdigsten Äußerungen über Tierseelenkunde im ganzen aber gehörte in der Zwischenzeit ein Vortrag des genannten Zoologen Otto zur Strassen auf der Dresdener Naturforscherversammlung von 1907. Er ist hier entscheidend, weil Strassen als Herausgeber seine gesamten Leitgedanken auch dem neuen Brehm skrupellos zugrunde gelegt hat.

Mit großer Umsicht wird auch in dem geistvollen Vortrag zunächst die Instinktfrage angeschnitten. Sehr viel geschieht bei niederen Tieren offensichtlich auf Grund angeborener Befähigung. Darüber kann nachgerade denn doch kein Zweifel mehr sein. Also im alten Wortsinn: Instinkt. Doch nicht dem metaphysischen, den Brehm haßte, sondern alles geht auch hier natürlich zu. Im Sinne Darwins mag man sich denken, daß den Tieren gewisse zweckmäßige Triebe durch natürliche Auslese ebenso blind aufs Gehirn gezüchtet sind, wie irgendwelche körperlichen Merkmale auf den Leib. Wie solche Körpermerkmale werden auch diese Instinkte jedenfalls heute einfach weiter vererbt und müssen von jedem Einzeltier neu ausgeübt werden, ohne daß es ihren Zweck zu kennen braucht. Hier wäre Brehm also zu korrigieren, doch so, daß er sich's wohl noch gefallen lassen könnte. Das Theologische schiede aus, das er bekämpfte: der Fall war mal wieder erfüllt, daß der liebe Gott durch Logik ersetzt wurde, womit bekanntlich ein hoher Gottesbegriff sich immer vertragen hat, während ein kleiner sehen muß, wie er damit fertig wird; dieses Spiel läuft, so lange es Naturforschung gibt. Das Unbekannte, das Brehm an die Stelle setzte, fände eine (wenn auch vielleicht wie alle Zuchtwahlantworten Darwins nur vorläufige) Lösung. Im übrigen aber fiele der Hauptpunkt nach wie vor in die niederen Tiere, die Brehm, wie gesagt, nie eigentlich interessiert haben. Wie sein Sohn Horst noch ein unermüdlicher Angler war, der seine Angelbrüderschaft mit dem Ernst eines Freimaurerbundes pflegte, schloß auch ihm die Welt mit den Fischen ab; Steche hat jetzt seinen alten schönen Fischband zeitgemäß bereichert.

Für das höchste Tier, vor allem das Säugetier in edelster Entfaltung, gibt aber nun auch zur Strassen ganz unumwunden Intelligenz zu. Zunächst eine doch bereits höchst intelligenzähnliche Vorstellungs- und Erfahrungsverknüpfung, die ein persönliches Lernen garantiert; die Dinge laufen hier schon sehr auf des Messers Schneide der etwas willkürlichen Unterscheidung. Dann aber, durchschlagend, auch ganz echte Intelligenz im Menschensinne. Altmeister Brehm könnte abermals zufrieden sein. Der Streit ginge höchstens noch um Einzelfälle. Hatte Brehm schon die Fische fast preisgegeben, so scheint Strassen im Vortrag die Vögel noch von der alleroberſten Stufe aus-

zuschalten. Im neuen Brehm selbst wird dem Fisch Lernfähigkeit und Gedächtnis zugeschrieben, beim Vogel im Anschluß an Edinger die höhere Gehirnbildung betont und nur gesagt, daß das „allermeiste" in seinem Lernen noch nicht die Intelligenzmarke zeige; das allermeiste, so muß also doch wohl ein Rest bleiben.

Zur Straffens Vortrag lenkt dann auf ein Gebiet ab, das zunächst Brehm gar nicht berührt und zu dem man ihn erst in tiefere philosophische Gespräche hätte verwickeln müssen, wie sie das populäre Tierleben mit Recht meidet.

Alle diese Dinge, vom blind aufgezüchteten Instinkt bis zur Gehirnarbeit eines Intelligenzakts, haben eine rein physikalische Seite. Sie lassen sich auch als Gehirnmechanik, Körpermechanik verfolgen. Selbst die verwickeltsten Denkumschaltungen müssen im Gehirn ein solches Substrat haben und, so besehen, auch rein physikalisch aufgehen. In diese körperlich statuierte Gesetzmäßigkeit kann das Seelische, Psychische nicht noch einmal als Faktor eingreifen. Die Seele ist kein Pferd, das man gelegentlich vor den Körperwagen spannen kann, wenn die Karre nicht vom Fleck will. Empfindung kann sich nicht in Bewegung umsetzen. Auch im höchstentwickelten Gehirn muß das Gesetz von der Erhaltung der Energie gelten.

Der Gedanke rennt philosophisch etwas offene Türen ein, wird ja aber auch von zur Straffen nicht als völlige Neuheit vorgetragen. „Weder kann der Körper die Seele zum Denken, noch die Seele den Körper zur Bewegung oder zur Ruhe oder zu irgend etwas anderem, wenn es derlei geben sollte, bestimmen." Sagt schon Spinoza. Wer Friedrich Albert Lange gelesen hat, hat die Sache mit der philosophischen Muttermilch eingesogen. Die Lehre vom Parallelismus zwischen Seele und Leib fußt darauf. Wie weit man spekulativ damit kommen kann, lehrt Fechner, der so seine Allbeseelung und Weltseele bewies. Du Bois Reymond erstritt, etwas nachklappend, mit einer Teilwahrheit daraus den stärksten naturphilosophischen Erfolg seines Lebens, als er zeigte, daß wir mit Lichtwellen nicht zu Rosenrot, sondern eben nur wieder zu Lichtwellen kämen. Karl Hauptmann, der Dichter, um noch einen Allerneuesten zu nennen, hat in einer vortrefflichen physiologischen Jugendarbeit den Kristall des Gedankens zu den strahlendsten Fazetten ausgeschliffen.

Natürlich kann man auch niemand zwingen zu ihm. Aber als Forschungsmaxime scheint er sich immer wieder am besten zu bewähren und gewinnt Eingang. Brehm, wenn man ihm den Vorteil zeigte, würde wahrscheinlich heute auch mit sich reden lassen. Er stand noch mehr beim dicken Vogt: wo das Seelische selber als eine Art Energie in der Maschine entstand. Unklar. Homunkulusfabrik. Am Tierleben brauchte kaum ein unverbindliches Sätzchen der Einleitung geändert zu werden, um den klareren Schluß durchzudrücken. Denn entscheidend: der Gedanke macht als solcher ja gar nicht vor der Tierpsychologie Halt. Er gilt genau so im Menschen. Auch

im Menschengehirn kann die reine Energielinie nicht durchbrochen werden. Auch in der menschlichen Intelligenzarbeit gibt es keinen „psychischen Faktor" im Sinne einer Geisterhand, die in den Energieablauf tastete. Der Satz aus zur Straffens Vortrag ist berüchtigt geworden, daß er auch im Menschenverstand nichts Psychisches finde. Wenn man aber genau im Zusammenhang liest, bleibt kein Zweifel, daß er auch da nur meint: nichts Psychisches, *das willkürlich in die Physik pfuscht*. Er versteht eben unter Verstand hier sein Gehirnsubstrat, das als solches völlig der Physik angehört. Dieser ganze Weg aber ist, wie gesagt, nicht mehr Tierpsychologie. Er geht in die Philosophie des Seelischen überhaupt, und ein Tierleben, das den Menschen und seine Geheimnisse voraussetzt, kann ihn ruhig auf sich beruhen lassen. Zumal wir, Hand aufs Herz, von der wirklichen Mechanik dieser verwickeltsten Gehirnvorgänge einstweilen auch nur vage Hypothesen besitzen . . .

Ganz zuletzt tut zur Straffens Vortrag indessen noch einen bedeutsamen Schachzug. Im Menschen wissen wir, daß *neben* dem Energieablauf Seelisches, Bewußtsein, Empfindung besteht. Wir sehen aber nicht ein, warum solche seelische Parallele nicht auch den physikochemischen Prozessen des Tiers beigesellt sein sollte, nachdem diese Prozesse bei Tier und Mensch zuletzt so bis zum Höchsten übereinstimmen.

Aber, fährt unser Tierpsychologe überraschend fort: diese Hypothese wird sich „nie beweisen lassen", und das ganze Seelengebiet des Tieres ist „unerforschbar".

Es ist wohl nur dieser letzte Doppelsatz, der in dem glänzenden Vortrag auf wirklichen scharfen Widerspruch stoßen muß.

Unmittelbar wissen tue ich tatsächlich nur von meinem eigenen Seelenleben. Schon bei meinen Mitmenschen schließe ich bloß auf solches Seelenleben, weil die äußeren Vorgänge so übereinstimmen. Eben *weil* diese Übereinstimmung aber so weit geht, hat der Schluß Erkenntnis- und Forschungswert. Auch das ist eine philosophische Binsenwahrheit. Wenn nun bestimmte energetische Übereinstimmung auch zwischen Mensch und Tier so weit geht, ja laut zur Straffen bis zum Schluß geht, bis zum Gehirnablauf selbst von Intelligenzerscheinungen geht, — so *muß* der Schluß auch ins Tier hinein weiter getrieben werden. Jedenfalls aber liegt die kritische Wende auch hier bereits zwischen Mensch und Mitmensch, also wie oben in der Menschenpsychologie und nicht erst zwischen Mensch und Tier. Daß die zur Straffensche Definition dabei hier, im Menschen, wirklich jetzt hart an das Paradoxon führt, das ich oben als ungerecht für ihn abgelehnt habe, sei nur nebenbei erwähnt. Sie führt nämlich in noch etwas gesteigerter Fassung dazu, daß nur eine „Psychologie ohne Seele" noch Forschungswert habe. Psychologie hätte den Namen davon, daß die Seele in ihr nicht vorkommt, ihr Grundphänomen vor ihr nicht erwähnt werden darf. Und was der wunderlichen Konsequenzen mehr sind.

Es erscheint mir nun fraglos, daß Brehm an dieser Stelle nicht mitgegangen wäre. Wenn man ihm gesagt hätte, die Annahme von Freude, Schmerz, Furcht, kurz Gefühlen bei einem Hunde sei ewig unbeweisbar und unerforschbar, so würde sein Temperament sich aufgelehnt haben. Mal im einzelnen irren, ja. Aber gar keinen Schluß mehr ziehen? Er würde mit strengem Recht auf die Übereinstimmung der sichtbaren Äußerungen der Gemütsbewegungen in Hund und Mensch hingewiesen haben. Darwin hat ein unvergängliches Buch über diese Ähnlichkeiten geschrieben. Soll das alles plötzlich kein Forschungsgebiet mehr sein? Man könnte mit dem gleichen Recht behaupten, daß die Paläontologie kein Forschungsgebiet sei, da sich niemals anders als durch Analogie beweisen lasse, daß die versteinerten Ichthyosaurier je lebendig gewesen wären.

Eben dieser irrige, mindestens völlig subjektive Schluß ist aber nun von zur Strassen als Herausgeber ebenfalls mit größtem Nachdruck, sozusagen in Leuchtschrift, an die Spitze des ganzen neuen Brehm gestellt worden. Das Vorwort des Gesamtwerkes gibt ihm programmatischen Ausdruck. Da liest man zunächst erst ganz im Sinne jener mehr oder minder richtigen ersten Beweisführung, daß der alte Brehm zu einseitig die zweckmäßigen Handlungen der Tiere, besonders der Säugetiere und Vögel, alle auf Intelligenz zurückgeführt habe. Demgegenüber sei der Instinkt schärfer zu betonen. Wir haben gesehen, daß das „alle" etwas zu weit geht. Aber die Korrektur ist im ganzen zweifellos richtig. Vor der Intelligenz sei dann nochmals zu unterscheiden (wieder wie oben): „Lernen aus Erfahrung" sei weitverbreitet auch im Tier; aber nur bei einer „Anzahl höchster Säuger" erreiche das „einen Grad, der es rechtfertigen mag, von ‚Intelligenz' zu reden". Alles gut. Der alte Brehm, wie gesagt, wäre wohl schon mit der Konzession des „Lernens" zufrieden gewesen und hätte die engere Spitzfindigkeit anheimgestellt. Nun aber, fährt zur Strassen als der neue Brehm entscheidend fort, habe der „alte Brehm" auch oft von den „Gefühlen" der Tiere, besonders der Säugetiere und Vögel, von ihrem „Lieben", „Hassen" und „Fürchten" geredet. (Die Worte sind so von mir gesperrt, aber sonst genau.) Und hier hätten wir heute „eingesehen", daß wir darüber „nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit Vermutungen bilden können". Also mit keiner Wahrscheinlichkeit die Vermutung, daß ein Hund Zuneigung oder Abneigung empfindet, sich freut, sich fürchtet . . .?? Und deshalb, meint zur Strassen weiter, habe sich der neue Brehm „starke Zurückhaltung" auferlegen müssen. In einer provisorischen Vorrede, die dem ersterschienenen Vogelbande gleichsam als Prospekt beigelegt war, las man's sogar noch entschiedener: es sei „besser, davon zu schweigen". Also sagen darf ein Buch wie Brehms Tierleben nicht mehr, daß es auch nur wahrscheinlich sei, daß der Hund, der mich begrüßt, Freude empfinde . . .

Mich hat dabei noch etwas im besonderen gestört, das sich zur Strassen

vielleicht gar nicht so vergegenwärtigt hat. Man hat auch in dem neuen Text Brehm in der Ich-Form reden lassen. Diese Form besagte bei ihm mehr als bei anderen nicht so ausgeprägten Persönlichkeiten. Auch im Text von heute sind noch Stellen genug erhalten, wo sein spezifisches Brehmtemperament durchbricht und der Ich-Rede eine eigentümliche Glut und Inbrunst verleiht. Und auch in den formal unpersönlichen Zwischensätzen hört man ihn dann unwillkürlich weiter sprechen, — den kurzen Mann mit den merkwürdig nach oben schrägen Augen, dem straffen Haar und der schroffen Stirn, gutmütig, brummig, sarkastisch, unnahbar, dann wieder aus seiner tiefen Verschlossenheit aufflammend wie ein Seher, — so wie ihn das neue Buch in zwei guten Bildbeigaben selbst verewigt. Dieser in allen Zerrissenheiten seines früh gebrochenen Lebens ganze Kerl aber muß das jetzt in seinem Weltbuch ablehnen, was ihm einst Palladium war: Annahme von Gefühlen im höchsten Tier, bei Pferd und Hund, die unseren entgegenkommen. Brehm war ein Vorkämpfer für gute Behandlung von Tieren. Ähnlich wie Darwin, der, sonst ein Mann unendlicher Sanftmut und schon durch seinen körperlichen Leidenszustand zur Zurückhaltung genötigt, mit rohen Fuhrknechten wie ein Rasender streiten konnte, wenn sie ihre armen Tiere schlugen. Auch Brehm kannte die Indolenz italienischer Tierschinder, die sinnlos darauf loshauen, weil das Vieh doch keine Seele habe. Sein Lebenlang hat er dem entgegen gearbeitet, dem rohen Volk begreiflich zu machen gesucht: auch der Hund ist kein Stück Holz, keine fühllose Maschine, die ihr prügelt. Dieses Mitgefühl lag in dem hart-weichen Manne aber doch wieder verankert im Forscher und seinen Beobachtungen. Nun soll dieser Forscher in seinem Hauptwerk versichern, daß wir von solchem Gefühl des Hundes nichts mehr wissen können und darüber zu schweigen hätten! „Und sehn, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen." Das alles aber zugunsten eines Satzes, der in dieser Form ganz bestimmt nicht Gemeingut der Forschung von heute ist, sondern eine Privatmeinung.

Es liegt hier, glaube ich, eine allgemeine Frage von einer gewissen Bedeutung vor. Inwieweit eine posthume Bearbeitung eines klassischen Werkes auch aus reinsten Beweggründen an der Tendenz rütteln darf. Etwa ein liberales Geschichtswerk mehr konservativ umarbeiten dürfte. Oder Langes Kritik des Materialismus materialistisch. Strauß „Alten und neuen Glauben" kirchenfreundlich. Man wird einwenden, daß es sich in unserm Fall um Tatsachenkorrekturen handle, nicht um Meinungen. Davon kann ich mich aber eben nicht überzeugen. In diesen Endfragen der Psychologie handelt es sich noch nirgendwo um Tatsachen. Geistreiche Meinung steht gegen Meinung. Daß der Hund fühlt, wenn ich ihn schlage, und daß man das auch ohne besondere Kautelen gelegentlich noch drucken lassen darf, ist aber immer noch eine wenigstens diskussionsfähige Meinung.

Womit natürlich wieder nicht gesagt ist, daß nicht auch in dem neuen

Brehm ein unendliches, wundervolles Material aufgehäuft wäre zur Tierpsychologie, auf das sich dann jeder Sachkenner seinen eigenen Vers machen kann. Nur das Volksbuch hätte nicht von vornherein in der Weise zugebaut werden sollen.

Brehms Werk in der ersten Fassung hieß noch „Illustriertes Tierleben". Nachher hat er das Beiwort fortgelassen, schlecht wie es einklang. Es war nun schon selbstverständlich, daß man bei dem Buch auch an seine Bilder dachte. Selten hat es eine so vollkommene organische Durchdringung von Wort und Bild in einem Werke der Weltliteratur gegeben. Verkleinerer haben auch hier wieder gemeint, Brehm habe nur durch seine Bilder gewirkt, woran immerhin wahr ist, daß wenigstens diese Abbildungen nie jemand zu verkleinern gewagt hat. Andererseits nahmen aber die Brehmbilder von Anfang an noch eine besondere Stufe ein. Bedeutete der Text eine Station in der Verknüpfung von Fach- und Volkswerk, so seine Illustration eine neue Ära des fachwissenschaftlichen Tierbildes selbst. Noch nie war irgendein zoologisches Fachwerk auch nur annähernd so illustriert worden. Man lege alle die alten Quartanten und Folianten dagegen, auch die allerprachtvollsten, vom alten Gesner, der einen tot vor ihm liegenden Vogel schon ziemlich tadellos wiedergeben ließ, bis auf die köstlichen Insektenminiaturen Roesel von Rosenhofs, die Pomptafeln der verschiedenen Buffon- und Cuvierausgaben, die wundervollen anatomischen Atlanten (und das durch alle Kultursprachen): beim ersten Bande Brehm fühlt man, daß das plötzlich antiquiert war. An die Stelle des Museums- und Anatomiebildes war das wissenschaftliche Lebensbild getreten und zugleich das wirklich künstlerische Tierbild im Dienste dieser Wissenschaft.

Glänzende Tierbilder in der hohen Kunst selbst hatte es ja von je gegeben. Man möchte sagen, daß diese Linie bereits mit jener famosen Knochenschnitzerei eines vollendeten Wildpferdkopfes (sicherlich Arbeit eines starken Künstlers) beginnt, die man in einer französischen Altsteinzeithöhle gefunden hat. Sie geht dann im Triumph über die marmornen Götterrosse der Phidiasschule bis zu den Niederländern und weiter so immer parallel. Aber eben nur parallel. Es ist das Merkwürdige und Bezeichnende, daß die Forschung an dieser großen Kunst vorbeigegangen war, sich auch als Illustrator fast immer an ihr vorbeigestümpert hatte. Und sogar je länger, beinahe mehr. Erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zeigen sich Besserungsspuren, zunächst meist im Auslande. Gerade unsere populären deutschen Tierbücher sind aber in dieser Zeit noch schreckliche Exempel; man schlage den Lenz oder Vogts Zoologische Briefe, damals textlich höchst achtbare Werke, nach; auch Oken ließ nur alte Ladenhüter der Museumsepoche wieder kopieren. Da kommt Brehm, und alles ist anders. Seitdem weiß man, daß auch zu einem wissenschaftlichen Tierbuch ein Zeichner gehört, der zunächst einmal drüben echter Künstler ist. Umgekehrt hat das Werk und die Bewegung, die von ihm ausging, aber

fortan auch einen mächtigen Einfluß auf das Tierbild der reinen Kunst selbst ausgeübt. Das sind die wirklich epochemachenden Bücher, die zwei Geistesgebiete zueinander bringen.

Mancherlei hat natürlich hineingespielt und Brehm beeinflußt: so das Aufblühen der Zoologischen Gärten, an dem er in Deutschland regen, wenn auch persönlich nicht immer befriedigenden Anteil nehmen konnte; mit Wehmut gedenkt man heute seines märchenhaften Berliner Aquariums, in dem seine arabische Phantasie sich ausleben durfte, das aber auch am Finanziellen scheiterte, man möchte sagen, wie jedes Stück Morgenland. Dann die Entstehung illustrierter Zeitungen und der Aufschwung des deutschen Holzschnitts, die beide auch für das Tierbild arbeiteten. Aber schließlich mußte es doch, wie immer, das Genie einmal vormachen.

Fühlte man dem ersten Brehm noch ganz an, wie er im dunkeln Drange den rechten Weg getroffen, improvisatorisch, mit dem Glück, das gerade zu dem neuen Wortzeichner auch den richtigen Bildzeichner gab, weil beiden die Stunde erfüllt war, — so empfand der Brehm der zweiten eigenen Auflage auch hier schon bewußte Pflicht. Ein ganzer Stab echter Selbstkünstler wurde damals in Bewegung gesetzt. Zu dem alten genialen Kretschmer als eigentlicher aufsteigender neuer Tierlebenstern Gustav Mützel, dazu im weiteren Kreise und loser Beckmann, Kröner, Paul Meyerheim. Daß Meyerheim nicht mehr für Brehm gezeichnet hat, habe ich immer als Verlust empfunden. Vielleicht darf man die Sache aber auch hier wieder nicht zu weit treiben: die ganz unabhängige Malerpersönlichkeit ist nun doch wieder nicht der ganz richtige Illustrator. Mützel war zweifellos der allseitig echt balancierte Mann, der seine Lebensarbeit in den Brehm gesteckt hat und mit ihm fortleben wird. In und an seinem Brehm ist er geschulter Zoologe geworden, mit dem der große Künstler sich dann so in ihm durchdrang, ganz in den Zwecken dort aufging, daß erst so das spezifische Brehm-Programm wirklich dem Ideal nahe kam. Ich halte Mützel noch heute in seiner Art für vollkommen unübertreffbar. Wenn die Neubearbeitung jetzt von seinen Beiträgen nur mehr eine Auswahl bringen konnte, so liegt auch darin wohl keine Kritik. Es mußten nach des Meisters Tod eine Unmenge neuer Tiertypen hinzu, die sein Stift noch nicht gefaßt, man mußte aber gewissermaßen auch neuen Tiermaltypen gerecht werden. Was etwa beim alten Kretschmer noch ein genialer Eigenblick gewesen, ist ja jetzt eine ganze Künstlerschule mit allen möglichen Verzweigungen geworden, — Künstlerzoologen und Zoologenkünstler, alle im Prinzip einig, aber im einzelnen die verschiedensten Köpfe und Techniker. Ein neues Werk mit dem Ziel, dreizehn Bände zu illustrieren, hatte die Pflicht, auch davon ein Bild zu geben, hielt es doch nur Revue ab über seinen eigenen Erfolg. Die Kehrseite ist vielleicht, daß man in dem neuen Buche bisweilen doch mehr vom Tier und seiner Treue abgelenkt wird in die Gegensätze reiner Malmethoden hinein.

Den Mittelpunkt der Betrachtung muß da Wilhelm Kuhnert einnehmen. Mit seiner Wahl für die volkstümlich immer wieder entscheidenden größten und buntesten Tiertypen: Löwe, Tiger, Leopard, Elefant, Nashorn, Nilpferd, Antilope, Mandrillaffe, Strauß, gleichsam die ganze „Menagerie" von ehemals, war zugleich das Farbenbild als Neuerung auch zum Brehm erobert. Der frühere bunt gemachte Holzschnitt hatte da noch nichts echt „Brehmhaftes". Er gehörte noch in die Vorzeit, wo man den Buffon mit schwarzen oder (teurer) angemalten Kupfern haben konnte. Jetzt erhalten wir nicht einen Brehm farbig, sondern einen farbigen Brehm. Das ist vielfach hinreißend. Auch von Kuhnert gilt jenes „Festliche": man merkt ihm den Versuch besonderer Bravourleistungen an, die von dieser Stelle Generationen entzücken sollen, wenn beim Umblättern solches Bild erscheint. Wenn ich von der „Menagerie" rede, so kommt aber auch hier noch eines hinzu.

Brehm entwarf seinen Text in dem Vollgefühl, daß er endlich einmal selber drüben bei den Elefanten und Nilpferden gewesen war. Seine ersten Zeichner mußten sich immerhin wieder mit dem Zoo behelfen. Kuhnert aber ist jetzt auch hinausgezogen, hat den Zauber der afrikanischen Steppe und des indischen Dschungels eingesogen. Mit Stolz darf der Verlag erwähnen, daß er diesmal seinen Maler sogar zum Zweck noch hat reisen lassen. Tropenduft, Glast der heißen Dürre, Smaragd des Urwaldes liegt über diesen Kuhnertbildern. Altbekannte Typen, wie der Serval, der Hyänenhund, der Honigdachs, der rote Katzenbär des Himalaja, sind wie neue Tiere in diesem Wildnislicht. Ich habe gelegentlich zu Vorträgen ein paar Proben in riesiger Vergrößerung auf die Wand projiziert: gelbbraune Grantgazellen im Steppengelb, die grünen Meerkatzen im grünen Busch. Jedesmal lief eine Bewegung durch die Zuhörer, und ich mußte an Herman Grimms Wort denken, daß nur das ganz gute Bild diese künstlichen Dimensionen verträgt. Und die mitspielende Echtheit des Lichts, des Hintergrundes ist dabei oft mehr als bloß ein Stimmungsfortschritt gegen die früheren „Tapeten". Solche farbige Abbildung wird zugleich Dokument zu Anpassungs- und Mimikrygedanken, die trotz wohlfeilen Spotts heute keineswegs widerlegt sind. Ich möchte, daß bei diesen Fragen überhaupt viel mehr das Auge des Künstlers herangezogen würde. Auch hier wird immer wieder der Dummkopf, der nicht sehen kann, für den Meister der Kritik gehalten. Wobei freilich wieder der Farbendruck noch nicht immer alle Kraft der Originale herausbringt. Das Werk zeigt hier die heutige Höhe, nicht die Vollendung. Bei Paradiesvögeln, Kolibris, wo einstweilen noch rein farbtechnische Kunststücke zu lösen sind, vermisse ich überhaupt noch die Wirkung. Ich möchte Meister Kuhnert wünschen, daß er einmal im Dresdener Museum (dem einzigen Ort dazu in der Welt) sich einschlösse wie einer der alten Mönchsmaler in seine Zelle und mit diesen Naturwundern ränge, sie segneten ihn denn. Und daß dann ebenso mit allen Mitteln durchgekämpft würde, bis die Reproduktion auch den

ganzen Schiller und Lichtwechsel herausbekäme. Auch das nicht nur zum malerischen, sondern zoologischen Zweck. Damit wir endlich einmal ein Lehrbuch hätten für solche, die über diese „Schönheitsfragen" der Natur mitreden wollen, durchweg aber gar keine Ahnung besitzen, wie weit das geht. Der Verlag hat die hübsche Idee gehabt, die besten Farbenbilder des neuen Brehm auf Karton aufgezogen auch als gesondertes Mappenwerk in Umlauf zu setzen. Vielleicht wäre es kein übler Gedanke, auch zu dem Hauptwerke selbst noch einige Mappen solcher Ergänzungen herauszubringen; wie es einst zu dem großen Buffon solche gesonderten planches enluminées in Folio gab, die zwanglos vermehrt wurden.

Manches Tierbild verträgt ja auch bald eine Auffrischung, weil es doch noch etwas zu „intellektuell" konstruiert ist. Von dem alten hundertjährigen Sagentier der Zoologie, dem Schnabeltier, wissen die Gelehrten des neuen Brehm immer noch nicht genau, wie es läuft, und „theoretisieren's" auf der Farbentafel einstweilen aus Spirituspräparaten heraus. Und das wunderbarste Quid novi ex Africa des ganzen neuen Werks, die kurzhalsige Giraffe Okapi, diesen noch lebenden Urweltler, dessen Entdeckung alle tierfrohen Herzen höher schlagen ließ, hat auch noch keiner vom Leben abkonterfeit. Traurig, nur zu wahr, daß es aber auch schon Tiere gibt, die zwischen zwei Brehmauflagen wirklich ausgestorben sind. Das zebraähnliche Wildpferd Quagga lebte noch im Berliner Zoologischen Garten, als die Ausgabe von 1878 vorbereitet wurde; heute existieren nur Fell und Photographie, keiner wird's mehr in seiner alten Steppe malen. Vielleicht fällt in diesem Augenblick der wilde Wisent nach, dessen paar letzte Köpfe in Bialowies und dem Kaukasus ziemlich hoffnungslos in den russischen Wirren ohne Jagdgesetz liegen. Und wenn die nächste Auflage lange zögern sollte, findet sie kaum noch den deutschen Biber, ja möglicherweise den deutschen Elch nicht mehr, dem unser Friese jetzt noch ein wundervolles Farbenblatt im Werk gewidmet hat.

Neugierig im verwegensten, fast möchte ich sagen frechsten Sinne war ich auf die farbigen Wirbellosen, besonders den Blick ins große Aquarium der Natur. „Wer darf ihn nennen, Und wer bekennen," — den großen Unbekannten hier...? Haeckel hat zwei Menschenalter mit ihm gerungen, — man kennt sein berühmtes Aquarell einer bunten Korallenbank im blauesten Kristall —, Märchen, gewiß, gleichsam nur Symbol, aber gerade so einem Tiefsten der Wahrheit doch auch wieder nahekommend. Der Maler, sagte er mir einmal, muß gelegentlich auch mal mit dem ringen, was eigentlich kein Mensch je malen kann. In dem neuen Teil sind aber auch in diesem Sinne sehr schöne Anläufe, sehr mutige. Flanderky hat neben andern Guten wohl die kühnsten Blätter gewagt, von Insekten, dann aber auch wirklich im Nixenreich. Im tropischen Sonnenbrand Ostafrikas lauert da die gespenstische „Teufelsblume", eine große Fangheuschrecke, die ihren gebrechlichen grünen Leib zwischen grünen Blättern birgt, die greulichen Fangarme aber hoch auf-

reckt und mit ihnen täuschend eine prachtvolle, weiß und violett gebänderte Orchideenblüte nachahmt; den Schmetterling, der sich darauf setzt, zerfleischen die Messer der eisernen Jungfrau. Die gleiche Sonnenglut aber brennt auf dem unendlichen Blau des tropischen Ozeans: da treiben als blitzende Kristalle des Spiegels die Staatsquallen Velella und Porpita daher, mit ihren übers Wasser geblasenen Schwebeglocken wirklich Luft atmend und „infolge der totalen Reflexion so silberig glänzend wie der Wasserspiegel selbst". Oder im grünlichen Lichtdämmer unter der Oberfläche schwebt, nur wie hingehaucht, selber bis auf einen violetten Rand mehr Licht und Duft als Tier, die Meduse Rhizostoma pulmo, geisthaft lichtdurchlässig wie unter der Tarnkappe der Sage, aus Glast und Wasser gewebt, der lebendige Organismus fast auf der Grenze des freien Wiederaufgehens ins reine Element. Wie das, bald mit koloristisch grob hingesetzten, bald mit ganz ätherischen Mitteln, herausgebracht ist, ist es doch recht schön. Und wenn das vollkommene Tausendundeinenacht-Märchen der Natur in der Ctenophore, der Rippenqualle, an deren rosiger Glasfrucht, infolge von Interferenzerscheinungen schwingender Plättchen, beständig alle Farben des blühenden Spektrums auf- und ablaufen, so noch nicht herauskommen konnte; — oder der verwandte meterlange „Venusgürtel", das flüchtige Wunder des Neapeler Aquariums, an dem dieses auf- und abflimmernde, blitzhafte Opalisieren mit tiefem Erblauen des Ganzen wechselt, einstweilen nicht versucht ist —, so ahnt man doch, was uns ein künftiger Brehm, mit noch etwas mehr Glück, von dieser Hand bescheren könnte.

Die farbigen Bilder sind inzwischen nicht die einzige Neuerung des illustrierten Neubrehms. Dem räumlichen Gehalt nach mindestens ebenso wichtig ist die Verwertung der Photographie. Viele Hunderte durchweg vorzüglicher Wiedergaben erlesener Lichtbilder ziehen sich auf Doppeltafeln durch die Bände. Bisweilen hat man das Tier in der Naturaufnahme und daneben noch einmal von Mützel oder sonst einem gezeichnet, so daß der Vergleich geradezu herausgefordert ist. In so großem Umfang und einer mit so beispielsloser Findigkeit von überall her (vielfach auch dem Auslande) zusammengesuchten Vollständigkeit des Weltamateurmaterials ist auch diese Benutzung der Photographie in einem Tierwerk noch nicht üblich gewesen, obwohl Vorläufer bestehen; ich erinnere nur an das in seiner Art unübertroffene Meerwarthsche Werk über die europäischen Säugetiere und Vögel. Jedenfalls habe ich aus dem Munde von Mitarbeitern gehört, daß sie diese Zutat über alles stellen. Als wenn sie dem Werk zu aller Kunst noch einen unvergänglichen Fels absolut authentischen tierkundlichen Materials sicherte. Diese Aufnahmen bildeten gleichsam das Archiv des großen Tiergeschichtsbuchs, die Dokumente, über die das Subjektive keine Macht hat. Mustert man den Schatz, so sind immer und immer wieder so köstliche Einzelproben dabei, daß man auch dem fast Recht geben muß. Jedenfalls ist unsere Lichtbildnerei auch für das

lebende Tier ganz in der Stille auf eine Höhe gereift, von der man noch vor einer kurzen Reihe von Jahren nichts ahnen konnte. Die unwahrscheinlichsten und ergreifendsten Dinge sehen wir da: alte Seeelefanten an ihrem wilden Strand; Delphine unter Wasser, dabei eine Delphinmutter, die „in rasender Wettfahrt mit einem Dampfer zwei kleine Junge, offenbar an ihren Zitzen hängend, mitschleift"; eine nächtliche Hyänenszene von legendärer Schauerlichkeit; eine Murmeltiergruppe, auf ihrer weltentrückten Blumenalm spielend, man denkt auf Meilen kein Mensch, der dieses Idyll belauschen könnte; Biberbilder, die tiefere Einblicke ins Tierleben gewähren, als manche Seite Theorie; alte Desiderate wie das Fingertier, der Zwergameisenfresser, das Schuppentier, der riesige Schnabeligel von Neuguinea; Porträts dämonischer Orang-Greise, die einem nachgehen ... Die Triumphe sind ja auch in aller Erinnerung, die Schillings mit seinen genialen Blitzlichtaufnahmen gehabt hat, und die niemand begeisterter begrüßen konnte als ich. Das Werk wäre nicht auf der Höhe des Tages gewesen ohne das. Trotzdem möchte ich in ihm selbst hier gerecht wägen.

Jene Tierbilder der Mützel, Kuhnert, Friese kann auch die beste Photographie nicht ersetzen. Ein Brehm, *nur* so illustriert, wäre ein Rückschritt. Das greift nun mal an die tiefsten Wurzeln der Kunst, in denen in diesem Falle auch die Zoologie mit verankert liegt. Das alte Tierbild ging aus vom erstarrten Museumstier. Man stopft jetzt, eben mit Hilfe vielfach der Photographie, ja unvergleichlich viel besser aus, stellt pseudolebendige Gruppen zusammen, macht aus Museen kleine Dioramen mit künstlichen Wüsten und Schneelandschaften. Das künstlerische neue Tierbild aber sah prinzipiell hier ab und suchte das lebendige, das bewegte Tier unmittelbar. Die Photographie könnte nun auch mit diesem Lebensbild entscheidend konkurrieren, wenn sie mit ihren Momentbildern nicht doch wieder ein totes Moment hinzubrächte. Das Geheimnis des Zeichners, des Malers ist, daß er in sein ruhendes Bild die Täuschung des Pulsschlages gleichsam hineinzaubern kann. Sein Tiger springt, der springende der Momentaufnahmen ist dagegen dornröschenhaft aus der Bewegung heraus versteinert. Die Photographie ist wahr auf Kosten eines künstlerischen „Betrugs", der doch für *uns* erst wirklich die Wahrheit gibt. Jeder Künstler weiß das, kennt den Wert der photographischen „Richtigkeit" als *Material*, aber auch ihre Unzulänglichkeit als solches, und daß die eigentliche Arbeit über sie hinaus erst noch getan werden muß. In diesem Sinne ist auch die ungeheuere photographische Sammlung des neuen Brehm noch durchweg „unerlöstes Material". Aus all diesen Blättern sollen erst wieder rechte Meister uns *echte* Tierbilder schaffen, und dann können wir die Aufnahmen wirklich in irgend ein Archiv legen zur Kontrolle, brauchen sie aber nicht im Volksbuch mitzuführen. Hier sehe ich die wahre Direktive künftiger Auflagen, die sonst leicht in die Gefahr kommen könnten, wieder sechsunddreißig Bände umfassen zu müssen wie Buffon.

Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk

Von

Harry Maync

(Schluß)

Gleich Storm oder Achim von Arnim gehört auch Liliencron zu den Dichtern, die zwar die große epische Kunstform des Romans nicht zu bewältigen vermögen, dafür aber in der Gattung der kleineren Erzählung Hervorragendes leisten. Weist schon seine Lyrik viel Episches auf, so bewährt ihn vollends seine kleinere Prosa als geborenen Erzähler. Er ist nicht ein Lyriker, der nebenher auch Novellen schreibt, sondern von früh an gabelt sich sein Talent nach zwei Seiten, ähnlich dem Wildenbruchs, des Dramatikers und Erzählers, und noch ähnlicher dem Storms, des Lyrikers und Novellisten. Liliencrons ernster Versuch, sich als Dichter zu erproben, beginnt sogar mit der Pflege der Novelle. Gleich nach der Verabschiedung schrieb er, von Storms und Turgenjeffs Kunst angeregt, eine Anzahl skizzenhafter Novellen für den Druck, ließ sie dann aber liegen, weil sie seinen Ansprüchen an sich selbst nicht genügten.

Im Jahre 1886 erschien Liliencrons erstes Prosabuch, nach der letzten der in ihm vereinigten Erzählungen „Eine Sommerschlacht" betitelt; zwei Jahre später folgte der Band „Unter flatternden Fahnen". Beide empfingen ihren Namen nach den in ihnen mitenthaltenen Kriegserzählungen. Später hat der Dichter alle letzteren im ersten Bande seiner Sämtlichen Werke als „Kriegsnovellen" zusammengefaßt. Die Bände zwei bis vier bringen unter den Titeln „Aus Marsch und Geest", „Könige und Bauern", „Roggen und Weizen" die übrigen „Novellen". Dehmel hat in seiner Ausgabe eine letzte Reihe „Späte Ernte" nachtragen können. Wie in der Lyrik, so bezeichnen auch in der Novellistik die verschiedenen Sammeltitel nicht streng in sich geschlossene Sondergruppen, und Dehmel hat denn neuordnend auch einige Umstellungen vorgenommen.

Eigentliche Novellen freilich sind die meisten der Liliencronschen Erzählungen so wenig wie seine Romane wirkliche Romane, und Meisternovellisten wie Storm und Heyse, Keller und Meyer ist er nicht an die Seite zu stellen. Nur ein paar Geschichten weisen das knapp und scharf herausgearbeitete Hauptmotiv einer — um mit Goethe zu sprechen — „sich ereigneten unerhörten

Begebenheit" und die ihr gemäße einheitliche Handlung von fester Führung, die sorgsam gepflegte Kunstprosa auf. Im Grunde werden diese strengen Bedingungen eigentlich nur im „Richtschwert aus Damaskus" erfüllt, dessen Stoff allerdings beinahe zu unerhört und dessen Vortrag wohl etwas zu stark aufgetragen ist, um uns psychologisch ganz glaubhaft zu sein. Ein junger Hamburger Millionär wird von einem rassig reizvollen kleinen Ladenmädchen bezaubert. Ihre zierliche Gestalt und das süße Gesicht mit den veilchenblauen Kinderaugen, hinter denen eine grausame Katzennatur lauert, gemahnen ihn an die wunderschöne, mordlustige Merowingerfürstin Fredegunde, auf deren Namen er ein ihm besonders wertes kleines Elfenbeingemälde seiner Kunstsammlungen getauft hat. Die ebenso leidenschaftliche wie berechnende Line Blunck gibt sofort ihrem Verlobten kalten Herzens den Laufpaß und lebt nur noch dem einen Gedanken, sich als Frau des Legationssekretärs Titus Althaus, den sie wirklich liebt, in dessen Reichtum zu sonnen. Aber als er auf einem ländlichen Tanzboden, wohin er sie begleitet hat, sich auch einmal einer anderen widmet, bricht ihre unbezähmbare Eifersucht mit so hemmungsloser Wildheit hervor, daß er sich, erschreckt und ernüchtert durch den häßlichen Auftritt, mit dem sie ihn bloßgestellt hat, von ihr lossagt. Zum letzten Abschied empfängt er sie, ganz als Dame, ein einziges Mal in seinem Palast. Als ihre Hoffnung, ihn zurückzugewinnen, sich endgültig getäuscht sieht, verurteilt sie ihn und sich zum Tode und haut ihm in plötzlichem Entschluß mit einem alten krummen Richtschwert, das die Waffensammlung seines Arbeitszimmers ziert, den Kopf ab. Gleich zu Beginn der Novelle, die auch sonst kunstvoll angebrachte vordeutende Motive enthält und eine beängstigend schwere und schwüle Stimmung atmet, ist unser ahnungsvoller Blick auf das blutige Werkzeug der Rache gelenkt worden. Es entspricht dem „Falken" der Heyseschen Novellentheorie und gibt der Geschichte die „starke, deutliche Silhouette, deren Umriß, in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck macht, wie der Inhalt jener Geschichte des Dekamerone vom ‚Falken', in fünf Zeilen berichtet, sich dem Gedächtnis tief einprägt". Bizarrer noch als im „Richtschwert" ist das gleichfalls an sich sorgfältig durchgeführte, aber durch ablenkende Nebenmotive und Einlagen stark beeinträchtigte Hauptmotiv in der „Schnecke": ein Sammler, der völlig von der blinden Gier nach dem Besitz einer vermeintlich auf die Königin Kleopatra zurückreichenden Metallfigur beherrscht ist, wird schließlich zum Wahnsinnigen und Mörder seiner Braut. Die Neigung zum Gewaltsamen und Grausigen zeigt ferner die tiefernste Ehebruchsgeschichte „Greggert Meinstorff". Sie und die gleich ihr knapp und ohne Abschweifung berichtete Erzählung „H. W. Jantzen Wwe.", das erst im Tode sich lösende Mißverhältnis zwischen Mutter und Sohn behandelnd, darf, da in ihr, um nochmals Heyse das Wort zu geben, ein seelisches oder geistiges Problem in einem kräftig begrenzten Fall zum Austrag gebracht wird, als echte und gerechte Novelle gelten. In anderen Geschichten Liliencrons aber haben wir statt eines solchen Falles einen bloßen

Vorfall ohne die zu fordernde Besonderheit. Oder wir haben zwar einen guten Novellenkeim, aber er ist nicht ausgetragen worden; so das Motiv des Mannes von fünfzig Jahren und seines Johannistriebes oder das der Liebeseifersucht zwischen Vater und Sohn in den Skizzen „Auf der Seehundjagd" und „Auf der Austernfischerjagd". Wirkliche Novellenprobleme liegen auch zugrunde im „Blanken Hans", wo die verheerende Gewalt einer plötzlichen Sturmflut in wirkungsvollen Zusammenhang mit vernichtenden menschlichen Leidenschaften gebracht ist, im „Ehepaar Quint", wo die Charakterstudie eines alten geizigen Paares geboten wird, oder in den mancherlei aus Selbsterlebtem schöpfenden Offiziersgeschichten wie der Schuldengeschichte „Der gelbe Kasten".

Diesen Erzählungen im bürgerlichen Genrestil gesellen sich solche im heroischen Freskostil. Die „Märztage auf dem Lande" beschließt der Erzähler mit dem Geständnis, über „Uarda" schon nach den ersten Seiten eingeschlafen zu sein, und ein ähnlicher Hieb findet sich in der „Schnecke". Liliencron selbst schließt sich keineswegs der durch die Namen Ebers und Dahn bezeichneten Mode an, wenn er auch seinerseits geschichtliche Erzählungen schreibt. Sie sind aus seinem tiefen Heimat-, Stammes- und Familiengefühl erwachsen, das nicht mit dem eitlen und leeren Feudalismus verwechselt werden darf, den zum Beispiel Fouqué an den Tag legt. „Ahnenstolz", sagt Liliencron einmal, „hat seine volle Berechtigung, Adelstolz ist stets das Zeichen größester Beschränktheit." Nicht als Edelleute, sondern als starke Persönlichkeiten sind ihm die alten Ritter der holsteinischen Vergangenheit so sehr ans Herz gewachsen. Aus seinen geliebten Chroniken und Familienerinnerungen ersteht ihm die Geschichte der Heimat neu und in frischen, saftigen Farben; zuweilen wächst sie in Einlagen moderner Erzählungen unmittelbar aus der Gegenwart heraus. Ohne künstlich zu altertümeln, trifft er ausgezeichnet die jeweilige Farbe von Ort und Zeit, einen prachtvoll markigen, knappen, nur aus Hauptsätzen bestehenden Chronikenstil, der doch zugleich ganz persönlich und von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ist. So sehr er Conrad Ferdinand Meyer bewunderte — dessen Abstand nehmende, sich kühl zurückhaltende Art eines bewußten Kunstverstandes, die hie und da fast an die Manier streift, ist nicht die seine. Er erzählt voll leidenschaftlichen Anteils, mit freudig klopfendem Herzen. Bis weit in die heidnische Vorzeit zurück wird ihm die Vergangenheit seines Landes lebendig. Wie leibhaft in seiner ungezügelten Berserkerhaftigkeit stellt er den hundertjährigen König Gorm in den „Zwei Runensteinen" vor uns hin. Wie wirkungsvoll berichtet er in den „Dithmarschen" von der Schlacht bei Hemmingstedt. Wie verwachsen wir mit dem freiheitsstolzen Uradel des holsteinischen „Lännekens", zumal mit den gewaltigen Schauenburgern, „fast ohne Ausnahme aus Eisen und Eichenholz gebaut in Seel und Körper", in deren einigen sich „gleichsam antike Größe und Einfachheit mit verschlagenster Indianerlist" vereinigen, und vor allem mit dem großen Grafen Geert von Holstein. Auch in diesen geschichtlichen Erzählungen bevorzugt Liliencron,

wie in seinen Balladen, furchtbare Stoffe, grelle Farben und düstere Stimmungen; auch hier brüllt die See und züngelt die Flamme, klirrt das Schwert und raucht das Blut. Ja, stellenweis ist es in diesen Heldenliedern in Prosa nur noch ein Schritt zur wirklichen Ballade; man nehme nur den Schluß der „Könige von Norderoog und Süderoog" oder die Einlage „Josua Qualen" der Erzählung „Auf meinem Gute".

Überall ist der Naturhintergrund liebevoll und kräftig betont. Das tiefe und ursprüngliche Natur- und Heimatgefühl des Dichters atmen nicht minder die tagebuchartigen Bekenntnisse der „Mergelgrube", die in Dehmels Ausgabe auffallenderweise den Titel eines Romans trägt, und die in dem Bande „Aus Marsch und Geest" vereinigten Erzählungen, insbesondere die vielerlei Jagdgeschichten, auf die des geliebten Turgenjeff „Tagebuch eines Jägers" nicht ohne Einfluß geblieben ist. Das ist echteste und wertvollste Heimatkunst eines Dichters, der nicht nur über die Gabe eindringlichster und feinster Beobachtung verfügt, sondern der selbst ein lebendiger Teil dieser Umwelt und dieses Volkstums ist. Jeder holsteinische Bauer ist Fleisch von seinem Fleisch. Mit der warmen Liebe Werthers, nur ohne seine Empfindsamkeit, umfängt Liliencron das Volk als die Klasse, die gewiß vor Gott die höchste ist. Dieses natürliche Volk, dessen treuherziges Platt dem Dichter so geläufig ist und so gern von ihm aufgenommen wird, dessen sentimentale Vorliebe für den ganz gewöhnlichen Leierkasten er so herzlich teilt, es ist ihm nicht die abstrakte Millionenmasse, die Schillers Lied an die Freude schwärmend umschlingen möchte, und nicht der übelriechende Pöbel in Shakespeares Dramen, es ist ihm die große brüderliche Gemeinschaft, von der er selbst nur ein Glied und ohne die er nichts ist, und auch mit dem Geringsten unter ihr verbindet ihn eine natürliche Liebe, ein natürliches Verstehen, ein natürliches Mitleid. Aber dabei läuft ihm keinerlei gefühlvolle Verschönerung mit unter; so gut wie der Dichter des „Oberhofs" und besser noch, wie Gotthelf und Anzengruber, kennt er seine Leute auch in allen ihren Beschränktheiten und Schwächen; sein Humor jedoch rechnet eins ins andere und bewahrt ihn vor überheblicher Entrüstung. Kurz, das Reinmenschliche bestimmt sein Verhältnis zum Volk.

Den Problemgeschichten, in denen meist die Liebe den Grundton abgibt, den Charakternovellen, die gern auch von irgendwelchen Originalen, wie dem Major Glöckchen, handeln, den geschichtlichen Erzählungen und denen, für die eine realistische Wiedergabe der Heimatlandschaft die Hauptsache ist, reihen sich allerlei Geschichten an, die weder auf ein überragendes, durchgeführtes Motiv noch auf einen einheitlichen Stil abgestimmt, sondern in der Skizze stecken geblieben sind. Da ist zum Beispiel „Der Dichter", in dem auf ein paar flüchtig hingeschriebenen Blättern wieder einmal mit stark tendenziöser Unterstreichung das zeitgenössische Literaturelend, die Vorherrschaft des schriftstellerischen Handwerks gegeißelt wird; ähnlichen Inhalts ist „Der Töpfer". Überhaupt findet sich in Stoffwelt und Motivenschatz der

„Novellen" nichts, was uns nicht schon aus Liliencrons Lyrik vertraut wäre. Auch der Erzähler ist in erster Linie Bekenntnisdichter und stellt Persönliches, Selbsterlebtes dar. Wir finden auch bei ihm den Liebhaber in allen Gestalten, den reichen holsteinischen Grundbesitzer, der einerseits der Natur und der Jagd, anderseits seinen literarischen Neigungen lebt, den Offizier, der von unvergeßlichen Erlebnissen zehrt. Wie bei Storm ist auch bei dem jüngeren Landsmann ein großer Teil seiner Erzählungskunst Erinnerungsnovellistik, und er bemerkt selbst einmal, daß er „olle Kamellen" niederschreibe. Nicht selten begegnen in den Novellen genau die gleichen Motive wie in der Versdichtung, zum Beispiel das schwarze Katherl oder das hübsche Bauernmädchen, an dessen Holzrechen der kleine Liebesgott zappelt, und Frerk Frerksens Werft betreten wir sowohl in „Greggert Meinstorff" wie im „Poggfred".

Schon Titel wie „Auf meinem Gute", „Auf der Marschinsel", „Märztage auf dem Lande", „Aus einem Gespräch", „Auf der Seehundjagd" künden an, daß nicht festgeschlossene Kunstwerke von einheitlicher Handlungsführung geboten werden, sondern bloße Plaudereien bunten und lockeren Inhalts. In ihnen vermissen wir zuweilen die Selbstzucht und die feine Künstlerhand. Da kommt der sich gehen lassende Erzähler vom Hundertsten ins Tausendste und verrät wenig von seiner Kunst des Streichens und des Verdichtens. Da finden wir wieder die bekannten Auszüge aus Tagebüchern und Chroniken, die gehäuften Lesefrüchte, die ganz persönliche Stellungnahme zu allerlei Tagesfragen. Was dem Erzähler gerade in den Sinn kommt, fließt auch in die Feder, und was einmal auf dem Papier steht, das wird auch gedruckt. Sehr oft bedient er sich der bequemen Ich-Form, versteckt sich aber dabei hinter der vorgehaltenen Maske eines anderen, dem er die Darstellung in den Mund legt. Seine Einkleidung dabei ist meist sehr dürftig und trocken und nicht an der kunstbewußten Stilgebung eines Meyer oder Maupassant zu messen. Kurz, dicht neben den sicher aufgebauten und meisterlich stilisierten Novellen stehen nur so „hingehauene" Seitenfolgen, in denen der Rohstoff keineswegs rein eingeschmolzen erscheint. Schon bei Lebzeiten hat Liliencron seinen „Novellen" eine Anzahl „Übungsblätter" angehängt, die durchaus nicht bloßer Werkstattabfall, sondern zum Teil in sich abgerundete kleine Skizzen sind, die von seiner guten Gabe scharfer Kleinbeobachtung und sicherer Charakteristik Zeugnis ablegen. Stücke wie „Die Operation" zeigen den Impressionisten und Naturalisten von seiner besten Seite.

Wenn Bierbaum die Sprache in „Leben und Lüge" als „Bezirkskommandodeutsch" bezeichnete, so hatte Liliencron allen Grund, ihm das zu verübeln. Aber in seinen früheren Prosaschriften läßt der Stil allerdings noch viel zu wünschen übrig. Da schreibt er wirklich zuweilen ein Durchschnittsdeutsch ohne Klang und Fluß, das von Härten und Schwerfälligkeiten, ja sogar von grammatisch-stilistischen Schnitzern durchaus nicht frei ist. Da steht er noch unter dem Banne des Kanzleistils seiner Beamtenzeit. Vor

allem stören empfindlich die vielen eingeklammerten Randbemerkungen, die, roh hineingeflickt, der natürlichen Satz- und Wortfolge und dem natürlichen Redetakt Hohn sprechen, und die ungelenken Partizipialhäufungen. Da läßt Liliencron oft fünf gerade sein und Sätze und Wörter unbekümmert stehen, die er vor seinem besseren schriftstellerischen Gewissen selbst nicht verantworten kann. „Verzeihung für den überaus geschmacklosen Vergleich", „ein blödsinniger Vergleich, und doch schreib ich ihn hin" — dergleichen begegnet oft genug. Seine ersten Erzählungen sind so sorglos heruntergeschrieben wie seine Briefe, und dicht nebeneinander, wie's trifft, steht Gelungenes und Mißlungenes. Eine bewußte Briefkunst zu üben, gleich Storm, der mit viel Liebe und abwägendem Bedacht seine den Druck vorausahnenden Episteln stilisierte, lag Liliencron übrigens ganz fern. Der Hauptwert der seinigen liegt gerade in ihrer starken Unmittelbarkeit. Doch in besonders guter, zumal humoristischer Stimmung schrieb auch Liliencron, ohne zu künsteln, Briefe, die den Wortkünstler offenbaren. Wie köstlich ist zum Beispiel das Schreiben an seine Verleger Schuster und Löffler vom 4. August 1899 oder die Beschreibung seines ersten Auftretens als Vorleser in dem Brief an Falke vom 25. Januar 1898: „Der letzte Augenblick vorm Hineintreten in den Saal war furchtbar. Ich war ganz allein in einem Nebensaal. Da nahm ich das Bild meines Töchterchens heraus und küßte es leidenschaftlich (für sie doch mache ich diese fürchterlichen Reisen) — da klingelte es; der Oberstaatsanwalt K. (ein Ober–st–a–a–t–s–a–n–w–a–l–t!!!) trat zu mir, nahm mich an der Hand, flüsterte mir liebevolle, ermutigende Worte zu, und — ich war im Saal, wo sich aller Blicke voller Neugier auf mich richteten. Ein blödsinniger Augenblick für mich menschenscheuen Kerl. Es war alles (selbst der dazugehörende Staatsanwalt) wie meine Hinrichtung. Noch erhöht dadurch, daß mich mein Staatsanwalt erst auf ein schräg zum Publikum stehendes Bänkchen führte. Da saß ich nun, ich armer Sünder. Der Staatsanwalt — genau wie vor der Hinrichtung — bestieg das Podium, um dem Publikum zu verkünden, daß der irdischen Gerechtigkeit Genüge getan werden müsse. Aber — o Wunder — mein Staatsanwalt sprach kühne, begeisterte Worte über mich: daß mir, nach vielen Jahren, endlich im deutschen Volke Gerechtigkeit würde, daß die blödsinnigen schmählichen Angriffe auf mich, die immer noch nicht nachließen, endlich jetzt aufhören müßten ... Ich traute meinen Ohren nicht. Dann stieg er herab, ging auf mich zu und — nahm mich wie eine Sängerin an die Hand, und — — — da stand ich vorm Publikum. Ganz leise sagte ich zu mir: ‚Donnerwetter!' und Klein-Abel stand bei mir. Na: nun kam das erste Wort heraus, schnarrend mit meiner krächzenden Leutnantsstimme: ‚Der Narrrr' — und nun gings ruhig seinen Weg."

*

Erst im Laufe der Zeit lernte Liliencron, Wustmanns „Sprachdummheiten" in der Tasche, seiner Kunstprosa dieselbe Sorgfalt und Pflege angedeihen zu

lassen wie seiner Verssprache. Er merzt sogar — gleich Fontane — störende Hiate und entbehrliche Fremdwörter aus und feilt von Auflage zu Auflage.

Diese sprachliche Aufwärtsentwicklung, diese Ausscheidung der Schlacken läßt sich besonders deutlich und erfreulich in seinen „Kriegsnovellen" verfolgen, die nicht auf einmal, sondern in mehreren durch Jahre getrennten Anläufen entstanden sind. Es ist ihnen zugute gekommen, daß sie der Dichter nicht sofort nach dem Erlebnis ausgearbeitet hat, sondern erst nach langen Jahren, in denen er eben dies Erlebnis sich in der Phantasie immer wieder erneuert und es künstlerisch bis zur vollen Reife ausgetragen hat. Und es ist geradezu erstaunlich, wie groß trotz der späten Niederschrift die Frische und Ursprünglichkeit dieser Darstellungen ist. Gute Einblicke in das Werden eines Dichtwerks und wertvolle Aufschlüsse über sein Keimen und Reifen würde ein Vergleich der handschriftlichen Kriegstagebücher des Soldaten Liliencron mit den späteren Kriegsnovellen des Künstlers Liliencron vermitteln. Kais Kriegstagebücher in dem biographischen Roman sind bereits eine auch aus Briefen und Erinnerungen schöpfende und erweiternde Bearbeitung der Liliencronschen. Sie streben schon, bei aller Tatsächlichkeit, durch Zusammenfassung und Einzelausführung über das Nur-Geschichtliche zum Novellistischen. Einiges in ihnen ist bereits Kunstdarstellung, anderes über Rohstoff und Skizze nicht hinausgelangt. Der Inhalt ist bis in kleinste Motive derselbe, aber künstlerisch ausgemünzt ist dieser Inhalt erst in den Kriegsnovellen. Erst in ihnen erscheint das Zufällige und Zerstreute wie durch eine Linse gesammelt und verdichtet, erst in ihnen erhält bloß Angedeutetes, rasch und trocken Hingeworfenes, das nur dem etwas sagt, der die Sache mitgemacht hat und aus Eigenem hinzuzutun vermag, auch für den persönlich Unbeteiligten Leben und Form. Dort durchblättern wir stellenweis nur ein Herbarium, hier durchwandeln wir einen Blumengarten; dort haben wir zum Teil bloße Wirklichkeiten, hier eine höhere Wahrheit. Es ist der Unterschied zwischen Kriegsberichterstatter und Dichter. Jener ist bemüht, in möglichster Vollständigkeit Tatsächlichkeiten zu buchen und somit der Geschichtschreibung vorzuarbeiten. Den Dichter kümmert wenig, was nichts als tatsächlich und geschichtlich ist. Er schaltet nach anderen Gesichtspunkten mit dem Stoff, der für ihn nicht ein Gegebenes und Letztes, sondern nur ein Sprungbrett zu eigenem Schaffen ist. Er läßt weg und fügt hinzu. Den Krieg einfach als Seiendes zu schildern, kann ihn nicht reizen; er schält aus der erdrückenden Masse der Erscheinungen die Idee, die Seele, die Poesie des Krieges heraus. Er hält sich an das Wesentliche und streicht das Unwesentliche und sich Wiederholende. Er verdichtet die Fülle von Einzeleindrücken zum großen Eindruck, er strichelt nicht aus einer Anzahl von kleinen Zügen ein Mosaikbild zusammen, sondern strebt nach dem großen einheitlichen Zug, er schildert nicht eine Vielheit von Bäumen, sondern das Individuum Wald. Und alles Geschaute läßt er erst den Weg durch die eigene Seele gehen und von ihr die persönliche Note und die charakteristische

Färbung und Tönung mitnehmen. Nur durch solche Formung und Beseelung empfangen auch die in der Kriegsgeschichte sehr belanglose Einzelheit und der flüchtige Augenblick Gemeinwert und Dauer in der Kunst.

Unter Liliencrons Prosaerzählungen nehmen die Kriegsnovellen eine ganz eigene und die hervorragendste Stellung ein. Sie sind etwas ganz Einzigartiges, dem keine andere Literatur Entsprechendes an die Seite zu setzen hat. Allein in ihnen ist der Erzähler Liliencron dem Lyriker Liliencron ebenbürtig. Maupassant und auch Wildenbruch haben Kriegserzählungen geschrieben, die wirkliche Novellen sind. Die Liliencronschen werden durch den Gattungsbegriff nicht gedeckt. Sie sind dem Umfang nach kleine, dem Gehalt und Wert nach große Kunstwerke von ganz besonderer Note. Liliencron ist nicht ein Epiker des Krieges wie Tolstoi in seinem Meisterroman oder Zola in seinem allerdings unter viel ungeformter Stofflichkeit leidenden „Zusammenbruch". Sein Feld ist nicht das Freskobild, das Panoramagemälde, sondern das Genre. Seine Erzählungen stehen der Skizze näher, aber nicht etwa im Sinne des Flüchtigen und Halbfertigen, sondern nur im Sinne des impressionistisch Lebendigen und Bewegten; sie sind im Gegenteil zielsicher angelegt und aufgebaut, kunstbewußt stilisiert und abgerundet. Den Grenzen seiner Begabung verständnisvoll Rechnung tragend, bewährt Liliencron seine Meisterschaft in der Beschränkung. Er begrenzt seinen Stoff und er begrenzt seine Darstellung. Er hat nicht den Ehrgeiz, große weltgeschichtliche Schlachtenhandlungen wie Sedan oder Gravelotte darzustellen, an denen er ja auch als Soldat nicht teilgenommen hat. „Ich kann", heißt es in „Leben und Lüge", „in meinen Tagebüchern ... nur das wiedergeben, was ich als Leutnant in meinem kleinen Beobachtungskreise erlebt und gesehen habe." Diesen Beobachtungskreis überschreitet auch der Kriegsdichter nicht. Aber er bietet in sich geschlossene Ausschnitte aus Selbsterlebtem, denen er eine hohe innere Bedeutsamkeit zu verleihen weiß. Das Geschichtliche, bloß weil es geschichtlich ist, gilt ihm wenig. Als Graf Kai berichtet Liliencron in den Kriegstagebüchern seines Romans, wie sich der König 1870 von den Mainzer Offizieren verabschiedete, gibt seine persönlichen Eindrücke von Moltke, Bismarck, Manteuffel, Bazaine wieder. Nichts davon läßt Liliencron in seine Kriegsnovellen übergehen. Auch führt zum Beispiel der kommandierende General in der „Sommerschlacht" nicht den Namen Steinmetz, und daß die große belagerte Festung, in deren Nähe sich die Erzählung „Umzingelt" abspielt, Metz ist, wird nicht gesagt. Wo der Dichter ausnahmsweise einmal weiter ausholt und wie im „Portepeefähnrich Schadius" von der Kampflage zwischen Goeben und Faidherbe spricht, da geschieht es nicht, weil er „dabei" war, sondern um den Hintergrund zu beleben, vor dem sich die behandelten Sondereignisse abspielen. Der Nachdruck liegt allenthalben auf dem rein Menschlichen und auf den Gefühlswerten.

Liliencrons Auffassung von Soldatentum und Krieg ist die urdeutsche, die in dem wiederholt angezogenen alten Kriegsliede „Kein schönrer Tod in

dieser Welt" atmet. „O Reiterlust! O Männertag!" ruft er mit feuriger und freudiger Begeisterung. Aber in erster Linie ist ihm das Soldatentum strenge Pflichterfüllung im Dienste des Heiligsten; die persönliche Lust am Beruf ist nur glückliche Zugabe.

Der Krieg wird von Liliencron als menschliches Urerlebnis in seiner ganzen Tiefe und Schwere erfaßt. Seine Furchtbarkeit und Scheußlichkeit erschüttert ihn mächtig, und ohne hier etwa seinem Hang zur Darstellung des besonders Gräßlichen und Grellen nachzugeben, schildert Liliencron schonungslos und mit unerbittlicher Treue all das Herzzerreißende, das er hat mitanschauen müssen. Wir sehen die unter den Rädern der durch einen Hohlweg auffahrenden Batterie sich drehenden Toten und Verwundeten, sehen Haare und Gehirn, Blut und Uniformstücke in den Speichen der Lafetten kleben. Wir sehen, wie die einschlagende Granate den Füsilieren die Eingeweide heraushaspelt, sich Arme, Beine, Köpfe und große Fleischstücke „harkt", wie das Bajonett dem Feinde durch die Rippen „flutscht". Wir erleben die Schmerzen der Verwundeten, die Leiden der Durstgequälten, die Pein der Verbrennenden und durchschreiten mit bebendem Herzen den „Garten des Todes" nach beendigtem Kampf. Aber niemals ist die Wiedergabe solchen Jammers naturalistischer Selbstzweck wie bei Zola oder Tendenz wie bei Barbusse und Latzko, die in ihren Büchern aus dem Weltkriege wahre Schreckenskammern alles Grauenhaften zusammenstellen. Liliencron ist tendenzlos, bietet weder Zynismen noch Sentimentalitäten. Er singt keineswegs ein hohes Lied des Krieges, feiert ihn nicht in verherrlichenden Bravourarien und schmetternden Fanfaren und gefällt sich durchaus nicht in einer hysterischen Gloire-Stimmung. Er ist nicht der gewissenlose Condottiere und raufluſtige Landsknecht, wohl aber kommt ihm aus tiefster Seele — und das ist keine Tendenz — ein echtes vaterländisches Hochgefühl und ein edles Pathos, so wenn er das Horazische dulce et decorum est pro patria mori anstimmt; auch das Große am und im Kriege verschließt sich ihm nicht, das Einstehen aller für die gemeinsame große Sache und des Kameraden für den Kameraden, der neben ihm marschiert und neben ihm fällt.

Nicht das Unmenschliche des Krieges ist das Ziel seiner Darstellung, und die Kriege von 1866 und 1870/71, die heute für uns schon so unendlich weit zurückzuliegen scheinen, hatten ja noch nicht das entsetzliche Aussehen des von 1914 bis 1918. Damals konnte der Offizier noch von dem „frischen, fröhlichen Kriege" sprechen. Damals gab es noch keine Trommelfeuer und Gasangriffe, keine Flammenwerfer und Fliegerbombardements. Damals stoben noch — ein überwältigender Anblick — glänzende Reitergeschwader aufeinander, damals zog man noch in geschlossener Truppe mit entrollten Fahnen und dem Spiele der Regimentsmusik in die Schlacht. Liliencron hält sich in noch engerem Bezirk. Kampfhandlungen bilden den kleinsten Teil seiner Kriegserzählungen. Die Truppe auf dem Marsch und am Biwakfeuer oder im Quartier, ferner Adjutantenritte (der Titel war ihm früh gründlich

verleidet), Feldwachen und Schleichpatrouillen, das ist der kriegerische Hauptinhalt.

Vor allem aber sucht und schildert er, doch anders als Latzko, Menschen im Kriege. Und ihre dargestellten Persönlichkeiten und Schicksale sind, wenn auch meist in Anlehnung an Erlebtes und Erschautes, Erfindungen der dichterischen Phantasie. Wir lernen unvergeßliche Einzelmenschen und ihre Sonderschicksale kennen, nichts bleibt abstrakt oder typisch. Welche lange Reihe von scharfumrissenen und glaubhaft beseelten Soldatenindividualitäten zieht so an uns vorüber. Und da ist nichts von irgendwelcher aristokratisch-feudalistischen Einseitigkeit und Voreingenommenheit. Alle Chargen sind vertreten, vom Oberbefehlshaber bis zum Unteroffizier und zum gemeinen Mann herunter, und alle sind mit dem gleichen menschlichen Anteil umfaßt. Wie leibhaft steht der dicke schneidige preußische Brigadier mit dem gut gefärbten roten Wrangelbart vor uns, der wie ein Gummiball heranpreßt, oder der kleine sächsische General mit der goldenen Brille, den kurzgeschorenen schneeweißen Haaren und der unverfälschten thüringischen Mundart, ferner der kalte, gemessene, ganz zu Mathematik gewordene Chef des Stabes, der in der „Ochsentour" langsam zu den Raupen gekommene, auf dem Exerzierplatz oft kleinliche Oberstleutnant, aus dessen Augen in der blutigen Entscheidungsstunde die „herrliche Sonne der nüchternsten Pflichterfüllung" leuchtet, oder der tapfere Feldgeistliche, der sich zu dem gefährdetsten Teil seiner Truppe hält und mit ihr den Heldentod stirbt. Gerade die höheren Offiziere bleiben namenlos, der Dichter ist kein Geschichte malender Anton von Werner. Dagegen führen ihren Namen, wenn auch einen erdichteten, die jüngeren Offiziere und die Mannschaften. Da ist der wackere Leutnant Behrens, der kleine zierliche Leutnant Kühne, der unbegreiflicherweise auch im kritischsten Augenblick immer ein leckeres Kaviarbrötchen oder ein Gläschen Madeira anzubieten hat, der junge hübsche Jägeroffizier, der übermütig mitten in der Schlacht — ein Zug von Liliencron selbst — ein paar neue tadellos weiße Handschuhe anlegt, ehe er dem Oberbefehlshaber seinen Bericht abstattet. Wer vergißt den alten pflichtstrengen Sergeanten Cziczan, der jede freie Minute im kleinen Waldersee liest und sich wie ein Löwe in der Schlacht hält. Wir machen Bekanntschaft mit dem Tambour Franke und dem Hornisten Weber, dem Gefreiten Hansen und mit den „bartlosen, frischen, blonden, blauäugigen Bauernburschen", mit dem prinzlichen Johanniter und den treuen Schwestern — „Deutschland, küsse ihnen den Saum ihrer Gewänder; sie sind in den Kriegen deine Engel!" Alle sind sie von der menschlichen Seite gefaßt, durch Eigentümlichkeiten in Antlitz, Haltung, Kleidung und Sprechweise charakterisiert, besonders in kleinen anekdotischen, oft humoristisch-komischen Zügen. Sogar die Reitpferde sind individuell voneinander unterschieden. Diese Generäle sind keine Kriegsgurgeln, diese Soldaten keine Schlächter, und wir hören auch viel weniger von Heldenstücken, als von sittlichen Werten und Leistungen. „Im Felde, da ist der Mann noch was wert," das ist des Dichters Auffassung; da gilt es Treue

um Treue und Pflicht bis in den Tod, und darin sind Hoch und Niedrig einander gleich. Die Mannschaften setzen für ihre trefflichen Vorgesetzten ohne Besinnen das Leben ein, der Offizier vergießt heiße Tränen über den Tod seines braven Trompeters. Und die gleiche Sympathie erfährt der verwundete Feind, der nur noch Kamerad ist, und die Bevölkerung des eroberten und besetzten Landes.

Keiner von allen diesen Soldaten geht im Soldaten auf, alle bestehen sie, um Heines Spottwort über Fouqués Helden im Ernst zu gebrauchen, aus Eisen und Gemüt. Die französische Gräfin im bombardierten Schloß, die ihrer schweren Stunde entgegensieht, wird von den Belagerten ritterlich gesichert und behütet; „der deutsche Soldat bleibt immer deutsch," erklärt Liliencron stolz und schlicht, und irgendein Musketier bringt es sogar fertig, dem Neugeborenen ein Zuckerbeutelchen zum Lutschen zu verschaffen. Der tüchtige General im „Nächtlichen Angriff" hat sich im Frieden als Shakespearekenner einen Namen gemacht. Die Offiziere reden von Dichtung und spielen Schumann, und mitten in Brand und Blut zieht die echte Liebe ins Herz ein. Auch hier spricht die Natur zu ihnen; der Sinn für ihre Lieblichkeit und selbst ihre kleinsten Reize ist nicht abgestorben. Die Hand des gefallenen Unteroffiziers hält einen Rosenstrauch, und der Offizier, der ihn findet, hebt die Blicke zu der „unendlich feinen blaugelben Sichel des ersten zunehmenden Mondes" empor. Immer ist Liliencron ebensosehr tief und fein empfindender Mensch und Dichter wie tapferer Soldat; er webt um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte, umkleidet den Tod mit Blumen, schwingt sich auf zu lichten Höhen und läßt neben allem Gräßlichen und Tragischen auch das Idyllische und den unverwüstlichen Humor durchbrechen. Wie ein romantisch-orientalisches Märchen mutet uns im „Portepeefähnrich Schadius", wohl der besten dieser Erzählungen, die Beschreibung des kleinen befestigten Felsennestes Le Dragon de Muraille an, das der Dichter selbst mit dem sagenhaften Montsalvatsch vergleicht. Manche Stimmungen versteigen sich sogar bis ins Visionäre; dem todmüde am Sterbebett des Freundes einschlafenden Offizier wird im Traum der tanzende Narr auf dem Lampenschirm zu einem grauenhaften Lebewesen. Es winkt ihn an ein tiefes, großes Grab: „Und viele tausend nackter Arme, in hechtgrauer Farbe, mit ineinandergekrampften Fingern streckten sich mir entgegen. Solche Arme sah ich oft auf den Schlachtfeldern."

Und allen diesen verschiedenen Inhalten paßt glänzend sich der Stil an; er meistert die ganze Stufenfolge von der klaren Sachlichkeit deutscher Generalstabsberichte bis zu romantischer Phantastik und hochgestimmtem Pathos. Die gehaltvolle Knappheit und die lebensvolle Bewegtheit zeichnen ihn ganz besonders aus. Er besteht zum größten Teil aus ganz kurzen Hauptsätzen von starker Eindringlichkeit. Da ist kein Wort zu viel, aber auch keines zu wenig, und jedes Wort ist wohl erwogen und von großer Treffsicherheit und Schlagkraft. Manche Abschnitte wirken wie ein Bildnis von Franz Hals,

so kühn und scharf und sicher sitzt ein Pinselstrich neben dem anderen, und alle sind zu kräftigem Gesamteindruck auf- und ineinander abgestimmt.

Vieles ist impressionistisch geschaut und wiedergegeben, und daß Liliencron durch die Schule des Naturalismus gegangen ist, verleugnet sich nicht. Aber er hat die Schule und alle Abhängigkeit hinter sich gelassen und den eigenen Stil gefunden, der, ohne eine Spur von Manieriertheit, mit einfachen, scheinbar selbstverständlichen Mitteln Außergewöhnliches vermag. Niemals ermüdet er wie Zola oder Barbusse durch beschreibende Häufung von Einzelheiten oder Wiederholung des Gleichen und ist doch von zwingender Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit. Den geschärften Sinnen des Patrouillengängers, Jägers und Naturbeobachters entgeht auch das Kleinste nicht, aber er versteht die Fülle der Gesichte zu verdichten und uns starke Eindrücke von erstaunlicher Nachhaltigkeit zu vermitteln. Jeder Naturausschnitt bei ihm ist, um Zolas berühmte Begriffsbestimmung zu verwerten, durch ein Temperament gesehen. Hinter jeder Zeile, auch der anscheinend sachlichsten, blickt die Persönlichkeit, der Mensch, der Künstler durch. Alles ist gesättigt von Gefühl. Zarte lyrische Obertöne, fast möchte man sagen ein volksliedmäßiger Einschlag, heben die Stimmung. Ein paar Mal setzt sich die fast durchweg in der ersten Person erzählende Prosa in Gedichten fort, die selbständig auch in Liliencrons Lyrik übergegangen sind, und der balladenhafte Zug, der uns schon in seiner sonstigen Novellistik begegnet ist, tritt auch in den Kriegserzählungen zuweilen deutlich und glücklich zu Tage.

Groß ist Liliencrons Bildhaftigkeit und Veranschaulichungskraft. Die tausendfältige Buntheit und Bewegtheit eines Reiterkampfes, wie knapp und sicher und mit welchem farbenfrohen Impressionismus weiß er sie zu versinnlichen, die Vielheit der Eindrücke zu einem wirkungsvollen einheitlichen Eindruck symphonisch zu binden: „Hinter den beiden gewaltigen Geschwadern hob sich und zog mit eine große graugelbe Staubwolke. Ein wenig bog sie sich, wie ein nach vorn stehender Helmbusch, muschelartig, über die Zentauren. Sie diente all dem blitzenden, glitzernden, funkelnden, flüssigen, fließenden Gold und Silber, Eisen und Stahl, den roten, weißen, blauen, gelben, allen möglichen Farben, die sie vor sich herschob im blendenden Sonnenlicht, als Hintergrund, als eintönige Wand." Nicht minder als die Gesichtseindrücke vermag er die des Ohres wiederzugeben. Mit pfeifendem Ton schwirrt eine Gewehrkugel über die Köpfe; sie schlägt in den Gartenzaun ein: „Klapp! klang es leicht. Wie ein Spechtschnabelhieb." Oder: „Auf vier Meilen im Umkreise plapperte das Gewehrfeuer; es brodelte täuschend wie die Blasen in einem riesigen kochenden Kessel." Oder — immer neue Vergleiche bieten sich seinem Ohr — „das Tak, tak, tak-tak, taktak, taktaktak der Schüsse: „Wie in einem großen Telegraphen-Bureau hört sich's an." Das crescendo der fliegenden und einschlagenden Granate wird sogar im Druckbild versinnlicht. Auch sonst begegnet wirksame Tonmalerei ohne spielerische Kleinlichkeit. Und allenthalben kaum ein abgegriffenes, mattes, tonloses Wort und Bild, sondern entweder über-

raschend eigenartige Anwendung oder frische Neuprägung. Glücklich ist die Wahl der Beiwörter: „Der Himmel zeigte dem Schlachttage ein widerwärtiges, heimatforderndes Graueinerlei" — „das knöcherne reizlose Signal" des Horniſten ertönt immer wieder in derſelben „grandioſen Nüchternheit" — „die Pallaſche, die Degen, die Säbel flogen wie befreite, mord- und luſtluſtige Falken aus den Scheiden" und „Einſtecken, meine Herren! befahl der Oberbefehlshaber, und die grimmigen Falken fliegen wieder zurück in ihre Käfige."

Mitten eingeſprengt in den realiſtiſch-ſachlichen Stil dürfen an hochgeſtimmten Stellen auch idealiſtiſch-pathetiſche Ausdrücke und Sätze ſtehen, ohne als Phraſe oder Poſe zu wirken. So heißt es im „Richtungspunkt": „Abend und Morgen, nur durch kurze Sommerſtunden von einem keuſchen Dämmerungsſchleier geſchützt, küßten ſich die roſigen Lippen." Oder im „Wärterhäuschen", mitten in der atemraubenden Darſtellung des Kampfgetümmels: „Die Standarte, hoch über dem tanzenden Gewoge ſichtbar, fängt Lorbeerkränze auf, die ihr die Siegesgöttin lächelnd über die vergoldete Spitze wirft." Oder in den „Adjutantenritten": Der eilende Meldereiter möchte gern abſitzen, um einen ſterbenden, durſtgequälten Franzoſen zu laben, aber vielleicht büßen indeſſen Hunderte die Verzögerung mit dem Leben: „Schon lockerte ich im ſtrohumwickelten Bügel den Fuß, um abzuſpringen, als mich zwei ruhige, graue Augen trafen. Rechts am Geländer ſtand ein langes, ſchmales Weib im weißen, togaähnlichen Faltengewande! Nicht trüb und traurig, doch auch nicht fröhlich ſah ſie mich an. Die Mundwinkel hingen etwas herunter, wie ‚bitterſüß'. Ihre Züge blieben gleichmäßig ernſt und ſtreng. Die Dame Pflicht rief mich, und ich gehorchte." So ſtehen am Brückchen ein flehendes ſüdfranzöſiſches Weib mit roten, jungen Lippen und eine Viſion, eine Allegorie hart nebeneinander, und niemand darf von Stilwidrigkeit reden.

*

In ſeiner Lyrik und in ſeinen Kriegsnovellen hat der Künſtler Liliencron wohl das Letzte aus ſich herausgeholt. „Was wäre aus Heinrich von Kleiſt geworden," ſchrieb er 1885 in einem kleinen Aufſatz über dieſen ſeinen Lieblingsdichter, „wenn ihn in den letzten Jahren nicht Brotſorgen ſcheußlichſter Art gepeinigt hätten." Und drei Jahre ſpäter heißt es in einem Liliencronſchen Briefe: „Aus mir *wäre* vielleicht etwas geworden, wenn ich nicht den geradezu blödſinnigen Kampf um das liebe Stück Brot gehabt hätte. Juſt von dem Augenblick an, wo ich zu dichten anfing." So ſehr den beiden Dichtern ein ſonnigeres und würdigeres Lebenslos zu wünſchen geweſen wäre, wir glauben doch nicht, daß ſie ſich unter günſtigeren äußeren Verhältniſſen weſentlich anders und beſſer entfaltet hätten, ſo wenig wie Schiller oder Otto Ludwig bei voller körperlicher Geſundheit. Wohl ſicher wären Liliencron bei behaglicher Lebensführung die Stimmungen von Weltſchmerz und Menſchenhaß ferngeblieben und ſeinen Werken die ewigen tendenziöſen Klagen über

das elende Los des deutschen Poeten, die bissigen und bitteren Ausfälle gegen das Volk der Dichter und Denker. Aber künstlerisch hat er, der ja auch nie ums Brot geschrieben und damit seiner Poesie Kräfte entzogen hat, doch wohl das ihm zugängliche Entwicklungsziel erreicht. Überhaupt sind ja solche Wenn- und Aber-Erwägungen recht unfruchtbar. Auch mit der Aufstellung dichterischer Rangordnungen, die doch immer zum guten Teil subjektiv bleiben, ist wenig gewonnen. Spiero erklärt, seit Goethe habe Deutschland keinen Lyriker besessen, der hinter Liliencron nicht zurückbleibe; er überrage seine geliebte Annette von Droste, überrage Storm und Mörike, Heine und Lenau durchaus. Diese Einschätzung erscheint mir sowohl im ganzen wie im einzelnen anfechtbar. Daß Liliencron Goethe gleichkomme, wagt auch der Freund und Biograph nicht zu behaupten, und ich für mein Teil bin überzeugt, daß er auch Heine und Mörike nachsteht. Aber wozu überhaupt solche vergleichenden Werturteile? Liliencron ist Liliencron, und das ist genug, das ist viel. Möglich, daß er — und ähnlich steht es mit Gerhart Hauptmann — einen unserer ganz großen Dichter abgegeben hätte, wenn der sinnlichen Kraft seines Künstlertums ein entsprechend hoher geistiger Gehalt gesellt gewesen wäre; aber dann wäre er auch nicht mehr der Liliencron, den wir nicht nur in seinen großen Vorzügen, sondern auch in seinen die Persönlichkeit ja nun einmal mitbestimmenden Schwächen so freudig und dankbar lieben, der uns mit Dichtungen begabt hat, die unser eigenes Lebensgefühl so wertvoll bereichern und erhöhen. Denn das Leben, wie es nun einmal ist, das sinnenfreudige, warm und stark flutende, tapfer und fröhlich bejahende Leben, das war und blieb ihm doch allezeit das Liebste, das Letzte und Höchste. Und wir halten es darum mit dem Gedicht, in dem er, Jahrzehnte vor seinem Tode, sich sein Begräbnis ausgemalt hat, wie er es sich wünschte:

Streut Rosen, Rosen in das Grab,
Und spielt Trompetenstücke;
Dann brecht mir meinen Wanderstab
Mit fester Hand in Stücke!

Es fiel ein Blatt vom Baum, es fiel
Durch fruchtbeschwerte Äste.
Nun geht zu euerm eignen Ziel,
Ihr meine letzten Gäste!

Zum eignen Ziel geht spielbereit,
Schwenkt hoch die Trauerfahnen,
Froh, daß ihr noch auf Erden seid
Und nicht bei euern Ahnen!

Biologische Briefe an eine Dame

Von

J. von Uexküll

(Schluß)

Zehnter Brief (Staat)

Faßt man die berühmte Parole: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wörtlich auf, so bildet sie einen Widerspruch in sich selbst; denn jede Freiheit ermöglicht es, den Menschen ihre Ungleichheit zu offenbaren. Nach dem Wortsinn bedeutet die Parole: Es lebe die Ungleichheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit.

Es gibt Menschen, die über diesen logischen Widerspruch nicht hinwegkommen und nicht begreifen können, daß ein solcher Unsinn die Massen begeistern kann.

Die Logiker vergessen, daß die ursprüngliche und Hauptaufgabe der menschlichen Sprache gar nicht darin besteht, bestimmte äußere oder innere Dinge, wie Gegenstände, Handlungen oder Gefühle, zu bezeichnen, sondern daß die Lautfolgen ihrem Wesen nach nur Reize darstellen, die von einer Person ausgehen, um in anderen Personen eine Erregung zu entfachen. Welche Lautfolge als Reiz benutzt wird, ob sie aus Worten besteht, ob diese Worte einen Widerspruch bergen, ist völlig gleichgültig. Als Schlagwort für die Massen ist ein: „Es lebe die Gleichheit, die Ungleichheit und die Brüderlichkeit," so gut wie jedes andere.

Dagegen spricht die Forderung: in gleicher Freiheit brüderlich miteinander zu leben, ein wirkliches Volksideal aus. Es kann verlangt werden, daß jeder, der moralisches Empfinden besitzt, sich zu diesem Volksideal bekenne und bereit sei, danach zu leben. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in diesem Sinne gefaßt ist also eine moralische Forderung, die an jeden Einzelnen gerichtet ist.

Wenn mit der Anerkennung dieser moralischen Forderung alles getan ist, so wäre es nicht zu verstehen, warum die Menschen nicht schon längst danach leben.

In der Tat gibt es ein Volk, das streng diesem Ideal nach zu leben scheint — das sind die Weddas auf Ceylon. Freilich laufen die Weddas nackt einher, wohnen auf Bäumen und nähren sich von den Früchten des Waldes.

Alle anderen Völker, die unter weniger von der Natur begünstigten Umständen leben, sind genötigt, sich Kleidung, Wohnung und Nahrung durch gemeinsame Arbeit zu verschaffen, ehe sie an die Erfüllung der moralischen Forderungen gehen können. Sie bilden, um sich die Notwendigkeiten des physischen Daseins zu verschaffen, eine Arbeitsgenossenschaft, die wir als „Staat" bezeichnen.

Da weder Kleidung, noch Wohnung, noch Nahrung den Menschen von der Natur unmittelbar geliefert werden, sind die Menschen gezwungen, sich Werkzeuge zu bauen, mit denen sie ihre Lebensbedürfnisse der Natur abringen.

Jedes Werkzeug gehorcht aber gewissen technischen Gesetzen, die einerseits von der Gestaltung des menschlichen Körpers, andererseits von der Beschaffenheit des durch die Natur gelieferten Materials abhängen. So zeigt zum Beispiel jeder einfache Spaten Beziehungen zu der menschlichen Hand, dem menschlichen Fuß und zur Dichtigkeit des Erdbodens.

Jedes Werkzeug setzt ferner drei menschliche Handlungen voraus: 1. seine Erfindung, 2. seine Herstellung, 3. seine Benutzung. Diese Handlungen entfallen auf verschiedene Individuen im Staate. Auf einen Erfinder kommen mehrere Hersteller und viele Benutzer des Werkzeugs, damit schließlich alle am Genuß des durch das Werkzeug gelieferten Erzeugnisses teilnehmen können.

Daraus ergibt sich bereits, daß es verschiedene Umwelten für die mit den verschiedenen Handlungen betrauten Individuen geben muß, und daß diese Umwelten ineinander passen müssen, damit das Erzeugnis allen zugänglich werde. Je mehr Werkzeuge im Staatsleben in Gebrauch sind, um so mehr Individuen mit verschiedenen Umwelten müssen vorhanden sein — um so verwickelter wird das Ineinandergreifen der Umwelten.

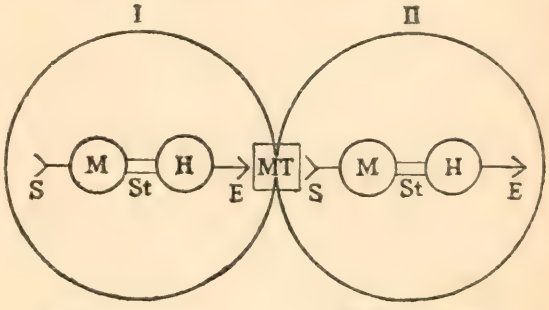
Will man sich von diesen schwierig zu durchschauenden Verhältnissen ein anschauliches Bild machen, so muß man sich eine jede Umwelt eines jeden am Staatsleben beteiligten Individuums als eine einzelne Wabe vorstellen, die mit so und so vielen Nachbarwaben verkoppelt ist. Dadurch gewinnt man die Vorstellung eines riesigen Wabenwerkes, das den Staat darstellt. In jeder Wabe als einer Berufsumwelt sitzt ein Individuum. In ihr findet es einerseits die Merkmale, die für seine Berufsarbeit ausschlaggebend sind, und andererseits das zu seinen Effektoren passende Werkzeug, das es zu bedienen hat.

Der Zusammenhang verschiedener Waben läßt sich leicht erläutern: Wenn ein Arbeiter mit dem Spaten die Erde umgegraben hat, bearbeitet der nächste die Erdschollen mit der Hacke, und der dritte ebnet die zerkleinerten Schollen mit dem Rechen. Ein jeder von ihnen besitzt eine andere Merkwelt und Wirkungswelt. Die Wirkung, die vom ersten Arbeiter ausgeht, wird zum Merkmal für den zweiten, dessen Wirkung wiederum zum Merkmal für den dritten wird.

Im Schema wird man den Merkmalsträger jeweils mit der Wirkungswelt des einen und der Merkmalswelt des nächsten Individuums verbinden. Dann gehen die Umwelten der gemeinsam arbeitenden Waben durch den gleichen Merkmalsträger hindurch (Abbildung 6).

Die Aufgaben, die ein jedes Individuum in einer Berufswabe zu bewältigen hat, sind rein technischer Art. Ein jeder muß sich dabei mit einigen technischen Gesetzen vertraut machen, wenn er nicht als bloßer Automat seine Arbeit verrichten will.

Am wichtigsten aber ist die Erforschung des Wabenwerkes des Staates selbst. Auch hier sind es vor allem rein technische Gesetze, die das Ineinandergreifen der verschiedenen Werkzeuge und Maschinen beherrschen. Es kommen aber noch biologisch-technische Gesetze hinzu, die zu beachten sind. Denn eine jede Umweltwabe kann entweder zu groß oder zu klein sein. Ist sie zu groß, so stellt sie durch ihre große Anzahl von Merkmalen zu große Forderungen an die Aufnahmefähigkeit eines Individuums, oder sie stellt zu große Anforderungen an seine manuelle Geschicklichkeit bei der Bedienung seines Werkzeugs. Ist die Wabe zu klein, so verkümmern bei der eintönigen Arbeit die normalen Fähigkeiten des Individuums.



S Sinnesorgane
M Merkorgane
St Steuerorgane
E Effektoren
MT Merkmalsträger
I und II Waben

Abbildung 6

Schließlich kommen noch rein biologische Gesetze in Betracht, wenn man die Umweltswaben der Erfinder in Betracht zieht. Vom Erfinder wird verlangt, daß er neue Beziehungen in der Natur entdeckt. Hier stoßen wir unmittelbar auf den Punkt, der uns bei Betrachtung der Art so rätselhaft blieb — auf die Erzeugung neuer Gene.

Eine jede neue Erfindung besteht in nichts anderem als in der Herstellung einer neuen bisher noch nie dagewesenen Beziehung zur Natur. Nichts ist lehrreicher als die Geschichte der großen Erfindungen. Alle ohne Ausnahme gehen auf einen plötzlichen „Einfall" zurück, in dem dem Erfinder ein neuer Zusammenhang „einleuchtete". Zu einer Eigenschaft der Außenwelt wird dann plötzlich eine „komplementäre Eigenschaft" gefunden und eine neue Beziehung geschaffen.

Betrachten wir das gesamte Wabenwerk des Staates als einen großen Organismus, so ist durch diesen „Einfall" in der Wabe des Erfinders ein neues Gen aufgetreten, das zur Erzeugung eines neuen Werkzeugs führt.

Daß im Staatsorganismus die einzelnen Waben nicht miteinander vertauscht werden können, bezweifelt wohl niemand. Aber viele halten es doch für möglich, daß man die Individuen beliebig in andere Waben versetzen könne, ohne das Gefüge des Ganzen zu schädigen. Auch dies ist ein Irrtum; das Leben in einer bestimmten Berufswabe setzt immer ein gründliches Erlernen der Merkmale und der Handgriffe voraus, die bei längerer Ausübung des Berufes die gesamte Tätigkeit der Merk-, Steuer- und Handlungsorgane an feste Bahnen bindet, die für die einmal ergriffene Tätigkeit von Nutzen sind und die allein eine Höchstleistung ermöglichen — die aber ein unüberwindliches Hindernis bilden, um einen anderen Beruf zu ergreifen. Einen Postboten kann man nicht zum Schornsteinfeger machen, noch einen Gelehrten zum Bauer oder umgekehrt.

Hat man sich mit der Vorstellung des Staatswabenwerkes vertraut gemacht, so ist es nicht mehr allzu schwierig, das Bild eines beliebigen Staates zu entwerfen. Man nehme eine Landkarte her, auf der die Äcker, die Weinberge, die Kohlengruben usw. eingezeichnet sind, und vergegenwärtige sich, welches die Merkmale und welcher Art die Werkzeuge sind, die zur Umweltwabe der einzelnen Individuen gehören. Dann verbinde man die Umweltswaben, die zur Herstellung des gleichen Erzeugnisses dienen, mit Strichen, die uns klarmachen, wie das Erzeugnis während seiner Umgestaltung von Hand zu Hand, von Werkzeug zu Werkzeug wandert — das Korn zum Brot, die Traube zum Wein wird usw.

Dann wird man erkennen, welche Verdauungsorgane der Staat besitzt, wo die Mündungen sind, die die Rohstoffe aufnehmen, wohin sie transportiert werden, in welchen Mägen sie verarbeitet werden und auf welchen Wegen die fertigen Erzeugnisse den einzelnen Waben der Verbraucher zugeführt werden.

Man wird die Bergwerke mit Lungen vergleichen dürfen, die den Brennstoff dem Staatsorganismus zuführen. Ferner wird man den Geldkreislauf mit dem Blutkreislauf vergleichen, weil das Geld als allgemeines Tauschmittel alle notwendigen Lebensmittel potentiell mit sich führt. Die großen Banken werden dann zu pulsierenden Herzen, die den Blutstrom regeln. Auch ein Nervensystem ist in dem Netz der Beamtenschaft zu erkennen, das wie jenes das zeitliche Ineinandergreifen des gesamten Betriebes regelt.

Schließlich wird man auch in der monarchischen Spitze (welchen Namen sie führt, ist gleichgültig) den Statolithen wiedererkennen, das heißt jenes Steinchen, das auf feinen Haaren balanzierend unseren Körper in dauerndem Gleichgewichte erhält, indem es die Spannung der Muskeln zur Schwerkraft in das richtige Verhältnis setzt. Entfernt man den Statolithen, so fällt der Körper um. Ebenso gibt die monarchische Spitze allen Umwelten eine dauernde gemeinsame Richtung. Wird sie entfernt, so fällt das Wabenwerk auseinander.

So sind es überall technische und biologische Gesetze, die das Staatswesen beherrschen; diese kann man nicht beliebig dekretieren, sondern muß sie durch eingehende Forschungen zu ermitteln suchen.

Erst wenn an geeigneten Akademien die Staatsanatomie und Staatsphysiologie erforscht und gelehrt werden wird, wird man tüchtige Staatsärzte heranbilden können, die in der Lage sind, bei Erkrankungen des Staates die Ursachen der Störungen zu erforschen und die richtigen Heilmittel anzugeben.

Die jetzt beliebte Methode, möglichst viel Ignoranten zu befragen, wird einmal wie ein Spuk aus dem dunkelsten Altertum anmuten. Wir würden uns bestens bedanken, wenn man im Krankheitsfall durch Volksabstimmung beschließen würde, was uns fehlt und welche Medizin wir einnehmen sollen.

Die Tatsache, daß es auch heute noch Parlamente gibt, in denen nach Stimmenmehrheit Fragen des Staatswohles entschieden werden, liegt an der unbegreiflichen Verwechslung von Volk und Staat.

Das Volk gedeiht am besten (unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Staat alle Daseinsbedingungen für die Einzelnen geschaffen hat), wenn die einzelnen Familien sich möglichst frei in ihrer Eigenart entfalten können. Sie bilden die Klänge der großen Volkssymphonie, die möglichst rein zum Ausdruck kommen soll. Um dies zu erreichen, stellt man an jeden die moralische Forderung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Der Staat aber, der die physischen Daseinsbedingungen, Wohnung, Kleidung, Nahrung, beschaffen soll, kann keine bloße Symphonie freier Klänge sein, sondern muß ein wirkliches Gefüge bilden, das aus sehr verschiedenen Waben besteht, die ineinander eingepaßt einer gemeinsamen Betriebsregel gehorchen.

Der Staat wird von den gleichen biologisch-technischen Gesetzen beherrscht wie unser körperlicher Organismus. Während bei einer Maschine der gesetzmäßige Zwang durch Bewegungsübertragung (Zahnräder, Treibriemen) ausgeübt wird, sind die Zellen unseres Körpers durch Reizübertragung miteinander verbunden. Da alle Zellen eine eigene Energiequelle besitzen, gleichen sie nicht einzelnen Maschinenteilen, sondern lauter selbständigen Maschinen, die durch Signalübertragung zu gemeinsamer Arbeit veranlaßt werden.

Will man dieser Tatsache Rechnung tragen, so muß man den Teil des Funktionskreises, der in der Innenwelt des Subjektes verläuft, in lauter einzelne Teile auflösen und mit Fugen und Zapfen versehen (Abbildung 7), um anzudeuten, daß sie alle durch Reizübertragung miteinander in Beziehung stehen. Jede Zelle, von der Sinneszelle beginnend bis zur Muskelzelle des Effektors, wird von außen her gereizt, gerät dadurch in Erregung und reizt dann die nächstfolgende Zelle.

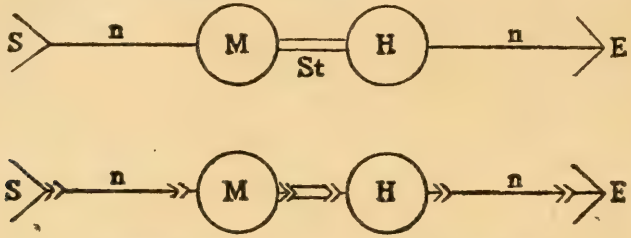
Sind die Zellen zugleich miteinander verwachsen, so bilden sie den Zellen-

staat des Körpers; bleiben sie freie Individuen, so bilden sie das Wabenwerk des Staates.

In beiden aber herrschen technische Gesetze, deren Vorbedingungen Zwang, Verschiedenheit und Unterordnung sind. Setzt man an die Stelle der technischen Gesetze das moralische Gesetz der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, so lösen sich die einzelnen Waben auf und die Individuen, aus ihrer Berufsumwelt herausgerissen, bilden jetzt Massen, das heißt Geschwülste statt Organe, in denen die einzelnen direktionslos durcheinandertaumeln, dem Reiz eines jeden Schlagwortes hemmungslos preisgegeben.

Den Staat durch das Volk zu ersetzen, gleicht dem Versuch, ein Haus zu bauen, wobei man anstatt Mörtel Moral verwendet.

Volk und Staat bilden zwei so ausgesprochene Gegensätze, daß sie in der Tierwelt niemals zusammen auftreten. Entweder die Tiere leben als



S Sinnesorgane
n Nerven
M Merkorgane
St Steuerorgane
H Handlungsorgane
E Effektoren

Abbildung 7

freie Familien und bilden Völker, oder sie geben die Familienbildung auf und übertragen die Fortpflanzung einer bestimmten Berufsgenossenschaft. Dann gliedert sich diese als besonderes Organ dem Staatskörper ein, wie wir das bei den Bienen und Ameisen vor Augen haben.

Die Tierstaaten bilden gleichfalls Wabenwerke, in denen die einzelnen Waben durch Reizübertragung zusammen arbeiten. Auch bei den Tierstaaten kennen wir eine Zeichensprache, die wie die unsere als Reiz zur Erregungserzeugung verwendet wird. Im Gegensatz zum Menschenstaat sind die meisten Werkzeuge im Tierstaat mit den Einzelindividuen verwachsen, und wo sie von ihnen verfertigt werden wie die Honigzellen, geschieht die Herstellung durch Instinkthandlungen und nicht durch Erfahrungshandlungen wie im Menschenstaat. Die Instinkthandlungen, die auf festgefügten Genimpulsen beruhen, ermöglichen es den technischen Naturgesetzen, sich unmittelbar zu betätigen, während bei den Erfahrungshandlungen die technischen Gesetze durch „Versuch und Irrtum" erst gefunden werden müssen.

Im Bienenstaate kennen wir neben einem Verdauungsorgan, das durch die honigsammelnden Arbeiterinnen gebildet wird, ein Fortpflanzungsorgan,

das aus den Drohnen und der Königin besteht. Zugleich bildet die Königin als „Weisel" den Statolithen des Staates. Wird der Weisel entfernt, so stürzen sich die Arbeiterinnen auf den selbstgesammelten Honig und vertilgen ihn. Nur der dauernde Einfluß, der von der Königin auf alle Untertanen ausgeübt wird, verhindert sie daran, den Honig beim Einsammeln selbst zu verzehren. Fällt diese Hemmung fort, so verschwindet die Schwelle, die in der einzelnen Biene den einfachen Handlungsreflex des Fressens in die Instinkthandlung des Einsammelns verwandelt hatte. Dann fällt der Staat auseinander.

Die Tiere, die nur eine Umwelt besitzen, sind nicht fähig, zwei so gegensätzliche Gebilde wie Staat und Volk hervorzubringen. Der Mensch allein vermag es, sowohl sich der Staatswabe einzufügen, die während seiner Berufstätigkeit seine Umwelt bildet, als auch außerhalb des Berufes eine Umwelt für sein Familienleben zu gestalten.

Da aber beide Umwelten auf entgegengesetzten Grundsätzen beruhen, muß er sie streng auseinanderhalten und dem Staate geben, was des Staates ist, und dem Volk, was des Volkes ist.

Elfter Brief (Planmäßigkeit)

Als ich dich einmal fragte: was Newton eigentlich Neues bemerkt habe, als er den Apfel vom Baum fallen sah, da doch jedermann wußte, daß ein Apfel schwer sei, da antwortetest du mir: „Er sah unsichtbare Gummifäden, die den Apfel zu Boden zogen."

Diese Antwort trifft den Kern des Problems. Der große Naturforscher sah die unsichtbaren Beziehungen der Natur wie wirkliche Erscheinungen vor sich. Dieselben Gummifäden sah er dann später zwischen Mond und Erde ausgespannt. Er sah mit dem geistigen Auge die gegenseitige Anziehung der Massen und entdeckte dadurch die Gravitation.

Und nun hebe den herabgefallenen Apfel Newtons auf und versuche, ein weiteres unsichtbares Gummiband zu erspähen, das ebenfalls nicht in die Erscheinung tritt und dennoch seine Wirkung mit der gleichen Sicherheit äußert. Wenn du näher hinschaust, wirst du nämlich bemerken, daß der Apfel nicht an einer beliebigen Stelle abgebrochen ist, sondern daß der an ihm haftende Stiel mit einer leichten Kerbe in eine entsprechende Fuge seines Zweiges paßt. Hier liegt die vorgebildete Stelle, an der die Trennung zwischen Apfel und Baum gesetzmäßig eintritt.

Dem Apfel ist es vorherbestimmt, wenn er eine gewisse Schwere erreicht hat, abzufallen. Wenn der Zug der Gravitation stark genug geworden, dann gibt die Kerbe nach, und er fällt herab. So amputiert sich der Baum selbst.

Die Selbstamputierung, die beim Apfelbaum zur Norm gehört, und

daher fast ausnahmslos aktuell wird, ist bei vielen Tieren auch bekannt, nur bleibt sie bei ihnen in der Regel potentiell.

Die Krabben zum Beispiel besitzen an allen Extremitäten vorgebildete Stellen, an denen das Bein oder die Schere abbrechen kann, ohne daß ein Blutverlust eintritt, weil sich eine zarte Haut vor die Wunde zieht. Diese Einrichtung ermöglicht es der Krabbe, sich der Umarmung des übermächtigen Tintenfisches zu entziehen, indem sie einen weniger wichtigen Körperteil preisgibt, den sie durch Wachstum später wieder ersetzt.

Mag es sich nun um den dauernden Zug der Gravitation handeln (wie beim Apfelbaum) oder um einen gelegentlich eintretenden Zug des Tintenfisches (wie bei der Krabbe) — in jedem Falle hat die Natur eine Beziehung wie ein unsichtbares Gummiband zwischen dieser äußeren Einwirkung und dem Körper des Lebewesens geknüpft, indem sie ihm eine komplementäre Eigenschaft verlieh. Dadurch wurde die äußere Einwirkung in den Kreis der Planmäßigkeit des Organismus gezogen.

Wenn sich bei einem vulkanischen Ausbruch Schwefelsäure bildet, so wissen wir wohl, daß die Schwefelsäure Kalk auflösen kann. Es ist also eine feste Beziehung vorhanden, nur ist sie von gar keinem Einfluß auf das Auftreten des Kalkes. Finden wir dagegen in den Drüsen der großen Meeresschnecke, Dolium Galea, Schwefelsäure, so sehen wir in ihr eine komplementäre Eigenschaft und folgern daraus, daß sich in der Umwelt der Schnecke Kalk befinden muß.

Hier, siehst du, ist ein unsichtbarer Gummifaden, der den Kalk mit der Schwefelsäure verbindet, von der Planmäßigkeit aufgenommen und in die Körperorganisation des lebenden Subjektes mit verwoben worden.

Wenn der Phosphor im Dunkeln leuchtet, so fällt es niemandem ein, das Vorhandensein des Phosphors von der Dunkelheit abhängig zu machen. Wenn aber ein Leuchtkäfer sein mildes Licht erstrahlen läßt (was ein ganz ähnlicher Vorgang ist wie das Leuchten des Phosphors), so wissen wir mit Sicherheit, daß wir es mit einem nächtlichen Tier zu tun haben.

So fassen wir die Eigenschaften der Lebewesen als komplementäre Eigenschaften auf und suchen in der Umwelt nach ihrem Gegenspiel.

Die Beziehungen der Eigenschaften von Luft, Wasser und Erdboden zu elastischen und starren Körpern sind von der Planmäßigkeit beim Aufbau der Tierkörper so augenscheinlich durch die Ausbildung komplementärer Eigenschaften verwendet worden, daß wir schon beim ersten Anblick sagen können, ob wir ein Luft-, Wasser- oder Landtier vor uns haben.

Wenn in der anorganischen Welt überall physikalische und chemische Beziehungen wirksam sind, so finden wir die gleichen Beziehungen in der Lebewelt am Werk. Nur sind sie hier untereinander zu einer mechanischen Wechselwirkung verbunden und *technischen Gesetzen* unterworfen.

Diese einfache, grundlegende Tatsache, die vor aller Augen offenbar ist,

hat man versucht auf alle mögliche Weise zu erklären, anstatt sie als eine einfache Gegebenheit anzuerkennen. Die technische Sicherheit der organischen Natur beim Aufbau der Körper der Lebewesen und die Unbeirrbarkeit der Instinkthandlungen sucht neuerdings noch Jennings durch die Annahme eines planlosen Herumprobierens der Natur, das endlich zum Ziel geführt hätte, hinwegzudeuten. Auch dieser ausgezeichnete Forscher glaubt, alle Ordnung der Natur auf Erfahrungshandlungen zurückführen zu müssen, weil ihm diese aus dem menschlichen Leben geläufig sind.

Solche Vermenschlichung der Natur wird uns niemals zum Ziele führen. Folgen wir hingegen dem Beispiel der exakten Wissenschaften, die in der anorganischen Welt, nach wirkenden Naturkräften suchend, die grundlegenden physikalischen und chemischen Gesetze gefunden haben, so stoßen wir auf der Suche nach den gestaltenden Kräften der Lebewelt auf technische Gesetze, die genau die gleiche Berechtigung haben, als Naturkräfte anerkannt zu werden. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die Biologie ebenfalls als exakte Wissenschaft zu handhaben.

Versuchen wir es einmal, den umgekehrten Weg als den bisher üblichen einzuschlagen, und suchen wir uns die Entstehung eines uns wohlbekannten Gegenstandes nach Art einer Naturentstehung vor Augen zu führen, — so würde zum Beispiel eine Glocke nicht dadurch zustande kommen, daß die Glockenspeise in eine fertige Form gegossen wird, sondern im Kessel würde das flüssige Metall bei der Erkaltung von selbst die Form der Glocke annehmen mit Mantel und Klöppel.

In diesem Falle wäre kein Zweifel möglich, daß das technische Gesetz der Glocke die Formgebung bewirkt habe. Nur muß man unter dem „technischen Gesetz der Glocke" nicht nur die Betriebsregel des Läutens verstehen wollen, sondern die Gesamtheit der räumlichen und stofflichen Beziehungen, die den Glockenkörper ausmachen in Verbindung mit den zeitlichen Beziehungen, die zum Anschlagen des Klöppels und zur Tonerzeugung führen.

Das technische Glockengesetz als Naturkraft unmittelbar wirksam gedacht müßte fähig sein, aus dem geeigneten Grundmaterial durch stoffliche und räumliche Umgestaltung die Glocke zu formen, genau wie die Kristallisationsgesetze den Kristall bilden.

Nach Vertiefung in dieses Beispiel, wobei wir nichts anderes getan haben, als ein uns bekanntes technisches Gesetz als wirksame Naturkraft auftreten zu lassen, wird es uns leicht fallen, bei Beobachtung eines Naturvorganges ein uns gleichfalls bekanntes technisches Gesetz als wirksame Ursache zu entdecken. Es gibt eine Amoebe, die einen Scheinfuß ausstreckt, welcher sich an seiner Spitze in einen Saugnapf verwandelt, mit dem sich das Tier an glatten Flächen festheftet, um sich mit seiner Hilfe vorwärts zu ziehen. Den Vorgang gibt die Abbildung 8 schematisch wieder.

Das technische Gesetz, das sich im Saugnapf verkörpert, ist uns wohlbekannt, da wir selbst derartige Gebilde zu verfertigen wissen. Es beruht auf der Benutzung des Luftdruckes, wie der Bau des Apfelstengels auf der Benutzung der Schwerkraft beruht.

Um ein technisches Gesetz vollständig zu umschreiben, muß man bis auf das Grundmaterial zurückgehen, aus dem das Gebilde hervorgeht. So wird ein Schreiner das technische Gesetz eines Stuhles bis auf das Holz zurückführen, der Glockengießer bis auf das Metall, aus dem die Glocke gegossen wird. Ebenso müssen wir auf das Grundmaterial zurückgreifen, aus dem alles Lebendige hervorgeht — auf das Protoplasma, wenn wir eine Vorstellung von den technischen Gesetzen gewinnen wollen, die die einzelnen Lebewesen formen.

Das Protoplasma stellt einen flüssigen Schaum dar, der in dauerndem Stoff- und Gestaltwechsel begriffen ist. Dieser Wechsel geht aber nicht planlos vor sich, sondern wird dauernd durch chemische Zügel geleitet und gehalten, die von den Genen ausgehen, welche im Kern der Keimzelle thronen. Die Gene, die durch Impulse zur Tätigkeit geweckt werden, treten als Genimpulse in den Dienst der technischen Gesetze.

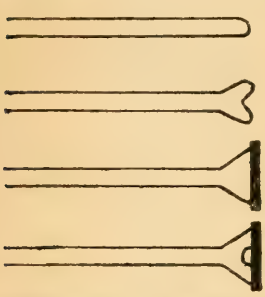


Abbildung 8. Saugnapfbildung einer Amoebe

Das erste Stadium, das beim Eingreifen aller technischen Gesetze das gleiche ist, mit Ausnahme der einzelligen Tiere, besteht in der Bildung eines gleichmäßigen Zellmaterials, das dann in die verschiedenen Keimbezirke gesondert wird.

Für den Glockenguß würde das bedeuten, daß sich die Glockenspeise in einen Keimbezirk für den Mantel und einen Keimbezirk für den Klöppel spaltet, in denen dann die technische Formarbeit gesondert einsetzt. Es ist verständlich, daß nach Entfernung eines Teiles des Klöppelmaterials die technische Formarbeit einen zu kleinen Klöppel liefern wird. Das Gleiche haben wir bei den Lebewesen auch feststellen können. Sobald das Zellmaterial auf die Keimbezirke verteilt worden ist, arbeiten die technischen Bildungsregeln für die einzelnen Organe zwar gleichzeitig aber selbständig weiter, bis das Gesamtgebilde fertig gestellt ist und die Betriebsregel einsetzt. Die Betriebsregel bildet aber auch nur einen Teil des gesamten technischen Gesetzes, das nun als Funktionsregel den arbeitenden Körper beherrscht und das Wachstum der einzelnen Organe einheitlich leitet.

Wie die Glocke aus Mantel und Klöppel besteht, die jeder für sich einer besonderen Teilregel unterstehen, die gemeinsam das technische Glockengesetz ausmachen, so gehorchen die einzelnen Organe ihren Teilregeln, die gemeinsam das Körpergesetz ausmachen.

Jedes technische Gesetz weist nicht bloß gesetzliche Beziehungen der Teile untereinander auf, sondern tritt auch in gesetzliche Beziehungen zu bestimmten

Faktoren der Außenwelt. So wird die Glocke erst durch ihre Beziehungen zur Luft, in der sie weite Wellenkreise erzeugt, zu einem funktionierenden Ganzen. Ebenso wird der Adler durch seine Beziehungen zum Luftmeer zu dem königlichen Flieger, der mit seinen Schwingen den Raum durchmißt, während der Hai durch seine mächtige Schwanzflosse in Beziehung zum Wasser tritt, das ihn trägt, so weit das Weltmeer reicht.

Diese Beziehungen sind es, die die Umwelt der Lebewesen schaffen. Sie alle sind Ausstrahlungen des technischen Gesetzes, das das Subjekt mit tausend Gummifäden an die Umwelt bindet.

In diesen Gummifäden erkennen wir ohne weiteres die Funktionskreise wieder, die die Merkmalsträger mit dem Subjekt verbinden. Jeder Merkmalsträger wird in seinen Funktionskreis dadurch eingeschaltet, daß er einerseits Reize, die als Merkmale dienen, den Sinnesorganen des Subjektes zusendet, andererseits von den Effektoren des Subjektes behandelt wird.

Gerade in diesem Falle offenbart sich die Überlegenheit der technischen Naturgesetze, die unmittelbar auf das Objekt eingestellt sind, vor der technischen Behandlung, die wir Menschen mit unserer immer nur annähernden Kenntnis des Objektes diesem angedeihen lassen.

Vom einfachsten Infusor an bis zum höchsten Säugetier zeigt die Wirkung des Verdauungsapparates auf die Nahrungsmittel eine Sicherheit im Erfassen der chemischen Beziehungen zwischen den verschiedenen Stoffen, wie sie niemals auf dem Umwege durch das Studium der Merkmale erreicht werden kann. Hier wirken die chemischen Beziehungen unmittelbar — nur einbezogen in den mechanischen Aufbau des Körpers.

Die gleiche Unmittelbarkeit zeigen die übrigen Effektoren eines jeden Tieres in ihrer Wirkung auf die chemischen wie anatomischen Eigenschaften der Beute. Wenn die Schaumcikade es versteht, aus der giftigen Wolfsmilch einen völlig ungiftigen Saft herauszupumpen, so stehen wir fassungslos vor diesem chemischen Kunststück. Ebenso erstaunt sind wir, wenn eine Schlupfwespe den Mehlwurm mit einem Stiche lähmt, wobei sie ihren Stachel genau bis auf das unsichtbare Nervenzentrum führt, das sie mit ihrem milden Gift bepinselt, worauf die Beute weiterlebt, jedoch ohne die Herrschaft über seine Bewegungsorgane wieder zu gewinnen.

Leichter verständlich als die Vorgänge in der Wirkungswelt der Tiere sind die Vorgänge in der Merkwelt. Hier handelt es sich bei niederen Tieren meist nur um wenige Reize, die vom Merkmalsträger ausgehen, die wir in vielen Fällen nachzuahmen vermögen. Wir „täuschen" die Tiere, wenn wir durch Anwendung der gleichen Reize, auf die das technische Naturgesetz eingestellt ist, den Ablauf von Handlungen hervorrufen, ohne daß das Objekt vorhanden ist, in das die Handlungen eingepaßt sind.

Solche „Täuschungen" kommen auch in der Natur vor. Ein Schmetterling — das Abendpfauenauge — verjagt durch Bewegungen seiner mit

Augenflecken gezierten Flügel einen ihn verfolgenden Vogel — weil der Vogel seinerseits darauf eingestellt ist, vor den beweglichen Augen kleiner Raubtiere die Flucht zu ergreifen.

Am bekanntesten ist die Täuschung, die eine Kerze auf die Nachtfalter ausübt, die darauf eingepaßt sind, dem Licht des Mondes entgegenzufliegen, das sie aus dem Geäst des dunkelen Waldes ins Freie führt.

Diese Erfahrungen lehren uns die Grenzen der technischen Gesetze kennen, nach denen die Subjekte erbaut sind. Es handelt sich niemals um Allwissenheit, wohl aber um Vollkommenheit des einzelnen technischen Gesetzes, das zwar an die bestimmten Beziehungen gebunden ist, die es umfaßt — diese aber fehlerfrei beherrscht.

Alle technischen Gesetze der lebenden Natur treten in der Form subjektiver Einheiten auf, die stets einen neuen Weltmittelpunkt bilden, der bald reichere, bald ärmere Beziehungen zu seiner Umwelt aufweist, immer aber eine in sich abgeschlossene Vollkommenheit darstellt. Unmittelbar wahrnehmbar sind die als Naturkräfte auftretenden technischen Gesetze nicht, ebensowenig wie die physikalischen und chemischen Gesetze der anorganischen Natur. Aber wie diese sind sie unteilbar und unzerstörbar. Im Gegensatz zu diesen sind sie nicht beschränkt in ihrer Zahl und Art, denn immer wieder erblühen neue Individuen, die bei der Entstehung neuer Arten mit gesteigerten Fähigkeiten und reicherer Umwelt ausgestattet sind.

Die technischen Gesetze sind es, die die Einpassung bewirken; sie beherrschen nicht bloß die räumlichen Beziehungen eines Tieres zu seiner jeweiligen Umwelt, sie beherrschen auch die zeitlichen Beziehungen seines periodisch gegliederten Merkmaltunnels. Sie liegen der Art, der Familie und dem Staate zu Grunde. Sie bilden in ihrer Gesamtheit die Planmäßigkeit, die als überräumliche und überzeitliche Macht die ganze Welt trägt und bildet.

Die Planmäßigkeit offenbart sich, wie wir gesehen haben, im Körperbau aller Lebewesen in ihren reflektorischen wie instinktiven Handlungen. Aber auch die Erfahrungshandlungen der Menschen, die durch Versuch und Irrtum gehen müssen, um die Regeln ihrer Handlungsfolgen zu finden, sind nach einem großen Plane angelegt. Ihnen ist der Schmerz beigesellt worden, der als immer bereiter Wächter jeden Übergriff gegen den Plan der Natur bestraft. Gerade der Mensch, der das Szepter der Freiheit zu tragen vermeint, kann ohne die Peitsche der Natur gar nicht bestehen.

Kein Wunder, daß zu allen Zeiten die Planmäßigkeit, wenn auch unter dem Bild der verschiedensten Gottheiten, im Leben der Völker eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat.

Erst in den letzten Dezennien haben sich die Menschen in den Wahn hineingeredet, es gäbe keine Planmäßigkeit in der Welt, die Welt sei nichts als das blinde Spiel seelenloser Atome.

Die Folgen dieser Lehre für die Umwelten der Einzelnen waren wahrhaft verheerend. Der Himmel wich einem unendlichen Raume, in dem sich helle Kugeln nach einer uns völlig gleichgültigen mathematischen Formel umeinander drehen. Pflanzen und Tiere, ja die Menschen selbst verdanken ihr Dasein einem planlosen Spiel des Zufalles. Es war, als ob der Konkurs des Weltganzen angekündigt worden wäre: ein jeder suchte nur zu retten, was zu seiner persönlichen Sicherheit und Annehmlichkeit diente. Als Typus dieser letzten Krönung der Menschheitsentwicklung ist mir ein amerikanischer Naturforscher im Gedächtnis geblieben, der für kein Problem irgendwelcher Art mehr Interesse hatte; nur wenn die Rede auf das Geld kam, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Thats reality."

Hier bringt die exakte Biologie die Rettung, indem sie dem Einzelnen das zurückgibt, was wahrhaft sein eigen ist: seine Umwelt. Die Sonne seines Auges kreist wieder an seinem Himmel, von dem seine Sterne mild auf ihn herabschauen. Sein sind die gewaltigen Berge, sein das Schweigen des Waldes, sein der Duft der Blumen und die Schönheit des Sommertages. Keine Macht der Welt hat das Recht, ihm seine Welt streitig zu machen, die um so größer und herrlicher wird, je mehr er sich in sie vertieft, und deren Reichtum mit seinem Verlangen nach ihren Gaben wächst.

Und richtet er sein unersättliches geistiges Auge nach den Umwelten der übrigen Lebewesen, so überschüttet ihn das Universum mit einer solchen Fülle köstlicher Gaben, daß er sich anfangs kaum zu retten vermag, bis er aus der Tonfülle die Melodie vernimmt, die alle Wesen ineinander schlingt; dann erkennt und empfindet er, was im Worte Planmäßigkeit nur andeutungsweise ausgesprochen ist.

Zwölfter Brief (Gemüt)

Nun kehren wir zu unserem Ausgangspunkt, den Empfindungen, zurück, nachdem wir die Gebilde kennen gelernt, die wir mit Hilfe unserer Empfindungen geschaffen. Dieser Ausflug hat unsere Erkenntnis in weitem Maße bereichert. Wir haben uns überzeugen können, daß unsere Empfindungen in ihrer Verwertung zum Aufbau der Gestalten ihren wahren Beruf verraten.

Jene Gestalten, die durch eigene Leistungen ausgezeichnet waren, wurden zu Lebewesen, welche als selbständige Subjekte eine Umwelt um sich schufen, die, aus gesetzmäßigen Beziehungen aufgebaut, das Walten technischer Naturgesetze erkennen ließen.

Eine allgemeine Gesetzmäßigkeit hat sich unserem geistigen Auge enthüllt, die alle Erscheinungen der Welt verbindet und die sich auch in unserem Körper und seinen Leistungen offenbart.

Wir wissen, daß unser Körper kein bloßer Mechanismus ist, sondern daß er aus einem technischen Naturgesetz entsprungen mit Hilfe der Genim-

pulse in unserem Keimplasma aufgebaut wurde. Wir wissen, daß die übermateriellen Impulse auch während unserer Handlungen im Protoplasma unseres Gehirns wirksam sind.

Da unser Gehirn selbst seine Bildung unserem Gemüte verdankt, liegt der Schluß nahe, daß das technische Naturgesetz sich ebenfalls in unserem Gemüte auswirken muß. Um hierüber Klarheit zu erhalten, müssen wir die Beziehungen zwischen unserem Gehirn und unserem Gemüte näher ins Auge fassen. Das Gehirn, das wie alle körperlichen Gebilde, die wir kennen, aus unseren Inhalts- und Ordnungsempfindungen aufgebaut ist, besitzt außerdem besondere Beziehungen zu unserem Gemüte, die allen übrigen körperlichen Gebilden mangeln. Wird ein Sinnesnerv gereizt, der zu unserem Gehirn führt, so entsteht in unserem Gemüt eine Empfindung, die von der Person der gereizten Nerven abhängig ist.

Aus dieser Tatsache hat Johannes Müller das Gesetz der spezifischen Energien der Sinne abgeleitet. Das Gesetz besagt, daß in den erregten Nervenpersonen ein Erfolg eintritt, der nicht als die Folge der sich im Raum fortsetzenden Bewegung der Nervenerregung aufzufassen ist, sondern der einen einzigartigen Charakter aufweist, der an keine uns bekannte Veränderung körperlicher Gebilde erinnert.

In der Tat wird nur in den Nervenpersonen eine Verbindung zwischen unserem Körper und unserem Gemüte hergestellt, die mit räumlichen Vorgängen nichts zu tun haben kann, da unser Gemüt völlig unräumlich ist. Es wird in den Nervenpersonen der räumliche Vorgang der Erregungswelle durch den unräumlichen Vorgang einer Empfindung beantwortet.

Wüßten wir von unserem Gehirn nichts anderes, als daß sich in ihm räumliche Erregungsvorgänge chemischer oder elektrischer Art abspielen, so wäre die in den Nervenpersonen auftretende spezifische Sinnesenergie völlig alleinstehend und gänzlich unbegreiflich. Nun wissen wir aber, daß in unserem Gehirn auch Impulse auftreten, deren Eigenart ebenfalls darin besteht, daß sie gänzlich unkörperlich, überräumlich und überzeitlich sind, da sie sowohl die räumlichen wie die zeitlichen Veränderungen des Körpers in weitem Maße beherrschen.

Es liegt daher nahe, die Impulse, von denen wir bei ihrem unräumlichen Charakter nichts anderes als ihre Wirkungen erkennen können, mit den Empfindungen gleich zu setzen und ihnen dadurch einen anschaulichen Inhalt zu verleihen.

Anfangs wird man gegen diese Gleichsetzung Bedenken erheben, weil die Impulse als Gestaltenbildner — als welche wir sie kennen gelernt haben — einen durchaus aktiven Charakter besitzen, während die Empfindung, die in der Nervenperson ausgelöst wird, aus diesem Grunde einen passiven Charakter zu haben scheint. Bei näherem Zusehen erweist sich aber die Annahme eines passiven Charakters für die Empfindungen als unrichtig. Eine jede Emp-

findung hat im Gegenteil den Charakter eines Befehles. „Du sollst blau sein," sagen wir zum Gegenstand der Außenwelt, sobald die entsprechenden, von ihm ausgehenden Ätherwellen unser Auge erreicht und die von diesem erzeugte Erregung unsere Nervenperson getroffen hat.

Das Gleiche gilt für alle übrigen Empfindungen; sie schreiben durch ihr Auftreten der Welt Form und Inhalt vor.

Das Gesetz der spezifischen Sinnesenergie kann daher auch folgendermaßen ausgedrückt werden: Jede Erregung einer Nervenperson ruft den der Nervenperson zugehörigen Impuls hervor, der sich von allen anderen Impulsen durch sein Empfindungszeichen unterscheidet.

Welche Veränderungen der auftretende Impuls im Nervensystem hervorruft, hängt nicht von physiologischen Ursachen, sondern vom psychologischen Zusammenhang mit anderen Impulsen ab, der durch die Apperzeption geschaffen wird. Auf diese Weise vermag man sich die unkörperlichen Vorgänge im Gemüt in der physiologischen Körperwelt des Gehirnes wirkend vorstellen. Ähnlich hat sich auch Driesch die im Gehirn einsetzende Wirkung des Gemütes, das er „Psychoid" nennt, gedacht.

Der enge Zusammenhang zwischen Gemüt und Gehirn legt es nahe, die so schwer faßbare Organisation des Gemütes in Anlehnung an die Organisation des Gehirnes zu behandeln und für sie ein anschauliches Bild zu schaffen, wie wir das für die Teilorganisation der einzelnen Sinneskreise bereits getan haben. Von einem wirklichen Parallelismus zwischen Gehirn und Gemüt kann natürlich nicht die Rede sein, da unräumliche Wesenheiten den körperlichen Gebilden gar nicht parallel sein können. Es handelt sich aber beim Entwerfen des Gemütsschemas gar nicht um eine wirkliche Erkenntnis, sondern bloß um ein Mittel nach einer bekannten Analogie, die Faktoren des Gemütes übersichtlich zu ordnen.

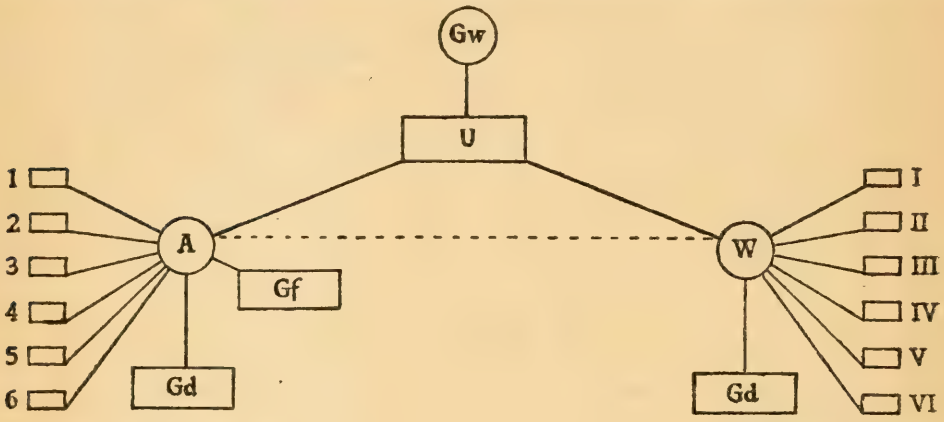
Wie ein jedes Gehirn in einen sensorischen und einen motorischen Teil, in ein Merkorgan und ein Handlungsorgan zerfällt, die durch ein Steuerorgan verbunden sind, so zerlege ich das Gemüt (Abbildung 9) in ein Empfindungsorgan und ein Willensorgan, die durch ein Urteilsorgan verbunden sind.

In das Empfindungsorgan verlege ich die bekannten Sinneskreise 1 bis 6, die man sich unter den bereits entworfenen Formen des Farbenhexaeders der Wendeltreppe für die Töne usw. denken kann. Sie alle sind mit dem Apperzeptionsorgan (A) verbunden, das seinerseits mit dem Regeln bewahrenden Gedächtnisorgan (Gd) in Verbindung tritt, um die Schemata zu schaffen. Die Apperzeption steht ferner unter dem Einfluß des Schwellenorganes der Gefühle (Gf), das die Fähigkeit besitzt, die Merkmale aus den verschiedenen Funktionskreisen zu verstärken oder zu unterdrücken — wie ich das bereits für die Umwelt der Tiere ausgeführt habe.

Vom Apperzeptionsorgan führt eine Bahn zum Urteilsorgan, das ebenfalls ein Organ der Regeln darstellt, da sowohl Erfahrungsregeln wie Grund-

sätze und Ideen das Urteilen beeinflussen. Vom Urteilsorgan zeichne ich eine Bahn zum Willensorgan, das seinerseits die ihm unterstellten Befehlsorgane für die einzelnen Handlungen I bis V usw. in Tätigkeit setzt. Auch hier spielt ein Gedächtnisorgan der Bewegungsregeln mit hinein.

Leider sind wir über das gesamte Willensorgan sehr schlecht unterrichtet, da die hier auftretenden Impulse keine Empfindungszeichen tragen und wir außer einer allgemeinen Kenntnis über das Einsetzen der Willensimpulse nur noch durch die anklingenden Richtungszeichen über die eingeschlagene Be-



1—6 Sinneskreise
I—VI usw. Befehlsorgane der Handlungen
A Apperzeptionsorgan
Gd Gedächtnisorgane
Gf Gefühlsorgan
Gw Gewissensorgan
U Urteilsorgan
W Willensorgan

Abbildung 9

wegung Kunde erhalten. Die Richtungszeichen werden ihrerseits von der Apperzeption verwertet (was im Schema nicht gut anzudeuten war).

Interessant ist es, festzustellen, daß wir von den im Gemüte sich abspielenden Vorgängen nur sehr lückenhaft durch unser Bewußtsein auf dem Laufenden erhalten werden, da alle Regeln nur bei ihrem Intätigkeittreten für uns wahrnehmbar sind.

Eines Organes muß noch gedacht werden, das von ausschlaggebender Bedeutung für die Einheit des Gemütes ist. Das ist das Gewissen (Gw), das neben seinem dauernden Einfluß auf das Urteilsorgan auch den moralischen Schmerz zu erzeugen vermag. Wie der physische Schmerz alle Schwellen des Gefühlsorganes beherrscht und sich allein in den Vordergrund drängt, so beherrscht der moralische Schmerz sämtliche Schwellen im Urteilsorgan, die sonst von den verschiedenen Urteilsregeln gegeneinander aufgerichtet werden. Der moralische Schmerz spricht sein eigenes Urteil, das inappellabel ist. Da-

durch verstärkt er zugleich das Gewicht des Urteilsorganes, das von den meisten Menschen so gerne ausgeschaltet wird, um einen Kurzschluß zu bilden, der bei jeder starken Gefühlsbetonung ohne Besinnung von der Apperzeption zur Willensentschließung führt (was ich durch eine punktierte Linie angedeutet habe).

Ein jeder Versuch, das Schema des Gemütes zu entwerfen, wird sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, zugleich willkürlich und unvollkommen zu sein. Trotzdem wird er zur Selbstbesinnung anregen und zu Korrekturen Anlaß geben. Damit ist auch sein Zweck erfüllt.

Denn eines wird sich bei jeder Erforschung des Gemütes herausstellen, daß wir es mit einem Organismus zu tun haben, der, außerhalb von Zeit und Raum stehend, dennoch ein Gebilde ist, das auf die Wirkung eines technischen Naturgesetzes hinweist. Dieses ist aber von dem technischen Naturgesetz, welches sich in der Körperorganisation offenbart, nicht zu trennen.

Alles, selbst die Bewußtseinsverteilung auf die ausschlaggebenden Impulse und die in Aktion tretenden Regeln, spricht für das Vorhandensein eines das gesamte Individuum umfassenden Planes.

Das planvolle Ineinandergreifen der verschiedenen Gemütsfaktoren zeugt für einen durchgehenden gesetzlichen Zwang. Einzig das Gewissen scheint von diesem Zwang ausgeschlossen zu sein, weil es selbst dauernd Imperative dem Urteilsorgan zugehen läßt, ohne solche von einem anderen Gemütsorgan zu empfangen. So scheint es selbsttätig an der Gesetzgebung teilzunehmen und daher frei zu sein.

Nur der Mensch, der zu sich selber sagt: „Du sollst", hat Anspruch auf Freiheit.

So reicht die Biologie nach Aufdeckung der als Naturkräfte waltenden technischen Gesetze bis zu den höchsten Problemen der Philosophie: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, heran. Die Gottheit erscheint ihr als die selbst überindividuelle (aber nach individuellen technischen Gesetzen) Subjekte schaffende Planmäßigkeit. Die Freiheit kann nur in der Teilnahme an der Gesetzgebung gefunden werden. Die Unsterblichkeit ist in der Unzerstörbarkeit der technischen Naturgesetze selbstverständlich mit gegeben.

Hier legt der Biologe die Feder aus der Hand, sein Weg ist durchmessen, sein Ziel erreicht und der Anschluß an die großen Menschheitsfragen gewonnen. Das hohe Gebirge der psychologischen, metaphysischen und mystischen Probleme betritt er nicht. Die weiteren Wege dorthin zu finden, überläßt er den Sachkundigen in diesen Gebieten.

Nur eine Frage drängt sich unwiderstehlich auf: Ist wirklich die jetzige Zeit dazu angetan, in der Planmäßigkeit das Wesen des Lebendigen zu suchen? Wir leben in einem Staate, der sich in voller Verwesung befindet. Innerhalb und außerhalb des Vaterlandes erhebt sich schamlose Niedertracht und droht alle Kulturgüter zu zerstören. Überall triumphieren die Schurken,

die ihr eigenes Gewissen in den Schmutz getreten haben und ihren bestialischen Trieben freien Lauf lassen.

Ein Blick aus dem Fenster wird uns Antwort geben. Der Frühling ist da — überall sproßt frisches Grün aus dem vermoderten Blattwerk. In den Kreislauf der Natur ist auch die Verwesung der Staaten planmäßig eingefügt.

Was aber den Triumph der Schurken betrifft, so genügt es, daß wir uns nur einmal auf einen zeitlosen, überzeitlichen Standpunkt stellen und den Merkmaltunnel unseres eigenen Lebens als ein ganzes Gegebenes ins Auge fassen. Von diesem Standpunkt aus gibt es nichts Vergängliches. Der blöde Trost der Toren, daß das Vergangene für ewig begraben sei, schmilzt wie Schnee vor der Sonne. Unser ganzes Leben steht unwandelbar wie aus Erz gegossen vor uns.

Bald wird die Zeit mit ihrem trügerischen Schein der Vergänglichkeit für uns als lebende Menschen vorüber sein. Dann wird der außerzeitliche Standpunkt der einzige sein, den wir einnehmen können. Sind dann etwa jene zu beneiden, deren ganzes Leben trotz aller äußeren Erfolge, um mit Luther zu reden, nichts als ein stinkender Abgrund war?

Ernst, furchtbar ernst, wie eine Schicksalsglocke klingt für jeden Einzelnen die Lehre des Lebens aus. Denn das Leben ist ewig, und vor den Ewigkeiten schwindet der Scherz.

Der Jüngling von Sais besaß nicht die Kraft, dem Leben ins Antlitz zu schauen. Dein starkes Herz konnte ich getrost auf die hohe Warte führen, von der aus die Biologie das Universum betrachtet.

Literarische Rundschau

Zwischen Morgen- und Abendland[1]

Hätte der Weltkrieg nicht zerwühlend und zerrüttend in die Entwicklung Europas und überhaupt der Menschheit eingegriffen, wäre dieser neuesten Schöpfung Keyserlings unfehlbar die Bestimmung zuteil geworden, das große Vorläuferwerk zu werden, das alle geistigen Kräfte, die seit Jahrtausenden die Geistesprovinzen dieses Planeten beseelen und kennzeichnen, in einem Punkte versammelte, so daß dem Erfüller, der nachkäme, übrig bliebe, der natürlichen Resultante dieser Kräfte folgend das Neue zu finden und zu geben, danach zum mindesten die Westwelt — in ihrem alten Ausdruck unbefriedigt und zu keinem anderen gemäßen kommend — ächzt und lechzt: nicht nur die neue Weltanschauung, sondern auch deren Ergänzung, Ergebnis und Träger: das neue Leben. Nun aber ist von außenher jene Erschütterung über uns eingebrochen; in anbetracht ihrer wage ich nicht mehr, diesem Werke mit solcher Sicherheit eine derartige tatsächliche, das heißt ausschlaggebende Bedeutung zuzusprechen, wie es sie sonst gehabt hätte. Andererseits scheint es aber doch, als sei der Boden für seine Wirkung noch günstiger geworden unter den Umständen, die eingetreten sind, als wie er es gewesen wäre ohne sie. Ich möchte daher in diesen Wirbelzeiten auch hinsichtlich dieses Werkes nicht prophezeien; sein überragender Wert an sich steht fest, und ich meine: jeder Denkende — nicht nur der Philosoph — hat es zu lesen Pflicht.

Worin die Bedeutung des Buches als eines Gesamten liegt, dürfte man aus obigem im Umriß ersehen haben. Es ziemt, sie eingehender zu beleuchten: Wir leben — das ist von vielen Seiten aus dargelegt worden, und Geistvolles findet sich darüber auch in diesem Buche — in einer Zeit, ähnlich der des späten römischen Kaisertums; wie damals sich die gesamten geistigen Strömungen der — verhältnismäßig beschränkten — οἰκουμένη vermischten, sammeln sich heute abermals die der zur Zeit geistig beträchtlichen Welt in einem großen, alle fünf Erdteile umfassenden Staubecken: Ost und West wirken aufeinander. Wie sich der Orient äußerlich verwestlicht, weiß jeder; wie er innerlich mit dem Westen ringt, wenigstens der Kenner der Schriften Ku-Fu-Mings[2]. Desgleichen greift ins westliche Geistesleben der Osten mächtig ein: schon nimmt man unter uns gestaltende Einflüsse des Buddhismus wahr, den keiner mehr als Liebhaberei abzutun wagen würde einiger Sonderlinge, die vielmehr Pioniere eines werbekräftigen fremden Glaubens sind; die Theosophie, dies halbindische Gebilde, ist nicht mehr Konventikelangelegenheit, sondern eine Macht. Daß uns einer östlichen Geist zuführe, ist dementsprechend allerdings nichts Neues. Wesentlich ist, wie es gemacht wird. Keyserlings Art — auf die es eben ankommt — stellt sich am deutlichsten dar durch den Vergleich mit dem, was bisher geschah.

Die bisherige Ostvermittlung litt in der Regel unter einigen Mängeln, von deren drei nachteiligsten mindestens einer bei jedem ihrer Versuche feststellbar war. Zunächst empfingen wir nur zu oft Orient aus zweiter Hand: der Vermittler kannte dessen Geist eben nur oder vorwiegend aus der Lehre — den Büchern; er

[1]) Graf Hermann Keyserling: Das Reisetagebuch eines Philosophen. München und Leipzig 1919.

[2]) Deutsch bei E. Diederichs, Jena.

hatte — selbst auf Orientreisen — mehr studiert als geschaut; er vermittelte ihn lediglich aus dieser Äußerung ohne genügende Berücksichtigung der anderen, jene notwendig ergänzenden, ja sie bedingenden, des Lebens. Zum anderen ließ man uns — allerdings absichtslos — den Orient nur zu oft als eine in sich unterschiedslose Geisteswelt erscheinen; zwar stellt der Orient in bestimmtem Sinne der Westwelt gegenüber eine Einheit dar; doch, wie der Westen eine Mannigfaltigkeit von Einzelerscheinungen aufweist, umfaßt eine solche auch der Osten; diese klar herauszuarbeiten, wurde meistens versäumt. Wenn nun auch in letzter Zeit weniger von einem allgemeinen orientalischen Geist geredet wurde als ehemals, weil die Forscher sich auf einzelne Gebiete geworfen hatten, als Indo-, Sinologen und dergleichen, so brachten einen ihre Arbeiten in der Regel immer noch dazu, die für das betreffende Teilgebiet gewonnenen Ergebnisse zur Eigentümlichkeit des Gesamten zu verallgemeinern; wem diese Wirkung aber zu vermeiden gelang, hatte oft auf den allgemeinen Überblick verzichten müssen. Kurz: sah man einerseits die Bäume vor dem Walde nicht, sah man andererseits nicht den Wald vor Bäumen. Endlich erschien den Vermittlern die fremde östliche Gedankenwelt immer in mehr oder minder überwältigender abendländischer Spiegelung; die Vermittlung war schon Umdeutung.

Keyserling nun sieht Bäume und Wald. Wie er als Vergleichender die Westwelt — die jüdisch-christlich-islamische — als Einheit greift und doch die gewaltigen Unterschiede zwischen den entsprechenden Anschauungen berücksichtigt, wie er zwischen katholischem und protestantischem Christentum und unter all den anderen größeren und kleineren Geisteserscheinungen des Abendlandes scheidet, verliert er den Orient nie als Ganzes aus dem Auge und sondert dabei buddhistische, Hindu-, chinesische, japanische Welt. Keine dieser einzelnen, die sich alle kreuzweise beeinflußt haben, versteckt sich ihm hinter der anderen; jede wird in ihrem Wesentlichen — ich möchte besonders hervorheben, in ihrem Wirklichen — dargestellt; jeder dieser Sondergeister vermag dank dieser Darstellung, von allem Unwesentlichen befreit, wie eine aus dem Fels geschlagene Quelle dem Aufnehmenden befruchtend in die Seele überzuspringen. Um nun die Kräfte aller Welt bereit zu halten, hat sich Keyserling nicht nur mit der Klarlegung der östlichen abgegeben, sein Werk führt uns auch jene letzte und jüngste westliche zu, die amerikanische Geistesart, deren Wesen man bei uns noch weniger als das der morgenländischen kennt, ja deren Vorhandensein man mitunter noch bezweifelt.

Die ganze Darstellung in diesem Werk ist Ergebnis nicht nur des Bücherstudiums, sondern der lebendigen Anschauung, wie sie sich dem Verfasser auf seiner Reise — einer echten Forschungsreise zur Erkundung der Geistesarten — bot; neben der Lehre findet das Leben reichliche, ja die angemessene Berücksichtigung. Was das heißt, erweise das geläufige kleineuropäische Beispiel: Ist ein Erfassen der Renaissance möglich ohne Anschauung Italiens, ein Erfassen Altroms ohne abermals Anschauung Italiens? Diese Anschauung mangelt Keyserlings Werke ausnahmslos bei keinem der von ihm behandelten Geistesgebiete; die Geist gestaltende und vom Geist gestaltete, Geist wiedergestaltende Umwelt ist bei jedem Sondergeiste gesehen. Dazu aber ist die Persönlichkeit des Verfassers besonders begabt und vorbereitet: Keyserling ist als Naturforscher aufgewachsen und ausgebildet. Er ist Meister der Beobachtung. Auge und Geist, die auf den ersten Blick ein unbekanntes Tier oder Gewächs wissenschaftlich unterbringen, erfassen bei ihm sogleich die wesentlichen Züge des homo sinensis oder americanus; die eben geistige sind. In alledem aber — wie bei der Aufnahme, so auch bei der Wiedergabe — bestimmt ihn endlich seine eigenste, zu etwas Einzigartigem gesteigerte Eigenschaft, wie kein anderer von seiner Person und dem, wodurch sie ge-

bildet wurde, absehen zu können, das Beobachtete von dessen Standpunkt aus zu begreifen durch Hineinversetzung — ja durch Verwandlung — in den geschauten Gegenstand. Die Fähigkeit, anderes vom Standpunkte eben des anderen begreifen zu können, gilt nun für allgemein deutsch; das ist sie auch. Keyserlings vorliegendes Werk — gleich seinen anderen — ist hierin wie auch sonst in Licht und Schatten so sehr deutsch, daß es als Ruhmestat gerade unserer Geistesart in Anspruch genommen werden kann. Immerhin aber übertrifft Keyserlings persönliche Gabe in dieser Hinsicht unsere allgemeine Veranlagung um Beträchtliches. Sie ist ihm als Sehnsucht des Allesseinwollens mitgeboren, bewußt geworden und seitdem im Hinblick auf deutliche Aufgaben gezüchtet und gepflegt. Der Wunsch, ein Gott sein zu können, der sich in alles verwandele, oder eher Gott, der in aller Gestalt erscheint, ist ihm ein Urtrieb: er erzählt, — dies sei als Schlüssel des Werkes mitgegeben —, wie er als Kind, von diesem noch dunklen Triebe gedrängt, da man ihm zum erstenmal von Proteus vorlas, in dessen Wandlungsfähigkeit etwas ihm Selbstverständliches sah und dachte: „endlich ein Wesen, welches natürlich wirkt" (S. 291). Proteisch verwandelt er sich in den Inder, den Chinesen; proteische Verwandlungen folgen von Geist zu Geist; und so stellt sich uns in ihm deren jeder dar: rein, fast nur beschränkt durch die unüberwindlichen, letzten Grenzen unserer Sprache; fast nur: ganz Proteus zu werden vermag kein Mensch. Dennoch: proteisch ist das Buch, weil Proteus darin ein fest im Auge gehaltenes, mit Treue, Liebe, Sehnsucht geschautes Ideal heißt; ich wüßte niemand, der, alle etwaigen Gleichgerichteten so weit überflügelnd, diesem Ideal so nahe gekommen wäre wie Keyserling.

Daß bei dieser Fähigkeit, in Fremdes einzudringen und dessen Eigenstes herauszuholen, zugleich bei der fruchtbaren, biologisch gesättigten Auffassung, wonach jedes Einzelne nur im Verhältnis zur Umwelt und zum Gesamtleben verständlich — ja vorhanden — erscheint, alle Teilergebnisse dieses Buches, alle darin enthaltenen Gedanken — mag man sich zu ihnen stellen wie man will — bedeutend und beachtenswert sind, liegt auf der Hand. Doch ist es unmöglich, den Kosmos, den dieses Buch darstellt, zu erschöpfen. Wie jedes höchstrangige Werk enthält es sicherlich mehr, als sein Schöpfer zur Zeit selbst erfaßt und wahrnimmt; vieles, was erst sein wird im Verhältnis zu einer Welt, die noch nicht gediehen ist. Ich habe die reichste Anregung von den Abschnitten über Indien (einschließlich Ceylon), Japan, Amerika empfangen; ein jeder wird sich von tausenderlei getroffen fühlen. Von allen Einzelheiten sei hier der Kürze halber nur eine einzige herausgegriffen:

Da just die Theosophie unter uns umgeht, möchte ich die Leser auf Keyserlings Untersuchungen über sie aufmerksam machen. Seine Ergebnisse sind von schlagender Überzeugungskraft, selbstverständlich: er hebt zunächst den westlichen, unspirituellen Charakter der Theosophie hervor im Verhältnis zu den geistigen indischen Lehren; sie verlege, während sie den östlichen Gedanken aufnehme, den Nachdruck auf das, was daran dem Orient gerade unwesentlich erscheine: Es wird theosophischerseits „so viel Gewicht auf die Erscheinungsformen des Geistes" (die als solche natürlich materiell sind) „gelegt, daß die meisten, die sie gläubig studieren, die Überzeugung gewinnen müssen, die Formen seien das Wesentliche, welche Überzeugung eben den Materialisten definiert" (S. 98). Hingegen erscheine die Theosophie als echte Jüngerin Indiens hinsichtlich des Okkultismus (S. 99). Wie jeder denkende und naturwissenschaftlich gebildete Zeitgenosse gibt Keyserling den Tatbestand der okkulten Phänomene zu; nur die Deutung, die sie bei den Theosophen finden, scheint ihm nicht unbedingt anerkennungspflichtig. Die Fähigkeit, sie wahrzunehmen und zu beherrschen, macht er — gleich jenen — vom Besitze besonderer — erwerbbarer — Organe abhängig, einer Möglichkeit, die der

heutige Biologe zum mindesten als Wahrscheinlichkeit ansprechen wird [1]). Ihr Erwerb stelle sich dar als Hinübergleiten auf andere — auch Keyserling nennt sie „höhere" — Ebenen der Wirklichkeit und als ein teilweises Hinaustreten aus dem Kantischen Erfahrungsrahmen (S. 101), dessen Apriorität ja — scheint mir — schließlich nur von der biologischen Organisation des Lebewesens „homo sapiens L." abhängt und bei einer Veränderung dieser sich mit verändern muß. Daß eine solche Veränderung erreichbar sei, und zwar durch Übungen, durch das „Yoga" genannte Training, stellt sich in Keyserlings Ausführungen in all der Natürlichkeit und mit der erstaunlichen Förderlichkeit dar, die jeder, der es versuchte, hat erfahren können, und die zum Beispiel die katholische Kirche in ihrer Seelenbehandlung längst berücksichtigt; Keyserling wundert sich mit Recht, „daß Yoga-Praxis nicht schon längst in den Plan jeder Erziehungsanstalt aufgenommen ist" (S. 105), anstatt — sei hinzugefügt — im Abendlande eine Sondermethode jesuitischer oder jesuitisch beeinflußter Schulen zu bleiben. Nun aber weist Keyserling den Grundirrtum nach, dem die Theosophen erliegen mit der Meinung, daß Yoga irgendwie mit „moralischem und spirituellem Fortschritte zusammengehe. Yoga ist an sich ein rein Technisches, gleich jeder anderen Gymnastik, kann jedem Geist zugute kommen, mit jeder Gesinnung zusammen bestehen" (S. 108). Yoga verhilft zur Erweiterung und Verstärkung der Natur; sie hat mit Gott und Religion ebensowenig etwas zu schaffen wie jede andere neuerworbene oder gesteigerte natürliche Fähigkeit; das Okkulte gibt Einblick in eine uns unbekannte Natur, nicht ins Wesen, nicht in Gott. Wem es darum zu tun sei, „ums Höchste", werde selten unterwegs zum Magier; „diese Kräfte liegen in ganz anderer Richtung, sind von allen großen Heiligen [2]) auch als abliegend und abführend beurteilt worden. Sie gehören eben der Natur an, die es zu überwinden gilt, wo Spiritualisierung bezweckt wird" (S. 109). „Unzweifelhaft," meint Keyserling allerdings, „ist solch ein Fortgeschrittensein" — wie es eben der Besitz neuer Kräfte darstellt — „erfreulich; nur ist es spirituell bedeutungslos. Wenn die Theosophen ihre Bestrebungen als weltliche erkennen würden, wäre nichts gegen sie zu erinnern" (S. 111). Keyserling sympathisiert mit ihnen durchaus, weil er es ersprießlich findet, „daß endlich eine größere Anzahl Menschen, ob unter noch so irrigen Voraussetzungen, systematisch okkulte Studien betreibt"; ihren „naiven Glauben, den Pfad der Heiligkeit ebenda zu wandeln, wo sie nur weltlichen Vorteilen nachgehen" — etwas anderes ist ja der Besitz erhöhter Kräfte nicht —, findet er verfehlt (S. 111).

Gewichtige Betrachtungen schließen sich dem an. Ich würde zu keinem Ende kommen, wollte ich die ganze Fülle des Inhaltes vor dem Leser ausbreiten. Er greife selbst danach.

Otto Freiherr von Taube.

Handwerk und Kleinstadt

Handwerk und Kleinstadt. Von Heinrich Tessenow. Bruno Cassirer, Berlin.

In einer Sprache, die den Gedanken nur zögernd folgt, sie aber schließlich doch immer klar und zuweilen schlagend ausdrückt, legt der Baukünstler Heinrich Tessenow in dieser kleinen Schrift seine Beobachtungen und Ideen dar. Seine

[1]) Ich empfehle an dieser Stelle die Werke J. v. Uexkülls: Umwelt und Innenwelt der Tiere (Berlin 1909) und Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung (bei Bruckmann, München). Ferner Keyserlings frühere Werke: Unsterblichkeit (München 1907) und Prolegomena zu einer Naturphilosophie (München 1911).

[2]) Von den katholischen Heiligen im Einklang mit der Kirche; zum Beispiel von Johannes vom Kreuz.

Gedanken sind nicht eigentlich neu zu nennen — alles Gute ist schon einmal gedacht worden, sagt ja wohl Goethe —, aber sie haben einen reicheren Wert als den der Neuheit: sie sind erlebt, eigener Not und Erfahrung erflossen, von innerem Bedürfnisse der Aussprache des Dringenden getragen. Von dem im Titel bezeichneten Kernprobleme ausgehend, schreiten sie vielseitig in die Weite und in die Tiefe vor und formen sich so zu einem Beitrage zur Neubauliteratur, der ungeachtet seines bescheidenen Auftretens und Umfanges als beachtenswert und förderlich zu bezeichnen ist. Den Mann kennzeichnet eine eigene Mischung von nüchterner Klarheit mit nobler Idealität und feiner Poesie, alles verwurzelt in einem gesunden organischen Lebenssinne, der ihn vor luftigen und gehaltlosen Künstlerspekulationen bewahrt; und eine gewisse Unbehilflichkeit, oder vielleicht sollte man besser sagen: Unschuld des Vortrages erhöht den menschlichen Reiz des Schriftchens.

Tessenows Kerngedanke zielt aufs Handwerk. „Das Handwerk (so sagt er) ist nicht das Höchste überhaupt, aber es ist das Höchste, soweit wir arbeiten." Es ist die Arbeitsform, in der sich die materiellen und zugleich die menschlich-gesellschaftlichen Gegensätze begegnen und am glücklichsten ausgleichen; es ist sozusagen die Arbeitsform der Mitte, und darum zugleich auch das Barometer, an dem der allgemeine Zustand sich verläßlich ablesen läßt: „Ist uns das Handwerk krank, so kranken wir überhaupt, und umgekehrt: gedeiht das Handwerk, so gedeihen wir allgemein." Das Handwerk gehört in die Kleinstadt, gedeiht nur in der Kleinstadt; in der Kleinstadt sieht Tessenow die würdigste und fruchtbarste Form organisierter Menschensiedelung; bei all ihren Mängeln war sie „immer am besten, wird immer am besten sein und ist es auch heute." Es überrascht nicht, daß er den verwüstenden Einfluß der Großstädte auf unser Leben und Arbeiten stark betont, aber er erkennt vielmehr eine Doppelgefahr: Großstadt und Dorf. Verwandtschaft und Gegensatz dieser beiden Organisationen sind geistvoll, mit einer gelegentlich nicht ganz unbedenklichen Schärfe herausgearbeitet: beide sind überproduktiv, beide befördern ihrer Natur nach das Maßlose; sie beide können „sich gegenseitig äußerlich helfen, aber sie können sich nicht innerlich befruchten". Würde und Wert der menschlichen Arbeit finden in der Kleinstadt den besten Nährboden.

Der Drang nach dem Dorfe bildete einen hervorstechenden Zug in den Erörterungen und Versuchen moderner Siedelungspolitik; neben wirtschaftlichen und sozialen Erwägungen hatte doch wohl auch eine romantische Natursehnsucht daran ihren Anteil. Hier wird eine bemerkenswerte Verschiebung erkennbar, indem Tessenow „Dorfeinsamkeiten und Großstadtlärm" gleicherweise scheut. Romantik gibt auch seiner Melodie gewisse Untertöne (und Gott sei Dank, daß dieser Quell noch unverschüttet ist!), aber das Wichtige ist doch die neue soziale Einstellung: der gesunde, tatkräftige Bürgerstand, der ihm am reinsten und besten im selbständigen Handwerk lebt — darin sieht Tessenow das eine und alleinige wirklich große und sichere Ziel aller uns bevorstehenden Kämpfe. Im Bürgertum hat kürzlich auch Thomas Mann den lebendigen und schöpferischen Kern unseres Volkstumes erblickt: zwei Stimmen aus einem Lager, in dem Bürgertum und bürgerlich bisher nicht viel anderes als Schimpfworte waren; zwei Stimmen, in denen man erste Anzeichen einer Abwanderung der Künstlerschaft von hohlen Kaffeehaus- und Ästhetenspekulationen zur kräftigen Wirklichkeit, in denen man ein Wiedererwachen der echten Künstlerinstinkte sehen möchte. Denn alles Künstlerische wurzelt im Individuum und wendet sich ans Individuum, lebt im Schaffen und zielt aufs Schaffen.

Alsbald stößt man auf die Wahrnehmung, daß Tessenow, wenn er von der Kleinstadt spricht, vielmehr die Mittelstadt meint. Er begrenzt sie mit zwanzigtausend Einwohnern nach unten und mit fünfzig- bis sechzigtausend nach oben. Bei hunderttausend pflegt die Statistik bereits die Großstadt zu beginnen: das ist

natürlich eine willkürliche Setzung, und willkürlich ist ja auch die von Tessenow gegebene Begrenzung der Mittelstadt. Aber sie zeigt, daß er zuletzt doch vor der eigentlichen Kleinstadt zurückschreckt; mit Recht: denn ihre geistige Enge und Abgeschlossenheit wird dem Leben und Schaffen ihrer Bürger doch immer ihre Züge aufprägen. Tessenows Plan geht dahin, „in erster Linie sehr kleine Städte — und mit betonter Rücksicht darauf, daß sich selbständige Handwerker ansiedeln und betätigen — auf eine gewisse festgesetzte Größe zu bringen." Er fordert bedächtige Zurückhaltung des Ausbaus, lehnt die Übertragung aller großstädtischen Elemente (Ansetzung von Fabriken!) ab und hebt treffend hervor, daß für jede Stadtneugründung in der Führung etwas durchaus Fürstliches nötig sei. Bleibt zu fragen, ob und inwieweit diese Neugründungen oder Erweiterungsgründungen vor den Mängeln bewahrt bleiben können, die der eigentlichen Kleinstadt anhaften.

Irreführend sind Tessenows geschichtliche Berufungen. Der Künstler ist in der Regel unhistorisch, weil er nach Absolutem strebt, weil er Neues, Eigenes schaffen will und dabei die Überlieferung als eine Fessel empfindet; gerade die modernen Künstler haben ihre lähmende Last schwer zu fühlen gehabt. Tessenow meint, alle wirklich großen Menschen und Menschenwerke seien in kleinen Residenz-, Universitäts-, kleinen Handwerker- und Ackerbürgerstädten erwachsen und bezieht sich als Beispiele etwa auf Athen, Florenz, Nürnberg, Amsterdam, die Goethe-Städte Frankfurt und Weimar. Allein ganz abzusehen davon, daß manche dieser Städte selbst nach heutigem Maßstabe kaum noch Mittelstädte zu nennen wären (das Amsterdam Rembrandts hatte hunderttausend und mehr Einwohner), so ist ihnen allen der Zug gemeinsam, daß sie politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Mittelpunkte von erheblicher, zum Teil selbst entscheidender Wichtigkeit waren, daß sie vom großen Leben der Welt erreicht und durchspült wurden. Selbst Weimar hat doch immer noch seine Politik, seinen Hof, seine Gesellschaft gehabt; übrigens hat Goethe unter dem Klatschneste ebenso gelitten wie Dürer unter nürnbergischer Kleinbürgerei. Die Erfahrungen der Geschichte weisen also dahin, daß man die Mittelstadt, um sie wirklich produktiv zu machen, an den Kreislauf des allgemeinen Lebens anschließen, daß man die besinnliche Gelassenheit ihrer Lebensführung durch einen Zusatz geistiger Regsamkeit vor Schwerfälligkeit bewahren und die gesunde Beharrlichkeit ihrer Arbeitsgesinnung mit dem Schwunge und der Lust der Entwickelung und Erneuerung vereinen muß. Eine Aufgabe, deren Bedingungen sich nicht aus der Theorie und allgemein, sondern nur aus taktvollem Verständnis des Einzelfalles finden lassen. Doch bieten sich manche Möglichkeiten, das Leben der Mittelstädte zu befruchten und zu bereichern. Vermutlich wird über lang oder kurz in unserm Schulwesen der Einrichtung der Internate ein größerer Anteil zufallen als bisher, und ihre Verlegung in kleinere Mittelstädte würde mancherlei Vorteile in sich schließen. Ebenso werden wir uns wohl mit dem Probleme jener „Studienklöster" zu beschäftigen haben, die begabten jungen Forschern während der kritischen Jahre nach Abschluß ihrer Universitätsstudien eine leidlich sorgenfreie Existenz und zweckmäßige Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Arbeiten sichern sollen und die an mittleren Orten, vornehmlich Universitätsstädten, voraussichtlich eine günstige Stätte finden würden. So ließe sich auch wohl manche Behörde in Mittelstädte verpflanzen, der Zustrom tätiger, geistig reger Männer würde deren Lebenskreis erfrischen, und wenn es gelänge, im Sinne des im Februarhefte dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzes über die Zukunft der Künstler einen erheblichen Teil der sich jetzt in der Kunst nutzlos verzehrenden Kräfte dem Kunsthandwerke zuzuführen und sie übers ganze Land zu verteilen, so wäre für das Handwerk der Mittelstadt ein Boden geschaffen, auf dem es sich wohl zu neuer Kraft und Blüte entwickeln könnte.

Daß die Frage der Auseinandersetzung zwischen Handwerk und Kunst ganz übergangen ist, bildet einen Mangel der Tessenowschen Schrift. Fast hat es den Anschein, als glaubte er hinsichtlich der Erneuerung des Handwerks an eine Art Parthenogenese: man verpflanze es in die Kleinstadt, und es wird sich von selbst verjüngen. Das Handwerk wird in der Klein- oder Mittelstadt sehr viel natürlichere und günstigere Arbeitsbedingungen finden; aber zu seiner Erneuerung bedarf es der Neubefruchtung, und diese kann allein durch die Künstler geschehen, die, während das Handwerk trotz aller Hebungsversuche mehr und mehr verkümmerte und verrottete, abseits von ihm — und oft im Kampfe mit ihm — ein neues und doch wohl lebensfähiges Kunsthandwerk geschaffen haben. Hier muß das Handwerk Anschluß finden, oder die Verpflanzung in die Kleinstadt wird ihm nicht viel nützen. Dagegen kann Tessenows Umsiedelungsgedanke bei einer umfassenden und organischen Neuregelung des Verhältnisses zwischen Handwerk und Kunst sich als ein willkommenes und wirksames Hilfsmittel bewähren, um die zweckmäßige Verteilung der handwerklich-künstlerischen Arbeitskräfte zu erreichen, um Geist und Gewohnheit tüchtiger und hochwertiger Werkarbeit möglichst weit im Lande zu verbreiten und um den Werkarbeitern menschlich würdige und wirtschaftlich befriedigende Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sichern.

In diesen Zeiten des Chaos und der Gewalt sind die Dinge so wunderlich-erschreckend verwirrt, daß das Besonnene und Organische als utopisch erscheint, während das Utopische sich als ein Wirkliches gebärdet. Will man ermessen, um wieviel gesünder und wirklicher Tessenow denkt als viele seiner Kunstgenossen, so mag man seine Gedankengänge mit den Vorschlägen vergleichen, die der Architekt Bruno Taut in einer Flugschrift des Berliner Arbeitsrates für Kunst als „ein Architektur-Programm" entwickelt hat. Da wird zum Beispiel gefordert: „Beginn großer Volkshausbauten . . . auf freiem Land im Anschluß an Siedelungen. Gruppen von Bauten für Theater, Musik mit Unterkunftshäusern und dergleichen." Nun, das nennt man wirklich das Pferd beim Schwanze aufzäumen! Es fehlt an Brot, es fehlt an Arbeit; alle Energien, alle Werte sind ins Schwanken geraten; es geht ums Leben, und es gilt, mit der größten Anspannung aus der Wurzel zu denken und zu schaffen — und der Architekt weiß sich nichts Dringenderes als Volkshausbauten und Gruppenbauten für Theater und Musik! Es ist für die soziale Reputation der Künstler gut, daß es neben den Tauts auch Tessenows gibt. Aber sie bilden freilich wohl die Ausnahmen.

Albert Dresdner.

Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. von Wotawa. Wien 1919, Alfred Hölder.

Nr. 1. Dr. Richard Pfaundler: Die Ansprüche Italiens auf Deutschsüdtirol.
Nr. 2. Dr. Richard Pfaundler: Die Staatsgrenze Deutschösterreichs auf dem Gebiet Steiermarks.
Nr. 3. Dr. Richard Pfaundler: Die Staatsgrenze Deutschösterreichs auf Kärntner Gebiet.
Nr. 4. Professor Dr. Rudolf Laun: Die tschechoslowakischen Ansprüche auf deutsches Land.
Nr. 5. Dr. Emanuel Schwab: Die Iglauer Sprachinsel soll deutsch bleiben.
Nr. 6. Professor Dr. Alfons Dopsch: Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen.
Nr. 7. Dr. Rudolf von Lodgman: Für Selbstbestimmung Deutschböhmens.
Nr. 8. Dr. Richard Pfaundler: Die Zukunft der Deutschen in Westungarn.
Nr. 9. Dr. Erwin Basta: Die Ansprüche der Tschechen auf das Sudetenland.
Nr. 10. Fred du Vois: Berichte eines Schweizers über Kärnten.

Die Vereinigung Deutschösterreichs mit dem Deutschen Reich scheint nunmehr endlich gesichert, seit der leitende Volksbeauftragte in der Eröffnungsrede in der Deutschen National-

versammlung die deutschösterreichischen Brüder herzlich willkommen hieß. „Sie gehören zu uns, und wir gehören zu ihnen." Steht die Tatsache der Vereinigung im ganzen fest, so doch noch nicht der Umfang, den Deutschösterreich haben wird. Von allen Seiten nagen habgierige Feinde am Bestand seines Staatsgebietes. Unsere Aufgabe ist es jetzt, die Österreicher mit allem Nachdruck zu unterstützen und ihre Sache mit viel mehr Herzenswärme als bisher zu verfechten; denn ihre Sorge ist unsere Sorge. Vor allen Dingen müssen weite und weiteste Kreise im Deutschen Reich jetzt darüber aufgeklärt werden, mit welchen Problemen die Österreicher — und wir mit ihnen — zu ringen haben. Das versuchen die „Flugblätter für deutschösterreichisches Recht", deren erste Hefte jetzt vorliegen, in glücklichster Weise. Kurz und bündig, ohne lange Umschweife führen sie uns in die Einzelfragen ein. Für den Reichsdeutschen ist das bei seiner bisher geübten Indifferenz in völkischen Fragen besonders nötig. Auf knappem Raum kann er sich über Deutschböhmen orientieren, wo über drei Millionen Deutsche vom deutschen Volkskörper losgerissen werden sollen, weiter über die Nationalitätenverhältnisse in Südtirol, wo die Italiener sich anschicken, außer der halben Million Deutschen auch das nichtitalienische Volk der Ladiner zu verschlucken. Schwieriger ist es, in Kärnten und Steiermark bei dem vielfachen Ineinandergreifen der deutschen und slowenischen Bevölkerung eine brauchbare Grenze gegen den jugoslawischen Staat zu finden; da ist das Gutachten des neutralen Pazifisten Fred du Bois, eines Schweizers französischer Zunge, von besonderem Interesse. Endlich darf auch nicht am Geschick der Deutschen Westungarns, die unmittelbar an Steiermark und Niederösterreich angrenzen, vorübergegangen werden. Sollen sie bei dem verkleinerten Ungarn bleiben, sollen und wollen sie sich Deutschösterreich anschließen oder sollen sie gar zum tschechoslowakischen Staat geschlagen werden, um als Brücke zwischen diesem und dem jugoslawischen Staat zu dienen und zugleich Ungarn von Österreich zu trennen? Weite Verbreitung ist diesen Flugschriften zu wünschen. (Sie können in Deutschland auch von der „Deutschen Mittelstelle für Österreich", Berlin W 62, Kurfürstenstraße 105, gegen Erstattung der Versandkosten bezogen werden.)

Gottfried Fittbogen.

Französische Reise. Impressionen. Von Alexander Castell. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Die deutschen Kriegsberichterstatter konnten die lastende Wucht ihrer Erlebnisse im Felde nicht durch künstlerische Gestaltung überwinden, weil sie bis zu einem gewissen Grade persönlich zu stark beteiligt waren als Objekte des ungeheuren Geschehens, die Notwendigkeit, Stimmung im Lande zu erhalten oder hervorzurufen, ihren Berichten Tendenz gab und endlich das Gebot der Obersten Heeresleitung gebieterisch Akzente aufsetzte oder abschwächte, so daß bei allen diesen Momenten die Formung ihrer Berichte am weitesten hinten stand. Da ist ein Buch wie Castells Reise nach Frankreich eine ausruhende Wohltat, da die Kraft seines Künstlertums das Ganze trägt, Hartes mildert und auch das Schmerzgefühl erleichtert, das der Gedanke: es ist auf der Gegenseite geschrieben — in unserem empfindlich gewordenen Gefühl auslöst. Ihm steht im Mittelpunkt Paris, seine geistige Heimat, die Stadt seiner Sehnsucht, der er in seinen früheren Büchern schon wunderschöne und feine Kränze flocht. Das Buch ist von Alexander Castell — so steht im Mittelpunkt von Paris eine Frau, die feine, schmale, nervöse May — mit allen Mitteln seiner reifen und gepflegten Kunst so unaufdringlich und doch so das ganze Werk beherrschend charakterisiert. Auch der Hymnus auf Frankreichs Frauen und ihre Leistung im Kriege wird als Selbstverständlichkeit empfunden. Castell ging von Paris an die englische Nordfront. Ein Aufstöhnen über die Schändung der Natur, achtungsvolle Bewunderung für die ruhige Sachlichkeit höherer Militärs — alles wie bei uns. Im englischen Quartier werden — Schumann-Lieder gesungen. Man könnte ersticken an dem Gefühl des Wahnsinns, mit dem wir und alle Welt geschlagen sind. Und doch, Castells Kunst hält die Qual des Tatsächlichen fern und umfängt mit dem Reiz seiner wesenhaften Auffassung und der Vornehmheit seiner Diktion. R. P.

Die kupferne Stadt. Von Ernst Heilborn. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Wer Heilborn bisher nur als den wachen, klarsichtigen Kritiker der „Frankfurter Zeitung" gekannt hat, der wird vor diesem Buch wie vor einem Rätsel stehen. Die Leser der „Deutschen Rundschau" aber sind schon in seinen früheren Romanen und Novellen auf jenen dunklen Untergrund von Dämmerung und Schmerz gestoßen, in dem jedes dichterische Gefühl seinen tiefen und reinen Ursprung hat. In diesem neuen Buche nun scheint der Dichter zum erstenmal ganz als einer zu sprechen, der seines eigenen eigentlichen Lebens bewußt wurde und es lieb hat. „Die gläserne Welt", von der er gelegentlich spricht, schimmert überall magisch hinein, spiegelt die Wirklichkeiten und um-

glänzt sie mit magischen Reflexen, daß sie uns neu und in einem tieferen Sinne als dem gewöhnlichen verständlich werden. „Denn das Land wird durchsichtig in den gläsernen Adern der Flüsse, und die Bäume am Straßendamm senden Wurzeln zu den fließenden Wassern des flutenden Seins." Heilborn führt uns, ein zweiter Harun al Raschid, vier Abende lang durch die „kupferne Stadt", in der viel tausend Könige speisten, herrschten und vergingen. Und an jedem Abend läßt er uns zwischen Licht und Finsternis irgend etwas Nachdenkliches erleben. Die altbekannten Straßen Berlins, die wir täglich sehen, bekommen bei diesen Streifereien an seiner Hand wirklich etwas von „Tausend und eine Nacht" für uns. Geheimnisse, die wir unbewußt kannten, im lauten Leben nur vergessen hatten, werden langsam lebendig, raunen mit uns wie mit Vertrauten oder weisen stumm mit den Fingern auf die Mauern, daß sie sich auftun wie verschollene Schatzkammern. So auf der Corneliusbrücke im Tiergartenviertel schreitet plötzlich die herrliche Irene vor uns her mit ihrem strahlenden Haar, den schwarzen Kater neben sich. Ihr toter Liebster hat sie aus dem Schlaf gerufen, nun beugt sie sich zu dem ertrunkenen Jüngling herab, über dem Fackeln glänzen. Auf dem guten, braven Enkeplatz verschmilzt dem Architekten, der das Haus seiner Geliebten zu betreten meint, die bekannte Stube unmerklich zu Sofitten und Bühnenpodium. Seine eigensten Empfindungen klingen ihm mit der Stimme von drunten aus dem Souffleurkasten zusammen, Beifallsklatschen antwortet ihm. In der Luisenstraße gar wird die bürgerliche Wohnung des guten Herrn Band von einem Sonnenringel heimgesucht, der unabhängig von Tag- und Nachtstunden oder vom Wetter dort auf dem Teppich haften bleibt und leuchtet. In der Potsdamer Privatstraße, viele, viele Treppen hoch, geht man durch ein gemaltes Gitter hindurch in einer Landschaft spazieren. Am Molkenmarkt steht Christus in Arbeitertracht unter Gesindel. Und längst vergangene Düfte, Leckerbissen und Worte findet man in der Friedrichstraße im Stift der französischen Kolonie wieder, wo Verstorbene altgemütlich beisammensitzen, ihren eben gestorbenen Toten zu trösten. Jedes dieser Geschichtchen ist eine kleine tagsverborgene Tür, durch die man eintritt in den mystischen Garten, der, fernab vom brutalen Lärm der Großstadt, seine duftenden Blüten breitet.

Anselma Heine.

Der Staat und was mehr ist als er. Von Robert Saitschick. VI und 265 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1919.

Schon der Titel des Buches zeigt an, daß Saitschick nicht eine systematische Darlegung des Staates geben will. Es sind leidenschaftslose, innerliche Reflexionen über das Wesen des Staates, über die Widersprüche, die er im Menschen weckt und die er in sich selber trägt, über die Mächte, die mehr sind als er, Vernunft und Gewissen, echten Universalismus und echtes Menschentum. Erst wenn der Staat diese Lebenskräfte in sich verwirklichen, das einseitige Machtprinzip aufgeben will, erst wenn die Eigentümlichkeit der Völker in ihrer menschlich-wahrhaftigen Allseitigkeit und Wirklichkeit zur Entfaltung gelangt ist, wird ein höheres Völkerrecht, eine wahre Gemeinschaft der Kulturstaaten möglich sein. Saitschicks Grundforderung gipfelt in einer Verinnerlichung und Versittlichung der Staatswirklichkeit. Von besonderem Werte ist das Kapitel über den Krieg, der als ein „mysterium magnum", als ein „großes Geheimnis des Menschengeschlechtes" erscheint, als „der Ausdruck der angehäuften Schuld der einzelnen und der Völker". Aber kann er nicht auch der Ausdruck eines natürlichen und sittlichen Lebensdranges eines Volkes sein?! In dem Kriege offenbart sich das Tragische des eigenen und des Staatslebens. Individualethik und Staatsethik gehen doch, wie der von Rümelin angeführte Satz es ausspricht, in ihrer Wurzel auseinander; dort Selbsthingabe, hier Selbstbehauptung. Politik liegt ganz gewiß nicht jenseits von Gut und Böse, aber sie hat eine andersgeartete Moral als die Individualethik. Es gilt, in ihrem unablässigen Wachsen und Werden das wirklich Dauerhafte und Ewige eines Volkes zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Den Fichteschen Anschauungen vom Staate, vom Volke und vom Kriege wird Saitschick nicht gerecht. Diese Bemerkungen sollen nur die Schwere der Probleme zeigen, mit denen der Verfasser ringt. Es ist neues Leben, das hier werden und wachsen will. Es handelt sich um die Überwindung eines politischen Naturalismus, der die westliche Kulturwelt beherrschte. Ein Nationalbewußtsein höherer Art muß angebahnt werden, als es bisher in uns lebendig war. Die Politik muß in engsten Zusammenhang mit dem geistigen Gesamtleben der Nation gebracht, von der Einseitigkeit der materiellen Rücksichten befreit werden, an die sie sich allein gebunden fühlte.

Ernst Müsebeck.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ahrens und Brinkmann, — Wilson. Das staatsmännische Werk des Präsidenten in seinen Reden. Herausgegeben von Dr. Georg Ahrens, Legationssekretär, früher Attaché an der deutschen Botschaft in Washington, und Dr. Carl Brinkmann, Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br., Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. 309 Seiten. Berlin, Dietrich Reimer. 1919.

Altenberg. — Mein Lebensabend. Von Peter Altenberg. 364 Seiten. Berlin, S. Fischer Verlag. 1919.

Arndt. — Vom Vaterland. Von Ernst Moritz Arndt. (Buch 4 der Rudolfinischen Drucke. Herausgegeben von Rudolf Koch und Rudolf Gerstung.) Offenbach a. M., Graph. Kunstdruckerei von Wilh. Gerstung.

Avenarius. — Das Bild als Narr. Die Karikatur in der Völkerverhetzung. Was sie aussagt — und was sie verrät. Von Ferd. Avenarius. Mit 338 Abbildungen und 253 Seiten. Herausgegeben vom Kunstwart im Kunstwartverlage Georg D. W. Callwey, München.

Bachmann. — Der einzige Weg aus der wirtschaftlichen Notlage. Von Dr. H. Bachmann. 17 Seiten. Graz, Verlag Leykam. 1919.

Bacon. — The Essays or consels civil and moral by Francis Bacon in one volume. 237 Seiten. (Tauchnitz Edition. Collection of British and American Autors. Col. 4526.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Bandlow. — Ut min Apteik. Humoresken von Heinrich Bandlow. 79 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1247.) Leipzig, Hesse und Becker.

Barta. — Die Ansprüche der Tschechen auf das Sudetenland. Von Dr. Erwin Barta. 6 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. Nr. 9.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Bastgen. — Die römische Frage. (Dokumente und Stimmen. Herausgegeben von Prof. Dr. Hubert Bastgen. 3. (Schluß-Band.) 385 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919.

Baudissin. — Die Kameradin. Erzählung von Eva Gräfin von Baudissin. 111 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1239/1240.) Leipzig, Hesse und Becker.

Bäumer. — Zwischen Gräbern und Sternen. Von Gertrud Bäumer. August 1916 bis August 1918. 123 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1919.

Baumgartner. — Im hohen Norden. Von Alex. Baumgartner S. J. Herausgegeben von Josef Kreitmaier. S. J. Mit 10 Bildern. 240 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Berner. — Das Kirchenregiment in der altpreußischen Landeskirche von D. Berner, Senatspräsident beim Oberverwaltungsgericht in Charlottenburg. 32 S. Berlin, Säemann-Verlag. 1919.

Bischoff. — Die Sozialisierung des Geistes. Ein Vortrag von Dietrich Bischoff. 36 Seiten. Leipzig, Fichte-Buchhandlung. 1919.

Bischoff. — Die Leistungen der deutschen Flotte. Von Dr. Ernst Bischoff. Mit zahlreichen Bildern nach Originalaufnahmen und drei Karten. 170 Seiten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1918.

Bohnenblust. — O, mein Vaterland. Die Schweiz im heimischen Liede. Von G. Bohnenblust. 133 Seiten. (Schweizerische Bibliothek. Nr. 8.) Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Bölsche. — Eiszeit und Klimawechsel. Von Wilhelm Bölsche. 76 Seiten. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Brussot. — Der Erzschelm Augustin. Roman von Martin Brussot. 330 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Bülow. — Hans von Bülow. Ausgewählte Briefe. Volksausgabe. Herausgegeben von Marie von Bülow. 600 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Castell. — Französische Reise. Impressionen von Alexander Castell. 85 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Cauer. — Aufbau oder Zerstörung. Eine Kritik der „Einheitsschule". Von Dr. Paul Cauer, Prof. an der Universität Münster. 46 Seiten. Münster i. W., Heinrich Schöningh. 1919.

D. W. B. — Mitteilungen des Deutschen Werkbundes. 32 Seiten. Berlin, Otto Elsner.

Däubler. — Im Kampfe um die moderne Kunst. Von Theodor Däubler. 75 Seiten. (Tribüne der Kunst und Zeit.) Berlin, Erich Reiß Verlag.

Du Bois. — Berichte eines Schweizers über Kärnten. Von Fred du Bois. 16 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. Nr. 10.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Dürr. — Ist etwas? Ein philosophischer Dialog von Dr. Karl Dürr, Privatdozent an der Universität Zürich. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Edschmidt. — Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung. Von Kasimir Edschmidt. 78 Seiten. (Tribüne der Kunst und Zeit.) Berlin, Erich Reiß Verlag.

Egelhaaf. — Historisch-politische Jahresübersicht für 1918. Von Gottlob Egelhaaf. 222 Seiten. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann.

Ehrat. — Hermann. Schicksale eines jungen Freundes von J. Ehrat. 221 Seiten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Enking. — Das Pünktlein auf der Welle. Roman von Ottomar Enking. Mit einer Einleitung von Prof. Ferd. Gregori, einem Bildnis des Verfassers und 32 Bildern von Ludwig Berwald. 397 Seiten. Hamburg-Großborstel, Verlag d. deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Ernst-Günther. — Reformvorschläge im Reiche und in Preußen. Eingereicht der Staatsregierung im Jahre 1917 und 1918 durch Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. 36 Seiten. Glogau und Leipzig, Verlag Hellmann.

Faesi und Korrodi. — Das poetische Zürich. Von Robert Faesi und E. Korrodi. Miniaturen aus dem XVIII. Jahrhundert. 170 Seiten. (Schweizerische Bibliothek. Nr. 9/10.) Zürich, Rascher u. Cie. 1919.

Farner. — Huldrych Zwinglis Briefe. Übersetzt von Oskar Farner, Pfarrer in Mannheim. 1. Band: 1512 bis 1523. 255 Seiten. (Schweizer Schicksal und Erlebnis.) Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Fischer. — Das deutsche Volksschauspiel. Von Eugen R. Fischer. 60 Seiten. (177. Flugschrift des Dürerbundes.) München, Georg D. W. Callwey.

Frankfurter. — Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Redigiert vom Schriftführer Dr. S. Frankfurter. 18. Heft. 104 Seiten. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1918.

Frey. — Bernhard Hirzel. Roman von Adolf Frey. 186 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Freytag-Loringhoven. — Politik und Kriegführung Von Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, General der Infanterie, Dr. h. c. der Universität Berlin. 252 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1918.

Fried. — Mein Kriegstagebuch. Das erste Kriegsjahr. Von Dr. Alfred H. Fried. 472 Seiten. (Europäische Bücherei.) Zürich, Max Rascher.

Goll. — Der Torso. Stanzen und Dithyramben von Iwan Goll. 53 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Hamann. — Ästhetik. Von R. Hamann. Zweite Auflage. 133 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 345.) Leipzig, B. G. Teubner.

Hardenberg. — Neigungen. Gedichte von Henriette Hardenberg. 46 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Hasenclever. — Geschichte Ägyptens im 19. Jahrhundert 1798—1914. Von Adolf Hasenclever. 497 Seiten. Halle a. S., Max Niemeyer. 1917.

Helfferich. — Die Vorgeschichte des Weltkriegs. Von Karl Helfferich. 230 Seiten. Berlin und Wien, Ullstein und Co.

Hennings. — Gefängnis. Von Emmy Hennings. 178 Seiten. Berlin, Erich Reiß-Verlag.

Herfurth. — Die blaue Mauritius und andere Humoresken. Von Emil Herfurth. 63 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1249.) Leipzig, Hesse und Becker.

Heynicke. — Gottes Geigen. Gedichte von Kurt Heynicke. 46 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Literarische Neuigkeiten

Hollm. — Die französische Revolution 1780. Eine Mahnung an die Gegenwart von Hans Wilhelm Hollm. 151 Seiten. Berlin, Ullstein und Co.

Hülsenbeck. — Verwandlungen. Novelle von Richard Hülsenbeck. 54 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Jacob. — Das Geschenk der schönen Erde. Idyllen von Heinrich Eduard Jacob. 69 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Jaensch. — Die Friedensfrage im Zusammenhang mit Bildungs- und Kulturproblemen der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. R. Jaensch in Marburg. 16 Seiten. (Wissenschaft und Leben. Herausgegeben von Prof. Dr. E. R. Jaensch in Marburg. Heft 1.) Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1919.

Immermann. — Der Oberhof. Von Karl Immermann. 381 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1251 bis 1255.) Leipzig, Hesse und Becker.

Jürgens. — Vom Wundergarten der Jugend. Lieder, Gedanken und eine kleine Geschichte von Anna Maria Jürgens. 57 Seiten. Leipzig, Xenien-Verlag. 1919.

Kaindl. — Böhmen. Von R. F. Kaindl. 138 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 701.) Leipzig, B. G. Teubner.

Kasack. — Der Mensch. Verse von Hermann Kasack. 69 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Keiper. — Pfälzische Bergnamen. Von Konrektor Dr. Philipp Keiper. 106 Seiten. (Pfälzische Studien. Beiträge zur pfälzischen Geschichte, Heimat- und Volkskunde und Mundartforschung. Heft 3.) Kaiserslautern, Hermann Kayser 1918.

Klein-Roden. — Ein Schrei nach dem Leben. Von Ottomar Klein-Roden. 12 Seiten. Düsseldorf, C. Friedrich Otto.

Köchling. — Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller. Herausgegeben von M. Köchling. Mit 28 Bildern. 308 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Kölwel. — Erhebung. Neue Gedichte von Gottfried Kölwel. 58 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Kreis. — Vom lieben Adam Mensch. Von Julius Kreis. 176 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker.

Lemm. — Mord. Band II: Versuche von Alfred Lemm. 86 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Leo XIII. — Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst, über die Arbeiterfrage 15. Mai 1891. Lateinischer und deutscher Text. 239 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Leonhard. — Beate und der große Pan. Ein Roman von Rudolf Leonhard. 82 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Lepsius. — John Bull. Eine politische Komödie von Johannes Lepsius. 96 Seiten. Potsdam, Tempel-Verlag. 1919.

Lienhard. — Auf Goethes Pfaden in Weimar. Zeichnungen von Ellen Tornquist mit einem Begleitwort von Friedrich Lienhard. 31 Seiten. Berlin, Furche-Verlag. 1919.

Löns. — Ho Rüd' hoh! Von Hermann Löns. 190 Seiten. Hannover, Adolf Sponholz. 1918.

Löwe. — Das neue Rußland und seine sittlichen Kräfte. Von Heinrich Löwe. 190 Seiten. Halle a. S., Max Niemeyer. 1918.

Luckwaldt. — Deutschlands Anspruch auf einen Rechtsfrieden. Geschichtliche Betrachtungen über Krieg und Waffenstillstand von Dr. Friedrich Luckwaldt, o. Professor an der Technischen Hochschule Danzig. 28 Seiten. Danzig, W. F. Burau. 1919.

Mann. — Der Untertan. Roman von Heinrich Mann. 512 Seiten. Leipzig und Wien, Kurt Wolff Verlag.

Markus. — Lady Hamilton. Drama in 3 Akten von Stefan Markus. 97 Seiten. Stuttgart, Theaterverlag Heukeshoven.

Markus. — Cäcilie. Drama in 3 Akten von Stefan Markus. 103 Seiten. Stuttgart, Theaterverlag Heukeshoven.

Markus. — Der Frauentausch. Komödie in 2 Akten von Stefan Markus. 61 Seiten. Stuttgart, Theaterverlag Heukeshoven.

Martin. — Die soziale Revolution. Der Übergang zum sozialistischen Staat von Rudolf Martin, früher Regierungsrat im Reichsamt des Innern. 207 Seiten. München, Musarion-Verlag, Abteilung Kulturpolitik. 1919.

Matthaei. — Deutsche Baukunst im Mittelalter. I. Von den Anfängen bis zum Ausgang der romanischen Baukunst. Von A. Matthaei. Vierte Auflage. Mit 35 Abbildungen im Text. 105 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 8.) Leipzig, B. G. Teubner.

Matthaei. — Deutsche Baukunst im Mittelalter. II. Gotik und Spätgotik. Von A. Matthaei. Vierte Auflage. Mit 67 Abbildungen im Text. 118 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 9.) Leipzig, B. G. Teubner.

Matthaei. — Deutsche Baukunst in der Renaissance und Barockzeit bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Von A. Matthaei. Zweite Auflage. Mit 63 Abbildungen im Text. 116 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner.

Maurenbrecher. — Wie Völker sich aus tiefster Not erheben. Ein Vortrag von Max Maurenbrecher. 35 Seiten. Langensalza, Wendt und Klauwell. 1919.

Meyer. — Deutschlands Lage in der Gegenwart und unsere Aufgaben für die Zukunft. Von Dr. Eduard Meyer, Geh. Regierungsrat, Professor der Geschichte an der Universität Berlin. 18 Seiten. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge.

Oberkamp. — Orientierungsfahrten im Orient. Von C. von Oberkamp, Justizrat. Im Selbstverlag des Verfassers.

Öhquist. — Finnland. Von J. Öhquist. 117 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 700.) Leipzig, B. G. Teubner.

Penck. — Festband. Albrecht Penck zur Vollendung des 60. Lebensjahres gewidmet von seinen Schülern und der Verlagsbuchhandlung. Mit 10 Tafeln und 33 Figuren im Text. 437 Seiten. (Bibliothek geogr. Handbücher. Begründet von Friedr. Ratzel.) Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1918.

Penck. — Die tektonischen Grundzüge Westkleinasiens. Beiträge zur anatolischen Gebirgsgeschichte auf Grund eigener Reisen von Walter Penck in Konstantinopel. Mit 11 Figuren im Text. 120 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1918.

Pesch. — Ethik und Volkswirtschaft. Von Heinrich Pesch S. J. 164 Seiten. (Das Völkerrecht. 4. und 5. Heft. Im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht herausgegeben von Godehard Jos. Ebers.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Pestalozzi. — Pestalozzi, der Mensch und Dichter im eigenen nnd zeitgenössischen Urteil. 94 Seiten. (Schweizerische Bibliothek. Nr. 6.) Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Petersen. — Kulturfeinde. Schauspiel in 4 Aufzügen von Hugo Petersen. 52 Seiten. Berlin, A. Hoffmanns Verlag.

Pfaundler. — Die Zukunft der Deutschen in Westungarn. Von Dr. Richard von Pfaundler. Mit einer Karte. 8 Seiten. (Flugblätter für Deutsch-österreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Woltawa. Nr. 8.) Wien, Alfred Hölder 1919.

Plotke. — Deutsche Bühne. Jahrbuch der Frankfurter Städtischen Bühnen. Im Auftrag der Generalintendanz herausgegeben von Georg J. Plotke. 403 Seiten. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten und Loening. 1919.

Potthoff. — Die staatliche Organisation der Arbeiter, Angestellten und Beamten zu wirtschaftlichen und sozialpolitischen Zwecken. Denkschrift im Auftrag des Ministeriums für soziale Fürsorge des Volksstaates Bayern von Dr. Heinz Potthoff, Referent für Arbeitsrecht im Ministerium für soziale Fürsorge. 28 Seiten. München, Duncker und Humblot. 1919.

Prehn v. Dewitz. — Die französische Revolution. Von Prehn v. Dewitz. 16 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Ratzel. — Die deutsche Seele. Roman von Christiane Ratzel. 319 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Rein. — Erziehung und Leben. Von Wilhelm Rein. Ausgewählte Abschnitte aus seinem Leben. 189 S. (Reclams Universalbibliothek Nr. 5932, 5933.) Leipzig, Philipp Reclam jun. 1919.

Reinhardt. — Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen. Von Dr. Karl Reinhardt, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. 145 Seiten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1919.

Remling. — Der amerikanische Segen und andere Erzählungen. Von Konrad Remling. 64 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1261.) Leipzig, Hesse und Becker.

Reventlow. — Politische Vorgeschichte des Großen Krieges. Von Graf Ernst zu Reventlow. 354 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1919.

Richter. — Dem Rachen John Bulls entschlüpft. 28 Monate in englischen Internierungslagern von E. Alfred Richter, diplom. Handelslehrer. 115 Seiten. Dresden, Arthur Delling. 1919.

Riebicke. — Im Moselstübchen. Novellen von Otto Riebicke. 64 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1263.) Leipzig, Hesse und Becker.

Riehl. — Der Leibmedikus. Die Dichterprobe. Novellen von H. W. Riehl. 63 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1246.) Leipzig, Hesse und Becker.

Riepage. — Eindrücke eines deutschen Oberlehrers aus der Türkei. Von Dr. Martin Riepage, ehemals Oberlehrer an der deutschen Realschule zu Aleppo. Zweite Auflage. 14 Seiten. Potsdam, Tempel-Verlag. 1919.

Ritter. — Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft aus den führenden Werken. Betrachtet von Moriz Ritter. 461 Seiten. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1919.

Rolland. — Den hingeschlachteten Völkern! Von Romain Rolland. 14 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1918.

Rosenstock. — Europa und die Christenheit. Von Eugen Rosenstock. 31 Seiten. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Rudolph. — Das Erwachen aus dem Traum des Lebens. Von Hermann Rudolph. 21 Seiten. (Theosophische Kulturbücher für wahre Lebenskunst und Lebensweisheit. Nr. 6.) Leipzig, Theosophischer Kulturverlag. 1918.

Rung. — Die große Karawane. Roman aus dem heutigen Ägypten von Otto Rung. 380 Seiten. München, Georg Müller.

Sägmüller. — Der apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechts und Völkerfrieden. Von Johannes Baptist Sägmüller. 120 Seiten. (Das Völkerrecht. 6. Heft.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Said-Ruete. — Politische Korrespondenzen und friedfertige Kriegsaufsätze 1914—1918. Von Said-Ruete gesammelt. 193 Seiten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1919.

Saitschick. — Der Staat und was mehr ist als er. Von Robert Saitschick. 265 Seiten. München, C. H. Beck.

Sauerbeck. — Der Kriegsausbruch. Eine Darstellung von neutraler Seite an Hand des Aktenmaterials von Dr. Ernst Sauerbeck, Basel. 742 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Schanz. — Einfluß des Lichtes auf die Gestaltung der Vegetation. Von Dr. med. Fritz Schanz, Augenarzt in Dresden. Sonderabdruck aus den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Jahrgang 1918, Band XXXVI, Heft 9. 632 Seiten. Berlin, Gebrüder Borntträger. 1919.

Scheffler. — Die Melodie. Versuch einer Synthese nebst einer Kritik der Zeit. Von Karl Scheffler. 88 Seiten. Berlin, Bruno Cassirer. 1919.

Schlesien. — Ein Bekenntnisbuch. Herausgegeben vom Schlesischen Bund für Heimatschutz. 75 Seiten. Breslau. 1919.

Schmeidler. — Vom Wikingerschiff zum Handelstauchboot. Von Dr. B. Schmeidler, a. o. Professor an der Universität Leipzig. 86 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 151.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Schmidt. — Volksvertretung und Schulpolitik. Von Ferdinand Jakob Schmidt, Professor an der Universität Berlin. 53 Seiten. Berlin, Georg Reimer. 1919.

Schmidt. — Im Pfarrhause zu Gumpelshausen. Eine geschichtliche Erzählung von Carl Richard Schmidt. 48 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1264.) Leipzig, Hesse und Becker.

Schmitt-Dorotić. — Politische Romantik von Dr. Carl Schmitt-Dorotić, Privatdozent a. d. Universität Straßburg. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Schnitzler. — Casanovas Heimfahrt. Von Arthur Schnitzler. 181 Seiten. Berlin, S. Fischer Verlag. 1918.

Schrader. — Konstantinopel. Vergangenheit und Gegenwart von Friedrich Schrader. 246 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Schumacher. — Grundlagen der Baukunst. Studien zum Beruf des Architekten. Von Fritz Schumacher, Baudirektor in Hamburg. 194 Seiten. München, Georg D. W. Callwey.

Schwab. — Die Iglauer Sprachinsel. Deutsch von Dr. Emanuel Schwab. Mit einer Karte. 72 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. Nr. 5.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Schweiger. — Das Signal. Roman von Paul Ludwig Schweiger. 259 Seiten. München, Georg Müller. 1918.

Seidel. — Am See und im Schnee. Thüringische Kartoffelklöße. Humoristische Erzählungen von Heinrich Seidel. 79 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1250.) Leipzig, Hesse und Becker.

Seidel. — Klassenarmee und Volkswehr. Von Richard Seidel. 69 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1919.

Seyauer. — Gott wird! Sieben Predigten, gehalten im Winter 1917/18 in der freireligiösen Gemeinde Karlsruhe von Albert Seyauer. 191 Seiten. Konstanz i. B., Reuß und Itta, Verlagsanstalt.

Sienkiewicz. — Im Strudel. Roman von Henryk Sienkiewicz. 399 Seiten. (Hesses Volksbücherei. Nr. 1241—1245.) Leipzig, Hesse und Becker.

Sinsheimer. — Peter Wildmayers Sohn. Von Hermann Sinsheimer. Neue deutsche Romane. 246 Seiten. München, Georg Müller.

Soden. — Palästina und seine Geschichte. Von H. Freiherr v. Soden. Vierte Auflage. 113 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 6.) Leipzig, B. G. Teubner.

Sohnrey. — Jahrbuch für Wohlfahrtsarbeit auf dem Lande. Begründet und herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Heft 1: Wohlfahrtspflege-Organisationen. Vorträge und Verhandlungen auf der Sonder-Konferenz des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 15. Juni 1918. 90 Seiten. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 1918.

Solf. — Kolonialpolitik. Mein politisches Vermächtnis von W. H. Solf. 99 Seiten. Berlin. Reimar Hobbing.

Spranger. — Der Aufstieg der Begabten. Von Eduard Spranger. 11 Seiten. (179. Flugschrift des Dürerbundes.) München, Georg D. W. Callwey.

Spranger. — Kultur und Erziehung. Gesammelte pädagogische Aufsätze von Dr. Eduard Spranger, ord. Professor an der Universität Leipzig, 151 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Stamm. — Der Aufbruch des Herzens. Von Karl Stamm. 78 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Stegemann. — Rettet das Saarland! Ein Aufruf von Dr. Herbert Stegemann. 39 Seiten. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1919.

Steinberg. — Ferdinand Hodler. Ein Platoniker der Kunst. Ein Versuch von S. D. Steinberg. 31 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.179

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY